Theologische Zeitschrift.

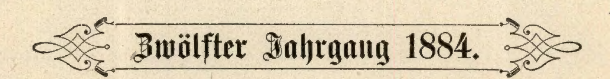


Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget."
Joh. 5, 39.



Zwölfter Jahrgang 1884.

St. Louis, Mo.
Aug. Wiebusch & Son Printing Company.
1884.

Inhalts-Verzeichniß.

Januar.

Februar.

März.

April.

Mai.

Juni.

Juli.

August.

September.

Oktober.

November.

December.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XII. Januar 1884. Nro. 1.

Vorwort.

„Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Dieses Wort, das vom ganzen Menschenleben gilt, wird wohl auch auf einzelne Unternehmungen und Bestrebungen während desselben seine Anwendung finden können. Zu diesen möchten und dürfen wir auch unsere Theol. Zeitschrift rechnen. Wenn sie nun vielen ihrer Nichtleser als etwas Köstliches angepriesen würde, so könnte wohl auch Mancher, der sie immer gelesen hat, auf den Gedanken kommen, daß damit am Ende des Guten zu viel gethan werde und daß der Preis der Theol. Zeitschrift das kostbarste an derselben gewesen sei. Wir wollen aber auch mit einem Solchen nicht rechten oder gar versuchen ihm in marktschreierischer Weise einzureden, daß er noch viel mehr erhalten habe, als er sonstwo für denselben Preis bekommen könne. Sollte aber wirklich Jemand vorhanden sein, der erwarten würde, daß die Theol. Zeitschrift ihm ein größeres Quantum geistiger und geistlicher Marktwaare für einen geringeren Preis liefern solle, als irgend welches andere Blatt es thun könne, so möchten wir darauf hinweisen, daß unsere Theol. Zeitschrift einer derjenigen Arbeitsräume unserer Synode ist, in welchen nur vorbereitende Arbeiten gethan werden, deren Ergebnisse ihren Werth nicht in der Menge oder Kostbarkeit des verarbeiteten Materials haben, sondern darin, daß sie dazu bestimmt sind, die Formen, in welche das Metall zum Kunstwerk oder zum nützlichen Geräthe gegossen werden soll, vorzubilden. Oder mit andern Worten: Die Theol. Zeitschrift ist nicht das Verkaufslokal oder gar das Schaufenster für die geistigen Arbeitsprodukte unserer Synode, sondern sie nimmt im Organismus derselben etwa die Stelle der Formstube und der Modellwerkstatt ein. Gerade hier aber ist das, was nöthig ist, nicht das rasche Handeln, die geschickte Benützung des günstigen Augenblicks zur einen, oder das gespannte Zuwarten und die anscheinende Unthätigkeit zur andern Zeit, sondern die ruhige, unverdrossene, bis in's Kleine und Kleinste gewissenhafte Arbeit. Ebenso kommt es hier nicht darauf an, wie sich die Arbeit, welche gethan worden ist, dem Auge eines zufälligen Beschauers darstellt, sondern darauf, ob sie mit derjenigen Sorgfalt, Vorsicht und Umsicht gethan wird, die für das Gelingen der definitiven Ausführung zwar noch keine unfehlbare Bürgschaft bietet, aber nichtsdestoweniger unerläßliche Vorbedingung desselben ist.

Gerade so ist es auch mit der Theol. Zeitschrift. Ihr Werth für die Synode im Ganzen, wie für die einzelnen Glieder derselben wird mit dem Maße der auf das Blatt verwendeten geistigen Arbeit wachsen. Dabei ist aber nicht allein an diejenigen zu denken, welche die Artikel der Theol. Zeitschrift schreiben, sondern auch an diejenigen, welche sie lesen. Das mag Manchem eine etwas zu starke Zumuthung scheinen und ihm die etwas entrüstete Bemerkung entlocken, daß solche Erwartungen über das Maß desjenigen hinausgingen, was sonst die Zeitungsleute von ihrem Abonnenten-Publikum zu erwarten pflegen. „Nicht genug, möchte da wohl einer sagen, daß ich die Theol. Zeitschrift halte, nun soll ich sie auch noch lesen!" Ganz gewiß. Wäre sie nur das Organ des Redakteurs, dann würde allerdings dieses Ansinnen sehr nahe an der Grenze dessen liegen, was man nicht mehr als Bescheidenheit bezeichnet. Die Theol. Zeitschrift ist aber ein Synodalblatt und wie die Synode verlangt, daß ein jedes ihre Glieder auf den Distrikts-Conferenzen Kenntniß und Antheil an ihrem kirchlichen Leben nehme, so hat sie auch ein Recht zu erwarten, daß ihre Pastoren Beachtung und Theilnahme haben für die geistige Arbeit des gesammten Kreises, dem sie alle angehören, um dadurch die Erträgnisse dieser Arbeit zu mehren und zu bessern. Es ist ja gar nicht denkbar, daß die Theol. Zeitschrift nur vollkommen tadellose Arbeiten liefern werde und könne. Im Allgemeinen aber wird ihr Inhalt um so besser sein, je mehr es der Redaktion möglich sein wird aus einer Menge vorhandenen Stoffes das Beste herauszunehmen. Dabei ist die Möglichkeit des Irrthums natürlich nicht ausgeschlossen und es kann auch geschehen, daß Dinge ihren Weg in die Theol. Zeitschrift finden mögen, die dem Einen oder Andern lediglich als ein theologisches Krankheits-Symptom erscheinen. An solchen Dingen nun gleichgültig oder gar gereizt vorüberzugehen, wäre nicht recht. Dieselben sollten nicht blos gelesen, sondern studirt werden und, wenn sie sich wirklich als Dinge erweisen, die nicht gut sind, so sollten sie nicht blos verurtheilt, sondern auch nach ihren Ursachen geforscht werden, damit man die Wurzeln des Uebels zu entfernen im Stande sei. Das aber kann nur mittelst unablässiger, mühevoller und manchmal recht undankbarer Arbeit geschehen.

Diese Mühe und Arbeit ist — so wenig es auch manchmal den Anschein haben mag — dennoch köstlich. Zwar nicht in Bezug auf Gewinn oder Ruhm, sondern darin, daß sie Mitarbeit an einem Werke ist, das ewigen Zwecken dient. Da mag nun gerade der Theil der Arbeit, den unsere Theol. Zeitschrift thut und der an ihr gethan wird, sehr wenig in die Augen fallend sein, aber sie gehört in den Bestand des Ganzen hinein und hat darin ihren Werth und die Nothwendigkeit ihres Daseins; denn was ein Ganzes sein soll, kann es niemals werden, so lange der kleinste Theil dazu fehlt und das, was vollkommen sein soll, kann es niemals werden, so lange auch das Unscheinbarste daran unvollendet ist. Daß aber auch unserer Theol. Zeitschrift noch in jeder Beziehung Vieles fehlt, werden uns sogar auch diejenigen unserer Synodalbrüder recht gerne bezeugen, welche dieselbe auch im verflossenen Jahre nicht gelesen haben. Wir werden nun Solche keineswegs

falschen Zeugnisses bezichtigen können, aber ebensowenig wird es ihnen möglich sein, zu leugnen, daß sie auch mit zu dem vielen Fehlenden gehören. Was aber fehlt, das kann noch ergänzt werden und je mehr fehlt, desto anhaltender und eifriger muß gearbeitet werden, um die Lücken auszufüllen. Es wird also auch im kommenden Jahre nicht an Arbeit für und an unsrer Zeitschrift fehlen. Das ist aber noch nicht genug; die Arbeit darf eben nicht darin aufgehen, daß sie Mühe ist, sonst wäre sie ja zwecklose Selbstpeinigung, sondern sie muß auch Frucht haben; das Werk, an dem wir arbeiten, muß auch durch die Arbeit unserer Hände gefördert werden. Das wünschen wir wohl, aber damit ist es noch nicht gethan, wir streben wohl darnach, aber damit ist es noch nicht ausgeführt. Es wäre aber ein elend und jämmerlich Ding, wenn wir vergeblich arbeiten und unsere Kraft umsonst verzehren müßten. Darum ist's gut, daß auch unsre Sache des Herrn und unser Amt unsers Gottes ist; ihm können wir es getrost befehlen, denn er ist unsre Zuflucht für und für; er sei uns freundlich und fördere das Werk unsrer Hände bei uns, ja das Werk unsrer Hände wolle er fördern.

Welches ist das gottgewollte gegenseitige Verhältniß von Amtsvorgänger und Nachfolger?

Referat auf der Conferenz des II. Distrikts zu Quincy, Ills., von P. Fr. Pfeiffer.

Alles, was Ihr wollt, daß Euch die Leute thun sollen, das thut Ihr ihnen! das ist das Gesetz und die Propheten! Matth. 7, 12.

In diesem Wort weiset der Mittler zwischen Gott und Menschen jedem einzelnen Menschen seine gottgewollte Stellung zu seinem Nächsten und das einzig gottgefällige Verhältniß zu einander. Er bezeichnet solches als das Ziel, dem Gesetz und Propheten zustreben, also als die Erfüllung derselben im menschlichen Leben, die natürlich das normale Verhältniß des Menschen zu Gott zur Voraussetzung hat. — Als Träger des Gesetzes und des Evangelii und als Vermittler desselben an die Welt, ist es ja der Pastoren Aufgabe, für deren Verwirklichung im Leben der einzelnen Menschen zu wirken, sie in's richtige Verhältniß zu Gott und zu ihren Nebenmenschen hineinzuführen. Diese Aufgabe werden sie aber am erfolgreichsten erfüllen können, wenn das eigene, schon göttlich normirte Leben ihrem Wort das Siegel der Wahrheit aufdrückt. Verba docent, exempla trahunt. Ein göttlich heiliges Leben ist ja längst anerkannt als die trefflichste und unwiderlegbarste Apologie des Christenthums. Diese zu liefern und von Allen lesen zu lassen, die mit ihnen in Berührung kommen, sind vor Allem die Pastoren als Vorbilder ihrer Heerde berufen. Zu solchem Vorbild gehört als ein unentbehrlicher Zug ihr gegenseitiges kollegiales Verhältniß. Doch haben wir dieses nicht in seiner Totalität, sondern in der Individualität des speciellen Verhältnisses von Vorgänger und Nachfolger im Amt zu beleuchten. Ein solches ergibt sich aus dem Amtswechsel, der für die betreffenden Gemeinden nicht blos von der größten Wichtigkeit ist, sondern auch für die Träger des heil. Amtes, die eben durch

den Stellenwechsel zu einander und auch zu den Gemeinden in neue Beziehungen treten. Sind sie vorher schon, als Träger derselben Würde, als Arbeiter an demselben Werke und Mitgenossen derselben Freuden und Leiden — Kollegen — so gestaltet sich doch dieses amtsbrüderliche Verhältniß noch zu einem engern und innigern dadurch, daß der Eine seine bisherige Gemeinde dem Anderen zur Pflege übergibt. Kann der Ackersmann im buchstäblichen Sinne des Wortes mit der Scholle, auf der er viele Jahre sich herumbewegte und mit der er sich abmühte, so verwachsen, daß er den, der ihm dieselbe abkäuft und in sein bisheriges Eigenthum eintritt, als sich näher stehend und enger verbunden betrachtet, als die, welche blos denselben Beruf mit ihm verfolgen — wie vielmehr muß das der Fall sein mit solchen Ackerleuten, deren Ackerwerk geistig und göttlich, und darum ewig ist!

Man könnte freilich denken und sagen: Nun, der Eine ist von seiner Gemeinde abgezogen; der Andere ist in dieselbe eingetreten, jener hat nicht mit diesem und seiner alten Gemeinde mehr etwas zu schaffen, sondern hat nur für seine neue zu sorgen und sich in dieselbe einzuleben. Dieser aber hat nichts zu thun mit seinem Vorgänger, nichts mehr, als er mit andern Amtsbrüdern zu beobachten hat. Er ist ja nun an dessen Stelle, und diese auszufüllen, ist seine neue Aufgabe, deren Erfüllung er sich mit allem Ernst angelegen sein läßt, und deren Größe und Wichtigkeit ihm gar keine Zeit läßt, noch an andere Beziehungen zu denken. — Doch so einfach stellt sich die Sache zwischen Beiden denn doch nicht; es wäre auch nicht das Richtige, wenn unter ihnen gar keine Beziehungen bestehen sollten in Betreff der bezüglichen Gemeinde. Muß dieselbe doch dem abgehenden Pastor, wenn anders derselbe kein Miethling ist, unauslöschlich in's Herz geschrieben sein durch alle die in derselben gemachten Erfahrungen an Freude und Leid. Und sollte d i e s e s den größten Theil seiner Erlebnisse darin ausmachen, so muß er ja, nach der Behauptung, daß Leid enger verbinde als Freude, nur um so inniger mit ihr verknüpft sein. Ist dieselbe auch mehr oder weniger, je nach der Dauer und nach der Art seines Wirkens, in ihrer äußern und mehr noch in ihrer innern Gestaltung sein Kind — so kann es ihm unmöglich gleichgültig sein, wessen Pflege er dasselbe zur weiteren Erziehung übergibt. Drückt der Vorgänger durch sein Wirken der Gemeinde ein Bild seines Wesens auf, ist sie ein Brief, den er geschrieben, dann gewinnt der Nachfolger durch das Lesen desselben eine viel genauere Erkenntniß von dem Wesen und Leben seines Vorgängers; und weil unsere Erkenntniß von einer Person oder Sache auch meistens unsere Stellung zu derselben bedingt und bestimmt, so gestaltet sich durch den Einblick und das Einleben des Nachfolgers in seine neue Gemeinde auch dessen Urtheil von dem Vorgänger und demgemäß sein Verhalten zu demselben unter der Hand anders.

Doch wie soll dieses beschaffen sein? Darum handelt es sich. Natürlich eines Geistlichen würdig; nicht zum Aergerniß und Schaden, sondern zum Segen für unsere Gemeinden, deren Lebeu und Gedeihen ja oft so sehr durch Pastorenwechsel beeinflußt wird, ohne daß auch noch durch ein unchristliches

Verhalten der Pastoren dasselbe geschädigt würde. — Ist's nicht so, daß der Stellenwechsel für uns öfter eine Klippe wird, an der wir scheitern, wohl ohne Absicht, aber auch ohne Vorsicht und Achtsamkeit auf den eigenen Menschen, der sich in solcher Zeit rührt und regt, uns einen Fall zu bereiten? Um gegen solchen für unsere Person und unsere Gemeinden verderblichen Fall uns zu wahren, und wenn schon einer geschehen, denselben nach seinem ganzen Umfang und seiner vollsten Bedeutung zu bereuen, dazu mag und soll uns behülflich sein, wenn wir uns klar werden über das richtige, gottgefällige und gottgewollte, uns und den Gemeinden segensvolle Verhältniß zwischen Vorgänger und Nachfolger.

A. Wir suchen erst, der Sache gemäß, das normale Verhalten des Vorgängers zu seinem Nachfolger zu bestimmen.

1. Wenn ein Pastor räumlich von seiner bisherigen Gemeinde, an der er vielleicht längere Zeit gewirkt hat, scheidet, so verlangt es weder sein Verhältniß zu der neuen Gemeinde, in die er eintritt, noch auch sein Verhältniß zu seinem Nachfolger, daß er dieselbige ganz aus seinem Herzen streicht und alle Bande mit ihr löst. Ein solches Verfahren würde ihn als einen nicht blos undankbaren, sondern geradezu herzlosen Menschen kennzeichnen, dem, weil eben das Herz ihm fehlt, die erste Qualification zu dem heiligen Berufe mangelt. Allerdings hat er nun seiner neuen Gemeinde seine ganze Liebe zu schenken; aber, Gottlob, die echte Liebe ist nicht engherzig. Hat sie die Fähigkeit und auch die Aufgabe, die ganze Welt zu umfassen, selbst die Feinde in's Herz einzuschließen, wie viel weniger darf sich die Liebe eines Hirten zu seiner Heerde, auch wenn er sie nicht mehr weidet, gegen sie ganz verschließen. Wir finden es sehr anstößig und gegen die Liebe gröblich verstoßend, wenn ein Ehegemahl nach dem Ableben des andern alsobald so handelt, daß daraus der Schluß gezogen werden muß, mit dem Verschwinden der irdischen Hülle unter der Erde ist auch der letzte Funke von Liebe und Anhänglichkeit erloschen. Nun ist ja allerdings die Verbindung eines Pastors mit seiner Gemeinde keine unauflösliche, aber doch eine ihrem Wesen und Zwecke nach heiligere, indem sie die unauflösliche Verbindung der Gemeinde mit Christo, dem Seelenbräutigam, zum Ziele hat. Darum ist's um die seelsorgerliche Liebe etwas gar Inniges, Liebliches und Heiliges. Wenn nun auch der Vorgänger nicht sagen darf und soll: Mein Herz ist noch in meiner vorigen Gemeinde, nachdem er bereits in einer andern sich eingewohnt hat, so soll er doch seine vorige Gemeinde immer noch — und sein Leben lang in sein Herz einschließen, und wenn er auch durch Wort und Werk ihr Wohl nicht mehr fördern kann, so soll ihm dasselbe doch nicht gleichgültig sein. Ist er sich seiner Verantwortlichkeit für jede von ihm bediente Gemeinde lebendig bewußt und reuevoll eingedenk seiner mannigfachen Versäumnisse an derselben, so wird er um ihr Wohl stets väterlich besorgt, dasselbe immer noch zu fördern suchen durch den fleißig erhobenen, mächtigen Arm der Fürbitte. Er kann und darf stets herzlichen Antheil nehmen an allen freudigen und traurigen Ereignissen innerhalb der Gemeinde wie der einzelnen Familien und solche auch bezeugen. Bei

jedem neuen Wechsel wird ihm das Herz in Wehmuth schlagen, er wird der Gemeinde Bestes wünschen und darf zum Zweck der Erreichung desselben bei der Wiederbesetzung auch mit rathen und sorgen, soweit er damit nicht mit den zuständigen Behörden in Conflikt geräth.

Also in liebendem, fürbittendem Herzen tragen darf und soll ein Pastor als ein Hirte nach Gottes Herzen die von ihm verlassene Gemeinde.

2. Doch bei aller Weitherzigkeit hat die Liebe, auch die Liebe eines Amtsvorgängers zu seiner früheren Gemeinde, ihre Grenze, eine feine Grenze an der Uebertragung des Amtes an einen Andern, daß er nicht mehr ihr Pastor ist, sondern sein Amtsnachfolger — und diese Grenze, wie oft wird sie überschritten vom Amtsvorgänger —. Da kommen Briefe aus der alten Gemeinde voll Dankbarkeit und Sehnsucht nach ihrem früheren Pastor! Sie werden beantwortet, und es entspinnt sich ein brieflicher Verkehr. Nun, dagegen wäre ja Nichts zu sagen, wenn derselbe nicht zum Nachtheile des Nachfolgers, und zum Schaden wenigstens der daran betheiligten Glieder ausschlüge! Der Vorgänger darf jederzeit die Zeichen dankbarer Liebe hinnehmen, die ihm von seiner früheren Gemeinde aus zu Theil werden, mögen sie nun in blos schriftlichen Ausdrücken der Liebe, Dankbarkeit und Anhänglichkeit seiner früheren Heerde, oder in andern schönen und nützlichen Gegenständen concrete Gestalt gewinnen! Um so besser für die Gemeinde oder einzelnen Glieder, wenn solchen Erweisungen die erst spät gewonnene Einsicht zu Grunde liegt und in ihnen das Bekenntniß abgelegt wird, daß sie vielfach ihre Pflicht ihrem ehemaligen Hirten gegenüber unerfüllt gelassen und nun noch alte Schulden abtragen wollen! Das Alles ist nicht blos erlaubt, sondern auch gut und sehr löblich, so der Nachfolger des verehrten Vorgängers nicht darunter zu leiden hat! Aber wie leicht geschieht es doch, daß der Nachfolger der Gegenstand des Briefwechsels wird! Dürfte er alle Briefe lesen?! Wie werden in denselben seine Predigten, seine ganze Amtsführung, sein Lebenswandel einer scharfen, vielleicht beißenden Kritik unterworfen und herunter gesetzt, natürlich nur zur Erhebung des Vorgängers! Dieser spricht vielleicht sein Bedauern aus über seinen schlimmen Nachfolger; weit entfernt, ihn irgendwie in Schutz zu nehmen, läßt er sich fort und fort zutragen, ohne Untersuchung. Alles muß wahr sein, weil es von seinen getreuen Anhängern kommt, und setzt er sich so immer tiefer in deren Herzen fest! Das Alles geschieht im Geheimen, hinter dem Rücken des Seelsorgers solcher Gemeindeglieder, bis er allmälig Spuren solch unredlichen Treibens entdeckt. Diese Glieder sind fast immer solche Leute, die bei seinem Amtsantritt die freundlichsten gegen ihn waren. Was sollen wir von einer solchen Liebe eines Amtsvorgängers zu seiner alten Gemeinde sagen? Ist dies eine lautere und wahre? Liegt es da nicht auf der Hand, daß Eigenliebe und Eitelkeit die Hauptrolle spielen? Er will eben obenan stehen in den Herzen auch der verlassenen Gemeinde, wie wenn er immer noch dort im Amte stünde. Für seinen Nachfolger soll kein Plätzlein da sein, oder höchstens zu den Füßen des hochverehrten, ehrsüchtigen Vorgängers. Und worin besteht denn, genau besehen, das

Verbrechen des Nachfolgers? Er steht auf christlich-positivem Glaubensboden, hat christliche Grundsätze, übt sein Amt mit christlicher Gewissenhaftigkeit und Treue aus, so gut wie der Vorgänger! Nur ist sein Wesen und seine Weise eine andere! Er räuspert anders, trägt sich in der Kleidung anders, kann im täglichen Umgange die Leute vielleicht nicht so gut unterhalten mit saftigen Geschichten, wie der Vorgänger, läßt nicht so viel singen, wie dieser, predigt nicht so gefühlig wie er, sondern sucht mehr den Willen in die Fesseln des Gehorsams Christi zu schlagen, mehr den innern Menschen mit Lebensbrod zu letzen, als den äußeren mit Thränen zu netzen! Aber ist denn innerhalb des biblischen Standpunktes nicht Raum genug, uns im Amt auch verschieden zu bewegen? Ist's nicht Beschränktheit, die jedes gebildeten Menschen, vorab eines Geistlichen, unwürdig ist, zu verlangen, daß der Eine in Allem, auch im Kleinsten, sich genau und streng so halte, wie der Andere? Ist's nicht schwer Unrecht, einen Amtsbruder, wenn er nicht also thut, herabsetzen und bei seiner Gemeinde verdächtigen! Wie wehe thut solches einem Amtsnachfolger! Wie viel bittere Stunden werden ihm dadurch bereitet! Wie sauer wird ihm auf lange Zeit das Amt gemacht! In welch schiefe Stellung zu ihrem Seelsorger werden solche klagenden und schmeichelnden Gemeindeglieder hineingeschoben, die in Spannung und Unfrieden, oder in Falschheit und Heuchelei ihre bittern, faulen, verderblichen Früchte trägt! Und wer hat das auf seinem Gewissen? Der Amtsvorgänger mit seiner Liebe zur alten Gemeinde, die durch Eitelkeit verunreinigt, die rechte Grenze nicht mehr inne zu halten weiß!

3. Es kann ja der alten Liebe eines Pastors zu seiner Gemeinde, der Liebe, die sich der Wahrheit freut, nicht einerlei sein, wie es in seiner vorigen Gemeinde geht, ob vor- oder rückwärts, ob auf- oder abwärts. Wie der heilige Apostel Paulus bekennt: Ich trage Sorge für alle Gemeinden, so kann die Liebe eines treuen Seelenhirten es auch nicht lassen, stets väterlich besorgt zu sein um das Wohl der Gemeinde, die er einst geweidet und mit deren fernerer Pflege er hat andere Hände betrauen müssen. Gibt ihm aber diese Liebe das Recht, alle Klagen einzelner Gemeindeglieder über den Pastor und sein Wirken ungeprüft hinzunehmen, denselben ein williges Ohr zu leihen und damit den Geist des Unfriedens und Aburtheilens zu nähren? Nein, durchaus nicht! Verlangt denn aber die gottgefällige Kollegialität, daß er alle Klagen ohne Weiteres von der Hand weist als unstatthaft und sich Derartiges verbittet? Nein, ebenso wenig. An wen soll denn die Gemeinde sich wenden, wenn sie sich unbefriedigt fühlt oder gar in ihren heiligsten Interessen geschädigt glaubt? Wer steht ihrem Herzen näher, der Pastor, welcher schon längst ihr Zutrauen gewonnen hat, oder der, welcher es sich erst erwerben muß? Wir finden das ganz natürlich, daß sie, wo sie zu Klagen sich veranlaßt findet oder berechtigt glaubt, dieselben erst in das Herz des Vorgängers schüttet. Aber was soll der damit machen? Sie ohne Weiteres den Klägern vor die Füße werfen, oder kochend heiß dem Nachfolger über den Kopf gießen? Keines von Beiden! Er lasse sie erst kalt werden, damit er sich selber die

Finger nicht verbrennt, und alsdann sondire und prüfe er sie gründlich nach den ihnen zu Grunde liegenden Ursachen. In den allermeisten Fällen werden diese sich auf vorhin schon genannte Aeußerlichkeiten und unwesentliche Verschiedenheiten im Wesen und Wirken reduziren. Solche Klagen weise er mannhaft und entschieden zurück, und rüge den Unverstand, die Einseitigkeit und Eigenliebigkeit der Kläger scharf, ermahne die Unzufriedenen, ihren Pastor und sein Wirken nicht an ihm, dem Vorgänger, und seiner Weise zu messen, sondern an Gottes Wort. Er ermuntere sie zu fleißiger, ernstlicher Fürbitte für ihn, zur Ehrerbietung und zum Gehorsam gegen ihn und alle seine Anordnungen, und zu einer gerechten Würdigung seiner Arbeit an ihren Seelen im Lichte des großen Tages, an welchem jeder Knecht steht oder fällt seinem eigenen Herrn —!

4. Sind aber die Klagen solcher Natur, daß eine gründliche und genaue Untersuchung die traurige Thatsache ergibt, daß keine nichtssagenden Aeußerlichkeiten, sondern schwerwiegende Innerlichkeiten denselben zu Grunde liegen, daß Gottes Werk in und an der Gemeinde gefährdet ist, — dann hat der Vorgänger weder in seinem Herzen, noch auch vor den Ohren der Kläger sich zum Richter über den Nachfolger aufzuwerfen, sondern denselben zu entschuldigen, sie zu geduldigem Hoffen auf's Besserwerden zu verweisen und zu ermahnen, sie zur Selbstprüfung aufzufordern, ob sie nicht selbst einen solchen Zustand verschuldet durch Lässigkeit in der Fürbitte für ihren Pastor oder durch Untreue gegen das früher gehörte Wort! — Er hat aber auch offen und ehrlich mit seinem Nachfolger darüber zu reden, ihn auf die Klagen aufmerksam zu machen, ihm mit brüderlichem Rath an die Hand zu gehen, um dieselben unmöglich zu machen! Ist es aller Christen gegenseitige heilige Pflicht, einander zu ermahnen, so lange es Heute heißt, so sind gewiß Amtsbrüder einander diese Wohlthat doppelt schuldig, und Vorgänger und Nachfolger noch mehr! Hat der Eine dem Andern gegenüber diese Pflicht treulich geübt, ohne daß eine Frucht zu Tage tritt, bleibt das Leben und Wirken des Nachfolgers nach wie vor dasselbe, die Gemeinde schwer schädigend, nehmen die Klagen kein Ende, sondern mehren sie sich — dann hat der Vorgänger das Recht und die Pflicht, dem Präsidium wahrheitsgetreu Mittheilung zu machen von der Sachlage und die Klagen gründlich zu motiviren und die Sorge für das wahre Wohl und Gedeihen seiner einstigen Gemeinde dem Manne auf's Herz zu binden, dessen Aufgabe von Amts wegen es ist, für alle Gemeinden Sorge zu tragen, aber er hüte sich wohl, auch den geringsten Schein auf sich ruhen zu lassen, als ob er irgendwie ein liebloses, ungerechtes, pflichtvergessenes Verhalten der Gemeindeglieder zu ihrem Pastor billige; im Gegentheil schärfe er ihnen das Gewissen zu treuer Pflichterfüllung von ihrer Seite, mit dem Hinweis darauf, daß der Herr Richter ist über Alles!

Sehr erleichtern kann der Vorgänger dem Nachfolger seinen Eingang in seine bisherige Gemeinde und sein Wirken an derselben, wenn der erstere schon vor seinem Abzug auf alle mögliche Weise dem letzteren die Herzen seiner bisherigen Pflegebefohlenen zuzuwenden sich bemüht, in denselben Liebe und

Zutrauen zu wecken und zu stärken sich bestrebt und öffentlich und sonderlich ihn in die Gemeinde einführt, auch wenn er nie die formelle Einführung zu vollziehen hat. Ist dieses Letztere ihm nicht möglich, kann er überhaupt von Angesicht zu Angesicht mit dem Nachfolger nicht reden, so versäume er doch nicht, demselben ein schriftliches Verzeichniß zu hinterlassen von all den in der Gemeinde sich eingebürgerten kirchlichen Gebräuchen. Es sind das ja allerdings Aeußerlichkeiten, aber darum nicht Nichtigkeiten. Es erschwert dem Nachfolger das Einleben in seinen neuen Wirkungskreis ungemein, wenn er immer wieder fragen muß: Wie wird's hier darin gehalten? — wenn er immer von der Angst bedrückt ist, in dieser oder jener seiner Amtsthätigkeiten gegen althergebrachte Gebräuche zu verstoßen und dadurch manches schwache Gewissen zu verletzen! Es bleibt solches gewöhnlich nicht aus, wo der Vorgänger es versäumt, auch diese Liebespflicht am Nachfolger zu erfüllen, ihn über diese Aeußerlichkeiten in Kenntniß zu setzen. Manches Herz, das an solchen Aeußerlichkeiten hängt, wird dadurch gleich von vorne herein mit einem Vorurtheile gegen den neuen Pastor eingenommen und dadurch in eine Stellung zu ihm gedrängt, die ihm selbst schädlich und dem Wirken des Seelsorgers an demselben hinderlich und erschwerend in den Weg tritt. Das hat der Vorgänger auf seinem Gewissen, welche Last nicht so leicht ist, als die Mühe und Arbeit geringe, dieselbe sich vom Gewissen zu halten. Ein Jeglicher sehe auch darin nicht auf das Seine, sondern auf das, das des Andern ist. Kurz, es mag mit dem Amtsnachfolger stehen, wie es will, — der Amtsvorgänger darf nicht wie ein Dieb in der Nacht in den Schafstall einbrechen und demselben die Herzen stehlen! Er thue an seinem Nachfolger, was er wünscht, daß sein Vorgänger thue! Diese Stellung allein ist eines Geistlichen würdig, der Gemeinde und dem Nachfolger wie ihm selbst zu reichem Segen! — (Fortsetzung folgt.)

Die subjective Wahrheit des kirchlichen Unterrichts.

Die Forderung, daß Inhalt und Form dessen, was von dem evangelischen Prediger als christliche Lehre vorgetragen wird, sowohl auf der einen Seite Ausdruck der eigenen innersten Ueberzeugung sei, als auch auf der andern Seite wieder nichts anderes als das, was die evangelische Kirche als schriftgemäße Wahrheit erkannt hat und noch erkennt, tritt am deutlichsten und klarsten bei der Betrachtung des kirchlichen d. h. des Katechismusunterrichtes zu Tage, obwohl sie nicht nur für die gesammte Amtsthätigkeit, sondern auch für die ganze Lebensführung des evangelischen Geistlichen geltend gemacht werden muß. Der Gegensatz nun, der zwischen den beiden Seiten dieser Forderung besteht, läßt sich keineswegs dadurch wegschaffen, daß man die eine der andern voranstellt oder überordnet. Sie stehen vielmehr gleichberechtigt und gleich nothwendig nebeneinander und es kommt nur darauf an, eine jede derselben gerade so zur Geltung zu bringen, daß die andere dabei auch zu ihrem vollen Recht kommt und somit beide miteinander im Gleichgewicht bleiben.

Wenn nun in dem Vorliegenden die Betrachtung auf den Katechismusunterricht eingeschränkt wird, so hat das seinen Grund hauptsächlich in dem Umstande, daß hier die beiden Seiten der Frage sich thatsächlich berühren, und somit kein neutrales Gebiet mehr zwischen sich lassen, auf das man sich zurückziehen könnte, wenn man von beiden Seiten gedrängt wird.

Von der einen Seite aus betrachtet, kann man es einer kirchlichen Gemeinschaft, wie etwa unsrer Synode, durchaus nicht verargen, wenn dieselbe für den katechetischen Unterricht ein aus ihrer Mitte hervorgegangenes und von ihren ordnungsmäßigen Vertretern anerkanntes Lehrbuch vorschreibt. Würde auch von der evangelischen Kirche, d. h. ihren in gesetzmäßiger Weise ernannten Vertretern, der Satz des Tridenter Concils gelten oder geltend gemacht werden können, daß ihr nämlich allein zustehe, über den richtigen Sinn und die Auslegung der heiligen Schrift zu urtheilen (cujus est judicare de vero sensu et interpretatione scripturarum sacrarum), so wäre ein Katechismus, der einmal z. B. von einer Generalsynode gutgeheißen ist, ebenso hinzunehmen wie die Schrift selbst, und die Ueberzeugung des Einzelnen käme dem kirchlich anerkannten gegenüber einfach nicht in Betracht. Macht man nun vollends das unbedingte Aufgeben der eigenen Ueberzeugung zur Pflicht und rechnet man die Verleugnung derselben nicht als ein Vergehen, sondern als ein Verdienst an, so steht man auf einem Boden, der allerdings hart und fest genug ist, um den Aufbau kirchenpolitischer Macht und das Gewicht geistlicher Herrschaft zu tragen, aber zu hart, um dem Samen der Wahrheit, der in der Schrift liegt, das Keimen und Wachsen im Gemüthe des Einzelnen zu gestatten.

Ueberläßt man aber den Einzelnen sich selbst, ist die Ausbildung seiner individuellen Ansichten nicht durch gewisse von der Gesammtheit anerkannte Grundlinien geleitet, so geräth die Lehrentwicklung in den Zustand einer Verflachung und Versumpfung hinein, in welchem unter der Hitze gegenseitiger Concurrenz die Erörterung jeweiliger wichtiger oder müßiger Tagesfragen so üppig wachsen kann, als je Sumpfpflanzen dies gethan haben und das Röhricht großer und kleiner berühmter Männer rasch aufschießt, um im Winde der verschiedenen geistigen und kirchlichen Bewegungen sich zu biegen und zu rauschen.

Daß diese beiden Arten der Lehrentwicklung nur unrichtig und ungesund sein können, wird am Ende Jeder zugeben, ebenso auch, daß das Richtige weder eine Mischung noch auch gerade der Durchschnittswerth von beiden ist. Um aber auf das Richtige zu kommen, werden wir vielmehr die Kirchenlehre selbst etwas näher betrachten müssen. Hier werden wir erwarten, daß dieselbe zwar einerseits fest, aber doch andrerseits auch lebendig sei. Nun schließt aber alles Leben Bewegung in sich und die beiden Bestimmungen scheinen in Widerspruch zu kommen. Das scheint aber nur so und es löst sich dieser Schein bei Betrachtung von irgend etwas Lebendigem auf. Der stärkste Baum z. B. bewahrt seine Festigkeit nur so lange und nur dadurch, daß er seine Beweglichkeit erhält, d. h. nur dadurch, daß die Säfte sich in ihm

lebendig regen und er selbst dadurch, daß er wächst, sich auch immer bewegt. Sobald diese Bewegung aufhört, vergeht auch die Festigkeit des Baumes und er zerfällt wieder in Staub. So ist auch die Kirchenlehre immer beweglich gewesen, trotzdem der Wortlaut des alt- und neutestamentlichen Kanon immer derselbe geblieben und trotzdem die Autorität desselben theoretisch anerkannt worden ist. Wo aber diese Bewegung zum Stillstand kommt, oder wo sie mit Gewalt gehemmt wird, da wirkt diese Hemmung schädlich, weil damit das Wachsthum in der Erkenntniß gehindert wird. Ein Wachsthum in der Erkenntniß ist aber immer nothwendig, weil unser Wissen eben immer nur Stückwerk ist.

Denn wenn wir auch — und zwar mit Recht — den Anspruch erheben, mit der Lehre der evangelischen Kirche auf und in der Schrift zu stehen, so ist doch damit noch keineswegs gesagt, daß Schrift und Kirchenlehre, daß kirchliches Bekenntniß und göttliche Offenbarung eins und dasselbe seien, oder daß die letztere durch die erstere ersetzt werden könne. Vielmehr bleibt bei jeder Vergleichung der Kirchenlehre mit der Schrift immer ein Rest, den die theologische Forschung auszumitteln und auszugleichen bemüht ist, um auf diese Weise die Kirchenlehre dem Wort und Geist der Schrift immer näher zu bringen. Wenn nun dabei bald von der Kirchenlehre hinweggenommen, bald hinzugethan wird, so könnte man versucht sein die Zuträglichkeit der theologischen Arbeit in Zweifel zu ziehen, da dieselbe nur Unsicherheit und Verwirrung anrichte, indem sie die Grenzen der Kirchenlehre fließend und unbestimmt mache, sodaß zuletzt Keiner mehr ganz genau wisse, wo dieselben eigentlich liegen. Dieser Zweifel wäre aber unberechtigt und unbegründet, denn er könnte nur auf der Verwechselung einer Sache mit dem Begriff, den man sich davon bildet, beruhen. Man könnte dann auch mit demselben Rechte die Zulässigkeit der geographischen Forschung bestreiten, weil dadurch, wie man ja aus den Veränderungen der Karten klar sehen könne, die Größe und die Grenzen der Welttheile fließend würden und zuletzt gar nicht mehr bestimmt werden könnten. Wollten wir aber auf diese Weise die Berechtigung und den Nutzen der theologischen Arbeit leugnen, so würden wir damit uns selbst den Boden unter den Füßen wegziehen und unsrer evangelischen Kirche das Existenzrecht absprechen, denn durch Sichtung der Kirchenlehre nach Maßgabe der heiligen Schrift ist die evangelische Kirche und ihre Lehre wieder erstanden und besteht heute noch um so lebenskräftiger, je besser und treuer sie diese Arbeit ausrichtet. Daher kann auch keinem Gliede derselben und am allerwenigsten einem Pastor die Schriftforschung verwehrt oder verkümmert werden. Dies geschieht aber auch nicht dadurch, daß ein Synodalkatechismus existirt, nach welchem der Confirmandenunterricht ertheilt werden soll; denn es liegen ja dem Katechismus keine theologischen Fragen, deren Lösung erst noch zu suchen wäre, zu Grunde, sondern die bekannten fünf Hauptstücke, von denen ein jedes in einer besonderen Weise das Christenthum zum Ausdruck bringt. So kommt in den zehn Geboten (in ihrer christlichen Auffassung) das Ethische, im Glaubensbekenntniß das Dogmatische, im Vaterunser das

Ascetische und in den Einsetzungsworten der heiligen Sakramente das Mystische des Christenthums zur fundamentalsten Darstellung. Ebenso wenig als der Inhalt der fünf Hauptstücke ein schwankender ist, kann ein Zweifel darüber obwalten, welches denn die evangelische Auffassung dieser fünf Hauptstücke ist und sein muß. Unsre evangelische Kirche schwebt weder in der Luft eines blos ideellen Princips, noch hängt sie an dem Seile der Autorität irgend eines einzelnen Menschen, sondern sie steht auf dem festen Boden der Wahrheit der Schrift, die durch die Reformation wieder zur Geltung gekommen und zur alleinigen Richtschnur des Glaubens und Lebens erhoben worden ist. Dieser Boden ist einerseits fest genug, um den Aufbau eines synodalen Gemeinwesens zu tragen, andererseits aber auch weit genug, um ein Feld für die Arbeit zu gewähren, welche die Kirche am Gemüthe des Einzelnen auszurichten hat. Was die evangelische Kirche ist, darf also für Keinen, der den Anspruch auf Befähigung zum Predigtamte erheben will, eine offene Frage sein, höchstens dürfen darüber, in welcher Weise sie ihre Aufgabe zu lösen und auf welchem Gebiete sie hauptsächlich zu arbeiten habe, die Ansichten im Einzelnen auseinander gehen, aber zu unversöhnlichen Gegensätzen werden sie sich nie gestalten können und ganz sicher nicht in der Auffassung der fünf Hauptstücke des Katechismus.

Brächte nun unser Katechismus die evangelische Auffassung der fünf Hauptstücke in einer von jeder individuellen Beziehung und Ausprägung freien Weise zur Darstellung, (d. h. etwa in der Art eines gesetzlichen Documentes oder eines diplomatischen Aktenstückes), dann wäre er ebensowenig einer Aenderung fähig und ebensowenig für den kirchlichen Unterricht brauchbar, wie § 2 unserer Synodalverfassung es ist. Er könnte dann höchstens eine Art synodaler Concordienformel sein, deren Buchstabe für unsere Synode immer bindend wäre. Dann aber wäre auch jede abfällige Beurtheilung eines solchen Katechismus der Beweis davon, daß der, welcher ein solches Urtheil ausspricht, sich eben damit auf einen Standpunkt begeben hat, der außerhalb unserer Synode liegt; mit andern Worten: eine solche Beurtheilung wäre nichts anderes als ein thatsächlicher Austritt aus der Synode. In diesem Falle gäbe es auch kein individuelles Recht des Einzelnen, weder der Form noch dem Inhalte des Katechismus gegenüber und die Forderung der subjektiven Wahrheit des Katechismusunterrichtes wäre ein Unding.

Das ist nun aber glücklicherweise nicht der Fall. Unser Katechismus trägt so sehr das individuelle Gepräge seiner Verfasser, daß dasselbe bis in die Sprachform hinein sich erkennen und verfolgen läßt. Daß dieses aber kein Fehler, sondern ein Vorzug ist, bedarf, oder sollte wenigstens keines Beweises bedürfen. Ist es doch auch beim kleinen lutherischen Katechismus durchaus nicht etwa ängstliche Genauigkeit der Definitionen oder die Schärfe der formalen Logik, sondern die individuelle Ausprägung der Sprache und die Vollendung der rhetorischen Form, was demselben seinen unverlierbaren Reiz gibt.

Gleichwohl ist gerade dieses individuelle Gepräge in der Art, wie es vor-

liegt, kein nothwendiger Bestandtheil eines Katechismus unserer Synode. Es ist ja ganz wohl möglich und tritt auch in der That zu Tage, daß, was dem Einen als angemessene Form eines Gedankens erscheint, dem Andern als eine Härte des Ausdrucks oder eine Mangelhaftigkeit der Darstellung, oder geradezu als eine mit dem Inhalt im Gegensatze stehende Form vor Augen tritt. Ist aber einmal dieses Letztere der Fall und ist man gezwungen, den Inhalt in einer nach der eigenen Ansicht falschen Form zu geben, so geht in dieser Beziehung die subjective Wahrheit des Unterrichts verloren. Dann aber hat auch der Einzelne das unbestrittene Recht, Abhülfe für einen solchen Uebelstand zu verlangen. Dieses Recht ist indeß, wenn auch unbestritten, doch weder unbedingt noch unbegrenzt. Zunächst ist es nicht unmöglich, daß man die Form als dem Inhalt unangemessen betrachtet, weil man diesen nicht ganz oder nicht richtig erfaßt hat. Die Erwägung dieser Möglichkeit macht vorsichtig. Sodann aber beeinflußt die eigene Individualität das Urtheil des Kritikers im Allgemeinen ebenso stark, als sie die Darstellung des Verfassers beeinflußt hat. Der Eine hat aber ganz gewiß dasselbe Recht an seine Individualität, wie der Andere. Ebenso ist auch die persönliche Ueberzeugung noch lange kein allgemein gültiger Beweis und ein solcher muß in diesem Falle unerläßlich gefordert werden. Endlich aber ist gerade in dem speciellen Falle einer Veränderung des Katechismus mit dem unbestrittenen Recht zum Tadeln die unbedingte Verpflichtung zum Bessermachen unauflöslich verbunden. So lange nun dieser Pflicht nur in einer die eigene Ueberzeugung zufriedenstellenden Art, aber nicht in allgemein gültiger Weise genügt ist, so lange bleibt auch der Tadel — so berechtigt und nothwendig er auch im Lichte der eigenen Ueberzeugung erscheinen mag — ohne alles Gewicht.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Ein geographischer Ueberblick der Lutherfeiern des 10. und 11. November ist insofern schon interessant, als die Feier einen Probirstein für die Gesinnung ganzer Völker und einzelner Kreise derselben gibt. Grollend standen der Lutherfeier des verflossenen Jahres gegenüber vor Allem die Römlinge in und außerhalb Deutschlands, sodann die Deutschenhasser im Osten und Westen, die hochkirchlichen Kreise Englands und einzelne Lutheraner, die im Grunde genommen eben damit unzufrieden waren, daß Luther zu groß war, als daß sie ihn hätten für sich allein behalten können.

Daß in Deutschland die evangelischen Christen allerorten Lutherfeste feierten, ist zu selbstverständlich, um noch besonderer Erwähnung zu bedürfen. Ein Eingehen in's Einzelne würde aber in's Endlose führen.

Dagegen geben uns die Lutherfeiern in den außerdeutschen Ländern einen Beweis davon, daß Rom fast nirgends mehr den Rücken frei hat als in Frankreich; aber auch hier hat an der Begeisterung für den Papst der Haß gegen Deutschland viel größeren Antheil als die Liebe zu Rom. Mag die Curie auch an kirchenpolitischem Einfluß noch so Viel gewonnen haben, an geistiger Macht außerhalb ihres Gebietes ist sie nicht gewachsen, sondern sie hat abgenommen; nur etwa in ganz hochkirchlichen Kreisen ist ihr indirecter Einfluß gestiegen.

Blicken wir zunächst noch einmal auf die Schwelle Deutschlands, so können wir bemerken, daß im Reichsland Elsaß-Lothringen die Feier in allen Gemeinden würdig begangen wurde. Vergeblich suchte die Protestpartei die einheimische Bevölkerung von der Betheiligung zurückzuhalten, weil der Statthalter Feldmarschall v. Manteuffel sich auf das Lebhafteste für das Fest interessirte. Das ganze evangelische Volk beging es in Kirche und Schule. Obgleich man sich aller öffentlichen Aufzüge aus Rücksicht auf die Gefühle der Katholiken glaubte enthalten zu müssen, verbreiteten die Ultramontanen die gemeinsten Schmähschriften auf Luther, und das „Odilienblatt" erkühnte sich bei einem Rückblick über die Lutherfeier zu schreiben: „Es hat uns bei all diesem unanständigen Zeuge eine große Traurigkeit überfallen, daß die Menschen so blind und unfähig sind, sich von den mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheilen zu entledigen. Luther ist im Lichte der Wahrheit nichts anderes als ein Feind der Wahrheit und eine Geisel Gottes."

Da war es doch anders in den deutsch-evangelischen Gemeinden Böhmens, sowie ganz Oesterreichs. Auch in Meran wurde das Fest inmitten des ganz katholischen Tirol gefeiert, und hier wie in anderen Orten betheiligten sich die deutschdenkenden Katholiken mit den Evangelischen. Die Gemeinde in Reichenberg in Böhmen hatte, um den Zusammenhang mit der gesammten deutsch-evangelischen Kirche auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, den Hofprediger Dr. Rogge aus Potsdam, der ihr durch den Gust.-Ad.-Verein nahe getreten war, zum Feste eingeladen und um Uebernahme der Festpredigt ersucht. Sowohl zur kirchlichen Feier als zu dem am Abend des 11. November stattfinden en Festbanket waren zahlreiche Theilnehmer aus der Diaspora erschienen. In einem gewiß einzig dastehenden Zwischenfalle kam hier die Stellung zum Ausdruck, welche das evangelische Pfarrhaus im Unterschied vom katholischen in der Gemeinde einnimmt. Dem Pfr. Ergenzinger war am 10. November ein Knabe geboren, der am 11. November beim Festgottesdienste durch Dr. Rogge getauft wurde und natürlich den Namen Martin erhielt. Die Pathenstelle hatte die Gemeinde übernommen und wurde durch den Kirchenvorstand dabei vertreten.

Das Lutherjubiläum wurde wohl in allen böhmischen Gemeinden Augsburgischer Confession am 11. November in festlich geschmückten Kirchen und am Tage darauf auch in ihren Schulen gefeiert, wobei die Schüler Luthers Lebensgeschichte erzählten, Luthers Lieder sangen und zum großen Theil mit der vom Pfr. Völter verfaßten und vom Pfr. Pospiril in böhmischer Sprache herausgegebenen Festschrift „Dr. M. Luther" von den Gemeinden beschenkt wurden. Auch in den Kirchen helvetischer Confession wurde gemäß der ausgesprochenen Erwartung des O.-K.-Raths H. K. des Reformators dankbar gedacht. In dem Lutherstift zu Königgrätz, dessen Errichtungsstatut vom 13. October als dem Toleranztage datirt, hat der erste, auf das Lutherfest vorbereitende Gottesdienst der dortigen evangelischen Diaspora Augsb. Conf. und der Anstaltszöglinge schon am 14. Oktober stattgefunden. Am Sonntag den 11. November, welcher vom O.-K.-Rath zur Feier des Lutherjubiläums bestimmt war, ist dieses auch in dem geräumigen mit einer Lutherbüste gezierten Gartenpavillon des Stiftes durch einen von der Diaspora zahlreich besuchten feierlichen Gottesdienst begangen worden. In der Predigt über Hebr. 13, 7—9 wurde die Anstalt als Lutherstift proklamirt und das Versammlungslokal als Betsaal dem Dienste Gottes übergeben. Die zu diesem Feste eingegangenen freundlichen und aufmunternden Begrüßungsschreiben des Vorsitzenden und Schriftführers des sächsischen Gotteskasten wurden in böhmischer Uebersetzung verlesen und von der Versammlung dankbar aufgenommen. Die Zöglinge wurden mit je einem Exemplar der Augsburgischen Confession in böhmischer Sprache beschenkt.

Wenn anderswo alles freudig sich regte, um den Tribut der Liebe und Dankbarkeit in Kirche und Festsaal niederzulegen, so konnte dies in Marienbad nur unter großen Mißhelligkeiten geschehen. In dem gastlich geöffneten Bethause der Episcopalkirche nun wurde die Lutherfeier begangen. Dasselbe war von innen und außen mit Blumenguirlanden und Kränzen reich dekorirt und bot einen wahrhaft reizenden Anblick. Die gläubige Liebe hatte diesen Schmuck gespendet. Pfr. Dr. Klimanek hielt eine tief er-

bauliche Festpredigt über 1 Sam. 3, 2—10 vor den aus Königswart, Plan, Tachau und anderen Orten, also meilenweit und ungeachtet eines greulichen Wetters herbeigeeilten Parochianen, und bewirkte durch sein eindringliches Wort, daß die größte Anzahl der Anwesenden zum Tische des Herrn trat und die geistliche Wegzehrung verlangte. Nach dem Gottesdienste wurde an alle Anwesenden, unter denen sich auch viele Katholiken befanden, Disselhoffs Jubelbüchlein vertheilt. Ist also dieses Lutherfest zwar schlicht und einfach verlaufen, so hat es doch erquickt und erbaut, ein Lutherfest mit Hindernissen nicht allein durch die Intoleranz der Andersgläubigen, welche es des Sanges und des Festmahles verlustig machte, sondern mehr noch durch den betrübenden Umstand, daß man so wenig geneigt zu sein scheint, den Feinden ein Heim zu gewähren.

Einen großartigen Verlauf nahm die von der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich zu Wien veranstaltete Lutherfeier, bei welcher Pfr. Dr. Trautenberger aus Brünn den Vortrag über Luther in Oesterreich hielt. Ein ungemein zahlreiches Publikum wohnte derselben bei.

Die Gemeinden der evangelischen Landeskirchen A. K. in Siebenbürgen hatten bereits am 3. und 4. November in Schule und Kirche das Lutherfest gefeiert; am 10. und 11. November beging die Landeskirche als Ganzes unter großer Theilnahme von nah und fern in Hermannstadt das Fest. Dasselbe wurde eingeleitet durch die Schulfeier des Hermannstädter evangelischen Gymnasiums, die in der großen Kirche abgehalten wurde, weil die Schulräume zu klein waren; alle Gymnasien der Landeskirche waren dabei vertreten. Nachmittags nahm Bischof Dr. Teutsch die Einweihung des neuerbauten evangelischen Waisenhauses und der Kirche desselben vor. Am 11. November fand die kirchliche Feier selbst statt, bei welcher der Bischof die Festrede hielt. Von den zahlreichen Festschriften ist die bedeutendste der Landeskirche: G. D. Teutsch: „Die Synodalverhandlungen der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen im Reformationsjahrhundert" (Hermannstadt, Michaelis [XIV, 275 S. 8]). Die Festgabe ist „den seit Jahrhunderten aus Siebenbürgen besuchten deutschen Universitäten" gewidmet. Die Tage wurden noch besonders gehoben durch schönste Musik während der Feier und ein großes Kirchenkonzert; Hermannstadt ragt durch die Pflege derselben im Lande hervor. Zahlreiche Stiftungen in den einzelnen Gemeinden sichern dem Tag auch nach dieser Seite hin das Andenken. Ueberall wurden Lutherbüchlein vertheilt.

In Basel hat man mit ungemeiner Lust und Freude das Gedächtniß Luthers gefeiert, mit einer Freude, die um so herzlicher war, als sie nicht in den Verdacht kommen konnte, lutherischem Gewohnheitschristenthum zu entsprechen, sondern eher mit reformerischen oder national schweizerischen Bedenken hätte in Konflikt kommen können. Man freute und wunderte sich zugleich über die freudige Ueberraschung eingewanderter Deutschen, und fand es völlig natürlich und richtig, daß namentlich Basel, das ihm viel verdanke, sein Recht wahre, diesen zweifellos größten aller Reformatoren zu feiern, ohne daß man seine Fehler übersehen und zu allem seinem Thun ja sagen wolle, ohne insbesondere die eigenthümliche Bedeutung Zwinglis zu unterschätzen. Hier und da klang ein leiser Ton des Schmerzes über Luthers bekanntes Wort vom anderen Geiste durch, beeinträchtigte aber nicht entfernt die ungeheuchelte Begeisterung, vielmehr erkannte man thatsächlich an, daß die schweizerische Christenheit bei jener Scheidung nicht schlimm gefahren, sondern der wirklich anders geartete schweizer Geist zu lebensfrischer Entfaltung gekommen sei. Von absonderlich populärer Kraft erwies sich die bekannte Begegnung schweizerischer Studenten mit Luther in Jena, die sogar studentischerseits zum Gegenstand eines kleinen Dramas gemacht wurde. Eingehend würdigte in der Rektoratsfeier am 8. November der Rektor, Prof. Stähelin, Luthers Bedeutung im Eingang seiner Rede über Zwingli. In tausenden von Exemplaren kam durch eine Lutherfest-Kommission eine schön ausgestattete und treffliche Denkschrift von Pfr. J. Kündig in Arlesheim über „Luther und die Reformation in der Schweiz, namentlich in Basel" mit beigegebenem Schnorr'schen Bilde gratis in der Stadt zur Vertheilung. Am Abend des 10. November hatte sich der Münster trotz strömenden Regens bis auf den letzten

Platz zu zweistündigem Gottesdienste mit einer Predigt des Antistes Stockmeyer und Aufführung der Bach'schen Kantate „Ein feste Burg“ gefüllt; deßgleichen hallten die Kirchen am nächsten Tage von einem tief ernsten Preis der durch Luther wiedergewonnenen Freiheit eines Christenmenschen, und verschiedene Säle von festlichen Vorträgen wider. Endlich wurde nach guter Baseler Sitte an den Abenden des 10., 11. und 12. November hin und her in der Stadt Luthers Andenken mit Festessen begangen, sowohl in den „positiven Gemeindevereinen“ der städtischen Parochien als auch in reformerischen Vereinen und von der deutschen Kolonie. Diese Zersplitterung konnte man einerseits bedauern; allein ganz abgesehen von der Raumfrage entsprach sie den thatsächlichen Verhältnissen. Luthers Persönlichkeit bewies am 10. November ihre einigende Kraft; danach aber treten naturgemäß die scharf zugespitzten Parteiverhältnisse wieder in ihr Recht ein. Dennoch darf man hoffen, die Lutherfeier werde hier im besten Sinne lange nachwirken. Positive Baseler Kreise wünschen, daß sie auch das geistige Band mit deutschem Glauben festigen helfe, und daß man in solchem Sinne von ihrer schönen Feier Notiz nehme, nicht in nationalem Stolze, nicht in vorübergehender Aufwallung, sondern in achtungsvoller Beurtheilung schweizerischer Art, die sich bei aller Eigenthümlichkeit doch in den Hauptfragen mit Luther eins wisse und sich dieses Bewußtsein nicht werde nehmen lassen.

Auch die Freie Kirche der französischen Schweiz hat Luther ihren Zoll der Verehrung dargebracht. Bei der Eröffnungsfeier der theologischen Fakultät der freien Kirche des Waadtlandes, welche am 9. Oktober in Lausanne stattfand, hielt Prof. Gautier, der seine Studien seinerzeit besonders in Leipzig gemacht hatte, seinen Eröffnungsvortrag über das Thema: Luther und das A. T. und behandelte in demselben 1. Luther als Uebersetzer des A. T. sowohl in seiner gottverliehenen Intuition des Schriftgedankens als in seiner bewunderungswürdigen Herrschaft über die deutsche Sprache; 2. als Exegeten mit seiner ausgeprägten Individualität und seinem exegetischen Takt; 3. seine Stellung zu den Büchern des A. T., ebenso gebunden wie frei durch die Stellung, die er im Centrum der Schrift nahm; 4. seine allgemeine Würdigung des A. T. als der großen göttlichen pädagogischen Vorstufe für die Stufe der christlichen Freiheit, die mit der Erfahrung vom Heil in Jesu Christo gegeben sei. Gautier schloß mit der Hinweisung auf die Einheit von Wissenschaft und Glaube, wie sie Luther repräsentire. Der lebhafte Eindruck, den dieser Vortrag machte — wie der officielle Bericht hervorhebt — fand seinen Ausdruck in dem Gesang des ersten Verses von „Ein' feste Burg“: „C'est un rempart que notre Dieu.“

Die nationale Kirche des Waadtlandes hielt am 4. November eine kombinirte Jubelfeier zum Gedächtnisse Luthers und des wenige Monate nach ihm (1. Januar 1484) gebornen Zwingli. In Genf gestaltete sich die Lutherfeier zu einem großen Volksfeste, dem von der gesammten protestantischen Bevölkerung Genfs, ohne Unterschied der Nationalität, die lebhaftesten Sympathien entgegengebracht wurde. Das die verschiedenen evangelischen Gemeinschaften Trennende trat für die Zeit der Feier in den Hintergrund. Die Feier selbst mit zahlreichen Versammlungen fast an jedem Abend an verschiedenen Orten dauerte eine Woche lang; sie begann am 4. November Vormittags in der Kathedrale zu St. Peter mit einem Festgottesdienst und endete den 11. November in dem großen Reformationssaal, wo mehr als 3000 Menschen nach Anhörung zweier Redner „Ein' feste Burg“ („C'est un rempart que notre Dieu“) anstimmten. Das Fest hatte hier einen vorwiegend religiösen Charakter, und außer einem einzigen Professor der Universität, M. Humbert, der Luthers Bedeutung für Wissenschaft und Kunst betonte, redeten nur Geistliche. Aus den Räumen der Kirche und Säle ist das Fest sonst nicht an die Oeffentlichkeit getreten. Besonderer Erwähnung gebührt noch der gelungenen Aufführung des Oratoriums von L. Meinardus: „Luther in Worms“ am Abend des 10. November im Reformationssaale und dem „Kinderfeste,“ das ebendaselbst am 11. November Nachmittags unter dem Vorsitze des Staatsrathes Carteret abgehalten wurde, und bei welchem eine vom Genfer Festcomite herausgegebene Biographie Luthers unter

die zu Tausenden anwesende Jugend vertheilt wurde. Auch sei nicht unerwähnt gelassen, daß auf Anordnung der Genfer Kirchenbehörden das alljährliche Reformationsfest ausnahmsweise diesmal auf den St. Martinstag verlegt worden war. In Montreux war die kleine deutsche Gemeinde der Mittelpunkt der Feier. Schon seit Wochen hatten Vorträge und musikalische Aufführungen den kirchlichen Sinn, der theilweise lange geschlummert hatte, geweckt. Während man auch in den französischen und englischen Kirchen des Tages in Lied und Predigt gedacht hatte, waren Abends Glieder aller jener Gemeinden zur internationalen Festfeier in der deutschen Kirche (in welcher schon am Morgen ein deutscher Festgottesdienst stattgefunden) vereint. Unterbrochen durch Chor- und vierstimmigen Gesang mit Posaunenbegleitung, hielten Prediger der Nationalkirche und der Freien Kirche kurze Ansprachen in französischer und englischer Sprache; das Schlußgebet sprach der deutsche Geistliche.

Aehnlich bildeten überall im Auslande die kleinen evangelischen Gemeinden den Sammelpunkt für die gesammten Protestanten. Auch in Haag freute sich nicht allein die deutsche Gemeinde des Tages, auch die niederländischen Glieder der reformirten Kirche stimmten mit ein. Am 8. November waren die Kinder der deutschen Schule in der deutschen Kirche versammelt, um in Antworten auf die Fragen des Lehrers ein ganzes Lebensbild Luthers zu bieten. Im Festgottesdienst am 11. November predigte Pastor Martius über Hebr. 13, 7. Am 15 November sammelte der in Haag bestehende Verein „Geloof en Vryheid" („Glaube und Freiheit") zu einer ebenso würdigen, als schönen Feier über tausend Zuhörer. Mit den Reden wechselten Chorgesänge meist in deutscher Sprache. Auch Pastor Martius war eingeladen, über das Wirken Luthers auf dem Gebiet der Schule, der Sprache und des Liedes zu reden. War es wohlthuend, aus dem, was Pastor Martius sagte, die Liebe des Deutschen und den Stolz auf Luther herauszufühlen, so berührte nicht weniger angenehm die volle Anerkennung, die auch von holländischer Seite dem Glaubenshelden gezollt wurde. Die deutsche Gesandtschaft war bei sämmtlichen Feiern vertreten.

In Rußland, welches (mit Ausnahme des fast ganz evangelischen Finnland) gegen eine Million Lutheraner, Deutsche, Finnen und Esten, zählt, ist der Tag mit großer Theilnahme gefeiert worden. In allen lutherischen Kirchen fand Gottesdienst statt. In St. Petersburg hatten sich schon am Abend vorher zur gemeinsamen Feier die Glieder der lutherischen Gemeinden in der St. Peterskirche, der größten evangelischen Kirche, versammelt. Am 13. November fand zum Besten der Lutherstiftung in der schwedischen Kirche ein geistliches Konzert statt. Die großen Petersburger Zeitungen brachten bezügliche Artikel. Mit noch größerer Feierlichkeit wurde das Fest in solchen Städten begangen, in denen die lutherische Bevölkerung die vorherrschende ist. Dahin gehört vor allen Riga mit einer Bevölkerung von einer Viertelmillion, unter denen mehr als zwei Drittel der lutherischen Kirche angehören. Hier hatte zur Vorbereitung auf das Fest Oberpastor Dr. J. Lütkens bereits am 8. November im Saale des Gewerbevereins eine Festrede gehalten, die u. d. T.: „Rigas Lutherfeier" schon in zweiter Auflage vorliegt und in trefflicher Weise die Doppelfrage beantwortet: was wir in unserem Luther feiern und in welchem Sinne wir unsere Lutherfeier begehen (Riga, 1883, Kymmel in Comm.) Hier hatte man eine Jubiläums-Ausstellung eingerichtet, welche Bildnisse und Schaumünzen, Dokumente, Handschriften und Drucke aus der Reformationszeit vereinigte. Hier sah man, den Schätzen des Stadtarchives entliehen, den eigenhändigen Brief Luthers an den Rigaschen Rath, eigenhändig aufgesetzte Erbverträge Luthers mit seinem Bruder Jakob, seinem Schwager Paul Macherot, seinem Vetter Kauffmann &c.; ferner Flugschriften, namentlich mehrere Ausgaben des „An die Christen zu Riga und Lievland" gerichteten 127. Psalms und die ersten evangelischen Schriften in lettischer Sprache. Auch das Schaustück lag hier, welches die Stadt auf das Lutherfest hatte schlagen lassen. Es zeigte auf der Vorderseite Luthers Bildniß und auf der Rückseite die Jahreszahl 1522—1883 sowie in der Mitte das Stadtwappen. Der Gottesdienst fand sowohl in der Domkirche als in der Petrikirche statt. Nach dem Zeugniß

eines hochbetagten Mannes, der die drei Lutherfeste dieses Jahrhunderts (1817, 1830 und 1846) mit begangen hat, ist die Betheiligung an solcher Festfeier nie vorher so allgemein und durchschlagend gewesen als diesmal. Als bleibende Frucht der Feier bleibt die rege Betheiligung an der Collekte für die Lutherstiftung, die zur Unterstützung der zerstreuten lutherischen Gemeinden im weiten russischen Reiche bestimmt ist, der Bau einer Kirche auf Thorensberg und die Aussicht auf ein ehernes Standbild Luthers in Riga. Erfreulich war es auch, daß der Gouverneur von Livland, Geh. Rath Schewitsch, der Hauptvertreter der russischen Regierung in den Ostseeprovinzen, am Luthertage offiziell dem Generalsuperintendenten von Riga seinen Glückwunsch ausgesprochen hat. Da er diesen Schritt nicht ohne bezügliche Instruktionen gethan hat, so erhält sein Glückwunsch um so mehr Bedeutung. In Reval feierten die sechs lutherischen Gemeinden der Stadt das Fest in der Olauskirche, und wurden dabei Festreden auf deutsch und auf lettisch gehalten. Auch in Moskau wurde das Lutherfest gefeiert. Eine Geldsammlung soll den Fonds zu einer Lutherstiftung der Alexanderschule für arme Kinder aller christlichen Confessionen bilden. In Archangel wurde die Feier erst am 22. November (10. Nov. a. St.) begangen.

Ueber die Lutherfeier in Dänemark entnehmen wir einem Bericht Folgendes: Das Lutherjubiläum ist in Kopenhagen wie überhaupt im ganzen Königreich unter lebhafter Betheiligung aller Klassen der Bevölkerung gefeiert worden, sowohl am 10. als am 11. November. Am 10. November wurde es, mit dem Reformationsfeste der Universität vereinigt, in der schönen Aula der letzteren auf's festlichste begangen. Um zwölf Uhr zog in Prozession dorthin die gesammte Geistlichkeit der Stadt und Umgegend (nur Bischof Dr. Martensen fehlte Unwohlseins wegen). Auch der König und die Prinzen erschienen, sowie der Cultusminister Scavenius und viele andere Notabilitäten. Nachdem eine für diese Feier gedichtete Kantate gesungen war, bestieg Prof. Dr. H. Scharling die Rednerbühne und stellte in einem längeren Vortrage, welchem die zahlreiche Versammlung mit großer Aufmerksamkeit folgte, Luthers Bild nach seinen Hauptzügen dar. Hierauf gab der bisherige Rektor eine kurze Uebersicht der Ereignisse des verflossenen Jahres. Die Feier schloß, wie sie angefangen hatte, mit Gesang. Die „Einladungsschrift zum Jahresfest der Universität Kopenhagen zum Gedächtniß der Kirchenreformation" enthält den Bericht über die 22 Gelehrten, welche in dem akademischen Jahre 1. November 1882—1883 akademische Grade erworben haben, darunter einer den theologischen Ehrendoktorgrad, nämlich der hochbetagte Bischof C. F. Balslev zu Ribe, Verfasser der zwei außerordentlich verbreiteten Schulbücher: „Biblische Geschichte (nebst Ueberblick der Kirchengeschichte) und „Erklärung des Katechismus Luthers". Er ist Geistlicher seit fünfzig Jahren, Bischof seit zehn Jahren. An demselben Tage fand Nachmittags in der St. Jakobikirche ein Gottesdienst statt, am Abend aber in dem Vereinshause Bethesda, welches im September 1882 als Mittelpunkt der Bestrebungen für die innere Mission eröffnet und seitdem täglich benutzt worden ist, eine Feier, zu welcher der Andrang so groß war, daß viele aus Mangel an Platz umkehren mußten. Der durch treffliche Arbeiten geschichtlichen Charakters bekannte Past. Koch [illegible] B[illegible]nshoi wies in seiner Rede nach, wie Luthers Werk in der Entwicklung der Kirche, aus welcher das Gewissensverhältniß zwischen dem Einzelnen und Gott verdrängt war, ein nothwendiges Glied gewesen sei, wie die Reformation aber auch in der Gegenwart und Zukunft noch große Aufgaben zu lösen habe.

In ganz Schweden hat man sich womöglich noch mehr als in Dänemark angestrengt, das große Jubiläum würdig zu feiern. Beide Landesuniversitäten haben als solche das Fest begangen. Von Stockholm gilt dasselbe wie von Kopenhagen. Auch in Schweden hat es nicht an Lutherschriften gefehlt, unter denen eine populäre vom Bischof Th. Strömberg und eine autorisirte schwedische Ausgabe von Köstlins „Leben Luthers" zu nennen ist. Selbst der jetzt 100,000 Mitglieder zählende Goodtemplar-Orden hat sein Lutherfest mit Fackelzügen und dergleichen gefeiert.

In Norwegen hat die Kirche es ebenfalls nicht an sich fehlen lassen. Als Programm

der Universität Christiania zur Säkularfeier wurde der erste Band der „Kirchenhistorischen Anekdota“ von Prof. Dr. C. P. Caspari ausgegeben, ein stattliches Buch von 360 Seiten, welches zunächst die „Lateinischen Schriften, die Texte und die Anmerkungen“ enthält. Auch die Linke hat sich bemüht, politisch gefärbte Lutherfestlichkeiten zu Stande zu bringen, und selbst das Reichsgericht, dessen Verhandlungen jetzt das ungetheilte Interesse des ganzen Landes völlig in Anspruch nimmt, hat am 10. November keine Sitzung gehalten.

In England wurde die Lutherfeier in großartigem Maßstab begangen. Am 10. November eröffnete Lord Shaftesbury vor einem nach mehreren Tausenden zählenden Publikum in Exeter-Hall die Reihe der in London im Laufe dieser Tage abgehaltenen Versammlungen zum Andenken Luthers. Nachdem er eine zur Feier des Tages geprägte Denkmünze entgegengenommen, wurde eine lorbeerbekränzte Büste Luthers enthüllt, worauf Lord Shaftesbury in längerer Rede die Einwände erörterte und zurückwies, welche gegen die Abhaltung der Feier in England erhoben wurden. Der Dechant von Chester behandelte hierauf in einem Vortrag „Luther auf der Wartburg“. Am Abend wurde ein Gebetsmeeting abgehalten, bei welchem nur lutherische Kirchenlieder gesungen wurden. Aehnlich ist der Luthertag in Oxford, Nottingham, Staffordshire, Liverpool und vielen anderen Orten gefeiert worden. Die deutschen Kirchengemeinden blieben selbstverständlich in dieser Beziehung nicht zurück. In London wurde am Abend des 11. November in der Kirche in Cleveland-Street von allen deutschen Kirchengemeinden unter außerordentlicher Betheiligung eine gemeinsame Feier veranstaltet, an welcher sämmtliche deutsche Pastoren, mit Ausnahme des Pastor Wegner, der in Brighton eine ähnliche Feier leitete, theilnahmen. Die Festpredigt hielt Hofprediger Dr. Walbaum. Vielfache Sympathiebezeigungen sind auch auf den verschiedenen Meetings dargebracht worden. Das Exetermeeting vom 10. November beschloß ein Telegramm an den Kaiser Wilhelm und ähnlich hat die Universität Oxford dem Deutschen Kaiser den Dank für die Theilnahme an der Lutherfeier ausgesprochen. Eine Versammlung von 5080 Menschen in Bradford erklärte sich in eben solchem Telegramm als Ein Herz und Eine Seele mit Deutschland in der Erinnerung an den 400. Jahrestag der Geburt Luthers und beglückwünschte den Deutschen Kaiser zum großen Erfolge der Feier. Doch ist diese Einstimmigkeit des englischen Volkes nicht ganz ausnahmslos. Ein Theil des Dissidentenklerus wies auf Wiclif hin, dessen im nächsten Jahre bevorstehender Todestag (1384) mit ebenso großem Pompe in England gefeiert werden müsse. Die hochkirchlichen Kreise weisen alles von sich, was protestantisch und evangelisch oder reformirt heißt, und hielten sich von der Feier fern. Als der Erzbischof von York in der Kathedrale von York einen Vortrag über Luther halten wollte, protestirte der Dechant, der über den Dom zu verfügen hatte, mit Erfolg. Pfarrer Eyton protestirte sogar im Namen der christlichen Moral gegen die Lutherfeier unter dem Hinweis auf Luthers Predigt über die Ehe. Die „Times“ ist vernünftig genug gewesen, diesem Eiferer anzurathen, sich von der Feier fern zu halten, wenn sie bei ihm Anstoß errege. — Mit dem in England rasch gestiegenen Interesse an der Lutherfeier ist auch eine Anzahl Bücher veröffentlicht worden. Darunter mag die Uebertragung sowohl des ganzen Köstlin'schen Werkes als auch einer auszüglichen, mit dem Vorwort des Verfassers versehenen Schilderung des Reformators vor allem erwähnt werden. Leider ist die von einer Dame, Frl. Weir, besorgte Uebersetzung des Auszuges nicht sehr zu loben. Froude, der bekannte, aber sehr überschätzte Geschichtsschreiber, hat seine „Lebensbeschreibung Luthers“ auf das Köstlin'sche Werk gegründet. Aber, obwohl sonst ein Vorkämpfer gegenüber der römischen Kirche und der ritualistischen Richtung, ist er mit den Quellen sehr schlecht bekannt. Richtig gestellt sind seine Fehler in einer Abhandlung über „Luther in Staatsangelegenheiten“, welche im „Gentlemens Magazin“, einer der ältesten Monatsschriften, erschienen ist und deutscher Feder entstammt. Von sonstigen Werken zum Festtage seien noch genannt: die neue Ausgabe von Prof. Stoughtons „Aufenthaltsorten Luthers“; die Uebersetzung seiner „Tischreden“ Macaulays „Lutheranekdoten“; Julie Sutters „Luther und der Kardinal“; Kurze Erzäh-

lungen über Luther und die Reformation" ꝛc. Auch ein „Wahrer Luther" erschien, in welchem der Reformator als „nicht menschlich, sondern bestialisch wild und teuflisch" dargestellt wird. Welch sonderbare Meinungen übrigens in England auch auf liberaler Seite über Luthers Bedeutung umgehen, ist aus einem Leitartikel der „Daily News" ersichtlich. Sie feierte ihn als den „Vater der deutschen Literatur." Er hat „dem deutschen Schriftthum die erste Stimme verliehen"; auch „Göthe, Schiller und Heine stammen von ihm ab!"

Unter den nicht protestantischen Ländern ist gewiß kein anderes, welches dem Luthertage eine so allgemeine Beachtung gewidmet hätte wie Italien. Zunächst feierten die Waldenserkirche und die übrigen protestantischen Gemeinden den Tag. Die Table der waldenser Gemeinden hatte in einer speciellen Anordnung den Einzelnen zwar völlige Freiheit gelassen, die Geistlichen der Thäler aber gebeten, ihren Gemeindegliedern entweder in besonderem Gottesdienste oder im Hauptgottesdienste des 11. November die der Welt durch die Reformation des 16. Jahrhunderts gebrachten Wohlthaten aller Art in's Gedächtniß zu rufen. Die sämmtlichen Zeitungen Italiens haben durch ihr theilweise sehr genaues Eingehen auf die Bedeutung Luthers selbst manche deutsche größere Blätter beschämt. Auch die klerikalen Blätter haben nicht geglaubt, schweigen zu dürfen. Von der vornehmen „Civilta catholica" an, die den Anspruch erhebt, aller Verderbtheit der Welt gegenüber wahre Gesittung zu vertreten, bis zum „Journal de Rome", in welchem fanatische Franzosen alles Deutsche mit ganz besonderem Hasse verfolgen, ist das verzerrte Bild Luthers wiedergegeben. Nur der „Moniteur de Rome" hat einen höheren Standpunkt einzunehmen versucht, kommt aber auch zu dem Resultat, daß Luther die Welt um den Zustand höchster Vollendung gebracht habe, den sie ohne die Entzweiung mit dem Papstthum längst erreicht hätte.

Ganz im Widerspruch damit steht die Behandlung in Frankreich. Die Feier in den lutherischen Gemeinden beschränkte sich auf die Gottesdienste und auf die Schulen. Selbst die protestantischen Kirchenblätter behandeln das Gedächtniß Luthers nur vorsichtig, um nicht der Hinneigung zu Deutschland verdächtig zu sein. Das klerikale „Univers" ist empört darüber, daß einige Blätter sich den Huldigungen anschließen, welche Deutschland seinem Luther darbringt. Frankreich muß, da Deutschland sich durch den Protestantismus gebildet hat, sich durch den Katholicismus wiederherstellen. Die erste französische Armee, welche den Rhein überschreitet, wird die Standbilder Luthers umwerfen, und das in Berlin gesungene Siegestedeum wird der Welt gleichzeitig den Untergang des protestantischen Kaiserreichs und das Ende der abgelebten Häresie des Mönches von Wittenberg ankünden. Die "République française" bekennt dagegen: Jawohl, Deutschland darf den Geburtstag vielleicht des größten Sohnes des germanischen Stammes in festlicher Weise feiern. Aber solche Männer wie Luther gehören nicht ausschließlich einem einzigen Volke, sie gehören der ganzen Menschheit an. Der „Temps" endlich erkennt widerwillig die Bedeutung Luthers an. „Er vereinigt in sich Löwenhaftes und Kindliches. Freilich ist es unbestritten, daß die Größe Luthers noch mehr durch die Ereignisse bedingt ist, deren Urheber er war." „Das aber ist ungeheuer und ermächtigt die Geschichte, zu ihren denkwürdigsten Daten den Geburtstag des Sohnes eines armen Bergmannes zu zählen."

Endlich erwähnen wir noch, daß auch in den evangelischen Bethäusern und Schulen Spaniens der Luthertag gefeiert wurde, für den die Aussicht auf die Reise des deutschen Kronprinzen noch besonders belebend war.

In Rom muß man sich einstweilen mit den Vortheilen, die durch das Juligesetz errungen worden sind, begnügen und sucht sie denn auch möglichst auszubeuten. Demgemäß hat die Curie die Einholung des Dispenses auch für die Geistlichen der durch Absetzung vacanten Bisthümer Posen, Köln, Münster und Limburg ermöglicht. Und zwar soll der Dispens für alle preußischen Diöcesen gemeinschaftlich von dem Bischof von Culm, von der Marwitz, als „Senior" der preußischen Bischöfe beim Cultusminister nachgesucht werden. (Wie der „Schles. Ztg." aus Rom berichtet wurde, werde er von vatikanischer

Seite als „apostolischer Legat" betrachtet.) Der „Moniteur de Rome" gibt die Zahl der jungen Geistlichen Preußens, für welche der Bischof von Culm den Dispens nachsuchen wird, auf etwa 700 an. Der Mangel an Seelsorgern kann somit durch die bezeichnete Dispenseinholung auf längere Zeit mit einem Schlage beseitigt werden. Da jedoch die Curie nur für dies eine Mal die Dispenseinholung gestattet hat, so ist zu befürchten, daß, sobald der Noth thatsächlich abgeholfen ist, die Nichtanerkennung des staatlichen Gesetzes wieder eintreten wird.

Ebenso wird aus Baden bericht: „Nach langen Verhandlungen zwischen der Regierung und der erzbischöflichen Curie in Freiburg, welche dahin zielten, in irgend einer annehmbaren Form das Zusammenleben der auf der Universität Freiburg studirenden Theologen unter entsprechender Ueberwachung, wie es ehemals in dem durch die kirchenpolitische Gesetzgebung aufgehobenen Convict bestand, wieder herzustellen, ist dem Vernehmen nach nunmehr dem ordentlichen Professor der Theologie Dr. König gestattet worden, in dem zu diesem Zweck „gemiethеten" ehemaligen Convictsgebäude eine Pension für Theologen zu errichten, wo dieselben unter Aufsicht des Privatdocenten Dr. Schill wohnen und arbeiten können.

Aber auch so wird Rom nicht sehr sicher auf seinen Lorbeeren ruhen können, denn Fürst Bismarck soll nach Ablehnung seines Antrags betreffs der Erzbischöfe Melchers und Ledochowski den Papst haben wissen lassen, daß er ohne Entlassung der beiden Kirchenfürsten das letzte kirchenpolitische Gesetz nicht in Kraft treten lassen werde." (?)

Daß der Conflict des Cardinals Hohenlohe mit dem Vatican dort auch nicht sehr angenehm empfunden wird, ist sicher. Weniger sicher sind die überschwänglichen Erwartungen, welche manche deutsche Blätter an diesen Conflict geknüpft haben.

Fassen wir die bekannt gewordenen Thatsachen zusammen. Daß Cardinal Hohenlohe, ein Bruder des scharf antiinfallibilistischen Fürsten Hohenlohe, damaligen bayerischen Ministerpräsidenten, auf dem vatikanischen Concil ein Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas war, kann von vornherein angenommen werden. Nur fehlte ihm der Muth, mit den 88 Collegen bei der vorläufigen Abstimmung ein offenes Nein zu sagen. Er enthielt sich seiner Stimme, und bei der Promulgation des Dogmas nach der Abreise der dissentirenden Minderheit, fehlte er einfach in der Peterskirche.

So war der stille Opponent wohl ein geeigneter Mann, daß Fürst Bismarck ihn als Gesandten des Deutschen Reiches am päpstlichen Hofe in's Auge fassen konnte. Pius IX. wies den Gedanken in der bekannten schroffen Weise zurück. Auch seinem Nachfolger Leo XIII. war der deutsche Cardinal keine persona grata. Daß allerhand Frictionen zwischen Hohenlohe und der Curie dem zuletzt geschehenen Schritte voraufgegangen sein müssen, versteht sich von selbst. Der Cardinal hat an seinem überaus ärmlich dotirten Bisthum Albano nicht nur eine fortwährende Quelle pekuniärer Verdrießlichkeiten, — die ein Glied des reichen deutschen Fürstenhauses wohl noch allenfalls ertragen könnte — sondern auch amtlicher Schereréien. Es scheint, als wäre sein Coadjutor, Monsign. Ingami, eine ihm äußerst unsympathische Persönlichkeit, um deren Amtsenthebung der Cardinal wiederholt vorstellig geworden, ohne eine darauf bezügliche Aenderung durchsetzen zu können. Jedenfalls steht so viel fest, daß Hohenlohe den Papst seinerseits um Enthebung von dem Cardinalsbisthum Albano ersucht hatte. Dies Verlangen ist so einzigartig, daß eine besondere Commission zu seiner Berathung eingesetzt wurde. Verzichtete Hohenlohe auf Albano, so verzichtete er damit gleichzeitig auf seine Stellung als Cardinalbischof, und trat im Collegium auf die tiefere Stufe der Cardinalpriester herab. Wie gemeldet wurde, hat sich die Commission und nach ihr der Papst — für Verweigerung des Gesuches ausgesprochen. Noch vor diesem Entscheide aber hatte der Cardinal Rom verlassen — ob mit oder ohne ausdrücklichen Urlaub des Papstes, wagen wir nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist der befremdlichste Schritt des hohen päpstlichen Würdenträgers erst unterwegs auf seiner Reise in München geschehen. Nicht daß er seinen alten Lehrer Stiftspropst Döllinger besuchte, so laut auch die „Germania" über dies „schwere Aergerniß" sich beklagen mag, ist so sehr befremdlich. Pietätsrücksichten entschuldigen, so sollten wir meinen, selbst vor einem ultramontan gerichteten Urtheil

eine sonst für incorrect geltende Handlung. Aber das vor der Curie nahezu Unverzeihliche und ohne nähere Aufklärung auch Unverständliche ist der Besuch Hohenlohes bei dem Grafen Bartolani, dem Gesandten des italienischen Königs am bayerischen Hofe. Das Tischtuch zwischen dem Quirinal und dem Vatikan ist so vollständig durchschnitten, daß hohe Beamte des letzteren auch nicht als Privatpersonen mit officiellen Vertretern des ersteren aus eigener Initiative verkehren dürfen, so lange ihnen an friedlichen Beziehungen zu ihrem obersten Herrn noch ernstlich etwas gelegen ist. So scheint es allerdings, als sei der sonst friedfertige und im Cardinalscollegium wenig hervortretende Prinz in einen gewissen Conflikt mit der Curie gerathen, aus dem der Ausweg nicht leicht zu finden sein möchte. Die Zugehörigkeit Hohenlohes zu einem hervorragenden Fürstenhause Deutschlands zwingt den Vatikan, mit der rücksichtslosesten Schärfe zurückzuhalten. Wie aber der vorhandene Dissensus ausgeglichen werden soll, wer will das vorher sagen? Auch Hohenlohe wird extreme Schritte vermeiden.

Daß Rom den Anspruch erhebt, der einzige und allein sichere Hort gegen die revolutionären Mächte der Zeit zu sein, ist bekannt genug. Weniger bekannt, aber nichtsdestoweniger sichere Thatsache ist es, daß Leo XIII. selbst unter dem Schutze des italienischen Garantiegesetzes zu revolutioniren sucht; denn etwas anderes als Revolutionsmeetings sind die päpstlichen Allocutionen vom 26. September und 7. Oktober nicht gewesen. Beide Male handelte es sich um Italien. Am 26. September waren es nach der einen Version vierhundert, nach der anderen viertausend italienische Priester (die freilich im Atrium der Peterskirche kaum Platz gefunden haben könnten!), am 7. Oktober Laien, die dem Papst ihre Ehrfurcht erweisen und Peterspfennige überbringen wollten. Die Zahl der Laienpilger konnte leicht festgestellt werden, da dieselben durch die Broncethüren des Vatikans in die Peterskirche eingelassen wurden; sie belief sich auf nicht mehr als 2100—2200. Die mit Einlaßkarten versehenen übrigen Zuhörer durften durch die Sakristei eintreten; und nur so bildete sich eine Schaar von 15—20,000 Zeugen der Feier, bei welcher Leo XIII. ausnahmsweise die Hallen von Sanct Peter selbst wieder einmal zu betreten für angezeigt hielt.

Beide Allocutionen des Papstes verfolgten dieselben Grundgedanken. Dem anerkennenden Dank für die dem Nachfolger Petri erwiesene Anhänglichkeit und Loyalität fügte Leo bittere Klagen hinzu, daß man Ergebenheit gegen den römischen Stuhl neuerdings mit wahrer Vaterlandsliebe für unvereinbar erkläre. Im Gegentheil habe das Papstthum je und je Italien und der Welt die allergrößesten Dienste erwiesen, und die Wissenschaft — der Papst spielte hier auf die in Aussicht gestellten archivalischen Veröffentlichungen an — werde die Richtigkeit dieses Satzes bald in ein immer helleres Licht setzen. Den Priestern wie den Laien empfahl Leo XIII. alsdann, an dieser Ergebenheit gegen den Statthalter Christi auch ferner festzuhalten und seine Rechte und Prärogativen zu schützen, zu welchen letzteren auch die weltliche Souveränetät gehöre, weil dieselbe nach den bestehenden Ordnungen der Vorsehung die einzige nicht erlogene Garantie seiner Unabhängigkeit und Freiheit bilde. Die Laien ermahnte der Papst geradezu — ein königlicher Polizeicommissar war in officieller Eigenschaft gegenwärtig — dahin zu wirken, daß das Kirchenoberhaupt wieder in die wahre Unabhängigkeit und Souveränetät eingesetzt werde, welche seiner hohen Macht und Würde zukomme. — Wir können es nur willkommen heißen, wenn die römische Kirche durch ihren berufensten Vertreter es in solchen Bekenntnissen der Gegenwart immer deutlicher bezeugt, welch unumstößliches, göttliches Recht Luther und die Reformation hatten, als sie gegen Rom Front machten. Im Uebrigen sollte Leo nicht mehr über Mangel an Freiheit klagen, wenn er in der Hauptstadt des geeinigten Italiens selbst Unterthanen des Königs ungestraft auffordern darf, dahin zu wirken, daß das Kirchenoberhaupt wieder in die wahre Souveränetät eingesetzt, d. h. daß die Herrschaft des Königs von Italien, soweit sie den ehemaligen Kirchenstaat betrifft, beseitigt werde. Man fühlt sich indessen auf Seiten des Staates bereits zu sicher, als daß man sich gezwungen sähe, den Papst an derartigen Expectorationen zu hindern.

Kurz nach den von uns berichteten Pilgeraudienzen italienischer Kleriker und Laien bei Leo XIII., fand vom 10. bis zum 14. Oktober in Neapel der sechste italienische Katholikenkongreß statt. Nach dem dem Congreß erstatteten Bericht des Advokaten Casoni von Bologna zählt die Mitgliedschaft des Vereins über 60,000 Personen, welche in 12 Regional-, 114 Diözesan- und gegen 3000 Parochialvereine eingegliedert sind. Etwa dreißig Bischöfe und Erzbischöfe waren in der glänzenden Versammlung gegenwärtig, daneben zahlreiche Vertreter vornehmer italienischer Adelsfamilien und Mitglieder von Munizipalbehörden, welche letzteren an den großen Centren Italiens immer mehr einen klerikalen Charakter anzunehmen beginnen. Der Fürst von Bisignano wurde zum Präsidenten der Versammlung gewählt und eröffnete seine Thätigtigkeit mit einem ernstlichen Hinweis auf die Nothwendigkeit, fest zusammenzuhalten und dem Nachfolger Petri in seinen schweren Bedrängnissen ergeben zu bleiben. Das Hauptmittel, um dem Atheismus in der Schule und der protestantischen Propaganda entgegenzutreten, sei die sorgfältigste Pflege katholischer Jugenderziehung. Ueber diesen Punkt berichteten am 13. Oktober der Canonicus Mineo und der Fürst Macchia von Neapel. Der letztere hob hervor, daß die sofortige Gründung von katholischen Schulen in Neapel die Beibehaltung des religiösen Unterrichtes auch in den staatlichen Schulen zur Folge gehabt habe. Der Bischof von Foggia, Marinangeli, empfahl die Stiftung einer großen theologischen Facultät in Neapel. Wenn sie in's Leben getreten wäre, würde sich an sie als einen Krystallisationspunkt allmälig eine vollständige katholische Universität anschließen lassen. —

Eine Hauptfrage bildete der Organisationsplan für die dem heiligen Stuhle ergebenen Katholiken Italiens, über welchen der Baron de Matteis berichtete. Die Arm e für Wahlen im katholischen Sinne, für Proteste gegen gottlose Gesetze, für gläubige Resolutionen und Opfer zu Zwecken der Kirche müsse in jeder Parochie unter centraler Leitung des ganzen Organismus so weit schlagfertig gemacht werden, daß auf eine gegebene Parole eine sofortige, allgemeine Action eintreten könne. — Auch die Pilgerfahrten sollten besser organisirt und jeder Pilger mit einem practischen Pilgerhandbuche versehen werden. Der Zusammenschluß mit den Vereinen andrer Länder sei zu erstreben. —

Die längste Zeit nahmen — und das muß lobend anerkannt werden — sociale Fragen in Anspruch: die Fürsorge für die Armen, die Herstellung von Volksküchen, die Christianisirung der Familie, das Loos der Arbeiter, wobei auf das Vorbild des neapolitanischen Adels hingewiesen wurde, der sich activ an den katholischen Gesellenvereinen betheilige. Auch die Pflege der historischen Forschungen „nach der Methode Leos XIII." wurde empfohlen, dem Papste selbst aber ein begeistertes Anhänglichkeitstelegramm zugesandt. — Man sieht, die römische Kirche Italiens regt sich und erstrebt eine Thätigkeit, die wohl der Beachtung werth ist. —

Auch der französische „Kulturkampf" scheint seinem Ende mit raschen Schritten entgegenzugehen und die Anschauung, wonach die römische Kirche noch immer und trotz aller atheistischen Ergüsse in Frankreich die bedeutsamste Macht repräsentirt, mit welcher jede dortige Staatsregierung zu rechnen hat, ist durch die neuesten Berichte wiederum bestätigt worden. Der "Télégraphe", das Organ des Deputirten Bernard-Lavergne, hat die Entdeckung von einem vertraulichen Rundschreiben des Ministeriums an die Maires gemacht, wonach dieselben an die renitenten katholischen Geistlichen das bisher gesperrte Gehalt wieder auszahlen sollen. Der „Temps" will diese Maßregel zwar nur in Betreff reumüthiger Pfarrer gemeint sein lassen. Indessen belehrte das "Journal des Débats" die unzufriedenen Radikalen ausdrücklich, Ferry dürfe die den Franzosen noch treu gebliebenen Sympathieen der Katholiken in und außerhalb Europas sich nicht entfremden. Damit stimmt die Aeußerung des Marineministers, daß der politische Werth der katholischen Missionen bisher zu sehr vernachlässigt sei und fortan besser verwendet werden müsse; — eine Erklärung, von der aus die französische Politik in Bezug auf Madagaskar ein eigenthümlich bedeutungsvolles Licht erhält.

Natürlich läßt man sich in Rom derartige Annäherungen mit großem Wohlwollen gefallen. „Das republikanische Frankreich," schreibt der "Moniteur de Rome," „welches in Europa isolirt ist und beinahe von allen Regierungen gehaßt oder hingehalten wird, müßte Leo XIII. dankbar sein, da derselbe für dieses Land ein so väterliches Wohlwollen bewahrt und sich weigert, es trotz seiner Verirrungen und Fehler seinem Schicksal zu überlassen." Dafür fordert der „Moniteur" aber auch eine klare katholische Politik, die nicht mit der einen Hand nimmt, was sie mit der anderen gegeben hat. Hierzu sei namentlich die Auszahlung der suspendirten Gehälter an alle katholische Geistliche gemeint, wie diese Maßregel „auch mit den Erklärungen des Ministerpräsidenten Ferry übereinstimme."

Möge Ferry, der ja nach wie vor sich zumeist auf die gambettistische Kammer stützen muß, nun sehen, wie er diesen unmißverständlichen Aeußerungen gegenüber der Kammer vertreten kann. Neben diesen Concessionen gegen Rom steht die Erklärung des Unterrichtsministers an die Gesellschaft zur Pflege des evangelischen Elementarunterrichts in seltsamem Gegensatz: der Staat werde an Zöglinge evangelischer Lehrerseminare keine Stipendien mehr ertheilen. Der Religionsunterricht sei durch das Gesetz vom 28. März 1882 in allen Schulen definitiv unterdrückt und daher müßten die evangelischen Schulen fortan als Simultanschulen angesehen werden. Daher könne für Ausbildung evangelischer Lehrer der Staat keine Mittel mehr bewilligen. Vielleicht daß nun die evangelischen Geistlichen Frankreichs an dem schulfreien Donnerstag die Kinder überall zum Bibelunterricht versammeln werden. Doch auch dabei stoßen sie ja auf viele Hindernisse.

Da Paul Bert jüngst von der einflußreichsten parlamentarischen Parteigruppe, der Union républicaine, zum Präsidenten gewählt worden ist, werden die Klerikalen — wie die „Nat. Ztg." mit Recht bemerkte — immerhin sich in der Deputirtenkammer auf heftige Angriffe gefaßt machen müssen. Denn Paul Bert verbindet — wie die liberale „Kölnische Zeitung" ihn noch jüngst schilderte — mit ausgesprochenem Atheismus eine ebenso ausgesprochene Unduldsamkeit.

Wie die "Défense" aus Rom erfuhr, bereitet der Vatikan angesichts der wachsenden Schwäche der französischen Regierung gegenüber der kirchenfeindlichen Majorität der Kammer eine Denkschrift über die Verfolgung des Katholicismus in Frankreich vor. Der "Moniteur de Rome" sagt, daß sich die Kirche mit einem verringerten und zerrissenen Concordate nicht begnügen könne.

Literarisches.

Die Redaction der „Leipziger Illustrirten Zeitung" hat den glücklichen Gedanken gehabt, die Nummer 2103 vom 20. October v. J. zu einer Festzeitung für die Lutherfeier zu gestalten und als „Luther-Nummer" zu veröffentlichen. Der von J. Köstlin verfaßte Text erzählt in vierzehn Abschnitten kurz und ansprechend das Leben des Reformators; er dient als Erläuterung für die auf 27 Seiten gegebenen, mit bekannter Meisterschaft hergestellten Illustrationen, welche ebenso durch ihre Auswahl wie durch ihre Fülle erfreuen. So erhalten wir nicht nur die weitverbreiteten Lutherbilder, nach L. Cranach, sondern auch die aller seiner Freunde, Gehülfen und Gönner, welche nur irgendwie hervorgetreten sind. Eben so haben wir hier die in Luthers Leben bedeutsamen Stätten sämmtlich vor uns, von dem Dorfe Möhra mit seinem Denkmal bis zu seinem Sterbezimmer zu Eisleben; die Thür der Wittenberger Schloßkirche ist sinnig von den Thesen umrahmt. Neun prächtige Vollbilder nach Gemälden oder Cartons neuerer Meister veranschaulichen die hervorragendsten Scenen aus Luthers Leben. Auch die Bilder seiner bekanntesten Denkmäler, des in Wittenberg und Worms, sowie des neuen in Eisleben stellen sich uns vor Augen. Auch eine musikalische Beigabe fehlt nicht; auf der Innenseite des Umschlags ist das Lutherlied von der festen Burg in einer Composition für das Pianoforte abgedruckt. Die Außenseite ist ebenfalls künstlerisch geschmückt. Die Redaction wird sich durch diese Festgabe sicher den Dank Vieler verdienen; sie ist der Beachtung in hohem Maße würdig.

Zu haben bei A. G. Tönnies, 2208 nördliche 14. Straße, St. Louis, Mo., Preis 65 Cts., cart. 90 Cts.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XII. Februar 1884. Nro. 2.

Wie ich mich auf meine Predigten vorbereite.

(Ein Blatt aus dem Leben eines Predigers.)

In meinen ersten Amtsjahren hat mir die Vorbereitung auf meine Predigten ene fast unendliche Noth bereitet, bis ich unter viel Gebet und Flehen nach mancherlei Abwegen und Irrgängen dahin gelangte, daß ich alle menschlichen Hülfsmittel und Krücken vorerst beiseite legte, um mich in selbständiger Weise in das Schriftwort hinein zu vertiefen. Erst alsdann wurde mir die Vorbereitung auf meine Predigten zu einem Genuß für's eigene Herz und erst jetzt konnte ich auch mit freudiger Begeisterung das vor der Gemeinde aussprechen, was durch selbständige Arbeit mein Eigenthum geworden war. Damit will ich keineswegs behaupten, daß ich aus den Schrifttiefen Schätze gehoben habe, die andern vor mir verborgen gewesen wären; ich will nur sagen, daß es mir mit Gottes Hülfe gelang, selbständig zu arbeiten und mit einer Predigt, die mein Eigenthum war, vor die Gemeinde zu treten. Wie ich vor Jahren zu solchem selbständigen Arbeiten gekommen bin, möchte ich namentlich meinen jüngern Brüdern im Amt hier in einem Beispiel zeigen. Die Passionszeit soll beginnen.

Ich werfe mich in meinem Studirzimmer vor dem Herrn auf die Knie und bitte ihn um Vergebung meiner Sünden und aller meiner Versäumnisse; ich bitte ihn inbrünstig um seinen heil. Geist, damit ich die Leidens- und Sterbensgeschichte meines lieben Heilandes verstehen und sie der Gemeinde recht an's Herz legen könne. Nun schlage ich meinen Text auf:

Luc. 18, 31—43.

Ich nehme meine Polyglottenbibel und sehe zuerst den Urtext an und schreibe in aller Einfalt im Vertrauen auf meinen Herrn wie folgt:

31. *Παραλαβὼν δὲ τοὺς δώδεκα εἶπε πρὸς αὐτούς.* Er nimmt die schon früher genommenen. Die andern kann er nicht nehmen; mit Gewalt will er sie nicht nehmen, und aus Liebe zu ihm gehen sie nicht. Die Welt kann nicht mit ihm gehen; denn sie siehet ihn nicht und kennet ihn nicht. Jünger kann er nehmen, sie lassen sich nehmen. Er sagt nicht: ihr m ü ß t jetzt noch einmal hinauf nach Jerusalem; er weiß, sie folgen ihm. Christi Nachfolge ist kein Muß, es ist ein Dürfen. Da heißt es nicht: sehet, ihr müßt heute schon wieder zur Kirche, du mußt heute schon wieder predigen; Christi Schaar ist eine freiwillige — er hat sie frei gemacht.

Ἰδού, ἀναβαίνομεν εἰς Ἱεροσόλυμα καὶ τελεσθήσεται πάντα τὰ γεγραμμένα

διὰ τῶν προφητῶν τῷ υἱῷ τοῦ ἀνθρώπου. Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem, und es wird alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn.

Sehet, ihr Zionsleute, auch wir gehen hinauf gen Jerusalem und es wird an euch und mir alles vollendet werden, was geschrieben ist in der ganzen heil. Schrift von den erlösten Menschenkindern! Ihr werdet dort den Reichthum eures herrlichen Erbes finden, den überschwänglichen Reichthum seiner Gnade genießen. Da werdet ihr erst recht begreifen mit allen Heiligen, welches da sei die Breite, die Länge, die Tiefe und die Höhe der Liebe Christi. Höret, ihr Berufenen, wollt ihr euch von ihm nehmen lassen? Besinnt euch nicht lange. Die Zeit ist kurz. Und wo seid ihr alten Leute denn besser aufgehoben, als wenn er euch zu sich nimmt? Höret, er hat mich gesendet, euch zu ihm zu rufen. Wartet nicht, bis der Tod kommt; höret doch lieber auf einen noch lebenden Boten, dieweil ihr auch noch lebet.

32. *παραδοθήσεται γὰρ τοῖς ἔθνεσι καὶ ἐμπαιχθήσεται καὶ ὑβρισθήσεται καὶ ἐμπτυσθήσεται.* Denn er wird überantwortet werden den Heiden, und er wird verspottet und geschmähet und verspeiet werden.

Wer ihn nicht kennt, überantwortet ihn. Wer ihn kennt, der hält ihn fest, der sagt: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Das Beste behält man gern selbst; aber indem man ihn behält, wird man zugleich reich für andere. Auf! wehre dich in deiner Gemeinde; es wollen viele den Herrn überantworten!

καὶ ἐμπαιχθήσεται καὶ ὑβρισθήσεται, und er wird verspottet und geschmähet werden. Die Einfalt, die Demuth spottet nicht; der Witz und der Hochmuth spotten. Einen schmähen heißt ihm mit unschönen Worten das nehmen, was er hat, ihn heruntersetzen, nichts gelten lassen, ihn der Liebe und des Zutrauens unwürdig erklären. Das thut weh, besonders wenn's von Freunden geschieht.

καὶ ἐμπτυσθήσεται, und er wird verspeiet werden. Verspeien ist eine gemeine, gehässige Art von Verschmähung. Einem, dem man den Speichel in's Angesicht wirft, will man sagen: Worte an dir zu verlieren, halte ich unter meiner Würde; meine Verachtung aber muß ich dir zeigen, sieh, so ehre ich dich, das hast du verdient durch dein Reden, durch dein Betragen. Mag sein, daß man etlichen Menschen mit solcher verständlichen Zeichensprache antworten sollte. Aber auch Ihm, dem Reinen, Heiligen, Liebevollen? Ihn verspeien! Sehet da wieder die Sünde und die Gnade und wundert euch. Die Sünde verspeit die Gnade, und die Gnade duldet's und schweigt, fährt fort zu lieben, indem sie den Speichel im Angesicht an's Kreuz heften läßt.

33. *καὶ μαστιγώσαντες ἀποκτενοῦσιν αὐτόν, καὶ τῇ ἡμέρᾳ τῇ τρίτῃ ἀναστήσεται,* und sie werden ihn geißeln und tödten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen.

Eine Geißel hat die Welt, wo sie ein Herz haben sollte. Und wo sie eine Geißel haben sollte, hat sie Heuchelreden oder drückt die Augen zu. Wie viel wäre zu geißeln für einen ernsten Vater, der Gott liebt und seine Kinder liebt,

zu geißeln an sich und in seinem Hause! Da wird aber oft der Ruthe geschont. Kommt dagegen Jesus in sein Jerusalem, will er reden und Recht haben und auferstehen, da muß die Geißel her. Das ist der Grund, warum so manches Haus wüste gelassen wird. Sie wußten hier natürlich nicht ganz, wen sie geißelten. Ei, unsre Leute wissen noch heute nicht, wen sie aus dem Hause und dem Herzen hinaus geißeln; er ist aber draußen.

ἀποκτενοῦσιν αὐτόν, und sie werden ihn tödten. Die Welt liebt den Fortschritt. Es geht immer weiter; verspotten, verschmähen, verspeien, geißeln, tödten, das ist in der That Fortschritt. Es gibt Menschen und Zeiten, da keine Besinnung mehr möglich ist (Pharao, vor der Sündfluth, Judas, hier die Juden). Er muß sterben, das ist das Loosungswort unsrer Zeit, eher ruht sie nicht. Tolerant ist sie gegen die Sünde, aber nicht gegen Christum und gegen Christen. Er stirbt in ihrem Hause, Herzen. Was dann? Ist dann Ruhe, Friede? Wie in Jerusalem! Zu bestimmter Zeit steht er wieder auf in Jerusalem, im Hause, wo man ihn getödtet, im Herzen. Man muß es wider Willen hören: Jesus ist auferstanden in eurer Stadt. Er hat gesiegt. Er ist der Maria und dem Simon erschienen. Er wird in diesen Tagen bei dir einkehren, durch deine verschlossene Thüre eintreten. Bereite dich! Er wird dich mit Namen rufen, er wird dir seine Nägelmale zeigen, er will dich anhauchen, dir Frieden in's Haus bringen.

34. *Καὶ αὐτοὶ οὐδὲν τούτων συνῆκαν, καὶ ἦν ῥῆμα τοῦτο κεκρυμμένον ἀπ' αὐτῶν, καὶ οὐκ ἐγίνωσκον τὰ λεγόμενα*; Sie aber vernahmen der keines, und die Rede war ihnen verborgen, und wußten nicht, was da gesagt war.

Schade, wer nichts vernimmt, und er redet doch und ist doch da für euch. Wenn du doch eins könntest vernehmen, seinen Tod oder seine Auferstehung, eins vernehmen innerlich, eins beherzigen, verstehen könntest, das wäre köstlich. Das andere müßte auch bald folgen. Nicht wahr, die Rede ist dir auch noch verborgen? Leugne mir's nicht! Verzage nicht! Geh' einstweilen mit Jesu weiter hinauf nach Jerusalem. Was heute nicht ist, kann noch werden. Folge ihm nach, er arbeitet, er betet für dich. Was gilt's, es wird Ostern und Pfingsten und die Schrift wird auch an dir erfüllet! —

Soweit habe ich in einer Abendstunde geschrieben und bin nach ungefähr einer Stunde zu etwas anderm übergegangen. Am nächsten Abend fuhr ich, ohne das, was ich am Abend zuvor geschrieben hatte, anzusehen, in meiner Textbetrachtung fort und schrieb wieder ungefähr eine Stunde wie folgt.

31. „Er nahm zu sich die Zwölfe." Selig der Mensch, den er zu sich nimmt. Bei ihm ist Licht, Weisheit, Trost, Kraft. Er nahm auch den Judas zu sich. Wehe dem, der bei ihm ist mit unredlichem Herzen, mit Absicht auf Geld und Ehre! Er nimmt in dieser Passionszeit zu sich mehr als zwölf, die ganze Christenheit. „Und sprach zu ihnen." Seliger Kreis, wo er redet, wo er gehört wird, wenn auch nicht ganz verstanden! Spricht er daheim bei dir? Spricht er hier zu euch?

„Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem." Ja, „sehet," übersehet diesen letzten Gang nicht. „Wir:" Er geht hauptsächlich, läßt sie aber auch gehen

und etwas gelten. Was hat uns dieses Gehen zu Stande gebracht! Wie viel mehr hat er zu Fuß ausgerichtet als wir mit allen Eisenbahnen! „Hinauf und doch hinab. Jerusalem: dort war der Tempel, Opferdienst, Gesetzbuch und die schönen Gottesdienste. Anziehender Ort für Tausende. Jerusalem ist noch anziehend für Millionen. Sehet, wir gehen hinauf nach dem himmlischen Jerusalem, so kann der Herr heute zu seiner Gemeinde sagen, und sie geht mit ihm. Es wird Alles vollendet werden, was geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn. Denn Gott, der Wahrhaftige, hat's geschrieben; was er zusagt, das hält er gewiß. Alles: Wolken und Sonnenschein. Gott sieht voraus — sagt's Menschen in's Herz, was er weiß, so gewiß, daß sie's schreiben können zum Licht, Trost für ihre Brüder. Gib mir auch etwas um Jesu willen.

32. „Denn er wird überantwortet werden." Schatz, Perle, Reichthum kannten sie nicht, überantworteten ihr Leben und behielten ihren Tod. So leider wir. Was hatten sie noch in Jerusalem? Wüsten Tempel, wüste Stadt, wüste Herzen. „Den Heiden." Auch diese kannten ihn nicht. Niemand will ihn. Einer schickt ihn zum andern. „Und er wird verspottet werden." Die Welt ist weise, gut, geschmeidig, gebildet, voller Complimente und Höflichkeiten. Jesus ist in ihren Augen hinter der Zeit zurück, seine Art eine altmodische, einfältige, unpopuläre. Daher Verachtung, Verspottung, so noch seines Wortes, Sacraments, seiner Kirche, Diener, seines Himmels. „Geschmähet." Weß das Herz voll, deß geht der Mund über. In Schmähworten entladet sich der in sich selbst versunkene, weise sein wollende Mensch. Die Sanftmuth und die Liebe selber schreckt ihn nicht davon ab. Je voller der Mond, desto lauter das Gebell bei Nacht. „Verspeiet." Der Mensch ist zu Allem fähig. Die Feindschaft gegen Gott ist eine unergründliche. Mit Liebkosen, mit Lobeserhebungen, mit Küssen hätte ihn sein Volk bedecken sollen, und siehe, sie verspotten, verschmähen und verspeien ihn.

33. „Und sie werden ihn geißeln und tödten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen." „Geißeln." Das thun die Heiden. Juden hätten's auch gethan. Die Menschheit behandelt ihn so. „Tödten." Sie können nicht eher ruhen. Er duldet's aus Liebe, Gehorsam — im Blick auf den Sieg. „Und am dritten Tage wird er wieder auferstehen." Wer das weiß, kann lieben, dulden, schweigen, hoffen, beten, reden, singen.

34. „Sie aber vernahmen der keines, und die Rede war ihnen verborgen, und wußten nicht, was da gesagt war." Sie, diese Jünger, Schüler dieses Lehrers, diese Redlichen, schon Erwachsenen, mit der Schrift Bekannten, die das Gleiche zuvor schon gehört, Söhne solcher Mütter, die so viel gehört, gesehen, empfunden, geredet hatten, vernahmen der keines. Die Rede hörten sie, der Sinn war ihnen verborgen; vielleicht erkannten sie das erst nach Pfingsten recht. Sie schämen sich nicht, die Wahrheit zu gestehen. Fasset Muth für Jüngere, die noch Anfänger sind, Schrift nicht kennen, keine solche Lehrer und Mütter hatten, die nicht so viel gesehen, gehört, empfunden, noch nicht gepredigt haben.

35. *'Εγένετο δὲ ἐν τῷ ἐγγίζειν αὐτὸν εἰς Ἱεριχώ, τυφλός τις ἐκάθητο παρὰ τὴν ὁδὸν προσαιτῶν.* Es geschah aber, da er nahe zu Jericho kam, saß ein Blinder am Wege und bettelte.

Ein blinder Bettler sitzt am Wege und bettelt. Arbeiten kann er nicht und leben will er doch. So benutzt er diese Festzeit und läßt sich an den Weg hinaus führen und setzt sich nieder und rechnet auf die Barmherzigkeit der Festpilger.

'Ακούσας δὲ ὄχλου διαπορευομένου ἐπυνθάνετο τί εἴη τοῦτο. Da er aber hörte das Volk, das durchhin ging, forschete er, was das wäre.

Er sieht nichts; die Fußtritte der vielen aber, die mit Jesu pilgern, ihre Reden und ihre Gesänge h ö r t er und forscht, was das sein möchte, daß so viele Menschen auf einmal kommen. Hören und forschen ziemt sich für einen blinden, hülflosen Bettler.

37. *'Απήγγειλαν δὲ αὐτῷ ὅτι 'Ιησοῦς ὁ Ναζωραῖος παρέρχεται.* Da verkündigten sie ihm, Jesus von Nazareth ginge vorüber.

Wer forschet, erfährt was. Es gibt immer ordentliche Menschen, besonders bei einem Festzug, die was wissen und uns gerne verkündigen. Sie verkündigen ihm also, Jesus, der Nazarener gehe vorüber, daher dieser Auflauf.

38. *Καὶ ἐβόησε λέγων. 'Ιησοῦ, υἱὲ Δαυΐδ, ἐλέησόν με.* Und er rief und sprach: Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich mein.

Der ist bald besonnen, was er jetzt zu thun hat; denn Jesus geht v o r ü b e r und bleibt nicht im Städtchen, kommt nicht wieder zurück. Entweder hat er schon früher von ihm gehört oder sie haben ihm mehr von Jesu gesagt als hier steht; denn er ruft alsobald in die Luft hinaus, so laut er kann: Jesu, du Sohn David, erbarme dich mein. Kurzer Ruf! Ohne lange Vorbereitung. Gläubiger Ruf. Inhaltsschwerer Ruf. Vieles erwartender Ruf. Ein Nothschrei. Beim rechten Arzt angebracht.

39. *Καὶ οἱ προάγοντες ἐπετίμων αὐτῷ, ἵνα σιωπήσῃ. αὐτὸς δὲ πολλῷ μᾶλλον ἔκραζεν. Υἱὲ Δαυΐδ, ἐλέησόν με.* Die aber vorne an gingen, bedräueten ihn, er sollte schweigen. Er aber schrie viel mehr: Du Sohn David, erbarme dich mein!

Diese Vordern geben kein gut Beispiel. Kennen sie Jesum, dann sollten sie schweigen; kennen sie ihn nicht, dann haben sie gar kein Recht zu reden. Sie d r o h e n, er soll schweigen. Das Gebet macht manchen Leuten Kopfschmerzen und Bauchgrimmen; sie beten nicht, so wollen sie auch nicht beten hören.

„Er aber schrie viel mehr.“ Recht so!

Jesus aber stand stille und hieß ihn zu sich führen. Da sie ihn aber nahe bei ihn brachten, fragte er ihn und sprach: Was willst du, daß ich dir thun soll? Er sprach: Herr, daß ich sehen möge. Und Jesus sprach zu ihm: Sei sehend, dein Glaube hat dir geholfen. Und alsobald ward er sehend und folgte ihm nach und pries Gott. Und alles Volk, das solches sahe, lobete Gott.

Jesus 1. hört, 2. steht still, 3. heißt ihn zu sich führen, will Helfer haben, findet sie — nicht von den Vordern, der Mann wird gebracht. 4. Jesus fragt

ihn, 5. hört ihn an, 6. spricht ihn sehend, 7. rühmt seinen Glauben. Der Blinde sitzt, bettelt, hört, forscht, erfährt, ruft, wird bedroht, schreit viel mehr, wird auf die Füße gezogen, nahe zu Jesu geführt, wird gefragt, sagt sein Anliegen, wird erhört, gelobt, sehend, folgt ihm nach, preist Gott. —

Am Donnerstag Abend setzte ich mich zum drittenmal an meinen Text und wollte absichtlich von dem, was ich bisher geschrieben hatte, nichts wissen und schrieb also wie folgt.

31. „Er nahm aber zu sich die Zwölfe."

„Gott hat ihn zu sich genommen." Das geht oft sanft, oft durch viel Trübsal. Er nahm sie zu sich, nicht mit Gewalt, sondern durch Zusammenrufen. Er sagt seine Absicht vielleicht erst e i n e m, dieser sagt es einem andern, so geht es weiter, bis es alle erfahren. Auf diesen Gang waren sie nicht vorbereitet, sie wären es nie geworden. Das Beste ist sein Gang und seine That in Jerusalem. Geh doch, wenn er ruft, vorbereitet oder nicht; du wirst Gnade in Jerusalem erfahren in kürzester Zeit. Wie viel ist in jene kurzen Tage zusammengedrängt! Er nimmt noch viele andere mit sich, wenn sie hier schon nicht genannt sind und nicht gesehen werden. Die Schaar wird groß werden, laß nur das Zählen.

„Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem, und es wird alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn."

Wo es hingeht, sagt er; wie es dort gehen wird, sagt er auch. Sie hören's, aber nicht einmal die Generäle verstehen ihn. Ein weiser, voraussehender, liebevoller, geduldiger, mächtiger Führer! Ist's auch recht, daß du noch nicht mitgegangen? Was kann denn von deiner Führerin, der Welt, gesagt werden? Sie ist thöricht, kurzsichtig, lieblos, ohnmächtig, blind (überantwortet das Beste), sie verspottet, was sie nachahmen sollte, sie schmäht, was sie loben, verehren sollte, sie verspeiet, was sie küssen und herzen sollte, die Tolle hat Geißeln und Todesstreiche für's neue Leben in ihrer Mitte. Darum sieht es bei ihr so aus.

„Es wird vollendet werden:" Die ausgewachsene Welt steht vor ihm. Er weiß, daß man keine Trauben liest von den Dornen, noch Feigen von den Disteln. Die groß gewordene Welt kann Gott nur hassen. Das weiß er und hat's schreiben lassen. Es ist lesenswerth für Liebhaber.

32. 33. „Denn er wird überantwortet werden den Heiden, und er wird verspottet und geschmähet und verspeiet werden, und sie werden ihn geißeln und tödten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen."

Es ist köstlich, wenn einer in der Geschichte zu Hause ist, wenn Jemand weiß, wie viel Uhr es ist, was er für sich zu erwarten hat. Wer es nicht weiß, dem sollte man es sagen. Wer bald ausgelebt, sollte offenherzig werden gegen seinen Nächsten. Wer die Welt, sich und Gottes Wort kennt, kann getrost seinen letzten Gang gehen, er erwartet nichts Gutes und ist doch getrost. Halte, was du hast (überantworte ihn nicht mehr), sonst geht deine Stadt, Gemeinde, Haus zu Trümmern.

Er läßt sich Vieles gefallen und steht doch wieder auf (1. Ueberantworten, 2. Verspotten, 3. Verschmähen, 4. Verspeien, 5. Geißeln, 6. Tödten). Sein Auferstehen ist ein Wunder auch unter uns. Bei seiner Auferstehung gibt's Freude, Verständniß; man muß ihn aber gesehen haben. Er steht selber auf; ich kann ihn nicht aufrütteln, aufschreien. Diese Arbeit gelte deinem Herzen.

34. „Sie aber vernahmen der keines, und die Rede war ihnen verborgen, und wußten nicht, was da gesagt war."

Wer jetzt vernimmt, darf wohl sagen, daß er früher nichts, der keines vernommen habe. Da erkennt man den Unterschied. Daß sie damals so ungelehrig waren, erkannten sie erst später. In diesem Bekenntniß liegt viel Trost. Die klarste Rede, der beste Redner kann dem besten Hörer oft lange verborgen bleiben.

35. „Es geschah aber, da er nahe zu Jericho kam, saß ein Blinder am Wege und bettelte."

Dieser blinde, sitzende Bettler hat hellere Augen als manche von den vordersten Reichen, die so eifrig Jesu voranschreiten; aber er weiß es nicht und die Vordersten wissen's noch weniger. Es scheint, er sei blos des Bettelns wegen da. Selig der blinde Bettler, an dem Jesus vorübergeht, der dann hört, forscht, erfährt, wer es ist, ruft, bedroht viel mehr schreit, zu Jesu geführt wird, von ihm gefragt wird, sein Anliegen nochmals sagt. Er wird sehend, sein Glaube hilft ihm er darf ihm sehend nachfolgen und Gott preisen.

43. „Und alles Volk, das solches sahe, lobete Gott."

Es waren Festpilger; das Lob ging nicht aus der Tiefe. Man kann Gott loben, ohne Gott zu loben. Bewahre mich vor solchem Loben.

Am Freitag sah ich mich dann in den Commentaren um, um zu erfahren, was andere über meinen reichhaltigen Text zu sagen haben, und machte ebenfalls Notizen. Da wurde es mir dann am Samstag Vormittag nicht mehr schwer, die Vorarbeit unter ein Thema und Abtheilung zu bringen und konnte am darauffolgenden Sonntag mit aller Freudigkeit von dem zeugen, was mir der Herr selber geworden ist.

Ich möchte deßhalb jedem meiner jüngeren Amtsbrüder den Rath ertheilen: Arbeite um jeden Preis selbständig. Es sind in jedem Text viele hundert der besten Predigten enthalten, und wer nur beten und arbeiten will, kann von den hunderten von Predigten, die in seinem Text verborgen sind, doch wenigstens eine herausarbeiten. Senke du getrost die Wurzel deines Geistes, deiner eigenthümlichen Art in den fruchtbaren Boden deines Textes hinein und du selbst wirst dann ein Baum der Gerechtigkeit eigenthümlicher Art werden, oder, wenn du lieber willst, ein Schriftgelehrter zum Himmelreich gelehret, der Altes und Neues hervorträgt aus dem Schatz seines Herzens.

Das Beste, auch an der besten Predigt ist der Schrifttext; diesem muß jene dienen; nicht indem sie ihn beweist, oder stützt, sondern indem sie durch ihren Aufbau auf dem Boden und aus dem Material des Textes die Sicherheit, den Werth und die Schönheit desselben zur Darstellung bringt.

Welches ist das gottgewollte gegenseitige Verhältniß von Amtsvorgänger und Nachfolger?

(Fortsetzung und Schluß.)

B. Das gottgewollte Verhalten des Nachfolgers zum Vorgänger.

Welche Stellung aber hat der Nachfolger zum Vorgänger einzunehmen, um Gott zu gefallen, und an seinem Collegen zu thun, was die Liebe fordert, die da ist des Gesetzes Erfüllung?

1. Darf und soll, um auch diese Beziehungen zu prüfen, und uns des richtigen, segensreichen, gottgewollten Verhaltens klar zu werden, darf und soll der Nachfolger Alles das einfach ignoriren, was die Ursache zum Wechsel seines Vorgängers geworden ist, durch den er in eines Andern Arbeit eingetreten ist? Weltliche Klugheit möchte ihm wohl solches Ignoriren gebieten, aber Gerechtigkeit und Liebe zu seinem Vorgänger fordern ein anderes Verhalten. Dieweil seit dem Sündenfall dem menschlichen Herzen der besondere böse Tück eignet, alle Schuld von sich ab auf Andere zu wälzen, sich selbst möglichst weiß und Andere möglichst schwarz zu machen, so wird die alte Geschichte immer wieder neu, daß die Gemeinde, in der ein Predigerwechsel sich vollzieht, die Schuld desselben von sich ab auf den Pastor schiebt, und diesen ausschließlich für das traurige Ereigniß der Scheidung verantwortlich macht. Wenn wir nun auch durchaus nicht leugnen wollen, sondern redlich zugestehen, daß in den allermeisten Fällen auf keiner Seite die Schuld allein liege, sondern auch von Pastoren oft Veranlassungen zum Bruch ihrer Verbindung mit der ihnen anvertrauten Gemeinde ausgehen, und wenn solche Veranlassung auch weiter nichts wäre als Kreuzesflucht, — so müssen wir doch auch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, das als Thatsache konstatiren, daß doch in den meisten Fällen die meiste Schuld auf Seiten der Gemeinde zu suchen ist, die lieber, um einige Querköpfe als Glieder zu behalten, weil sie eben mit bezahlen helfen, den Pastor seines Weges ziehen lassen, mit der Begründung, daß er sich mit Einigen nicht habe vertragen können, während doch das Umgekehrte der Fall ist. Es gibt ja da und dort solche Fromme, die es sich zum besondern Verdienst rechnen, den Pastor fortzubringen. Wo solche Zerwürfnisse mit einzelnen Gliedern, die dann Andere aus verschiedenen Rücksichten und durch allerlei Mittel für sich und ihre wühlerischen Ziele gewinnen, die Veranlassung zum Amtswechsel gegeben haben, hat der Nachfolger so viel Notiz von denselben zu nehmen, daß dadurch seine Stellung zu diesen Gegnern seines Vorgängers nicht eine vorurtheilsvolle und damit eine verkehrte wird. Er muß ohne alle Antipathie ihnen gegenüber treten, als der ihr bester und treuster Freund auf Erden sein will und der, der auch in ihnen Freunde zu finden glaubt. Liegen aber grobe Pflichtverletzungen nicht von Einzelnen, sondern von der Gemeinde als solcher dem Scheiden des Vorgängers zu Grunde, so kann und darf und soll der Nachfolger sie nicht ignoriren; auch wenn sie nur von der Minderheit der Gemeinde ausgegangen

sind, so macht sich doch die ganze Gemeinde jener Sünden theilhaftig, wenn sie deßhalb den Pastor nöthigt, zu ziehen. Was soll nun der Nachfolger thun? — Er soll und muß den Vorgänger rechtfertigen, seine gerechte Anklage und Forderung als gerecht erklären und beweisen, und nöthigenfalls deren Erfüllung zur Bedingung seiner Annahme und seines Aufzugs machen. Das ist ein Amtsbruder dem andern, das sind wir einander schuldig; umsomehr sollte zu solchem gegenseitigen, tragenden und schützenden Verhalten dringen die seit Jahren unter uns nicht ganz grundlos geführte Klage, daß wir als Pastoren gegenüber den Gemeinden an unserer Synode oft so wenig Rückhalt und Schutz haben.

2. Hat sich aber auch dem Nachfolger kein solches Hinderniß zum fröhlichen Einzuge in seinen Wirkungskreis in den Weg gestellt; ist auch keine Minorität da, die dem Vorgänger sein Leben und Wirken sauer gemacht, und ihn schließlich zum Rückzuge gezwungen, so werden sich doch immer solche Gemeindeglieder finden, die am Vorgänger dies und das zu tadeln wissen, weil er so vieles an ihnen tadeln mußte, sie aber damit auf den Fuß getreten hat, sie sich aber das nicht gefallen lassen können und wollen von dem, der ihr Brod ißt. Die machen nun gewöhnlich zuerst dem Nachfolger ihre Aufwartung, bei der es dann nach all den üblichen Freudenbezeugungen über die Ankunft des neuen Hirten und nach allen salbungsvollen Glückswünschen zu einem langjährigen Wirken unter ihnen nicht abgeht, ohne diese und jene geringschätzenden Urtheile und auch lieblosen Bemerkungen über den Vorgänger fallen zu lassen. Was soll er damit? — Soll er sie zum einen Ohr hinein- und zum andern hinauslassen, und durch sein Stillschweigen sie sanktioniren, ohne auch nur die Wahrheit gemachter Aussagen erforscht zu haben? Oder soll er gerade den Stab über den Bruder brechen und seine neuen Gemeindeglieder in ihrem lieblosen Wesen und Treiben bestärken? Nein, gewiß nicht, darin kommen wir alle überein; das wäre ein zu grober Verstoß gegen die Liebe, die auch der Sünden Menge deckt, als daß ein Geistlicher sich könnte derselben schuldig machen. Vielmehr hat er allen Anklagen und Verleumdungen seines Vorgängers von Seiten einzelner Gemeindeglieder, wo immer sie sein Ohr treffen mögen, mit allem Ernste entgegen zu treten, sie nieder zu schlagen, die Spitze des Schwertes gegen die Ankläger zu kehren und seines Vorgängers Ehre und guten Namen zu retten und zu schützen. Damit ist durchaus nicht verlangt, daß er aus Sauer Süß und aus Finsterniß Licht mache! Aber wo er sich auch zweifellos gewiß ist, daß sein Vorgänger gefehlt hat, daß die Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben werden, auf Wahrheit beruhen, so kann er doch die Nutzlosigkeit solcher Anklagen betonen, und das Sündliche solchen Verfahrens den Anklägern in's Gewissen schieben, da sie dem in's Amt greifen, der der alleinige Richter ist, sie zur Prüfung ihrer Mitschuld an des Pastors Fehlgriffen durch Lässigkeit in der Fürbitte für ihn und durch Vorenthalten ihres Raths veranlassen und sie zur Erkenntniß führen, daß des Pastors Stellung eine schwierigere und gefahrvollere ist, als die ihrige. Kurzum: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn!"

3. Nun mag vielleicht ein Nachfolger in dieser Beziehung seiner gottgewollten Stellung zu seinem Vorgänger ganz gerecht werden, alle Anklagen und üble Nachreden von Seiten einzelner Glieder so gewaltig niederschlagen, daß sie nicht wieder aufleben, und — doch in der That ihn so schwer verklagen, wie es mit Worten kaum möglich ist. Er tritt in seine neue Gemeinde, ohne der alten zu vergessen, mit neuer Liebe ein, faßt sein Amt im neuen Wirkungskreise mit neuem Eifer auf. In diesem Eifer aber thut er nicht, wie wenn vor ihm schon ein Amtsbruder an dieser Gemeinde gearbeitet hätte, schafft Dieses und Jenes ab, führt Neues ein und handelt überhaupt so, als ob ihm sein Amtsvorgänger nur Null ist. Nun ist ja Amtseifer etwas Anerkennenswerthes, aber ein Efer, welcher einen oder alle Amtsvorgänger nichts gelten läßt, ist der zu loben? Geht er nicht hervor aus trüber Quelle, aus Eigendünkel, bei welchem nur das eigene Selbst, sonst aber Niemand einen Platz findet? Es ist ja freilich in der Pastoration ein Unterschied unter uns; allein ohne Weiteres seine Arbeit für die allein gute zu halten und die der Anderen für nichts ansehen, das ist doch ein Eifer, welcher über die Linie geht, ein unlauterer, dieselbe Herzensunreinigkeit, welche wir beim Amtsvorgänger tadeln mußten, und was wird die Frucht sein? Wie fühlt sich ein Amtsbruder verletzt, wenn er all seine Mühe und Treue, mit welcher er sein Amt geführt hat, so herabgesetzt sieht von einem Amtsbruder, und Alles, was er erbaut, über den Haufen geworfen vor ihm liegt! Die Gemeinde aber, wird sie Freude daran haben, daß ihr früherer Pastor vom jetzigen so geringschätzig beurtheilt wird? Nein, dies macht nie einen guten Eindruck und ein solches Wirken, so angefangen, bleibt ohne Segen. Darum, meine lieben Amtsbrüder, kommen wir an eine neue Gemeinde, lassen wir es uns Grundsatz sein, nicht alsbald das unterste zu oberst zu kehren, und umgekehrt; mit allem aufzuräumen, was unsere Vorgänger gearbeitet haben! Behandeln wir vielmehr alle ihre Institutionen, die sich von ihnen auf uns vererben, mit der möglichst größten Schonung. Wollen wir etwas alteriren, dann prüfen wir es allererst, nnd gehen nur dann daran zu ändern, wenn wirklich Schlimmes, Gefährliches, Seelenverderbliches, dem Auf- und Ausbau der Gemeinde thatsächlich Hinderliches sich darin findet. Und ändern wir Nichts, weil es blos unserer Person unangenehm und lästig ist. Finden wir diese und jene Gebräuche und Ordnungen, mit denen wir aufräumen müssen, so stellen wir erst gewissenhafte Untersuchung an, ob unser Vorgänger daran die Schuld trägt, und fällt solche Untersuchung zu seinen Ungunsten aus, dann schonen wir doch seinen Namen vor der Gemeinde!

4. Haben wir aber treue Hirten als Vorgänger gehabt, so seien wir dankbar für alles Gute, was Gottes Gnade durch sie gewirkt hat. Haben wir gleich beim Amtsantritt ein offenes, von Eitelkeit gereinigtes, klares Auge hiefür, und suchen wir dasselbe uns zu erhalten. Und wo und wann sich die Früchte ihrer Arbeit und Mühe unserm Blicke darbieten, versäumen wir es nicht, anerkennungsvoll ihrer Arbeit zu gedenken, und ihr Andenken dadurch bei der Gemeinde im Segen zu erhalten. Arbeiten wir an dem, was

unser Vorgänger gebaut, in seinem Sinne fort, und ehren ihn dadurch thatsächlich vor der ganzen Gemeinde. Wir ehren uns dadurch selbst, indem wir uns demüthigen und in mancher Hinsicht unserm Vorgänger unterordnen.

5. Solches gegenseitige Verhalten von Amtsvorgänger und Nachfolger, wie wir es uns zu zeichnen versucht haben, erfordert natürlich strenge Selbstverleugnung. Aber sollten wir, die wir auf Gottes Wort verpflichtet sind, dieselbe von unsern Gemeindegliedern, von Allen, die Jesu wahre Jünger sein und nicht blos heißen wollen, zu verlangen, dazu wir sie unermüdlich ermahnen müssen, — uns derselbigen weigern?! Sollten wir als Schriftgelehrte und Pharisäer uns erfinden lassen, die den Menschen schwere Bürden auf den Hals legen, die wir selbst aber nicht mit einem Finger anrühren wollten! Das sei ferne! Wissen wir ja doch, daß zur Gewinnung jeder gottgefälligen Stellung in den verschiedenen Beziehungen und Verhältnissen unseres Lebens es nur auf dem Wege der Selbstverleugnung geht, und daß die Ausbildung unseres nach und zu Gott geschaffenen Selbst die Vernichtung des sündigen Selbst fordert! So geringe das Opfer ist, das wir zu bringen haben, so groß ist der Gewinn, der aus solcher Selbstverleugnung unsern Gemeinden und uns selbst erwächst! Wollen wir mit St. Paulus sagen können: „Wir haben Christi Sinn," so müssen wir auch unserm großen Vorbilde darin ähnlich werden, das von ihm bezeuget ist: „Denn auch Christus nicht an ihm selber Gefallen hatte" Je mehr dies von unserer innersten Lebensrichtung Wahrheit wird, desto völliger wird unser Leben eine Erfüllung des Gebotes: „Alles, was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, 2c."; — desto gewisser wird uns die Realisirung der Hoffnung, Ihn zu sehen, wie Er ist, dieweil wir Ihm gleich geworden sind!

Die subjective Wahrheit des kirchlichen Unterrichts.

(Fortsetzung.)

Das bisher Ausgeführte läßt sich am besten bei der Anwendung auf einen speziellen Fall klar machen. Nehmen wir als solchen die Erklärung Luthers zum ersten Glaubensartikel und zwar so, wie sie unser Katechismus unter Frage 58 gibt. Dort werden unter den Dingen, die Gott uns gegeben hat, Augen und Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne aufgezählt; ferner Kleider und Schuhe, Essen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind u. s. w. Man kann nun einwenden, und dieser Einwand ist wirklich schon gemacht worden, daß eben nicht jeder Christ Haus und Hof, Weib und Kind u. s. w. habe; ja daß Manchem sogar von Geburt an Glieder oder Sinne mangeln, daß er also auch nicht in Wahrheit sagen könne, er habe diese Dinge und ihm auch nicht zugemuthet werden dürfe zu glauben und zu bekennen, daß er etwas habe, was er doch thatsächlich nicht hat. Denn wie soll es z. B. einem Schulkinde möglich sein, zu glauben und zu bekennen, daß es Weib und Kind habe?

Dieser Einwand ist von so handgreiflicher Wahrheit, daß es unmöglich

sein würde, denselben zurückzuweisen, wenn man nicht zu zeigen vermöchte, daß er auf einem Mißverständniß beruht.

Man kann sich nun freilich nicht darauf berufen, daß eben Luther diese Auslegung nur seinen eigenen individuellen Lebensumständen entnommen habe, daß die angeführten Dinge dort paßten, aber unter andern Verhältnissen und zu andern Zeiten nicht mehr gelten könnten. Wenn dem wirklich so wäre, so könnte eine so entstandene und so verstandene Auslegung des ersten Glaubensartikels allenfalls in einer Darstellung der Lebensgeschichte Luthers seinen Platz finden, nimmermehr aber in einem zu allgemeinem Gebrauch bestimmten Katechismus.

Ebensowenig darf man sich damit zufrieden geben, daß man diese Erklärung nur darum, weil sie eben von Luther stammt, festhalte, nur Luther zu Ehren mitführe und lernen lasse. Wäre kein besserer Grund vorhanden, diese Katechismusantwort beizubehalten, so müßte sie so bald als möglich beseitigt werden, denn in einem Katechismus ist kein Raum für Ballast.

Wollte man sich aber damit helfen, daß man meinte, man dürfe die Antwort wohl beibehalten, denn Kinder wüßten nicht immer, was sie sagen oder lernen, oder daß man, weil es einmal so hergebrachte Gewohnheit sei, eine solche Antwort lernen lasse, so bedürfen derlei Auswege und Ausflüchte keiner besondern Widerlegung, sie tragen ihre Verurtheilung schon in sich selbst.

Schon etwas Anderes ist es, wenn man sich darauf beruft, daß unser Katechismus von der Synode gut geheißen und darum doch — wir wollen so wenig als möglich sagen — wenigstens nicht ganz unrichtig sein könne; oder daß Leute, deren geistige Begabung und Gelehrsamkeit der unsrigen weit überlegen ist und deren Gewissenhaftigkeit keinem Zweifel von unsrer Seite unterliegt, die in Rede stehende Antwort stehen gelassen und für gut befunden haben. Ordnet man in dieser Weise sein eigenes Urtheil der Ansicht anderer anerkannter Autoritäten unter, so wird eine derartige Vorsicht zunächst den Vortheil haben, daß man vor verfehlter Flickarbeit und vor unüberlegtem Aussprechen unreifer Gedanken bewahrt bleibt, aber auf der andern Seite ist man in Gefahr, der unbedingten Ruhe des nur gedächtnißmäßigen Festhaltens unverstandener Worte und des gedankenlosen Gehenlassens überkommener Anschauungen zu verfallen. Eine solche Ruhe wird aber in ihrem Fortgange zur Schlafsucht; diese führt zur Todesruhe, deren unmittelbare Folge nicht Erquickung, sondern Zersetzung, nicht Stärkung und Neubelebung, sondern Fäulniß ist. Man kann sich wohl bei dem Beispiele eines andern Menschen beruhigen, sich für eine Zeitlang damit zufrieden geben, aber ein Pastor darf nicht dabei stehen bleiben; er muß sagen können: „Ich glaube, darum rede ich," nicht etwa: „Jene, die größer sind als ich, haben also geglaubt, darum rede ich auch so," sondern: „Ich bin meiner Sache gewiß auf Grund eigener Ueberzeugung."

Auch unzureichend, aber doch schon mehr den wirklichen Sachverhalt treffend ist die Bemerkung, daß der Inhalt der beregten Antwort nicht für die Schule, sondern für das Leben gelernt werde, daß das rechte und volle

Verständniß desselben erst im Lichte des wirklichen Lebens sich zeige und in der Hitze thatsächlicher Erfahrung zur Reife komme. Damit aber dieses möglich werde, darf man sich nicht blos damit begnügen, die Worte nur auswendig lernen und aufsagen zu lassen, der Grund zu ihrem vollen Verständniß muß in der richtigen Weise im Gemüthe des Kindes gelegt werden; gerade wie auch der Same nicht blos sackweise auf dem Felde abgeladen und stehen gelassen werden darf, sondern in genügender Menge und richtiger Vertheilung ausgestreut und in die Erde eingebracht werden muß, wenn er eine Ernte bringen soll.

Nun geht aber jeder Same um so sicherer auf, je weniger er seine Keimkraft durch allzulanges Todtliegen verloren hat, d. h. wenn er so oft wieder von neuem ausgesäet wird, als er sich zur reifen Frucht zu bilden vermag. So wird auch das Verständniß der Rede eines Andern, der Gedanken, die sich mit seinen Worten verbinden, um so leichter einem Dritten (in diesem Falle dem Schüler) mittheilen lassen, je mehr diese Gedanken in dem, der sie zu übermitteln hat (der Lehrer oder Prediger) lebendig geworden sind, je mehr er selber ein eigenes d. h. nicht etwa ein besonderes, oder vielleicht gar absonderliches, sondern ein selbsterworbenes Verständniß davon hat. Wir werden also, wenn unser Confirmandenunterricht nicht blos ein mechanisches Weitergeben von nur gedächtnißmäßig erworbenen Worten und Begriffen sein und ebendamit auch subjektiv unwahr werden soll, uns die Aufgabe stellen müssen für uns selbst ein genaues Verständniß zu erwerben — nicht etwa der Lehrsätze der Dogmatik und Ethik in Betreff der Schöpfung und Vorsehung u. s. w. denn das Verständniß dieser müssen wir schon vorher haben und es muß uns in diesem Falle nur als Mittel und Werkzeug zur Erreichung unsers Zweckes dienen, sondern ein genaues Verständniß der gegebenen Katechismusantwort und zwar in dem Wortlaut, wie sie in der für den Unterricht bestimmten Form vorliegt. Wir können uns also von vornherein aller textkritischen und dogmengeschichtlichen Fragen entschlagen und den Wortlaut der Antwort sofort in Angriff nehmen.

Da beginnen wir denn gleich mit dem ersten Worte „Ich". Warum nicht: Wir? Warum nicht etwa: Die Kirche, oder die evangelische Kirche glaubt? Warum nicht: Die Schrift sagt, oder es ist Wahrheit oder dergleichen? Es heißt: „Ich glaube", weil der Mensch selbst und für sich selbst glauben muß, weder irgend ein Mensch, noch ein Engel, noch Gott thut es für ihn. Der Glaube wird zwar von Gott gewirkt, aber er ist des Menschen eigene That. Daher: „Ich glaube". Der Glaube ist nicht Vernichtung, sondern die höchste, ja die einzig wahre Bethätigung der menschlichen Freiheit; er ist keineswegs die Dahingabe oder Verzichtleistung auf die Selbständigkeit der Erkenntniß und der Ueberzeugung, sondern die energische Geltendmachung derselben. Gerade darin, daß es heißt: „Ich glaube", liegt schon der Gegensatz gegen den römischen Begriff des Glaubens, der im Grunde darin besteht, daß man nicht selbst sich überzeugt, sondern sich einfach von der Kirche belehren läßt und diese Belehrung zustimmend hinnimmt, oder ihr

doch wenigstens nicht widerspricht; ebenso gegen die Meinung, die den Glauben und die Gläubigkeit in die bloße Unterwerfung unter die legaliter geltende Kirchenlehre setzt. Hier verhält sich der Mensch passiv, er läßt die Kirchenlehre eben einfach stehen, wie sie steht, und dieselbe wird, ob richtig oder unrichtig, nie sein lebendiges geistiges Eigenthum. Ebensowenig darf ich nur deßwegen glauben, weil eben Andere auch glauben. Das wäre ein Glaube, der eben Modesache wäre und nur für den Herzenssache sein könnte, dem es die Mode auch ist. Selbst wenn ich mich dem Schriftwort unterwerfe, meine Anschauungen denen der Schrift unterordne, so berechtigt mich diese Unterwerfung allein noch lange nicht zu dem Bekenntniß: „Ich glaube". Denn sie kann eben auch nur das Zugeständniß sein, daß ich — vielleicht trotz allem Suchen — nichts gefunden habe, das ich dem Schriftwort überordnen könnte, daß ich eben nur thue, was ich muß. Was ich aber nur thue, weil ich es muß, das thue ich im Grunde nicht, sondern jemand Anders. Ich kann also nur bekennen: „Ich glaube", wenn ich nicht blos zustimme, mich nicht blos unterwerfe, sondern eben selbst glaube. Was heißt nun aber glauben? Wir könnten die Antwort wohl sofort aus Hebr. 11, 1 entnehmen, werden aber wohl zu einem mehr klaren Begriff kommen, wenn wir zuerst das in's Auge fassen, was von verschiedenen Seiten für Glauben ausgegeben wird. Bellarmin bestimmt den römisch-katholischen Begriff des Glaubens: nos per assensum (scil. fidem definiamus). Assentimur enim deo, quamvis ea nobis credenda proponat quae non intelligimus. (Wir bezeichnen den Glauben als Zustimmung. Denn wir stimmen Gott zu, obgleich er uns das zu glauben vorhält, was wir nicht einsehen.) Daß bloße Zustimmung noch nicht nothwendig eigene Ueberzeugung, also auch nicht nothwendig Glaube ist, das ist sofort klar. Außerdem sagt aber sogar die Vulgata Hebr. 11, 3 fide intelligimus (durch den Glauben sehen wir ein). Da wir nun nach dem Hebräerbrief durch den Glauben das einsehen, was wir nach Bellarmin überhaupt nicht einsehen, (er sagt nicht etwa bedingt: quae sine fide non intelligimus, sondern unbedingt: quae non intelligimus,) so kann der Glaube, von dem der Hebräerbrief redet, auch nicht der sein, der durch die angeführte Bestimmung bezeichnet wird. Ebenso wenig aber ist der Glaube auch nur ein Wissen, zu dem wir auf dem gewöhnlichen Wege der Erkenntniß nicht zu gelangen im Stande wären, oder verhält es sich damit so, wie irgendwo gesagt wird: „Wo die Philosophie aufhört, nämlich bei der letzten Frage der Welträthel, die sie nicht beantworten kann, und wo die Naturwissenschaft aufhört, nämlich bei der Frage nach der Urkraft, da setzt der Glaube ein, der Glaube an Schöpfung, Erlösung und Heiligung durch Gott. Man kann diesen Glauben annehmen oder ablehnen — das ist ein Akt des Willens — aber die Wissenschaft kann ebensowenig seinen Ungrund erweisen, als der Glaube die Realität seiner Objekte." Angenommen, es wäre so, dann könnte man es nur natürlich und erfreulich finden, daß, wie von Vielen behauptet wird, der Glaube dem Wissen das Feld räumen muß, denn ein Glaube, der im Grunde nichts ist, als der Lückenbüßer des Wissens, wird

eben mit dem Ausbau desselben und der Ausfüllung der Lücken verschwinden. Es mag in den angeführten Worten ein großer, vielleicht der größte Theil des modernen Glaubens richtig gezeichnet werden, aber wenn man genauer zusieht, so merkt man bald, daß ein solcher Glaube durchaus nicht freies Thun des Menschen, sondern Resultat der Vereinigung von Verzweiflung und Stolz ist. Man kann sich nicht verhehlen, daß das Wissen eben die letzten Fragen, auf die es führt, nicht beantwortet, aber eingestehen will man es nicht und so sucht man die Lücke mit einem Glauben auszufüllen, der eben nicht ein unerschütterliches Fundament für die Ewigkeitshoffnung, sondern ein vorläufiges Nothdach für ein Zeitbedürfniß ist. Fragen der Wissenschaft können nicht durch Glauben, und Fragen des Glaubens nicht durch die Wissenschaft beantwortet werden.

Aber ist denn der Glaube, der die Realität seiner Objecte nicht erweisen kann, auch wirklich der Glaube, von dem die heil. Schrift redet? Nun, Hebr. 11, 1 nennt den Glauben (πραγμάτων ἐλέγχος οὐ βλεπομένων,) einen überzeugenden, überführenden Beweis von Dingen, die nicht gesehen werden, d. h. sich nicht als sinnenfällig erweisen lassen. Diese Dinge, deren Beweis der Glaube ist, sind (πράγματα) Sachen, Realitäten, nicht bloße (νοήματα) Produkte der willkürlich bildenden Thätigkeit menschlicher Erkenntniß. Sie werden nun freilich nicht durch den Menschen bewiesen, sondern sie erweisen sich am Menschen als Realitäten, die für denjenigen, an dem und für den sie sich bewiesen haben und noch beweisen, eben so fest, ja noch fester stehen, als die Thatsachen, die sich ihm durch die Wahrnehmung der (βλεπομένα) sichtbaren, sinnenfälligen Dinge ergeben. Der Glaube ist nicht eine Thätigkeit des Wissens allein, sonst wäre ein Jeder, der Theologie studirt hätte, auch ein wahrer Christ, auch nicht eine Thätigkeit des Willens allein, sonst könnte ein gläubiger Christ nicht in Anfechtung fallen, auch nicht des Gefühls, sonst wäre er etwas stets wechselndes. Es ist vielmehr so, daß der ganze Mensch in der Gesammtheit aller seiner geistigen Vermögen und Kräfte durch den Glauben und zum Glauben in Anspruch genommen wird. (καρδίᾳ πιστευεται, mit dem Herzen glaubt man). Wenn aber der Glaube auch weder Sache des Wissens, noch des Wollens, noch des Fühlens allein ist, so ist doch jede dieser drei Thätigkeiten derart daran betheiligt, daß beim Fehlen irgend einer derselben der Glaube nicht entstehen oder nicht bestehen kann. Wer nicht weiß, was er glauben soll, der kann nicht glauben, sondern er vermuthet; wer es weiß, aber nicht will, der kommt nicht zum Glauben und wer es wohl weiß und auch will, aber nicht Frieden darin findet, der bleibt nicht bei seinem Glauben. Wie der Christ für sein irdisches Dasein im Leibe lebt, so lebt er für sein geistiges Leben im Glauben. Wie der natürliche Mensch ohne Leib nicht leben kann, aber dennoch der Leib nicht das Leben selbst ist, so kann auch der neue Mensch nicht leben ohne den Glauben, obwohl der Glaube an sich nicht das Leben aus Gott ist. Wie der Leib die Grundlage aller irdisch-menschlichen Thätigkeit bildet, so bildet auch der Glaube die einzige Grundlage alles desjenigen Thuns, dessen Zweck in der Ewigkeit liegt, des Sam-

melns von Schätzen im Himmel. Was nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde, gerade wie jede leibliche Thätigkeit, die nicht aus dem Leibe selbst d. h. aus der normalen Wirkung seiner Organe hervorgeht, Krankheit ist.

Wie aber ferner das Dasein des Leibes, als des Trägers des irdischen Lebens, die unumgängliche Voraussetzung aller irdischen Erwartungen eines Menschen bildet, so ist der Glaube die Grundlage aller Hoffnung auf's Ewige. Der Glaube beweist nun die Realität seiner Objecte nicht theoretisch, sondern thatsächlich. Wie die Thatsache, daß ich lebe, der beste, ja der einzige Beweis meines Lebens ist, und wie die Realität meiner Lebensobjecte, d. h. der Dinge, auf die meine Lebensthätigkeit gerichtet ist und von denen sie bestimmt wird, sich dadurch erweist, daß ich die Einwirkung meiner eigenen Thätigkeit auf diese Dinge und ihre Rückwirkung auf mein eigenes Leben thatsächlich erfahre, so ist auch die Thatsache, daß ich glaube, Beweis meines Glaubens und die Wirkungen, welche mein Glaube sowohl ausübt als erfährt, Beweis der Realität dessen, an das ich glaube.

Was nennt nun unsere Katechismus-Antwort als den Inhalt des Glaubens an Gott den Vater? Etwa das, daß ich Leben, Leib, Seele, Augen, Ohren, Vernunft, Sinne, Kleider u. s. w. habe? Durchaus nicht. Denn daß ich bin, weiß ich kraft meines Selbstbewußtseins, daß ich einen Leib habe, kraft meiner sinnlichen Wahrnehmung, ebenso daß und ob ich Kleider, Schuhe, Essen, Trinken und dergleichen habe oder nicht. (Fortsetzung folgt.)

Die Lehre von den „evangelischen Rathschlägen" ("consilia evangelica") in ihrer Bedeutung für die christliche Ethik.

(Eingesandt von P. G. Deckinger.)

Die Lehre von den sogenannten consilia evangelica, von den evangelischen Rathschlägen, ist eine in der katholischen Kirche entstandene und geht von der Ansicht aus, daß es neben den allgemein verpflichtenden Bestimmungen des Christenthums, neben dem absolut geltenden Sittengesetze noch weitere Bestimmungen in der heiligen Schrift gebe, zu deren Befolgung der Mensch nicht gerade verpflichtet, deren Erfüllung dem Belieben des Einzelnen anheimgestellt sei, doch so, daß diese letztere ein überverdienstliches Werk für den Menschen begründe. Eine solch' laxe Unterscheidung in nackter Absolutheit hingestellt widerspricht aber ganz entschieden dem sittlichen Ernste des Christenthums, und eine christliche Ethik kann sich nur sehr negativ zu derselben verhalten, muß eben damit aber auch in Gegensatz zur katholischen Moral treten, die mit ihrer Lehre von den evangelischen Rathschlägen einen solch' großen entsittlichenden Einfluß auf die Entwickelung der katholischen Kirche ausgeübt hat und noch ausübt.

Wenn nun wir als Protestanten diese Lehre mit aller Entschiedenheit als unevangelisch zurückzuweisen haben, so müssen wir, um dies thun zu können,

vor Allem auf die Quelle und Wurzel derselben in der katholischen Kirche zurückgehen.

Die katholische Lehre von den evangelischen Rathschlägen ist eine nothwendige und klare Folge des pelagianischen Charakters des ganzen katholischen Lehrsystems; der pelagianischen Lehre nämlich, daß der Mensch durch den Sündenfall die freie Selbstbestimmung nicht verloren, daß er auch nach demselben noch vollständige Wahlfreiheit habe, vermöge deren er sich für das Gute ebensoleicht wie für das Böse selbst bestimmen könne: hat er ja doch nur ein donum superadditum, eine noch obendrein verliehene Gabe, nicht eine anerschaffene Gerechtigkeit durch den Sündenfall verloren, nicht einen Theil seines eigensten Wesens; der Mensch ist nach dem Sündenfall nicht ein bloßer Block, der ohne die gratia præveniens (vorlaufende Gnade) gar nichts Gutes mehr vollbringen kann, sondern aus eigenen Kräften kann der Mensch noch Gutes thun, ja er kann sogar mehr Gutes thun, als Gott von ihm verlangt, er kann es zu überverdienstlichen Werken bringen, zu einer Heiligkeit, die höher steht als die Forderung des göttlichen Gesetzes.

Die hierin sich aussprechende ganz unevangelische Ueberschätzung des menschlichen, doch von Grund seiner Natur sündlichen und zur Vollbringung des Guten unfähigen Wesens, diese unevangelische Prätension hat zu ihrer nothwendigen Consequenz die Hauptlehre des Katholicismus, daß der Mensch aus eigenen Kräften seine Seligkeit schaffen, daß er durch seine guten Werke selig werden könne, ja daß er sogar mit überverdienstlichen Werken anderen weniger vollkommenen Menschen aushelfen könne.

Dem nach einer besondern Heiligkeit ringenden Menschen bietet nun die katholische Kirche in der Aufstellung ihrer consilia, ihrer Rathschläge, die Hand zur Erreichung dieses Zieles, und wir sehen daraus, daß die Lehre von den evangelischen Rathschlägen auf's engste zusammenhängt mit dem innersten Wesen des Katholicismus selbst, und mit diesem steht und fällt.

Als Gegenstände der evangelischen Rathschläge zählt man in der katholischen Kirche gewöhnlich zwölf auf: freiwillige Armuth, Selbstverleugnung, Keuschheit (d. h. Ehelosigkeit, d. R.), Unterlassung der Rache, geduldiges Ertragen der Beleidigung, Almosen, Unterlassung des Eidschwurs, Vermeidung der Veranlassung zur Sünde, gute Absicht des Handelns, Uebereinstimmung desselben mit der Lehre, brüderliche Zurechtweisung, Unterlassung der ängstlichen Sorge um die Nahrung. Dies sind aber lauter Dinge, welche nach der Lehre des Evangeliums zu den unbedingt verbindlichen Pflichten gehören und keinen Gegensatz zu dem absoluten Sittengesetz begründen, wie wir später sehen werden. Der Katholicismus aber statuirt damit einen Unterschied zwischen Vorschriften und Rathschlägen und sagt, ein Christ sei zur Erfüllung der Rathschläge nicht absolut verpflichtet, zur Erlangung der Seligkeit sei schon die Erfüllung des allgemeinen Sittengesetzes, die Erfüllung der Gesetzesvorschriften genügend; durch Befolgung der evangelischen Rathschläge aber könne der Mensch sich eine besonders hohe Stufe der Seligkeit verdienen.

Mit dem Allem spricht sich die grundfalsche Stellung des Katholicismus

zur oder richtiger gesagt über der heiligen Schrift aus, eine falsche Stellung, welche sich schon in dem Namen: evangelische Rathschläge verräth; denn die Aufstellung jener obengenannten Punkte als bloße Rathschläge ist eine rein menschliche, nicht evangelische, und in Wahrheit sollten jene Rathschläge nicht evangelische, sondern kirchliche genannt werden, da das Evangelium selbst sie nicht als bloße Rathschläge hinstellt, sondern nur die katholische Kirche sie so ansieht.

Die praktische Folge des Pelagianismus der ganzen katholischen Moral, welche sich in der Lehre von den evangelischen Rathschlägen ausspricht, hat in dem Jagen nach einer besondern Heiligkeit durch Erfüllung dieser Rathschläge, ganz besonders zur Entwicklung des Mönchthums, speciell der mönchischen Ascese geführt. In der Ausbildung des Mönchthums wurde die christliche Sittlichkeit zu einer in sich zwiespaltigen, indem eine wesentlich andre für die Asceten und eine andte für die übrige Christenheit aufgestellt wurde; letztere begründet nur auf das göttliche Gebot, jene noch weiter auf vermeintliche Rathschläge Gottes. Dadurch wurde die allgemeine christliche Sittlichkeit zu einer mindestfordernden herabgesetzt, das wahrhaft Gute von dem göttlichen Gebot unterschieden, und jenes nicht mehr als gebietender Gotteswille, sondern nur noch als göttlicher Wunsch aufgefaßt, dessen Erfüllung ein besondres, außergewöhnliches Verdienst der Menschen begründe, dessen Nichterfüllung aber kein göttliches Mißfallen erwecke. Wie diese mönchische Anmaßung einer besondern durch Erfüllung der evangelischen Rathschläge erreichbaren Sittlichkeit zur Entsittlichung der Kirche beitrug, ist hinlänglich bekannt. Namentlich war es nun aber auch die Scholastik des Mittelalters, welche jene Lehre mit spitzfindiger Schärfe weiterbildete. Durch sie wurde die Sittenlehre überhaupt Casuistik, d. h. die Sittenlehre wurde zerrissen in einzelne Bestimmungen und Gebote, die in ihrer Vereinzelung ohne gemeinsames Prinzip neben einander gestellt wurden. Das an sich und schlechthin Geltende wird in der casuistischen Behandlung der Ethik durch weitgreifendes Vereinzeln zu verwirklichen gesucht, damit aber dieses selbst an das einzelne Subjekt weggeworfen. Es handelt sich demnach in der Casuistik um weitgehende Bestimmungen über Erlaubtes und Unerlaubtes, über Fälle, da verschiedene Pflichten collidiren, und über gleichgiltige Dinge, Adiaphora, lauter Dinge, die aus der falschen Stellung des Katholicismus zum Sittengesetz resultiren und über die nun die Casuistik in ihren hiezu aufgestellten evangelischen Rathschlägen angeblich auf Grund der heiligen Schrift entscheidet. Auf die höchst mögliche Spitze getrieben ist diese Casuistik in der Jesuitenmoral. An die Stelle der unbedingten Geltung der sittlichen Idee tritt hier die äußerliche Zweckmäßigkeit in Beziehung auf das Wohl der sichtbaren Kirche als den höchsten Zweck, an die Stelle der festen Autorität der heiligen Schrift und der altkirchlichen Ueberlieferung die Autorität einzelner Lehrer, an die Stelle der sittlichen Ueberzeugung die Probabilität, an die Stelle sittlicher Lauterkeit die spitzfindige Deutung des sittlichen Gesetzes nach dem jedesmaligen zufälligen Vortheil der Kirche und des Einzelnen und die Lüge der reservatio

mentalis (Gewissensvorbehaltes), an die Stelle des sittlichen Gewissens die verständige und schlaue Berechnung: das Wesen des Sittlichen wird ganz zweifelhaft und die praktische Anwendung der sittlichen Grundsätze zu leichtfertigem Spiel.

Von dieser total falschen Anschauung und Bestimmung des Sittlichen ist die katholische Kirche bis auf den heutigen Tag durchdrungen, und gerade die Hauptwürdenträger in derselben sind von der Jesuitenmoral vergiftet. Deßhalb wird es von um so größerem Interesse sein, eine Untersuchung über die mit dem Grundcharakter des Katholicismus zusammenhängenden und mit solch großem entsittlichendem Einfluß auftretenden Bestimmungen der evangelischen Rathschläge anzustellen.

Nach dem protestantischen Grundsatz, in Sachen des Glaubens und der Sitten sei nichts anzunehmen, als was in der heiligen Schrift Grund hat, wollen wir deßhalb zuerst die Stellen der heiligen Schrift prüfen, welche die Katholiken zur Begründung ihrer Lehre anführen, und dann auf Grund der heiligen Schrift versuchen zu bestimmen, welche Anforderungen das christliche Sittengesetz an den Menschen stellt gegenüber der katholisch falschen Stellung zu demselben.

Eine Hauptstelle, welche in ihrer verschiedenen Auffassung den Gegensatz zwischen der katholischen und protestantischen Anschauung von der fraglichen Lehre sehr scharf und deutlich ausdrückt, ist der bekannte Ausspruch Christi, Luc. 17, 10: „Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan, das wir zu thun schuldig waren.“ Diese Stelle hat nach ihrem klaren Zusammenhang den Sinn, daß der Christ, wenn er auch auf dieser Welt den höchstmöglichen Grad von Vollkommenheit erreicht habe, doch nichts weiter als seine Schuldigkeit gethan habe, nur das, was der Herr absolut von ihm verlangen konnte, daß er deßhalb auch durchaus keinen Grund habe, sich seiner etwaigen besonders großen Vollkommenheit zu rühmen, sondern demüthig und bescheiden sprechen solle, er sei ein unnützer Knecht, er habe blos seine Schuldigkeit gethan, d. h. seine Vollkommenheit sei unnütz, werthlos dazu, ihm, wie er etwa sich einbilden könnte, ein überschüssiges Verdienst zu begründen; es sei ja doch alles Gute, was er in dieser Welt thun könne, nur Werk der göttlichen Gnade.

Dies ist nach dem ganzen Zusammenhang der Stelle und nach der sonstigen evangelischen Lehre von der Rechtfertigung des Menschen durch Gottes Gnade und nicht durch eigene Werke gewiß die allein richtige Erklärung der angeführten Stelle, welche nun aber eben damit in direkten Gegensatz zu der katholischen Auffassung tritt. Die katholische Kirche verwendet nämlich diese Stelle geradezu für ihre Lehre von den evangelischen Rathschlägen; denn sie erklärt: Wenn wir alles gethan haben was wir zu thun schuldig sind, was das allgemein gültige Gesetz von uns verlangt, dann sind wir allerdings unnütze Knechte; aber — und nun kommt das Meisterstück katholischer Exegese — wir sollen eben nicht blos unnütze Knechte sein und bleiben, sondern wir sollen brauchbare Knechte, wir sollen Kinder Gottes werden, die zu

etwas nütze sind. Und das können wir nur dann werden, wenn wir mehr thun als wir zu thun schuldig sind, wenn wir außer dem allgemein gültigen göttlichen Gebote noch die evangelischen Rathschläge befolgen. — Das heißt aber ehrlicher Exegese in's Gesicht geschlagen und ist überhaupt ein Beispiel von der katholischen Schrifterklärung, die nicht auf den Zusammenhang sieht, sondern eine aus dem Zusammenhang herausgerissene Stelle zu ihrer schon vorher fertigen Lehre preßt. Aber auch angenommen, daß der Zusammenhang in der fraglichen Stelle eine Auslegung wie die katholische zulassen würde, — diese katholische Erklärung führt zu einer ganz absurden Consequenz. Allerdings soll der Mensch nicht blos ein unnützer Knecht sein, sondern er soll ein Kind Gottes werden. Daraus folgt aber eben, daß das, was die sittliche Bedingung dieser Gotteskindschaft ist, auch wirklich für den Menschen sittliche Forderung und Pflicht, nicht aber ein bloßer Rathschlag sei, den man unbeschadet des geforderten Gehorsams auch unerfüllt lassen könnte. Der Mensch ist schuldig, Gottes Kind zu werden. Wie kann die Summe alles dessen, was vom Christen verlangt wird, nämlich ein Kind Gottes zu werden, durch Befolgung eines bloßen Rathschlages zu Stande kommen? Zur Befolgung der Rathschläge ist man ja nach katholischer Anschauung nicht absolut verpflichtet, also wäre man auch nicht absolut verpflichtet ein Kind Gottes zu werden. Die katholische Erklärung der angeführten Stelle beweist also für die fragliche Lehre zu viel und deßhalb gar nichts. Ferner folgt aus dieser katholischen Erklärung, nach welcher der Mensch erst durch Befolgung der Rathschläge ein Kind Gottes werden kann, daß eine gewisse Unvollkommenheit und Unvollständigkeit des absoluten göttlichen Gesetzes angenommen werden muß, eine Unvollständigkeit, welcher die Kirche durch ihre evangelischen Rathschläge aufhelfen will. Die katholische Kirche, welche das Vollkommensein nur durch Vollführung der Rathschläge bedingt sein läßt, behauptet damit, daß es Gottes in dem sittlichen Gesetze ausgesprochener Wille nicht sei, daß der Mensch vollkommen werde; es sei vielmehr ein über Gottes Willen hinausgehender sittlicher Muth des Menschen, der ihn über das von Gott selbst ihm gesteckte Ziel hinausführe. Hierin zeigt sich nun eben der recht pelagianische Charakter dieser katholischen Lehre von den evangelischen Rathschlägen, die hochmüthige Selbstüberschätzung des Menschen, der aus eigenen Kräften auch noch etwas, ja gerade die Hauptsache leisten und nicht allein auf Gottes Gnade sich verlassen will.

Gegenüber dieser frechen katholischen Anmaßung in der Behauptung, daß der Mensch mehr thun könne als Gott von ihm verlange, muß nun der Protestantismus ganz entschieden daran festhalten, daß der Mensch nicht einmal so viel und niemals so viel thun könne als Gott von ihm verlange. In seinem sittlichen Verhalten soll der Mensch Gottes Liebe erwiedern, er soll Gott wieder lieben, der ihn zuerst geliebt hat; er kann aber vermöge des Verlustes des göttlichen Ebenbildes, der anerschaffenen Gerechtigkeit, durch den Sündenfall Gott nie lieben wie er von ihm geliebt wird, er kann nie zurückgeben wie er empfängt: wo soll da noch ein überfließendes Verdienst her-

kommen? Wie kann der Mensch da noch besondere Rathschläge befolgen, wenn er nicht einmal das absolut geltende Gesetz vollkommen erfüllen kann?

Doch da könnte es scheinen, als ob der Protestant in diesem Punkte hinter dem Katholiken zurückstände, als ob der Katholik besser daran wäre als der Protestant! Gewiß nicht. Der evangelische Christ kann sich trotz der Mangelhaftigkeit seines sittlichen Thuns auf die gewisse Gnade und das Verdienst Jesu Christi verlassen. Der Katholik aber kann sich blos auf seine unsichern Werke verlassen, da die Gnade bei ihm erst in zweiter Linie kommt.

Mit dem Gesagten hängt weiter zusammen, daß der Katholicismus von einem ganz falschen Pflichtbegriff ausgeht. Er kennt blos einen Legalitätsbegriff, der beim Buchstaben und dessen blos äußeren Befolgung stehen bleibt; er kennt blos äußerlich aneinander gereihte Gebote ohne einheitliches Princip, Gebote, die in ihrer äußerlichen Nebeneinanderstellung auch moralisch nicht gleichstehend sind; die einen haben höhere Bedeutung als die andern, ja es gibt sogar bloße Rathschläge im Gegensatz zu den absoluten Vorschriften. Die evangelische Kirche dagegen geht von dem einheitlichen Princip der Liebe aus, unter welchem alle Gebote befasset sind und nach welchem alle Gebote und Vorschriften gleich bindende Kraft haben. Das Vorbild und Princip der christlichen Liebe ist ihr die göttliche Liebe, und deßhalb hat die christliche Pflicht einen unendlichen Inhalt und die unendliche Bestimmung, vollkommen zu werden wie Gott, der Allseitigkeit der göttlichen Liebe ebenso allseitig zu entsprechen mit Herz und Seele, mit Reden und Thun. Da dehnt sich die sittliche Nothwendigkeit und Verbindlichkeit auf Alles aus, was in der geoffenbarten Liebe Gottes in Christo eingeschlossen ist; was aber nicht darin liegt, ist nicht nur nicht Pflicht, sondern ist nicht wahrhaft gut. Ein Unterschied zwischen sittlichen Geboten und bloßen Rathschlägen ist sonach auf christlichem Boden unstatthaft. Daher wird auch alles, was Christus selbst gethan hat, sowie das ganze sittliche Leben, das von ihm aus in den Seinigen sich entwickelt, von der Schrift dargestellt als Erfüllung des Gesetzes und der in seinem Begriffe liegenden Gerechtigkeit, als eine Erfüllung des sittlich Nothwendigen, nicht zum Theil bloßer Rathschläge. Alles sittlich Gute erscheint in der heiligen Schrift als Gottes absoluter Wille, als sittliches Gesetz. Blos zu rathen hat Gott dem Menschen nichts, sondern nur von ihm zu fordern. „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!" (Matth. 5, 48) — in diesem Worte Christi ist dem Menschen als sittliches Ziel seine sittliche, gottähnliche Vollkommenheit gesteckt, da ist von keinen bloßen Rathschlägen die Rede, sondern von einer unbedingten Pflicht des Strebens nach Vollkommenheit; versäumt der Mensch dieses Streben, so versäumt er eine Pflicht, es ist ihm Sünde nach Jak. 4, 12: „Wer da weiß Gutes zu thun und thut's nicht, dem ist's Sünde."

Gesetzt aber auch, daß es außer den absolut verpflichtenden Geboten noch Rathschläge für den Menschen geben würde, so hätte doch gewiß die Befolgung der letzteren nur dann sittlichen Werth, wenn die Gebote vorher alle vollkommen erfüllt wären. Aber die vollkommene Erfüllung der letzteren

gelingt dem Katholiken so wenig als dem Protestanten; kein Mensch kann so viel Gutes thun als von ihm gefordert wird, geschweige denn noch mehr; denn der menschliche Wille kann nicht besser sein als der göttliche.

Nachdem wir aus der obigen Stelle Luc. 17, 10 den allgemeinen Gegensatz zwischen der katholischen und protestantischen Ethik in der fraglichen Lehre und die sich daraus ergebenden verschiedenen ethischen Standpunkte kennen gelernt haben, wollen wir an einzelnen Beispielen von angeblichen evangelischen Rathschlägen auf Grund der heiligen Schrift den Gegensatz noch genauer in's Auge fassen. Die katholische Kirche zählt, wie wir oben gehört haben, gewöhnlich zwölf Dinge auf, die eine höhere, nicht allen Christen zugemuthete Sittlichkeit begründen sollen. Nehmen wir einmal den Rath der freiwilligen Armuth, der in der Geschichte vom reichen Jüngling enthalten sein soll. Der reiche Jüngling hat nach seiner Erklärung alle Gebote erfüllt und ihm sagt nun Christus, Matth. 19, 21: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach." Der reiche Jüngling hatte äußerlich legal alle Gebote erfüllt und meinte damit seine Pflicht gethan zu haben, wenn er selbstbefriedigt fragt: was fehlt mir noch? Christus aber, der gekommen war das Gesetz zu erfüllen und auf die Liebe, als des Gesetzes Erfüllung, dringt, wollte dem Jüngling mit seiner Aufforderung, alles zu verkaufen, zu verstehen geben, daß für ihn seine ganze Gesetzeserfüllung nur dann einen Werth habe, daß er nur dann vollkommen sei, wenn er zeige, daß er aus Liebe zu Gott das Gesetz erfüllt habe, nicht blos in äußerlicher Gesetzmäßigkeit. Und das könne er, der reiche Jüngling, dadurch am besten zeigen, daß er sich ganz von dem lossage, was sein irdisches Glück ausmacht. Es handelt sich also bei der Aufforderung des Herrn an den reichen Jüngling nicht um ein bloßes Hinzufügen eines von demselben bisher unerfüllt gelassenen Gebotes oder gar blos um Hinzufügung eines bloßen Rathes zu einem überverdienstlichen Werke, sondern darum, daß er durch Erfüllung oder Nichterfüllung jener Aufforderung die Gesinnung, aus welcher seine Gesetzeserfüllung hervorging, beurkunden solle. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Unserer Synode wird auch in deutschen Blättern ab und zu etwas Aufmerksamkeit gewidmet und es ist manchmal interessant zu erfahren, wie wir dort dargestellt und als was wir angesehen werden. Leider aber ist es nicht immer erfreulich: So z. B. folgender Abschnitt aus den „Reise-Skizzen etnes Norddeutschen", „Vom fernen Westen" betitelt, den wir wörtlich so wiedergeben, wie er sich im Novemberheft 1883 der Allgemeinen conservativen Monatsschrift von Nathusius findet.

„Die Hauptmenge der deutschen Bevölkerung gehört aber weder den Sekten an, noch der römischen, sondern der protestantischen Kirche, und zwar entweder der lutherischen, oder der sogenannten evangelischen, welche unsicher im Bekenntniß, Reformirte, Unirte u. s. w. zusammenfaßt. Presbyterianer, Episkopale u. s. w. kommen ja für Deutsche weniger in Betracht. Die Evangelischen, als

„Evangelische Synode von Nordamerika" geeint, haben übrigens wenig festen Zusammenhang und Geschlossenheit, weil sie erstens nicht durchweg feste Prediger angestellt, sondern nur je für ein Jahr oft sehr fragwürdige Subjekte gemiethet haben, und zweitens weil ihnen eben der feste Bekenntnißboden fehlt, der unerläßlich ist auf dem amerikanischen Schlachtfelde streitender und werbender Kirchengemeinschaften. Die unirten und rationalisirten Gemeinden gehen denn auch an Zahl und Ansehen zurück."

Ob der reisende Norddeutsche, der ein unverkennbares Gegenstück „eines süddeutschen Theologen" ist, den nach Ansicht des ersteren der Präses des Generalconcils gründlich zurechtsetzte, durch eigene Anschauung zu diesem Urtheil gekommen ist, wissen wir nicht, wir finden es zwar nicht ganz unmöglich (denn was einer sehen will, sieht er auch manchmal, ohne daß es vorhanden ist), aber höchst unwahrscheinlich. Wie er aber zu der Behauptung kommt, daß unserer Synode der feste Bekenntnißboden fehle, wissen wir auch nicht. Der Bekenntnißboden ist ja nur dann fest zu nennen, wenn er selbst unbeweglich ist, nicht wenn wir immer auf demselben Fleck des Bodens stehen bleiben, oder uns wenigstens einbilden, daß wir es thun. Nun bekennen wir uns unbedingt zur h. Schrift, als der alleinigen und untrüglichen Richtschnur des Glaubens und Lebens und da soll uns denn der feste Bekenntnißboden fehlen? Wie ist das möglich? Sagt doch Christus selbst: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen." Redet doch der Prophet wie der Apostel von dem Wort des Herrn, das da bleibet in Ewigkeit. Und dieses Wort sollte kein fester Bekenntnißboden sein? Wo der Verfasser der Reiseskizzen diese Entdeckung gemacht hat, gibt er nicht an; jedenfalls nicht in irgend einem der Organe unserer Synode. Denn wir leben des Glaubens, daß es einen festeren Bekenntnißboden als die heilige Schrift nicht gebe und lassen uns durch die angeführte Behauptung auch dann nicht beirren, wenn sie in einer Monatsschrift für das christliche Deutschland erscheint.

Daß „die Evangelischen, als ‚Evangelische Synode von Nordamerika'" für je ein Jahr oft sehr fragwürdige Subjekte gemiethet haben ist eine — wir wollen das Wort nicht gebrauchen — aber eine Unwahrheit ist es doch, ebenso wie das, daß die unirten Gemeinden an Zahl zurückgingen; an Ansehen mögen sie allerdings in Folge der Behauptungen des Reiseskizzenschreibers bei den Lesern der „Allgemeinen conservativen Monatsschrift" zurückgegangen sein. Das freut uns zwar nicht, aber es kümmert uns auch nicht allzusehr. Der Jünger ist nicht über seinen Meister und wenn unser Herr so sehr an Ansehen bei den Schriftgelehrten und Pharisäern zurückgegangen war, daß man ihn anspie und mit Fäusten schlug, so werden auch wir es uns gefallen lassen müssen, wenn eine Monatsschrift für das Christliche Deutschland einen kleinen Artikel über uns bringt, der ebenso unwahr wie gehässig ist.

Calumniare audacter. Wenn das am grünen Holze eines christlichen Blattes geschieht, was will am dürren eines antichristlichen werden?

Berlin. Während in der vorjährigen Thronrede des preußischen Landtages von freundlichen Beziehungen zu dem Oberhaupte der katholischen Kirche gesprochen und die Hoffnung auf weitere günstige Gestaltung der kirchenpolitischen Verhältnisse Ausdruck gegeben wurde, schweigt die diesmalige Thronrede über die kirchenpolitischen Verhältnisse völlig. Von vielen Seiten wird in diesem Schweigen der Thronrede der bündigste Beweis der zwischen Curie und Regierung herrschenden Spannung erblickt. Dagegen will es der „Moniteur de Rome" dem Takte der Regierung und ihrer hohen politischen Einsicht zur Ehre anrechnen, daß sie mit dem Reden wartet, „bis die Fragen reif sind." —

Zu einer gewissen Blüthe sind die Fragen durch den Besuch des Kronprinzen beim Papste gekommen. In den ersten Berichten, die über das Ergebniß in den Zeitungen umliefen, konnte man den stylum curiae gar nicht verkennen. Die tiefe Bewegung des Kronprinzen beim Verlassen des Vaticans steht offenbar in einer, wenn auch etwas absteigenden Linie mit den gesträubten Haaren Alexanders II. von Rußland und

den verweinten Augen der Königin Olga von Württemberg, die eben zur Verherrlichung des vicarius Christi pflichtschuldigst berichtet worden.

Ob nun die Hoffnungsblüthen reifen? Wer weiß es. Wenigstens ist durch die bestimmte Versicherung der Nordd. Allg. Ztg., der Besuch des Kronprinzen sei nur ein Akt der Höflichkeit gewesen, ein ziemlich starker Reif auf sie gefallen.

In Baden dagegen ist der Schluß des Kulturkampfes officiell verkündigt worden. Die Thronrede, mit welcher der Großherzog den Landtag am 20. November eröffnete, bemerkt über die kirchenpolitische Lage wörtlich Folgendes: „Das freundliche Verhältniß zu dem katholischen Kirchenregiment hat sich bei der Erledigung aller Angelegenheiten, die ein Einvernehmen mit der obersten Kirchenbehörde erforderten, in der beim Schluß der letzten Tagung erhofften Weise bewährt. Meine Regierung wird ernstlich bestrebt sein, dieses für eine friedliche Entwicklung der innern Zustände des Landes wichtige und erfreuliche Verhältniß aufrecht zu erhalten.

Neapel. Vom 20. bis 23. November fand die vierte Conferenz der deutsch-evangelischen Pastoren Italiens statt. Gegenstände der Besprechung waren u. a. die Lutherfeier in Deutschland; Berichte der Anwesenden über ihre pastorale Thätigkeit in den Gemeinden; Apologetik und Polemik in der Predigt namentlich Rom gegenüber. Wollte man die Schwierigkeiten der pastoralen Arbeit in den deutsch-evangelischen Gemeinden blos nach der jedesmaligen Seelenzahl bemessen, so würden diese gering erscheinen, aber es wäre dieser Maßstab ebenso unrichtig, als es falsch wäre, die Thätigkeit der evangelischen Prediger nur nach der gegenwärtig wenig fortschreitenden Evangelisation Italiens bemessen zu wollen. Manchem deutschen Pastor in der Einsamkeit der italienischen Diaspora ist schon die Klage des Petrus auf die Lippen und aus dem Herzen gekommen: „Herr, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.“ Daß solche Klagen laut werden, hat viele und eigenthümliche Gründe. Aber aus den vernommenen Berichten tönte manch fröhlicher Laut hervor, und alle wußten sich eins in dem Worte: „Herr, auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“

Die freie Kirche Frankreichs reformirten Bekenntnisses hat vom 11. bis 17. Oktober zu Mazamet ihre Synode gehalten. Diese kirchliche Genossenschaft, der unter anderen der am 17. November mit 143 Stimmen zum lebenslänglichen Senator ernannte E. v. Pressense angehört, zählt in 34 Gemeinden etwa 4500 Mitglieder und hat außerdem etwa 20 Evangelisations-Stationen, von denen einige im Begriffe sind, sich zu selbständigen Gemeinden zu konstituiren. Diese an Zahl geringe Gesellschaft hat seit 1881 (also in etwa 2½ Jahren) nicht weniger als 334,591 Francs für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufgebracht, während nebenher noch Werke privater Wohlthätigkeit gehen — gewiß eine sehr anerkennenswerthe Leistung.

Die Synodalpredigt des P. Fallot wies namentlich auf die Pflicht hin, daß der Christ, als Träger des Evangeliums, der Menschheit zu dienen und in derselben als Sauerteig zu wirken habe. Unser Jahrhundert habe einen Durst nach einer gesunden, männlichen und volksthümlichen Religion. Das Evangelium, nicht mehr entstellt durch seine angeblichen Diener, habe die Kraft diesem Bedürfnisse zu genügen.

Diese Ausführungen billigend, sagt ein franz. evang. Kirchenblatt: „Diese Gedanken haben wir nie aufgehört zu vertheidigen, indem wir unserm Protestantismus das Recht zuschrieben, sich in Harmonie mit den Bestrebungen und dem Geiste unseres Jahrhunderts zu entwickeln. Aber eben diese Gedanken waren vielleicht geeignet, Repräsentanten der freien Kirchen zu überraschen, denn diese Kirchen, übereinstimmend mit dem separatistischen Princip, das ihnen das Leben gegeben hat, sind zu leicht geneigt, ihr Interesse den außerhalb ihrer Kreise liegenden Dingen zu entziehen und auf sich selbst zu concentriren.“

Pressense hielt eine glänzende Rede über die Lutherfeier, zur Mitfeier auffordernd; er schloß mit den Worten: Christus wird siegen; es ist nicht Luther, nicht Calvin, deß wir bedürfen.

Berichtigung: Seite 15, Zeile 10 von oben lies Feiernden statt Feinden.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XII. März 1884. Nro. 3.

Pastoral-Conferenzen.

Motto: „Pastoral-Conferenzen sollten Feuerherde sein, von denen zündende Funken in Kreis- und Provinzial- (bei uns Distrikts-) Synoden dringen und die zugleich helfen, uns durch den Segen der Liebesgemeinschaft, nach Psalm 133, geschickter und treuer im Dienste zu machen." (Ev. Kirchenztg. 1880, S. 779.)

1. Zweck derselben.

Pastoral-Conferenzen sind Versammlungen von Pastoren, zum Zweck gegenseitiger Förderung in allem Guten, sowohl des persönlichen als auch des amtlichen Lebens. Sie unterscheiden sich von den Distrikts-Conferenzen nicht allein dadurch, daß nur eine kleine Zahl Pastoren zusammenkommt, sondern auch durch die Aufgabe und den Zweck derselben. Eben dadurch, daß der Kreis der Theilnehmer ein kleiner ist, wird es möglich, daß jedes Mitglied an den Verhandlungen und Geschäften Theil nehmen kann, — wodurch auch das Interesse rege gemacht und erhalten werden kann. Bei diesen Zusammenkünften sollen Gegenstände der verschiedensten Art zur Besprechung kommen, als: Fragen und Erfahrungen des amtlichen Lebens, der Gemeindeverhältnisse und Bedürfnisse; Erfahrungen und Anliegen des eigenen Herzens und Lebens, u. dgl. Und wenn jeder Pastor unserer Synode sich der Wichtigkeit dieser Conferenzen recht bewußt wäre und den Segen derselben erkennen würde, dann würde auch die Frage nicht mehr gehört werden: „Ob es Pflicht sei, an der Pastoral-Conferenz Theil zu nehmen?" Ja, allerdings ist es eine Pflicht, wenn auch nicht nach einem äußerlichen Gebot, so doch nach Sitte und Bedürfniß. Das Verlangen nach geistiger Gemeinschaft, nach Gelegenheit, sich auszusprechen und neue geistige Anregungen zu empfangen, sollte so stark sein, alle Hindernisse zu beseitigen, und jeder Theilnehmer sollte sich bestreben, das Seinige beizutragen, damit es eine „rechte Gemeinschaft der Heiligen" sein und immer mehr werden möchte. — Und daß sich die Theilnehmer gegenseitig immer besser kennen lernen, sowohl nach den Licht-, als nach den Schattenseiten, das ist gewiß auch ein nicht zu unterschätzender Gewinn solcher Zusammenkünfte. Das gibt Veranlassung zur Nacheiferung, zur Geduld und Fürbitte, zu dem Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Verbundenseins durch das Band der Liebe und des Friedens.

Nach den Worten in dem obenstehenden Motto sollen die Pastoral-Conferenzen dazu helfen, die Distrikts-Conferenzen fruchtbarer und gesegneter zu

machen. Wenn aus der preußischen Landeskirche die Klage laut wird: „Die Kreis-Synoden sind in Gefahr, den schrecklichsten Tod, den der Langweile, zu sterben;" — so möchte man von unsern Distrikts-Conferenzen (hauptsächlich des fünften Distrikts) fast sagen: zu viel Geschäft, und nur Geschäft, so daß in den letzten Jahren nicht einmal die aufgegebenen Referate zur Vorlesung und Besprechung gebracht werden konnten. Zu herzlichem, brüderlichem Gedankenaustausch kann es dabei nicht kommen; dazu ist die Gliederzahl der Distrikts-Conferenzen zu groß und die Zeit des Beisammenseins zu kurz. Auch ist dies nicht ihre Aufgabe. Dieses kann und soll eben auf den Pastoral-Conferenzen geschehen. Da kommt die Persönlichkeit jedes Einzelnen mehr zum Vorschein und verliert sich nicht so im großen Ganzen, wie bei den Distrikts-Conferenzen. Da kann Jeder aufgefordert, zur Theilnahme veranlaßt werden, und er kann sich auch nicht so leicht zurückziehen. Und wem sein eigenes Seelenheil und das Heil seiner Gemeinde recht am Herzen liegt, dem wird es auch ein ernstes Anliegen sein, bei der Conferenz anwesend zu sein und nach seiner Kraft mitzuhelfen, daß ihre Arbeit eine gesegnete werden möge. In dieser Beziehung dürfen wir wohl eine Ausnahme machen in unserm Verhalten gegen jenes Wort Pauli: „Ein Jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, was des Andern ist." Phil. 2, 4. Das will sagen, daß nicht Einer auf den Andern sehe und spreche: geh du voran; „ich bin nicht vorbereitet", ich weiß nichts zu sagen, und nun Jeder von den Andern etwas erwartet. Das ist nicht die rechte Art, auf die Conferenz zu kommen. Wenn eine Pastoral-Conferenz gesegnet sein soll, dann müssen die Theilnehmer an derselben sich wohl vorbereitet haben, und kommen mit dem Gedanken, nicht blos zu holen, sondern auch zu bringen. Ist doch die Zeit von einer Conferenz bis zur andern lang genug, um sich zu besinnen und zu rüsten. Man wird ja nicht jählings überfallen. Ueberhaupt sollte ein Pastor, der schon einige Zeit im Amte und in der Uebung steht, niemals überfallen werden können in solchen Sachen, die zu seinem Amt und Beruf gehören. Oder ist damit zu viel verlangt?

Auf den Pastoral-Conferenzen kann besonders auch jenes Wort des Apostels recht in seiner Wahrheit erscheinen: „Es sind mancherlei Gaben." Wenn nur auch jenes andere Wort desselben Apostels immer zur Wirklichkeit würde: „In einem Jeglichen erzeigen sich die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen." Die Gaben und Kräfte sind ja, wie Jeder weiß, ungleich ausgetheilt; aber eine Gabe hat Jeder, und diese sollte er auch gebrauchen. Der geringste Bruder kann einer Pastoral-Conferenz zum Segen werden, und wäre es auch nur durch eine Frage. Schreiber dieses war einmal in einem Kreise von Brüdern (es war keine eigentliche Conferenz), in welchem bei freier Rede, aber doch in einer gewissen Ordnung, jeder Anwesende, der Reihe nach, ein kurzes oder längeres Wort zum Besten geben sollte. Da begab es sich, daß ein Mitglied, statt einer solchen kurzen Ansprache, eine Frage stellte. Und weil dieselbe eine praktisch wichtige war, so wurde sie sofort zum Gegenstand des Gesprächs gemacht, und ich glaube, daß kein

Theilnehmer an jener Versammlung bedauert hat, gegenwärtig gewesen zu sein. Und es ist kein Zweifel, daß, wenn jedem Bruder die Sache recht am Herzen läge, die Pastoral-Conferenzen auch gesegneter und fruchtbarer werden müßten.

Bei Pastoral-Conferenzen werden aber auch die Gedanken der Herzen offenbar. Sowohl bei den eigentlichen Verhandlungen als auch bei den freien Unterhaltungen kommen sie zum Vorschein. Es zeigt sich dabei der Stand des Glaubens, Wissens und Könnens. Da kann es auch vorkommen, daß ein Bruder aus lauter Bescheidenheit stillschweigt, um sich keine Blöße zu geben. Bescheidenheit wird zwar eine Zierde genannt; und sie ist es auch, und steht jungen Pastoren besonders wohl an. Es ist sehr zu wünschen, daß noch immer mehrere damit geschmückt werden möchten. Im Bruderkreise sollte aber die Bescheidenheit nicht so weit gehen, daß der Betreffende ganz still bleibt. Es ist freilich wahr und eine alte Erfahrung, daß „Eines sich nicht für Alle schickt"; aber an einer Besprechung auf der Pastoral-Conferenz sollte sich Jeder betheiligen können, und auch Lust dazu haben.

2. Wie sollen sie gehalten werden?

Bei dieser Frage handelt es sich nicht um die äußerliche Geschäftsordnung, welche verschieden sein kann und wohl auch ist. Es wird nicht nach dem „Wie", sondern nach dem „Was" gefragt. Was soll bei oder in der Pastoral-Conferenz geschehen? Welche Gegenstände und Fragen sollen zur Verhandlung kommen? Antwort: Alle diejenigen Gegenstände, welche in irgend welcher Beziehung zu unserem Berufe stehen. Dagegen könnte man mir einwenden: Was steht denn in keiner Beziehung zu unserm Berufe? Darauf möchte ich fast antworten: Nichts; denn es wird schwer sein, ein menschliches Verhältniß namhaft zu machen, auf welches die Pastoren, sei es direkt, sei es indirekt, nicht einzuwirken hätten. Doch ist diese Antwort viel zu allgemein, und deßhalb nichtssagend, als daß sie genügen könnte. Das ist wohl für jede Pastoral-Conferenz das Wichtigste, daß sie sich darüber klar werde: Was wollen wir? — Aber auch darüber: Was können wir? Und mit der rechten Beantwortung dieser Fragen wäre wohl auch die Geschäftsordnung, die äußere und die innere, festgestellt. Wenn ich auch die Frage nach dem „Können" beantwortet wissen möchte, so gebe ich damit zu bedenken, wie nöthig es sei, die Qualifikation der Mitglieder eines solchen Kreises im Auge zu behalten. Wären z. B. die Glieder einer Pastoral-Conferenz vorwiegend den praktischen Aufgaben des Lebens zugeneigt, auch vielleicht nicht genügend befähigt, wissenschaftliche Fragen und Gegenstände zu behandeln, da wäre es gewiß am Orte, solche Dinge liegen zu lassen und sich mit Dem zu beschäftigen, wozu Gott Gaben und Kräfte verliehen hat. Dann aber sollte von jeder solchen Versammlung dafür gesorgt werden, daß Gegenstände zur Verhandlung vorlägen, und man also wüßte, was zu thun sei. Wo man dieses dem Zufall, oder dem gelegentlichen Einfall überlassen wollte, da könnte natürlich Nichts herauskommen.

Eine Verständigung darüber, was und wie es geschehen solle, ist also

vor allen Dingen unter den Mitgliedern eines solchen Kreises nöthig, und wenn diese erreicht ist, dann kann man an die Ausführung gehen.

Der Vorsitzer eröffnet zur bestimmten Zeit die Versammlung mit einer kurzen Andacht, bestehend aus Gesang, Gebet, Wort Gottes, — vielleicht kurze Ansprache — Schlußgebet. — Dann beginnen die Verhandlungen. Ein aufgegebenes Referat wird verlesen, und es knüpft sich eine Besprechung an dasselbe an. Bei dieser wird es sich zunächst um Form und Inhalt des Referats handeln; die Vorzüge und Schwächen desselben werden bezeichnet werden, und dann, nach Umständen, wird sich die Diskussion erweitern und den Gegenstand von verschiedenen Seiten betrachten. Auf diese Weise kann, auch durch eingemischte Fragen und Antworten, eine Conferenz recht interessant, anregend und fruchtbar werden. Ganz besonders wichtig ist es aber bei solcher Besprechung, daß man den eigentlichen Gegenstand derselben nicht aus dem Auge verliere, und ehe man sich's versieht, vom Hundertsten in's Tausendste gerathe, und am Ende betroffen fragen müßte: Ja, was wollten wir denn eigentlich? —

Der Vorsitzer der Conferenz hat darauf zu achten, daß dieser Fall nicht eintrete, wie er überhaupt den Gang und die Ordnung der Verhandlungen bestimmt zu leiten und vor Abschweifungen zu bewahren hat. Auf ihn wird es hauptsächlich ankommen, ob die Conferenz einen guten oder einen verfehlten Verlauf nimmt. Doch trifft die Verantwortlichkeit dafür nicht ihn allein, sondern jeden einzelnen Theilnehmer an der Conferenz. Jeder ist verpflichtet, das Seine zum Gedeihen derselben beizutragen.

Eine solche lebhafte Diskussion wird dann ohne Zweifel hie und da in Disputation, in Redekampf übergehen, oder soll man sagen: ausarten? Ich glaube nicht. Es ist gewiß kein böses Zeichen, wenn in einer Pastoral-Conferenz disputirt, recht ernsthaft disputirt wird, um die verschiedenen Anschauungen zur Geltung zu bringen. Freilich sollen es nicht rechthaberische Zänkereien sein, sondern Darlegungen, die zur Sache gehören, und Gründe, die etwas beweisen können. Gerade durch das Zusammentragen der verschiedenen Ansichten und Urtheile wird ja dem Einzelnen Gelegenheit gegeben, seine Ansicht zu berichtigen oder in derselben befestigt zu werden. Und durch solchen gegenseitigen Austausch wird es auch möglich, daß Jeder, dem es darum zu thun ist, in seinen Anschauungen bestimmt, in seinem Denken und Urtheilen immer selbständiger und unabhängiger werde. Der ehrw. Prälat Bengel sagte einmal: „Wenn du bei irgend einer Unterredung bemerkst, in welcher Materie du noch schwach bist, so bemühe dich sogleich, wenn du heim kommst, diese Lücke auszufüllen." Auf solche Lücken in unserm innern Haushalte kann uns hie und da eine Pastoral-Conferenz hinweisen; und solche Lücken zu erkennen, ist auch schon ein Gewinn, der aber noch größer wird, wenn wir sie bald ausfüllen.

Meiner Meinung nach sollte der Kreis der zu behandelnden Gegenstände nicht zu enge gezogen werden. Neben dogmatischen, ethischen, kirchengeschichtlichen, seelsorgerlichen Fragen dürften auch zeitgeschichtliche, sociale und ähnliche Fragen zur Verhandlung kommen.

So viel ich weiß, ist es bis jetzt nicht üblich gewesen, die lebendige Predigt unter die Gegenstände der Conferenz-Verhandlungen aufzunehmen. Von einer Pastoral-Conferenz unseres Distrikts habe ich gehört, daß sie einem Mitgliede aufgebe, bis zur nächsten Conferenz eine Predigt zu schreiben. Diese werde dann in der Versammlung vorgelesen und besprochen. Das ist immerhin etwas Gutes. Doch glaube ich, es würde für den ganzen Kreis nützlicher sein, wenn einem jüngeren Gliede eine Predigt aufgegeben würde, welche der Betreffende am Abend des ersten Conferenztages in der Kirche vor der Gemeinde und Conferenz zu halten hätte, und welche dann am nächsten Morgen zur Besprechung kommen müßte. Der Text wird von der Conferenz gegeben, doch mit Zustimmung dessen, der die Predigt halten soll, damit er sich nachher nicht beklagen kann, es sei ihm zu schwer gewesen. Auf diese Weise könnte sich jedes Mitglied mit dem Texte vertraut machen, und wäre dann auch bereit, an der nachfolgenden Besprechung Theil zu nehmen. Die so gehaltene Predigt würde dann nach Inhalt und Form beurtheilt, ihre guten und schwachen Seiten hervorgehoben werden. Aber auch der Prediger als Vortragender müßte sich einer solchen Beurtheilung unterwerfen, in Betreff seiner Deklamation und Bewegung. Wenn aber die Brüder die gehaltene Predigt billig beurtheilen wollen, dann müssen sie derselben aufmerksam zugehört haben und dann in gerechter Würdigung der Umstände ihre Aufgabe lösen. — Die brüderliche Liebe und Bescheidenheit wird ja wohl verhüten, daß die Kritik eine geringschätzende, wehthuende werde; sie wird vielmehr darauf ausgehen, daß dem Bruder „zurechtgeholfen" werde. Doch hat man sich in solchen Fällen auch davor zu hüten, daß die Kritik nicht gar zu gelinde, d. h. nichtssagend sei. Solche Schonung käme nicht aus der rechten Liebe.

Wenn, wie uns früher in der Theologischen Zeitschrift gezeigt wurde, das Predigen eine **Kunst** ist, — und das ist es ohne allem Zweifel, und noch dazu eine Kunst des Heiligthums — wenn diese Kunst nicht Jedem angeboren ist, dann wird sie wohl, wie jede andere Kunst, mit Mühe und Fleiß erlernt, und durch Uebung vervollkommnet werden müssen. Und wenn unsere Synode einem Kandidaten die Ordination ertheilt, oder einen Ordinirten in ihren Verband aufnimmt, so thut sie das erst dann, wenn sie sich davon überzeugt hat, daß der Betreffende „predigen" könne. Aber zwischen einer Rede, die vielleicht „nicht schlecht" ist, und zwischen einem oratorischen Kunstwerk ist doch ein gar großer Unterschied. Diese Unterschiede treten uns jedes Jahr vor das Auge bei unsern Distrikts-Conferenzen, wo sich die „mancherlei Gaben" offenbaren. Da zeigt es sich aber auch ganz deutlich, daß die Predigt**kunst** bei uns noch nicht vollkommen sei. — Anerkanntermaßen ist das lebendige Wort, die Predigt auf der Kanzel, das Hauptmittel unserer Wirksamkeit an den Zuhörern. Wenn dem so ist, dann sollte aber auch jeder Prediger im Stande sein, dieses Mittel recht brauchen zu können; er sollte sich ernstlich angelegen sein lassen, etwas Tüchtiges zu leisten. — Würde die Pastoral-Conferenz die Predigt auf diese Weise unter ihre Arbeiten und Pflege aufnehmen, so könnte, bei einigem

guten Willen, hie und da einem Bruder nachgeholfen werden, d. h. wenn er sich nicht schon für vollkommen hielte, sondern sich noch Etwas sagen lassen könnte.

Zur Verhandlung bei Pastoral-Conferenzen stehen natürlich die religiösen und amtlichen Gegenstände in erster Linie Außer diesen können und sollen aber auch andere Dinge, Zeitfragen und Ereignisse, zur Sprache kommen. Ich muß freilich fürchten, den Einwand zu hören: „Ueber solche Dinge braucht man nicht zu predigen." Das mag wahr sein! Wenn man aber eine Sache auch nicht auf der Kanzel braucht, so kann man sie oft recht wohl unter derselben, im täglichen Leben gebrauchen. Der Pastor kommt mit den verschiedensten Menschen und unter den verschiedensten Umständen in Berührung, und er sollte immer im Stande sein, Rede und Antwort zu geben.

Ich erlaube mir, etliche solcher Fragen beizusetzen:

Was ist von den Arbeiter-Verbindungen zu halten?
Wie sind die Strikes, in ihrer jetzigen Gestalt, zu beurtheilen?
Treibt der Wahnsinn zum Mord und Selbstmord?
Sind in unserm Lande Kirche und Staat getrennt?
Todesstrafe, oder nicht?
Lynchgerichte?

Die Glieder einer Pastoral-Conferenz sollten nicht auseinander gehen, bevor sie die Aufgabe für die nächste Versammlung festgestellt hätten. Dann wüßte jedes Glied, was ihm speziell und im Allgemeinen zukäme, und könnte sich demgemäß vorbereiten. Diese Vorbereitung ist aber eine unerläßliche Bedingung für ein gesegnetes Zusammensein, und kein Glied sollte sie versäumen. Und ebenso sollte auch Niemand einen Grund zum Wegbleiben suchen.

Freeport, Ills., 1884. M. Otto.

Brauch und Mißbrauch bei Stellenwechsel.

(Eingesandt von P. J. B. Jud.)

Der krankhafte Trieb, seine Nachkommen mit guten Stellen zu versorgen, ist namentlich der Kirche öfter gefährlich geworden. Lange Jahre blieb diese Gefahr unserer Kirche fern, zunächst aus dem Grunde, weil noch keine solche Nachkommen vorhanden waren und sodann auch, weil die gutdotirten Stellen überhaupt selten waren. Als der Schreiber dieses vor 25 Jahren in dieses Land kam, da fand sich im Seminar nur ein Sohn eines evangelischen Pfarrers, und dem war der Vater gestorben; Stellen aber, die mehr als vierhundert Dollar Gehalt aufbrachten, gehörten zu den Seltenheiten. Die verdientesten Männer unserer Kirche bezogen kaum so viel. Die Besetzung ging noch auf sehr privaten Wegen vor sich. Es wurden mehr Stellen auf dem Wege der Freundschaft als durch die Synodalbehörden besetzt. Heute ist es etwas anders geworden. Gott sei Dank, es gibt eine recht schöne Anzahl sogenannter guter Gemeinden, und wir sagen ebenfalls Gott sei Dank! eine schöne

Anzahl von Pastorensöhnen steht im Amte oder bereitet sich im Seminar auf dasselbe vor. Im Laufe der Jahre haben sich in der Synode auch festere Formen für die Besetzung der Stellen gebildet. Das Vorschlagsrecht der Distriktsbehörden wird ziemlich allgemein anerkannt und respektirt. Es sind zum Theil durch Synodalbeschlüsse, zum Theil durch die Praxis weiser Beamten im Laufe der Jahre Regeln und Gebräuche zur Geltung gekommen, die nur zum Segen für die Synode und die Gemeinden werden können. Im dritten Distrikt besteht z. B. der Beschluß: daß jeder Pastor, wenn er wechseln will, dem Präses des Distrikts solches mit Angabe der Gründe anzeigen muß und jede Gemeinde dem Präses genau ihre Verhältnisse darlegen soll, wenn sie um Wiederbesetzung einkommt. Hat sich die Gemeinde einmal an den Präses gewandt, so ist sie verpflichtet, nicht zwischen hinein eigene Schritte zu thun. Ebenso hat es jeder Pastor dem Präses anzuzeigen, wann er an einer solchen Gemeinde eine Probe-, Gast- oder Wahlpredigt halten will. So ist wohl in manchem Jahre kaum mehr eine Gemeinde besetzt worden, ohne durch die Hand des Präses. Es ist dies ein Segen für Pastoren und Gemeinden. Denn dadurch ist der Punkt gefunden, auf dem sich Pastoren, die wechseln wollen, treffen können. Durch diese Einrichtung ist die Gelegenheit gegeben, das Passende zusammen zu bringen, auch den Bescheidenen nach und nach in die Höhe zu heben und nach den richtigen Qualifikationen zu sehen. Aber wie überall, wo irgend welche Machtbefugnisse sind, auch der Mißbrauch sich einschleichen kann, so auch hier. Der Nepotismus ist nun ein solcher Mißbrauch, wie er sich je und je den kirchlichen Behörden an die Ferse geheftet hat. Man hat einen Sohn, einen Verwandten, oder vielleicht einen früheren Confirmanden, der in's Amt tritt Auf der andern Seite hat man einige gute und einige geringe Stellen. Ach, für diesen da, der einem so an's Herz gewachsen ist, der einem so hoch steht, für den man so große Opfer gebracht hat, den kann man nicht an die geringste Stelle bringen, und so schiebt man ihn eben in die bessere Stelle und ein anderer, der schon lange auf einer geringen Stelle gestanden hat, kann getrost warten bis ein andermal. An Ausreden für's Herz und Gewissen fehlt es nicht. Die Gemeinde bedarf eines gebildeten Mannes, einer rüstigen Kraft, eines guten Gesellschafters; Jener aber hat diesen und jenen Fehler, der ihn für die Stelle untauglich macht. Die Gemeinde hat eben den verlangt (nachdem man ihn — oder er sich selbst auch — ihr vielleicht recht nahe gelegt hat) u. s. w. Aber was sind die traurigen Folgen solcher Handlungsweise? Zunächst die, daß solche, die keine solcher Einhelfer haben, sich selbst zu helfen bemüht sind und bereits im Seminar sich nach Stellen umsehen; daß andere, die schon im Amte sind, das Vertrauen zu den gesetzlichen Behörden verlieren und auch zur Selbsthülfe greifen. Mißbrauch der Macht bringt immer Revolution und Anarchie. Jeremias Gotthelf sagt: Man hat Exempel von Beispielen. Es fällt dem Schreiber dieses nicht ein, einzelne Fälle im Auge zu haben, oder gar kund zu machen. Nomina odiosa sunt. Um so viel weniger, weil lange nicht nur Behörden, sondern eben so sehr andere zum Nepotismus versucht sind. Väter

und zukünftige Schwiegerväter (Mütter und Schwiegermütter helfen zuweilen treulich mit), Onkels und Vettern haben zum Theil durch, zum Theil ohne, zum Theil gegen die Behörden gesucht, ihren Schützlingen die Lebensbahn zu erleichtern, indem man ihnen wo möglich gleich zu guten Stellen suchte zu verhelfen. Das Vikariatsinstitut wurde in manchen Fällen zum Mittel gemacht. Mit Sehnsucht harrte der Präses auf das Ende des Cursus im Seminar, um einige Seminaristen für Stellen zu bekommen, wo man einen Familienvater nicht hinsetzen konnte, mit vielen Hoffnungen vertröstete er klagende Brüder auf das Aufgeben von besseren Stellen. Die Zeit kam, man erhielt einen oder mehrere Seminaristen zugewiesen. Doch sie erbaten sich eine zweimonatliche Vakanz; der Vater, Schwiegervater, Onkel will auch etwa ausruhen, oder eine Reise machen und wünscht seinen Sohn zum Vertreter. Der Präses läßt sich rühren und gibt die Gelegenheit. Die Zeit ist um, aber der Candidat meldet sich nicht, und der Präses schreibt an ihn. Nach einiger Zeit erlangt er Antwort; der Candidat hat da und dort gepredigt, ist einstimmig gewählt worden, bereits dort aufgezogen und bittet, man möge Jemand bestimmen, der ihn einführe. Die guten Missionsstellen können warten, die Hoffnungen der klagenden Brüder sind zu Wasser geworden. So zieht denn der junge Mann, gut ausgerüstet mit Carpet und Sopha, Orgel und Piano, in die Stadt ein. Er ist der Gefeierte, während der arme Landpfarrer seufzt: Ach, wenn ich nur auch in ein Städtchen kommen könnte, wo ich meine heranwachsenden Kinder besser schulen lassen könnte. Allein der Nepotismus sucht sich nicht nur bei der Versorgung der Jungen, sondern auch Anderer einzuschleichen. „Der paßt ja nicht," ist eine Redensart, die von Nachbarn vakanter Gemeinden dem Präses oft entgegen gehalten wird, wenn er den Einen und den Andern vorschlägt. Und leider wirkt dieses „er paßt ja nicht" zuweilen nicht nur auf den Präses, sondern auch oft auf die wählende Gemeinde ein. Nun meinen wir nicht, daß Jeder an jeden Platz paßt. Aber wir meinen, „Passen" ist ein großes Wort, und man sollte sich bedenken, ehe man es im positiven oder negativen Sinne ausspricht. Je aufmerksamer und länger man den Verlauf von Stellenbesetzungen beobachtet, desto mehr muß man sich sagen: Ich habe mich oft getäuscht und so oft gemeint, der oder jener passe nicht, und er hat vortrefflich gepaßt, und gedacht, der oder jener passe, und er hat nicht im Geringsten gepaßt. Da sind manche, sie haben den festen Glauben, für sie passen nur große und gute Stadtgemeinden, für andere Niedriggeborene seien Landstellen gut genug. Sie sprechen dies sehr naiv auch aus. Daß sie sich auch passend machen und den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche, den Städtern ein Städter und den Farmern ein Farmer werden sollten, daran denken sie gar nicht. So ist auch das Urtheil über Andere denn sehr subjektiv zugeschnitten, meist nur an der eigenen Elle gemessen. Das ist auch ein Nepotismus im weiteren Sinne.

Wie entgehen wir dieser Gefahr? Wie beseitigen wir den Schaden, der hie und da eingerissen ist? Die nächste Aufgabe hat das Seminar. Es

ist ja gut, wenn die Seminaristen in den alten Sprachen gut unterrichtet sind, wenn sie beschlagen sind in allen theologischen Disciplinen. Aber was hilft es, wenn sie alle kanonischen Rechte wissen, aber sie kennen nicht unsere Statuten, unsere Regeln und Gebräuche? Wenn sie einen gewaltigen Respekt mitbringen vor verschwundenen kirchlichen Autoritäten, während ihnen ihr Präses, die nächste gesetzliche Behörde, etwas sehr Nebensächliches ist? Unsere St tuten und die Grundzüge der Kirchen- und Gottesdienst-Ordnung sollten im letzten Vierteljahr zu einer besonderen Disciplin gemacht, oder wenigstens in die praktische Theologie eingegliedert werden. Wer sich unter Vorbehalt der synodalen Behörden, oder ohne Vorbehalt, sich von einer Gemeinde wählen läßt, sollte ein Jahr länger im Seminar verbleiben, um ein Jahr lang Geduld und Vertrauen auf den Herrn zu lernen. Das andere ist, die Austheilung der Zöglinge an die Distrikte. Wurde bis jetzt meist der Grundsatz befolgt, die Zöglinge den Distrikten zuzuweisen, wo sie herstammten, so sollte dieser Grundsatz umgekehrt werden; man sollte sie andern Distrikten überweisen, wo ihre Väter, Schwiegerväter und Tanten und Onkels nicht interveniren können. Brauchen Jene einen Vikar, (was oft dann nicht der Fall sein wird) so gebe man ihnen einen fremden. Dann ist die Versuchung geringer, ihn zum Nachfolger zu machen. Sucht einer, der einem Distrikte zugewiesen ist, durch andere als die gesetzlichen Behörden zu Stellen zu kommen, so nehme man ihn nicht als Glied auf, bis er sich gefügt hat. Ueberhaupt suche man, die Stellenbesetzung voll und ganz in die Hände der gesetzlichen Behörden zu legen. Diese sind dafür verantwortlich vor Gott und der Synode, und verhindern alle Intervention von solchen, die keine Verantwortung dafür haben und auch nicht zur Verantwortung gezogen werden können. Lassen sich diese Behörden Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen, so interpellire man sie in der Sitzung, verhöre und verurtheile sie, indem man sie nicht wiederwählt. Man sei nicht zu ängstlich, einmal eine Gemeinde zu verlieren. Nachgeben, wo man das Recht der Synode vertritt, hilft dem Unrecht auf die Beine.

Die Lehre von den „evangelischen Rathschlägen" ("consilia evangelica") in ihrer Bedeutung für die christliche Ethik.

(Eingesandt von P. G. Deckinger.)

(Fortsetzung.)

Die katholische Auslegung nimmt nun an, daß die Aufforderung Christi an den reichen Jüngling ein bloßer Rath gewesen sei; sie betrachtet die äußerlich legale Gesetzeserfüllung des reichen Jünglings als vollständige Erfüllung des absoluten Gesetzes, und sieht in der Aufforderung Christi an den reichen Jüngling, alles zu verkaufen, einen bloßen Rath, durch dessen Befolgung der reiche Jüngling ein überverdienstliches Werk, einen besonderen Grad von Vollkommenheit hätte erlangen können. Diesen Rath müßten dann aber nach katholischer Anschauung folgerecht Arme wie Reiche befolgen, wenn sie eine

überverdienstliche Heiligkeit erlangen wollen. Daß aber auch der Arme auf das Wenige, was er besitzt, vollends verzichten müsse, um geschickt zu sein zum Reiche Gottes, verlangt das Christenthum gewiß nicht. Dennoch sagt man von katholischer Seite, Christus gebe in unserm Falle ganz entschieden einen Rath. Das absolute sittliche Gesetz fordre ja nicht von allen Menschen das Aufgeben ihres Besitzthums, und der Jüngling habe ja alle Gebote, die ihm Christus genannt, erfüllt; jenes Aufgeben gehe also über diese Gebote hinaus, und die Aufforderung dazu sei ein evangelischer Rathschlag. Der Zusammenhang würde diese katholische Auslegung nicht verbieten, wohl aber die von Christus in der Bergpredigt aufgestellten Principien der Gesetzeserfüllung, daß es nämlich vor allem nicht auf das äußere gesetzliche Thun, nicht auf äußerlich an einander gereihte erfüllte Gesetzesvorschriften ankomme, sondern auf die aus der Liebe hervorgehende Gesinnung bei der Gesetzeserfüllung. Der Jüngling, der Anforderung des Herrn sich weigernd, nahm nach Christi eigener Aussage, V 23, nicht Theil am Himmelreich, und alle seine vermeintliche Gesetzeserfüllung reichte dazu nicht aus.

Damit ist nun aber der reine Gegensatz gegen die katholische Lehre ausgesprochen, wonach die Gesetzeserfüllung, auch ohne Befolgung der Rathschläge allerdings zur Theilnahme am Himmelreich ausreichen soll, durch die überschüssigen Werke aber, durch Befolgung der evangelischen Rathschläge eine schnellere Erringung oder ein höherer Grad vou Seligkeit erlangt wird.

So muß für uns also die Geschichte vom reichen Jüngling, in welcher der Katholicismus seine Lehre von dem Rathschlag der freiwilligen Armuth hineinpreßt, nur eine Bestätigung unsrer Verwerfung der katholischen Lehre enthalten und ebenso wird es uns bei andern Stellen gehen.

In der Stelle 1 Cor. 9, 12—18 sagt Paulus, er habe sich manches versagt, wozu er ein Recht gehabt habe, namentlich habe er ganz ohne Lohn das Evangelium verkündigt. Damit soll nun nach katholischer Lehre Paulus den Rath der Selbstverleugnung befolgt und ein überschüssig gutes Werk gethan haben, wozu er nicht verpflichtet gewesen sei. Genannte Stelle redet nun aber gar nicht von einem überverdienstlichen Werke, das Paulus gethan habe, im Gegentheil, Paulus selbst betrachtet das, daß er ohne Besoldung das Evangelium verkündigt, als eine unbedingte Pflicht für ihn, durch deren Unterlassung er seine Freiheit am Evangelium nach V. 18 mißbraucht hätte. Also ist auch in dieser Stelle nicht von einem Rathe, sondern von einer Pflicht die Rede. Ganz besonders soll nun aber nach katholischer Ansicht die Ehelosigkeit im Neuen Testament als ein überverdienstliches Werk, als Gegenstand eines evangelischen Rathes dargestellt sein, eines Rathes, durch dessen Befolgung im Cölibat ganz besonders der Klerus seinen specifischen Heiligenschein erhalten soll. Fragen wir das Neue Testament selbst. Paulus behandelt diesen Gegenstand 1 Cor. 7. Hier ist die Ehelosigkeit als ein Rath hingestellt, denn als allgemein giltiges Gebot kann Paulus denselben ja nicht hinstellen. Er sagt auch ausdrücklich, V. 26: So meine ich nun solches so gut um der gegenwärtigen Noth willen.

Die Verhältnisse in Corinth waren also damals der Art, daß aus der Verheirathung für einzelne nur Schaden erwachsen mußte. Daraus folgt, daß wo eine solche gegenwärtige Noth nicht ist, oder wo die volle sittliche Kraft und Freudigkeit zum Aushalten in der Noth vorhanden ist, auch die Rathsamkeit der Ehelosigkeit aufhört. Paulus meint also, um der Menschen selbst willen sei es in Zeiten der Noth besser, wenn sie nicht heirathen. Nicht gibt aber Paulus diesen Rath in dem Sinn, daß er sagen wollte, wenn Jemand in diesen bestimmten Verhältnissen ehelos bleibe, so erwerbe er sich damit ein höheres überschüssiges Verdienst, sondern er erfüllt nur seine Pflicht. Also den Rath der Ehelosigkeit gibt Paulus nur für die bestimmten Zeiten der Noth; im Uebrigen sagt er ja V. 28 ausdrücklich: So du freiest, sündigest du nicht. In den Zeiten der Noth sei aber die Ehelosigkeit eine Pflicht, nicht ein überverdienstliches Werk. Ein solch überschüssiges Verdienst wird auch dadurch geradezu ausgeschlossen, daß der Apostel durch die Ehelosigkeit die Christen in dieser Zeit der Noth vor leiblicher Trübsal bewahren will: wer aber auf ein ihm sonst zustehendes Recht verzichtet, um vor leiblichen Trübsalen verschont zu werden, kann doch unmöglich den Anspruch auf ein besonderes höheres Verdienst und auf eine besondere Belohnung desselben erheben. Ja, es lassen sich im Gegentheil Fälle denken, wo gerade in der Uebernahme dieser leiblichen Trübsale durch die Verehelichung das höhere Verdienst besteht und darum die Verehelichung eine Pflicht wird. Dennoch aber findet nun die katholische Kirche in dieser Stelle ganz besonders ihren evangelischen Rath zur Ehelosigkeit. Solches hier zu finden, ist aber wieder nur bei einer Exegese möglich, die ohne alle Rücksicht auf den Zusammenhang diese ihrer Ansicht passenden Worte Pauli herausgreift. Was nun aber aus dem angeführten Kapitel in Beziehung auf die Ehe und Ehelosigkeit auch auf unserm evangelischen Standpunkte von Wichtigkeit ist, werden wir unten sehen.

Wir bleiben auf Grund der heil. Schrift entschieden bei dem Satze: Es gibt für den Christen nur allgemein gültige Gebote, keine evangelischen Rathschläge. Derselbe kann nicht einmal das vollkommen erfüllen, was Gott unbedingt von ihm verlangt, geschweige denn noch mehr. Was die katholische Kirche von ihren Rathschlägen lehrt, ist eine unevangelische, ja widergöttlich menschliche Prätension. Der Katholicismus will der von ihm behaupteten Unvollkommenheit des göttlichen Willens durch seine evangelischen Rathschläge nachhelfen. Wir dagegen behaupten Vollkommenheit des göttlichen Willens, aber Unvollkommenheit des Menschen in Befolgung des Gesetzes.

Eben vermöge dieser Unvollkommenheit des Menschen in Befolgung des Gesetzes ergeben sich nun aber auch auf unserm Standpunkte im Verhältniß des Menschen zum Gesetz wesentliche Unterschiede. Wenn auf evangelischem Boden auch alles, was das Christenthum von dem Menschen im Gebiete der christlichen Sittlichkeit verlangt, unter das absolut geltende Gebot Gottes fällt, wenn keine objektiven Unterschiede zwischen Vorschriften und Rathschlägen gemacht werden dürfen und können, wenn von keiner durch Befolgung von evangelischen Rathschlägen erlangter besonderer Heiligkeit die Rede sein

kann, so müssen doch in dem Befolgenkönnen des allgemein gültigen Sittengesetzes subjektive Unterschiede gemacht werden, Unterschiede zwischen solchen, welche erst im Anfange der christlichen Erkenntniß stehen, und solchen, die schon weiter voran sind, Unterschiede zwischen höheren und niederen Entwickelungsstufen der christlichen Subjektivität und demgemäß auch Unterschiede in der Verpflichtung des im Allgemeinen absolut geltenden sittlichen Gesetzes. Es kann von dem Anfänger in der christlichen Erkenntniß, von dem, der noch nicht zur vollen sittlichen Reife gelangt ist, noch nicht die Erfüllung aller sittlichen Gebote verlangt werden, sondern nur so viel, als er vermöge seines individuellen sittlichen Standpunktes zu erfüllen fähig ist. Die Gebote aber, die er vermöge dieses seines individuellen Standpunktes erfüllen kann, treten mit absolut verpflichtender Kraft an ihn heran und ihre Nichterfüllung ist für ihn Sünde, nach dem Worte Christi Luk. 12, 47: Der Knecht aber, der seines Herrn Willen weiß, und hat sich nicht darnach bereitet, auch nicht nach seinem Willen gethan, der wird viel Streiche leiden müssen, und Jak. 4, 17: Wer da weiß, Gutes zu thun und thut's nicht, dem ist es Sünde.— Schreitet aber ein Mensch in seiner sittlichen Erkenntniß weiter, so wächst für ihn auch das Gebiet der sittlichen Verpflichtung, und unterläßt er deßhalb in einem späteren Zeitpunkte seiner sittlichen Entwicklung die Erfüllung derjenigen Pflichten, die er früher nicht erfüllen konnte, auch noch, dann ist es ihm Sünde.

(Fortsetzung folgt.)

Die subjective Wahrheit des kirchlichen Unterrichts.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wenn nun aber die Thatsache, daß wir die in der angeführten Antwort genannten Dinge haben (oder je nach Umständen auch nicht haben) nicht Gegenstand des Glaubens ist, in welcher Beziehung, werden wir fragen müssen, steht dann der Glaube an Gott den allmächtigen Schöpfer zu diesen Dingen? Zunächst werden wir nun die Summe aller dieser einzelnen Dinge, welche hier im Katechismus der Anschaulichkeit wegen als einzelne aufgezählt sind, unter einen allgemeinen Begriff bringen müssen, um auf diese Weise der Nothwendigkeit zu entgehen, jeden einzelnen Ausdruck in der gleichen Weise untersuchen zu müssen, was nur ermüdend wirken würde, ohne daß sich am Ende der gesonderten Untersuchungen der einzelnen Dinge ein genaueres oder bestimmteres Resultat ergeben würde, als bei der Untersuchung des Ganzen.

Dabei werden wir am Besten thun, wenn wir von einem Gedanken der Antwort ausgehen, der alle diese einzeln aufgezählten Dinge unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt zusammenfaßt. Ein solcher bietet sich uns dar in den Worten: „das Alles ich ihm zu danken und zu loben und dafür zu dienen und gehorsam zu sein schuldig bin." Nun ist aber an und für sich schon klar, daß man für eine Wohlthat dankt, etwas Vollkommenes d. h. seinem Zwecke möglichst vollständig Entsprechendes lobt, und für einen empfangenen Werth zur Gegenleistung verpflichtet ist. Diese drei Momente sind aber im Begriff

des „Gutes" vereinigt. Jedes Gut ist für den, der es empfängt, eine Wohlthat, es ist ferner ein Gut, weil es zweckentsprechend ist, und ebenso ist der Mensch verpflichtet für das Gut und mit demselben etwas zu leisten, weil es nur dadurch Werth erhält, daß etwas damit gewirkt wird. Wenn aber auch alle die in der Katechismusantwort genannten Dinge unter den Begriff des Gutes fallen, so sind es doch nur irdische Güter.*) Güter, die ihren Werth nur so lange für den Menschen haben, als er sie nicht an die Stelle von höheren oder gar des höchsten Gutes setzt. Ebenso fallen diese Dinge nur, weil sie Gaben Gottes sind und indem sie als solche erkannt und anerkannt werden, also nur für die gläubig religiöse Betrachtung unter dem Begriff des Gutes. Für die blos verständige Naturbetrachtung sind sie eben bloße Naturnothwendigkeiten oder Naturzufälligkeiten, die eben existiren, gleichviel ob sie für den Menschen gut sind oder nicht.

Für die eudämonistische Betrachtungsweise, welche die Lustempfindung d. h. das sinnliche oder auch geistige Wohlbehagen des Menschen, die Befriedigung, welche ihm der Genuß gewährt, oder auch zu gewähren scheint, zum Maßstabe des Werthes der Dinge macht, gibt die Katechismusantwort die einzigen und alleinigen Güter an, welche der Mensch nach dieser Ansicht zu erstreben hat und erstreben kann. Die Erfahrung lehrt nun aber nur zu oft, daß der Mensch diese Güter nicht immer erlangen kann und daß er auch dann, wenn er sie erlangt hat, in ihrem Genuß oder Besitz nicht diejenige Befriedigung findet, die er zu erwarten, sich für berechtigt hält. Es sind für einen solchen Standpunkt nur Bedürfnisse und Begierden, welche diesen Gütern ihren Werth verleihen und dieselben würden werthlos sein, wenn sie nicht für die Befriedigung dieser Bedürfnisse und zur Stillung dieser Begierden brauchbar wären. So kommt es, daß bei tiefer angelegten Gemüthern dieser Eudämonismus durch eine religiöse, aber eben ungläubig religiöse Betrachtung der Dinge in Pessimismus umschlägt. Dieser sieht im Dasein, in der leiblichen und geistigen Organisation des Menschen, in den Gütern des zeitlichen Lebens, in den Dingen, die dem Menschen zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und zur Entfaltung seines zeitlichen Lebens dienen, im besten Falle nothwendige oder unvermeidliche Uebel, die man nicht etwa mit Dank anzunehmen habe, sondern höchstens mit stiller Ergebung tragen könne und für deren Vorhandensein der Gott dieses Pessimismus, d. h. der Weltgeist, eben nur die Entschuldigung hat, daß er sein Ziel, nämlich zur Klahrheit über sich selbst zu gelangen, nur auf dem Wege der Hervorbringung und Vollendung dieser verkehrten Welt erreichen konnte.

Der Mittelweg zwischen diesen beiden Extremen wird aber nun keineswegs durch das Christenthum gebildet. Dieser ist vielmehr schon längst wieder verlassen, denn er war nichts anderes als die Weltanschauung, welche in der griechischen und römischen Bildung zu Tage trat. Wohl mag auch heutzutage noch sich mancher klassisch Gebildete mit dieser Weltanschauung begnügen, ge-

*) Auch das Wort „Seele" macht im Zusammenhang der Antwort keine Ausnahme, denn die Seele ist hier nur als das Prinzip des leiblichen Lebens gefaßt.

rade so wie auch Mancher gerne zwischen Ruinen und Grabmälern spazieren geht, aber die Zeit ihrer Wirksamkeit ist vorüber und sie verhält sich zur Gegenwart, wie etwa die Reste einer Römerstraße zu einer Eisenbahn.

Wenn nun aber die in unserer Katechismusantwort genannten Dinge weder als etwas sittlich gleichgültiges, noch als die einzigen Güter, noch auch als nothwendige Uebel angesehen werden sollen und können, aber gleichwohl als Güter betrachtet werden müssen, so entsteht für uns die Frage, inwiefern und unter welchem Gesichtspunkt sie als Güter betrachtet werden können. — Eben nur unter dem des Christenthums, indem sie nämlich nur von dem Christen durch den Glauben als Gaben erkannt werden, die er von Gottes Güte empfängt und eben als göttliche Gaben annimmt, verwerthet und verwendet. Nur indem diese Dinge in der Güte Gottes ihren Ursprung und durch die Güte Gottes ihren Bestand haben, sind sie auch Güter für den Menschen. —

Wenden wir nun das bisher Ausgeführte auf Einzelnheiten der Katechismusantwort an, so tritt uns in den Worten: Ich glaube, „daß Gott mich geschaffen hat," die Thatsache des Menschendaseins entgegen und wir glauben, daß eben unser Dasein ein Werk und eine Gabe Gottes, mit einem Worte, ein von Gott verliehenes Gut ist. Dieser Glaube steht einerseits dem Uebermuth entgegen, der den Anspruch macht, daß dem Menschen das eigene Leben zur beliebigen Verwendung und zur unbedingten Verfügung stehe und nur Mittel und Objekt des Genusses, der gröberen oder feineren Lust sei, andererseits aber auch dem Mißmuth, der durch den Gedanken, daß alles Irdische eitel ist, das Mark der menschlichen Thatkraft ausdörrt und dadurch ihre Wirkungsfähigkeit vernichtet. Ferner wirkt der Glaube, daß Gott mich geschaffen hat, befreiend gegenüber der heidnischen Sorge, die sich ihr höchstes Ziel in den Fragen steckt: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?" Nicht minder aber wirkt er bindend Gott gegenüber, indem er uns stets die Verantwortung für das uns anvertraute Gut des irdischen Lebens vor Augen stellt. Dieses Bewußtsein der Verantwortlichkeit läßt den Christen das Pfund, das er am irdischen Dasein hat, nicht vergraben, sondern treu damit umgehen und jederzeit zur Rechenschaft und zur Rückgabe bereit sein; denn Gott kann auch wieder fordern, was er gegeben, und zwar nicht blos so, wie es dem reichen Manne gegenüber geschieht: „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern," sondern auch so, wie der Herr thut, wenn er spricht: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden." In einem solchen Falle gibt dem Christen der Glaube daran, „daß Gott mich geschaffen hat" die Berechtigung und die Kraft das Gut des eigenen leiblichen Lebens nicht etwa zu verschleudern, sondern es um höherer Güter willen hinzugeben; nicht das eigene Wohlsein und Wohlbefinden zum ausschlaggebenden Punkte zu machen, sondern die Verpflichtung, der er seinem Gott gegenüber nachzukommen hat. Wer sein irdisches Dasein nur durch Entziehung von den ihm obliegenden und von ihm erkannten, aber

verleugneten Pflichten verlängern oder genußreich machen will, oder gar durch Verleugnung der Wahrheit erkaufen muß, für den ist es allerdings kein von Gott verliehenes Gut mehr, sondern ein eigenmächtig dahingenommener Raub, den er nicht ruhig genießen kann, sondern mit Zittern bewachen muß. Wo aber vollends der Mensch sein Leben derart in den Dienst der Gottlosigkeit gestellt hat, daß auch von ihm gilt, was von Pharao 2 Mose 9, 16 gesagt ist: „Darum habe ich dich erwecket, daß meine Kraft an dir erscheine," da ist ihm das von Gott gegebene Gut zum Fluche geworden. Wie er dann keinen Grund mehr zum Danken und Loben und zum Gehorsam Gott gegenüber zu haben glaubt und auch persönlich nicht mehr hat, so sieht er in Gott auch nicht mehr den Geber alles Guten, sondern nur noch den grimmigen Feind, der ihm das, was er als sein Eigenthum in Anspruch nehmen möchte, zu entreißen droht.

In den noch beiläufig angefügten Worten sammt allen Kreaturen liegt der Gedanke, daß der Mensch hinsichtlich seines irdischen Daseins weder über noch unter der Kreatur steht, sondern in derselben, und daß er Gott gegenüber ebensosehr auf Selbständigkeit verzichten muß, aber ebensosehr auch auf Güte hoffen darf, wie Alles, was von Gott geschaffen ist.

Gehen wir nun in unserer Antwort weiter, so wird genannt: Erstens „Leib und" zweitens „Seele", drittens „Augen und Ohren und alle Glieder", viertens „Vernunft und alle Sinne." Von diesen Dingen wird gesagt: a) daß Gott sie gegeben, b) daß er sie erhalte. Es läßt sich das Alles als ein Ganzes betrachten, denn Leib und Seele bezeichnen nur die Bestandtheile der menschlichen Persönlichkeit, geben also nur eine genauere Bestimmung dessen, was in dem Worte „mich" liegt; ebenso wird mit „Augen und Ohren und alle Glieder" der Begriff des Leibes, mit „Vernunft und alle Sinne" der Begriff der Seele mehr zur Vorstellung gebracht.

Nun wird wohl auch eingewendet, daß nicht jeder Mensch Augen und Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne habe, man könne also auch keinem, der etwa taub oder blind, oder irgendwie mit unvollständigen Gliedmaßen geboren sei, zumuthen zu glauben, daß Gott ihm alle Glieder oder alle Sinne gegeben habe. Daß unsere Katechismusantwort das auch Niemanden zumuthet, wird wohl nach dem, was bereits über das Ganze derselben gesagt wurde, keiner Ausführung mehr bedürfen, denn die Thatsache, daß z. B. der Blinde den Gesichtssinn nicht hat, ist nicht Gegenstand des Glaubens, sondern des Wissens. Auch der Blindgeborene weiß sehr wohl, daß ihm ein Sinn fehlt und es gibt nichts, das ihn zu dem Glauben bringen könnte, daß er alle Sinne habe; wohl aber kann er glauben, daß Gott ihm diejenigen Sinne gegeben hat, welche er besitzt, und daß ebenso Gott es ist, der ihm den Sinn versagt hat, den er entbehren muß. Vergl. 2 Mose 4, 11.

Wenn nun in der Katechismusantwort gerade Augen und Ohren besonders genannt sind, so hat das heute noch einen ebensoguten Sinn, wie zu Luthers Zeiten, oder auch in mancher Beziehung noch einen besseren. Gerade Augen und Ohren mit ihrem wundervoll zweckmäßigen Bau haben sich unge-

achtet aller scharfsinnigen Anstrengungen der Verfechter der modernen naturwissenschaftlichen Entwicklungshypothese noch lange nicht als das zufällige Resultat des blinden Waltens einer vernunftlosen Nothwendigkeit erweisen lassen, sondern werden nach wie vor als das planvolle Werk des bewußten Schaffens eines allweisen Geistes betrachtet werden müssen.

So gewiß aber auch Leib und Seele, Glieder und Sinne von Gott verliehene Glieder sind, so haben sie für den Menschen nur so lange den Werth von Gütern, als sie ihrer göttlichen Bestimmung entsprechend verwendet werden. Sobald Augen und Ohren, anstatt Geisteswerkzeuge im Dienste der Wahrheit zu sein, zu Vermittlungs- und Anregungspunkten der sündlichen Lust und der Selbstsucht werden, sobald gilt auch das Wort des Herrn, Matth. 5, 29: „Aergert dich dein rechtes Auge u. s. w.;" denn dann werden sie nimmer als von Gott gegebene Güter gebraucht, sondern als Werkzeuge der Sünde mißbraucht.

Ebenso ist es mit dem Gute der Vernunft. Sie ist nicht erst im Verlauf von Tausenden oder gar Millionen von Jahren von den Menschen hervorgebracht, sondern ein durch Gottes Güte dem Menschen gegebenes Gut, dessen Gewährung und Bewahrung in dem Willen Gottes liegt und zu dessen rechtem Gebrauch der Glaube, daß Gott es gegeben, ebenso ermunternd wie verpflichtend ist. Nicht minder aber ist der Glaube, daß die Vernunft, die geistigen Kräfte nur ein dem Menschen zu bestimmten Zwecken von Gott anvertrautes Gut sind, eine Abwehr des Mißbrauches derselben, denn es wird Rechenschaft davon gefordert werden, und was Gott gegeben, kann er auch jederzeit wieder nehmen. Denn auch die Erhaltung der einmal gegebenen geistigen Kräfte liegt in Gottes Hand. Wie nahe man oft an irdischen Abgründen vorübergeht, vermag man am Tage wohl zu sehen; wie nahe und wie oft aber mancher Mensch an den geistigen Abgründen des Irr- und Wahnsinns unversehrt durch Gottes Güte vorübergegangen ist, das vermag Niemand zu beurtheilen. Wir sind unserer geistigen Gesundheit so wenig für die Zukunft sicher, als wir bestimmt darauf rechnen können, daß wir uns in der nächsten Stunde noch körperlich wohl befinden werden.

Was nun die in Folgendem genannten Dinge (Kleider und Schuhe, Essen und Trinken, Haus und Hof, Acker, Vieh und alle Güter) betrifft, so könnte man mit etwas mehr Schein einwenden, daß ein Mensch diese Dinge durch eigene Arbeit zu erwerben und nicht so ohne Weiteres von Gott zu erwarten habe. Das ist allerdings richtig. Aber arbeitet nicht Mancher oft vergeblich? Ist denn die Fähigkeit und Kraft zur Arbeit nicht auch Gottes Gabe? Wo aber Gott dem Menschen diese Dinge versagt, tritt es da nicht auch zu Tage, daß Gott es ist, der sie gibt und ist da nicht auch der Glaube vonnöthen, daß Gott auch im Versagen gerecht und gütig handle?

Greifen wir aus der Masse des Ganzen noch zwei Dinge heraus: Weib und Kind. Gerade diese Worte scheinen am wenigsten in den Zusammenhang hereinzugehören, indem sie nicht überall anwendbar sind, oder wenigstens so scheinen. Denn wie sollte etwa ein Schuljunge oder Schulmädchen oder auch

eine Frau sagen können, daß Gott ihr Weib und Kind gegeben habe? Wie läßt sich nun die Sache auffassen? Zunächst mögen wir uns nun den scheinbar ganz geringfügigen Umstand, daß diese zwei Begriffe — wie übrigens die andern auch — in ihrer allgemeinsten Form dastehen, d. h. weder mit dem bestimmten noch mit dem unbestimmten Artikel verbunden sind, zu einem Fingerzeig dienen lassen. Die Begriffe sollen eben in ihrer allgemeinsten Bedeutung gefaßt werden. Der Mensch ist von Gott geschaffen nicht als bloßes Exemplar einer Gattung, sondern als Glied einer Familie (1 Mose 2, 18 ff). Die geschlechtliche Zweitheilung des Menschen in Mann und Weib ist nicht etwa die höchste Stufe seiner Bestimmung, die in diesem Falle nur in der Erhaltung der Gattung bestünde, sondern die natürliche Grundlage seiner sittlichen Aufgabe, die darauf hinzielt, daß das ihm anerschaffene göttliche Ebenbild zur Ausprägung komme. Während bei dem Thiere die geschlechtliche Verschiedenheit dasjenige Verhältniß ist, in dem das natürliche Leben zu seiner höchsten Bethätigung kommt, so ist sie dagegen beim Menschen die tiefste Wurzel, mit der er in den Naturboden seines irdischen Daseins eingewachsen ist. Männlich und weiblich bestimmt ist der Mensch durch leibliche Organisation und Naturtrieb; Mann und Weib wird er im wahren Sinne nur durch die auf freiem, persönlichen Willensentschluß beruhende Eheschließung. Als männliches und weibliches Wesen (זָכָר וּנְקֵבָה *ἄρσεν καί θῆλυ*, 1 Mose 1, 29; *ἄῤῥην καὶ θήλεια*, Röm. 1, 27) steht der Mensch auf der höchsten Stufe kreatürlicher Vollkommenheit; als Mann und Weib (אִישׁ וְאִשָּׁה; *ἀνὴρ καί γυνή*, 1 Mose 2, 23) auf der untersten Stufe der sittlichen Entwicklung. Das Weib ist nun dem Manne gegeben, nicht etwa, weil der Mann an sich ein höheres Wesen wäre, sondern deßwegen, weil sich im Weibe das Menschenleben mit der auf sich selbst, auf seine eigene Erhaltung und Entfaltung hingehenden Kraft sich bethätigt, während es im Manne vorzugsweise in seinem Verhältniß der Welt gegenüber nach Außen hin zur Wirkung und Geltung kommt.

Es ist deßhalb auch nicht ohne Bedeutung, daß nach dem Sündenfalle das Menschenloos dem Menschen nicht schlechthin zugetheilt, sondern auch da ein Unterschied zwischen Mann und Weib festgehalten wird. Dem Weibe wird die Hoffnung auf Erlösung, dem Manne das Bewußtsein des auf der Erde ruhenden Fluches mitgegeben; dem Weibe wird das Dulden im Dienste der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, dem Manne die Arbeit im Schweiße des Angesichts, die Sorge und der Kummer um das tägliche Brod zugewiesen; dem Weibe wird die Hingabe an den Mann, dem Manne das Hingegebensein an den Staub als Loos angekündigt.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist es ganz richtig, wenn nur davon die Rede ist, daß das Weib dem Manne gegeben ist und nicht etwa auch davon, daß dem Weib der Mann gegeben sei. Denn darin liegt einerseits das richtige Verhältniß der Geschlechter zu einander, daß sie nämlich nur als Mann und Weib in geschlechtliches Verhältniß treten sollen, das eben dadurch auch zu einem sittlichen Verhältniß wird, auf der andern Seite auch das richtige Verhältniß der Ehegatten. Sie bilden nicht etwa einen Complex von zwei gleichen

und gleich selbständigen Einheiten, sondern sie sind, wie der Herr sagt: „Ein Fleisch," d. h. ein Naturganzes, das eben nur deßwegen eine Einheit bildet, weil eben ein Theil durch den andern ergänzt wird.

Mit ebenso gutem Grunde ist in der Katechismusantwort nur vom Kinde und nicht auch von den Eltern die Rede. Es möchte vielleicht etwas schöner und gefühlvoller klingen, wenn man die Kinder zur Auslegung des ersten Glaubensartikels etwa aufsagen lehrte: „Du mein Gott hast mir das Leben, hast die Eltern mir gegeben;" aber wahrer wäre es gewiß nicht. Denn die Eltern werden nicht den Kindern, sondern die Kinder den Eltern gegeben als ein Gut, dessen sie sich erfreuen mögen und über das sie einst Rechenschaft abzulegen haben. Wie die Gabe dem, der sie empfängt, untergeordnet ist, so sind auch die Kinder den Eltern untergeordnet; die Eltern haben die Kinder und sollen sie haben, d. h. in ihrer Fürsorge, in der Botmäßigkeit, im Gehorsam und in der Ehrfurcht haben und halten.

Wo sich das Verhältniß umkehrt, so daß die Kinder die Eltern haben und die Eltern sich von den Kindern haben lassen, da entsteht selten viel Gutes. Die Kinder, welche in der Jugend ihre Eltern hatten als solche, die nur die Wünsche der Kinder befriedigen, nur ihren Eigensinn zu erdulden, nur ihre Unarten zu ertragen und vielleicht später nur ihre verkehrten Streiche wieder nach Möglichkeit gut zu machen hatten, werden selten zu Männern oder Weibern, die sich selbst oder ihre Kinder zu haben, zu halten und recht zu beherrschen im Stande sind.

Da wir indeß mit dem Raum unserer Zeitschrift etwas sparsam umgehen müssen, so sei nur noch auf eines hingewiesen. Daß nicht alle Menschen mit aller Nothdurft und Nahrung des Leibes und Lebens reichlich und täglich versorgt sind, scheint ein durchschlagender Einwand gegen die Richtigkeit der Katechismusantwort zu sein. Zunächst ist aber darauf aufmerksam zu machen, daß wir nicht mit Luxusartikeln oder mit Reichthum und Bequemlichkeit versorgt werden, sondern mit dem Nothwendigen, um das wir eben im Schweiße unseres Angesichts zu arbeiten haben. Sodann ist aber der reichlich versorgt, dem es reicht; es reicht aber nur dem, der sich genügen lassen kann, denn Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat. Die reichliche oder nicht reichliche Versorgung liegt also nicht blos in der Menge der Dinge, die einem gegeben werden, sondern vor Allem darin, wie der Mensch die ihm gegebenen Güter hinnimmt; ob er sie mit Dank als Gabe aus Gottes Hand empfängt, oder ob er sie in unersättlicher Gier als einen Raub an sich reißt. Wer das Letztere thut, wird auch beim Anhäufen von Millionen nicht glauben, daß Gott ihn reichlich und täglich versorge, denn es reicht ihm ja nie, und noch viel weniger wird er sich verpflichtet glauben, Gott zu danken, ihm zu dienen und gehorsam zu sein.

Wenn nun auch in dem, was bis hieher erörtert wurde, nicht alle denkbar möglichen Einwendungen gegen unsere Katechismusantwort behandelt worden sind, so ist doch jedenfalls so viel klar, daß dieselbe keineswegs als etwas müssiges oder überflüssiges, oder etwa nur als ehrwürdige Reliquie

aus der Reformationszeit in unserem Katechismus steht. Sie läßt sich sehr wohl verstehen und, wenn man sie verstanden hat, auch erklären; und wenn auch Kindern noch nicht das volle Verständniß der Antwort mitgetheilt werden kann, so braucht sie darum doch nicht unverstanden zu bleiben. Freilich liegt auch hier die Wahrheit nicht auf der Oberfläche und es ist darum anhaltende und eindringende Arbeit nöthig. Hat man aber selbst ein Verständniß gewonnen, so wird man sich gegen diese und andere Antworten unseres Katechismus wahrscheinlich weniger ablehnend oder gleichgültig verhalten, denn Verständniß bildet die Grundlage der Anerkennung. Sobald ich aber mit vollem eigenen Verständniß und mit freier Anerkennung der Richtigkeit des verstandenen Lehrstoffes diesen wiedergebe, hat mein Unterricht subjektive Wahrheit; denn dann bin ich nicht mehr in der traurigen Lage etwas lehren zu müssen, von dem ich selbst nicht weiß, ob es richtig ist oder nicht, ja was ich vielleicht überhaupt nicht lehren würde, wenn ich es nicht des eingeführten Lehrbuches halber thun müßte. Fehlt dagegen dem Unterricht diese subjektive Wahrheit, ist er nur ein Weitergeben von Worten, zu denen ich mich im besten Falle gleichgültig verhalte, so ist er, so objektiv wahr auch diese Worte sein mögen, dennoch leblos, und wird darum unfruchtbar bleiben. Die eigene lebendige Erkenntniß und Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was man lehrt, kann allein ein lebendiges Verständniß des gelehrten im Schüler erzeugen. Ist aber dieses wirklich lebendig, so braucht es nicht und kann auch nicht sofort vollständig, fertig und reif sein; wenn es auch nur keimartig im Herzen des Kindes liegt, so wird es wachsen und fruchtbar werden, denn auch hier ist es der in dem Lehrenden lebendig gewordene Geist, der lebendig macht.

Kirchliche Rundschau.

„Wie lebhaft er (nämlich der Papst) den Wunsch hegt, mit aller Bereitwilligkeit die Ursachen der Uneinigkeit zu beseitigen"*), das ist allerdings aus der Unterredung mit dem Kronprinzen des Deutschen Reiches nicht zu ersehen, da Niemand etwas Gewisses darüber weiß, wohl aber hat Leo XIII. „einen neuen Beweis des Geistes der Freundschaft und der Mäßigung, von welchem alle seine Handlungen gegen das Deutsche Reich vom Beginne seines Pontificats an begleitet waren",*) gegeben, indem er sich mit Bezug auf die Lutherfeier, sechs Tage nach dem Besuch des Kronprinzen im Vatikan, folgendermaßen ausspricht: „Das vierte Centenarium der Geburt des Häresiarchen Luther bot der schlechten Presse Italiens die gewünschte volle Gelegenheit zu schamlosen Anklagen und blutigen Beleidigungen gegen den apostolischen Stuhl. Man scheute sich nicht die Impietät des Abtrünnigen in den Himmel zu erheben und der hauptsächlichste Grund der ihm gespendeten Lobsprüche war seine offene Empörung gegen die Autorität der katholischen Kirche und der erbitterte Kampf, den er gegen das Papstthum unternahm."

Daß es weder der Kurie noch dem Centrum um Frieden, sondern um Macht zu thun ist, weiß Jeder. Die Dispensgesuche wurden möglichst verschleppt und aus den Diöcesen der abgesetzten Bischöfe sollen sie überhaupt noch nicht eingereicht sein.

Inzwischen ist die preußische Regierung auf dem einmal eingeschlagenen Wege der Versöhnungs- oder Nachgiebigkeits-Politik weitergegangen und hat die Bischöfe von

*) Worte der Note Jacobinis an die preußische Regierung.

Limburg und Münster begnadigt. Auf die Bemühungen des Staates um Wiederbesetzung der Bischofsstühle von Köln und Posen haben insofern Entgegenkommen stattgefunden, als die Kurie ein Mitglied des Centrums, den Prinzen Edmund Radziwill, Vikar in Ostrowo, als Coadjutor für den Cardinal Ledochowsky, vorgeschlagen haben soll, der dann auch natürlich von der Regierung zurückgewiesen wurde.

Auch das Centrum hat wieder einen Vorstoß gemacht, der aber nicht gelungen ist. Der Antrag Reichenspergers, die Verfassungsparagraphen, welche die Selbständigkeit der Kirche garantirten, wiederherzustellen, fand bei Niemand, außer dem Centrum und den Polen die geringste Sympathie. Es mögen wohl Manche sein, welche eine Wiederherstellung jener gestrichenen Grundrechte wünschen, aber sie haben weder Neigung über Grundsätze, die doch die evangelische Kirche ebenso nahe angehen wie die römisch-katholische, auf den bloßen Wunsch des Centrums hin unnütze prinzipielle Discussionen zu führen, noch Lust, in dem gegenwärtigen Augenblick nach all dem, was das Lutherjahr von gehässigen ultramontanen Angriffen und Schmähungen gebracht hat, dem Centrum durch ihre Unterstützung gefällig zu sein.

Um eine Recognoscirung sei es gethan, meinte Windthorst; so mußte sich das Centrum auch das Wort des Abg. von Hammerstein gefallen lassen, daß er den Antrag nicht für ernsthaft halte. Nicht blos diese Bemerkung, sondern das ganze Verhalten der Conservativen hat das Centrum gründlich verdrossen. Die von demselben vorgeschlagene Tagesordnung betonte freilich die zu erstrebende Selbständigkeit der evangelischen und katholischen Kirche, sprach es aber klar aus, daß man darauf verzichten müsse, Verfassungsparagraphen wiederherzustellen, die mit der geltenden Gesetzgebung in Widerspruch stehen und deßhalb eine Rechtsunsicherheit hervorrufen müssen. Alle conservativen Redner führten aus, daß man auf dem Wege der Spezialgesetzgebung zu erreichen hoffe, was beiden Kirchen nöthig sei. Freiherr v. Hammerstein wies besonders darauf hin, daß die bestehende Synodalordnung der evangelischen Kirche mit den betreffenden Paragraphen nicht in Einklang zu bringen sei. Windthorst polemisirte dagegen, bot den Conservativen seinen und Brüels Rath an, während Freiherr v. Schorlemer die Conservativen um des gemeinsamen Christlichen willen aufforderte, ihnen wider den gemeinsamen Feind zu helfen. Hofprediger Stöcker erwiderte, allerdings etwas scharf, daß nach den Aeußerungen der katholischen Presse und der Kurie zwischen Katholiken und Protestanten nichts Gemeinsames sei und daß sich die evangelischen Conservativen ihren Rath bei sich selbst suchen würden.

Daß es in der evangelischen Kirche Deutschlands immer noch genug Leute gibt, die auf Seiten des Centrums stehen, ist zwar unbegreiflich, aber nichtsdestoweniger thatsächlich. So weiß es auch die „A. E.-L. Kztg." nicht zu mißbilligen, wenn die römisch-katholische Partei des preußischen Abgeordnetenhauses die Probe auf den guten Willen der Regierung damit zu machen versucht, daß sie zunächst die Wiederherstellung der prinzipiellen Anerkennung der Selbständigkeit der Kirche verlangt, und kann nur ihrem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß die conservative Partei auch diesmal wieder weniger kirchlich als ministeriell gewesen ist.

Uebersehen wird hiebei freilich, daß in diesem Falle die Kirchlichkeit wesentlich im Dienste Roms gestanden hätte. Wenn freilich dieses Bedauern so motivirt wird, wie die „A. E.-L. Kztg." es thut, so muß man fragen: Was soll die Anerkennung einer kirchlichen Selbständigkeit, die in den Händen Roms nur zu einer Anerkennung politischer Machtansprüche werden würde und die von Rom noch nie so aufgefaßt wurde, wie sie von der „A. E.-L. Kztg." dargestellt ist. Dieselbe sagt nämlich: „Was die Kirche vom Staate in Anspruch nehmen darf und muß, ist nicht Anerkennung einer weltlichen Souveränetät, sondern ihrer Selbständigkeit als einer in sich beruhenden Korporation, welche ihre Gesetze nicht von irgend einem weltlichen Herrscher, sondern von ihrem eigenen Stifter und Herrn empfangen hat, und in allem, was sich auf ihren spezifischen Inhalt bezieht, auch heute noch wie vor zweitausend Jahren von ihrem Haupte ressortirt."

Nun weiß aber Jeder, daß die römische Kirche ihre Gesetze von einem weltlichen Herrscher empfängt und seit der Unfehlbarkeitserklärung in allem dem, was sich auf

ihren spezifischen Inhalt bezieht, ausschließlich von dem Papst ressortirt. Soll nun wirklich gelten, daß die römische Kirche „auch heute, wie vor zweitausend Jahren von ihrem Haupte ressortirt", so ist eben der Papst in der That und Wahrheit der berechtigte und rechtmäßige vicarius Christi. Daß das gerade zum Katholischwerden ist, wird Niemand bestreiten.

Wie liberal die liberale badische Regierung ist, haben die dortigen Altkatholiken erfahren dürfen. Vor etwa einem Jahrzehnt haben sie es erfahren, indem sie in kirchliche Gebäude hereingelassen wurden und jetzt erfahren sie's wieder, indem sie herausgeworfen werden. Liberal kann man gegen alle sein, auch gegen Rom, aber nicht zu gleicher Zeit und nicht immer.

Auch die französische Republik buhlt wieder um Roms Gunst, denn Rom ist eben eine politische Macht und auf eine politische Macht nimmt man politische Rücksichten. Der Senat hat bei der Berathung des Budgets für das Ministerium der Justiz und des Cultus das Gehalt für den Erzbischof von Paris, welches die Kammer auf 15,000 Frcs. herabgesetzt hatte, wiederhergestellt in der Höhe von 45,000 Frcs. Ebenso wurde der Posten von 616,000 Frcs. für Freistellen in den Seminarien, welcher von der Kammer ganz unterdrückt war, wiederhergestellt. In der Deputirtenkammer wurden am 29. Dezember die Aenderungen des Senats entsprechend dem Antrag des Berichterstatters und des Conseil-Präsidenten angenommen, und zwar die Wiederherstellung des Gehalts des Erzbischofs mit 270 gegen 183 Stimmen, der Posten für Freistellen in den Seminarien mit 268 gegen 195. „Die Kammer — sagte Ferry bei dieser Gelegenheit in sehr bezeichnender Weise — „werde durch Bewilligung des für den Erzbischof von Paris geforderten Gehalts nicht nur guten Geschmack beweisen, sondern auch etwas thun, was der „äußeren Politik Frankreichs recht förderlich sein könne".

Die Einweihung der Waldenserkirche in Rom ist zwar den großen politischen Erfolgen des Papstthums in der letzten Zeit gegenüber ein recht unbedeutendes Ereigniß, aber merkwürdig ist es doch, daß aller politische Machtzuwachs der Curie etwas derartiges nicht mehr zu hindern im Stande ist. Es wird darüber von Rom aus berichtet:

„Sonntag den 25. November 1883 um 11 Uhr wurde die an der Via Nazionale gegenüber dem Palazzo Colonna gelegene Waldenserkirche feierlich eingeweiht. Schon im Jahre 1870 war mit Begeisterung und Erfolg dafür gesammelt worden. Aber eine Verkettung von Irrungen verschiedener Art hatte die Ausführung um dreizehn lange Jahre hinausgeschoben. Endlich nun hat Gott den Harrenden den Freuden- und Ehrentag bereitet, daß sie in die schönste und bestgelegene der evangelischen Kirchen Roms haben einziehen dürfen. Das Hinderniß, welches das Terrain bot, ist bei dem Bau auf's Glücklichste überwunden worden. Das Grundstück stößt nämlich nach hinten an eine katholische Kirche, wodurch ein bestimmter Zwischenraum vom Gesetz geboten, und die Fenster nach dieser Seite hin verwehrt waren. Um Kirche, Pfarrhaus und Versammlungssaal dennoch dem geschmälerten Raum abzugewinnen, wurde der Bau kühn drei Etagen in die Höhe geführt, was der im dritten Stockwerk gelegenen Pfarrwohnung reichliche Sonne und eine das ganze Haus umgebende Terrasse sicherte. Das mittlere Stockwerk wird vermiethet und dergestalt hoffentlich die Bauschuld bald gemindert. Die von einem weißen Marmorkreuz überragte sehr geschmackvolle Palast-Façade schmückt feine Mosaikarbeit. Ueber dem Hauptportal steht in goldener Schrift: „Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus," und darüber das Wahrzeichen der Waldenser, der von sieben Sternen umgebene auf der Bibel stehende Leuchter: "lux lucet in tenebris." Auf mäßigem Treppenaufgang gelangt man zum „Tempio" wie es hier heißt. Die Form des Betsaales ist die einfache ursprüngliche Basilika der Kaiserpaläste, der länglich viereckige Raum mit Apsis. Halbe Pilaster mit korinthischen Kapitälen steigen auf der gelben Marmorbekeidung der unteren Wandhälfte auf und trennen die Rundbogenfenster und die weißen Felder. Zwei prächtige gelbe Marmorsäulen stehen zu beiden Seiten der Apsis, in deren Nische sich naturgemäß die Kanzel einfügt. Davor hat der Abendmahlstisch und Taufbecken Platz gefunden. Ein anmuthiges Renaissance-Gesims läßt Raum für die Schrift: „Was muß

ich thun, daß ich selig werde? Glaube an den Herrn Jesum Christum", und „Stehet fest in der brüderlichen Liebe." Darüber breitet sich eine würdige Kassetendecke in mäßiger Vergoldung und schließt den Raum wohlthuend ab. Die der Kanzel gegenüberliegende Orgel klingt schön und im richtigen Verhältniß mit dem Raum, der etwa 400 Menschen wird fassen können und, wenn man die Gänge besetzt, auch noch mehr. Die Orgelbühne, wo ein kleiner Chor Platz findet, trägt die goldene Schrift: „Lasset uns den Herrn loben mit Psalmen."

Früh schon am Sonntag begann sich die Kirche zu füllen. In den vorderen Reihen fanden die eingeladenen Gäste Platz. Dahinter saß die Gemeinde und im Hintergrunde stand eine dichte Schaar ächter Römer, welche mit großer Aufmerksamkeit den Vorgängen folgten. Gegen 11 Uhr ward das Portal geöffnet und herein kam der stattliche Zug der Geistlichen — soweit das eigene Amt es erlaubte, auch der andern evangelischen Gemeinden Roms. Voran der Restor der Waldenser-Gemeinden, Pastor Meille von Turin, ehrwürdig im weißen Haar. Ihm zur Seite Signor Prochet, der Präsident der Evangelisation, der seine langjährige Wirksamkeit in Genua aufgegeben hat, um in Rom die werdenden Dinge selbst zu leiten, eine mächtige Persönlichkeit mit eminenter Rednergabe und glänzenden Stimmmitteln, beide Herrn im schwarzen Talar. Hierauf die Glieder des Evangelisations-Comites u. s. w.

Die Weiheworte sprach Pastor Meille im Anschluß an das Tempelweihgebet Salomos. Antwortend sang die Gemeinde: Heilig, heilig, heilig bist du, o Gott! Hierauf folgte Sündenbekenntniß und Bußgebet von Pastor Prochet gesprochen, worauf die Gemeinde mit angemessenem Liedervers antwortete. An die Verlesung des 23. Psalms schloß sich ein längeres Gebet an. Prächtig klang hierauf der Luther-Schlachtgesang: Forte rocca è il nostro Dio; und die Verlesung des Eingangs des Römerbriefs — in dieser Stunde an diesem Ort — drang in's Gemüth mit wunderbar ergreifender Wirkung: „Allen, die zu Rom sind, den Liebsten Gottes, und Berufenen, Heiligen, Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesu Christo ..... Darum, soviel an mir ist, bin ich geneigt auch euch in Rom das Evangelium zu predigen, denn ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen." Dieser letzte Vers war denn auch der Text einer mächtigen Predigt Prochets, Bekenntnißrede, Schutz- und Trutzrede zugleich, der die zahlreiche Versammlung mit lautloser Spannung folgte; ein freudiges, ja jubelndes Bekenntniß zu dem einen einzigen Evangelium: „Das ganze Evangelium und nichts als das Evangelium," auf dem die Väter gestanden, für das die Väter geblutet lange vor der Reformation. Das Evangelium den Tausenden zum Trotz, die in Italien den Zeitgeist, den Fortschritt anbeten und denen die Zumuthungen desselben zu groß erscheinen, und jenen andern zum Trotz, denen dasselbe zu gering ist, die da meinen ihm ihre menschlichen Satzungen hinzufügen zu müssen und die sich beugen vor den Gebilden ihrer Phantasie. Diesem Evangelium der göttlichen Thorheit zu dienen, sei das einzige Ziel, die einzige Aufgabe dieser jungen Gemeinde, dieser Zeugen am Worte, dreihundert Jahre nachdem der Waldenser Pasquale an der Engelsbrücke um dieses Bekenntnisses willen verbrannt und seine Asche vom Tiber dem Meere zugetragen wurde. —

Ein anderes in seiner Vereinzelung kaum bemerkliches, in seinem Zusammenhang merkwürdiges Ereigniß ist der Austritt des päpstlichen Hausprälaten (Prelato domestico del Papa) Monsignore Savarese aus der römischen Kirche, der nicht ohne Zusammenhang mit dem Uebertritte Campanellos stattgefunden hat.

Savarese gilt für einen der gelehrtesten und tüchtigsten Priester Italiens und wird nach Padre Curci als der beste Schriftsteller unter ihnen bezeichnet; ja vor einigen Jahren ward er unter denen genannt, welche eine etwaige Papstwahl treffen könnte. Interessant ist seine Beurtheilung Campanellos, wie sie in der von ihm 1881 geschriebenen Civilta moderna difesa zu lesen steht:

„Die Thatsache, daß ein Monsignore, ein Kanonikus der altehrwürdigen Basilika von St. Peter, ein Edelmann, dem es nicht an Bildung fehlt und dessen Ruf und Leben flecken-

los dasteht, unfähig war den aufreibenden Zwiespalt zwischen Kirche und Vaterland länger zu tragen, und folglich den Katholicismus abschwor, ist eine Begebenheit von hoher Bedeutung, die ernstlich von denen erwogen werden muß, die dazu berufen sind. Vorläufig ist er der erste seines Standes, der zu solchem bedauernswerthem Extrem geschritten, und Gott wolle geben, daß er auch der letzte bleibe! Doch muß man zu seiner Entschuldigung sagen, daß allerdings die tiefe Noth der Ungewißheit und des fressenden Zweifels tausende und tausende von Gewissen bedrängt — Gewissen, die ohne Glauben nicht leben können und dergestalt in dies Dilemma kommen."

In einer Anmerkung fügt Savarese noch hinzu: „Ich rede von ihm aus meiner persönlichen Bekanntschaft heraus und auch gemäß des Rufes, den er vor seinem beklagenswerthen Schritte genoß. Es ist selbstverständlich, daß die klerikale Presse sich nun bemüht, das Gegentheil zu behaupten, und ich würdige die Aussage der Verwandten des Exkanonikus nach ihrem vollen Gewicht, dergemäß derselbe seit Jahren jeder religiösen Empfindung entfremdet sei. Aber doch wird man unwillkürlich fragen: wie war es möglich, einen Mann, von dem man solches wußte, jahrelang in einer Domherrenstelle der vatikanischen Basilika und im üppigen Genuß der Kirchengüter zu belassen? Wird es nicht die Leute verführen zu meinen, daß nachdem einmal Campello jahrelang also verblieben und vielleicht noch länger hätte verbleiben können, es noch andere desselben Gepräges geben möge, welche sich durch zeitliche Vortheile bestimmen lassen, über die hinwegzuschreiten er den Muth und Willen fand?"

Es fällt uns nicht ein, der Einweihung der Waldenserkirche in Rom die Bedeutung eines Wormser Reichstags beizulegen, oder Campanello und Savarese zu italienischen Reformatoren zu stempeln; aber sind solche Ereignisse nicht bezeichnend dafür, daß die glänzenden Früchte der Kirchenpolitik des Vaticans wurmstichig und faul sind?

In der evangelischen Kirche Deutschlands zieht der Streit, welcher in Folge der provocirenden Lutherfestrede des Prof. Bender in Bonn ausgebrochen ist, immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich. Ein positives Ergebniß hat derselbe bis jetzt noch nicht gehabt.

Der Jahresbericht des Central-Ausschusses für innere Mission macht Mittheilungen aus einer Correspondenz, welche zwischen dem „Direktorium des Landesvereins für innere Mission der evangelisch-lutherischen Kirche im Königreich Sachsen" und dem Central-Ausschuß stattgefunden hat. Derselbe wurde Ende März v. J. durch eine Zuschrift des genannten Direktoriums eröffnet und schloß mit der Uebersendung einer Abschrift des Protokolls, welches über die Verhandlungen der das durch erste Schreiben angekündigten und am 11. April in Dresden abgehaltenen Spezial-Conferenz von Vertretern der innern Mission innerhalb der lutherischen Landeskirchen Deutschlands geführt worden war. Dieses Protokoll enthielt die folgende Resolution:

„Die heute in Dresden zu einer Conferenz versammelten Vertreter lutherischer Landesvereine für innere Mission haben sich dahin verständigt: Ohne die freundschaftlichen Beziehungen der einzelnen Vereine zum Central-Ausschuß für innere Mission, wo solche bestehen, lösen und den Besuch der Congresse für innere Mission aufgeben zu wollen, erachten wir als eine wünschenswerthe Ergänzung für den Betrieb der inneren Mission, daß die Gesammtvereine für innere Mission in den lutherischen Landeskirchen sich zur Verständigung über prinzipielle Fragen und zur Pflege der Gemeinschaft enger zusammenschließen und zu diesem Zwecke alljährlich bei einem ihrer Jahresfeste durch Deputirte zusammentreten."

Der Central-Ausschuß hatte in einem, in dem Bericht vollständig abgedruckten Schreiben vom 2. April mit warmen Worten und guten Gründen vor dem Wege gewarnt, der mit dieser Resolution beschritten worden ist. Wenn man etwas von der Vorgeschichte der Dresdener Conferenz weiß, und wenn man die innerhalb der lutherischen Landeskirchen vielfach im Schwange gehenden, von Dr. Wangemann in seiner neuesten Schrift geschilderten Vor- und Mißurtheile berücksichtigt, so muß man sagen, daß die Resolution sehr maßvoll und friedfertig ausgefallen ist und daß sie ehrlich und ernstlich versucht, einen Bruch mit dem Central-Ausschuß vorzubeugen und Zwiespalt

von dem Gebiet der inneren Mission fernzuhalten. Allein wir fürchten, daß dieser Versuch vergeblich sein und daß der mit dem Dresdener Beschluß gethane erste Schritt auch die Widerstrebenden auf der beschrittenen Bahn unaufhaltsam weiter vorwärts treiben wird. Der Central-Ausschuß hat in seinem Schreiben vergeblich bittend und warnend den dringenden Wunsch ausgesprochen, es möge „die innere Mission vor Zwietracht bewahrt werden und ein Gebiet des Friedens und der gemeinsamen Arbeit der Landeskirchen Deutschlands bleiben und mit des Herrn Hülfe immer mehr werden." Man kann leider kaum bezweifeln, das sich nun erfüllen wird, was der Central-Ausschuß vorhergesagt hat, als er dem Direktorium schrieb: „Wohlbegründet erscheint uns die Sorge, daß derartige Sonder-Organisationen nicht zum Wachsthum des Werkes der inneren Mission führen werden, vielmehr eine dringende Gefahr der Zertrennung und damit der Verkümmerung in sich tragen. Freilich wird in Ihrem geehrten Schreiben, wofür wir von Herzen dankbar sind, ausgesprochen, daß Ihnen die Absicht, solche Zertrennung herbeizuführen, fern liege. Wir können uns aber der Befürchtung nicht entschiagen, daß solche Zertrennung, wenn es erst einmal zu einer Sonder-Organisation gekommen ist, als naturgemäße Consequenz der letzteren, auch durch den besten Willen und die wohlwollendsten Absichten nicht mehr wird abgewehrt werden können."

Nich's wäre uns erwünschter, als wenn diese Besorgnisse sich als unbegründet erwiesen. Daß die Arbeiten der inneren Mission sich in der deutschen evangelischen Kirche, einschließlich der lutherischen Landeskirchen, sich in den letzten Jahrzehnten in solchem Umfang in so mannigfacher Verzweigung eingebürgert haben, das ist zu einem nicht geringen Theil der Thätigkeit des Central-Ausschusses zu verdanken. Möge es ihm auch ferner gegeben werden, der guten Sache der inneren Mission mit reichem Erfolg zu dienen.

Ueber den Rücktritt Schenkels berichtet die „N. E. Kztg.": Prof. Dr. Schenkel in Heidelberg ist von der Direktion des evang. Prediger-Seminars zurückgetreten; an seine Stelle wurde Prof. Dr. Bassermann berufen. Da in Folge des Schenkelstreites der früher bestandene Seminarzwang längst aufgehoben ist, so ist dieser Wechsel in der Leitung nicht von Bedeutung, die er sonst gehabt hätte. Der Einfluß Schenkels auf die Seminaristen war zudem nie sehr groß. Dagegen wird die gewinnende und ideal gerichtete Persönlichkeit des neuen Seminar-Direktors wohl auch solche, die seine theologische Richtung nicht theilen, veranlassen, das Heidelberger Seminar zu besuchen. Sein Verhalten bei der letzten Heidelberger Pfarrwahl, wo er entschieden für die Wahl des Prof. Frommel eintrat, ist Bürgschaft dafür, daß er keinem seine persönliche Glaubensrichtung aufdrängen, vielmehr auch die abweichende Ueberzeugung achten und anerkennen wird.

Die Heilsarmee hielt am 31. Dezember eine Versammlung ab, bei welcher „General" Booth ankündigte, daß demnächst der Feldzug in Deutschland beginnen werde. Wie aus einem an den Berliner „Times"-Correspondenten gerichteten Briefe des Hofprediger Stöcker erhellt, hat dieser bei seiner letzten Anwesenheit in London versucht, den „General" von diesem seinem Vorhaben abzubringen, indem er darauf hinwies, daß die deutschen Protestanten ihre eigenen Wege gehen und es ihnen nicht in den Sinn komme, sich einer von England oder sonstwoher ausgehenden Propaganda zu unterwerfen. Dem fügt der Correspondenz der „Times" die wohlgemeinte Warnung an Mr. Booth hinzu, Deutschland mit seinem Besuch zu verschonen, da sich unschwer voraussehen lasse, welcher Empfang ihm hier zu Theil werden würde.

Palästina. Als ein bedeutsames Zeichen der Zeit darf es betrachtet werden, daß nunmehr mit der Gründung einer jüdischen Kolonie unter christlicher Leitung in Palästina Ernst gemacht wird. Eine "Jewish Refugees' Aid Society", welche unter dem Präsidium des Earl of Aberdeen und in Verbindung mit der Londoner Judenmission steht, hat sechs Stunden von Jerusalem ein Besitzthum Namens Artuf gekauft, das vierzig Familien aufnehmen wird. Die Juden denken an ein Conkurrenzunternehmen; doch sind bisher alle ihre eigenen Colonisationsversuche gescheitert. Das christliche Unternehmen dagegen hat, nach Allem, was ihm vorausgegangen ist zu urtheilen, gute Aussicht auf ein Gelingen. Und wenn man auch wohl thun wird, dasselbe nicht mit sanguinischen Hoffnungen zu betrachten, so hat es doch auf die christliche Theilnahme gerechten Anspruch und sollte nicht blos aus England, sondern auch aus Deutschland her Unterstützung erfahren. Seine Entstehung verdankt es überdem ja nicht chiliastischen Gedanken, sondern den zwingenden Verhältnissen in Palästina. Fortlaufenden Bericht über die Sache geben die „Dibre Emeth" von J. de le Roi (Breslau. Dülfer).

Am 9. Januar ist in Königsberg in Ostpr. der Consistorialrath Professor der Theologie Dr H. Erbkam im 74. Lebensjahre verstorben. Unter seinen Schriften ist zu nennen: „Geschichte der protestantischen Sekten im Zeitalter der Reformation" (1848).

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XII. April 1884. Nro. 4.

Die Lehre von den „evangelischen Rathschlägen" ("consilia evangelica") in ihrer Bedeutung für die christliche Ethik.

(Eingesandt von P. G. Deckinger.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Ferner ist ein Unterschied der Gesetzeserfüllung nicht blos in den verschiedenen individuellen Standpunkten der sittlichen Erkenntniß zu finden, sondern auch in den verschiedenen individuellen äußeren Verhältnissen und Lagen: es sind Fälle denkbar, in denen die Nothwendigkeit der Erfüllung einer Pflicht an den Menschen herantritt, die unter andern Verhältnissen für ihn nicht existirt.

So müssen wir also auf evangelischem Boden unterscheiden nicht zwischen unbedingt und bedingt verpflichtenden Geboten im Allgemeinen, zwischen praecepta und consilia, sondern zwischen unbedingter und bedingter Erfüllung der absolut verpflichtenden Gebote nach dem subjektiven christlichen Standpunkt der Einzelnen und nach den individuellen Verhältnissen des Lebens. Die sittliche Forderung bestimmt im einzelnen Falle, was gerade Pflicht ist, nicht nach einem blos allgemeinen Sollen, sondern nach dem individuellen Haben und Habenkönnen. Im Allgemeinen steht der einzelne Christ allerdings im Pflichtverhältniß zum ganzen Umfang des göttlichen Liebeslebens; die Aneignung desselben aber erwächst nur aus der ihn selbst ergreifenden und von ihm ergriffenen Liebe, und das Ergreifen einer Liebe von so überschwänglichem Inhalt geschieht im Einzelnen nur durch allmälige Fortbildung des Individuums oder im Maße seines Wachsthums. Die ideale allgemeine Christenpflicht wird real bei den Individuen und in den individuellen Verhältnissen und Fällen abgestuft. Nach der Besonderheit der göttlichen Lebenskraft und der christlichen Entwicklung besondert sich für den Einzelnen der weitere oder engere Umfang, der höhere oder niedere Begriff seiner Pflicht. Luk. 12, 48 sagt Christus: Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern! Hier sagt also Christus selbst, daß es auf die individuellen Gaben des Einzelnen ankomme, was und wie viel von den allgemein geltenden sittlichen Pflichten von ihm verlangt werden könne; und 1 Cor. 7, 7 sagt Paulus: Ein Jeglicher hat seine eigene Gabe von Gott, einer so, der andere so, und Vers 27: Wie einem Jeglichen Gott hat ausgetheilt.

Daraus nun aber, daß der Mensch stets ringen muß von einer Stufe zur andern, um die allgemein giltigen Gebote zu erfüllen, und daraus, daß dieses Ringen ferner in diesem Leben zu keinem Abschluß kommt, folgt klar, daß der Katholicismus das eigenste Wesen des sündlichen Menschen verkennt, wenn er glaubt, demselben noch mehr zumuthen zu können, als Gott von ihm verlangt.

Vermöge des individuellen Fortgeschrittenseins der einzelnen christlichen Subjekte unterscheiden wir nun auch zwischen solchen sittlichen Geboten, deren Nichterfüllung blos auf der ersten Stufe der christlichen Erkenntniß Sünde ist, und solchen, deren Nichterfüllung nach der fortschreitenden Erkenntniß Sünde ist. Vor allem ist deßhalb zu sagen, daß solche christlichen Forderungen und Pflichten, ohne welche im Subjekt ein christliches Leben noch gar nicht oder nicht recht vorhanden sein kann, welche die Grundbedingung und Voraussetzung alles christlich-sittlichen Lebens sind, auf der höchsten wie auf der niedrigsten Stufe der christlichen Subjektivität unbedingte Erfüllung verlangen. Zu dem Elementaren, das Keinem fehlen darf, gehören im Allgemeinen die Liebe zu Gott, aus welcher ja die ganze Gesetzeserfüllung hervorgeht, darauf sich gründend Buße und Glaube, und die Hoffnung, daß Gott das in dem Gläubigen angefangene Werk vollenden werde. Wo in der Buße kein Reueschmerz über das alte Sündenleben Platz gegriffen hat, wo der Mensch nicht in Glaube, Liebe, Hoffnung seinem Gott sich hingegeben hat, da fehlen die Grundvoraussetzungen alles christlichen Lebens, da werden die elementarsten Pflichten verletzt, die ohne Ausnahmen für die Starken wie für die Schwachen gelten. Es ist nun aber die Aufgabe des Christen, nach immer fortschreitender Heiligung zu ringen, in der christlichen Erkenntniß immer mehr zu wachsen. Wie von einem Jüngling mehr verlangt werden kann als von einem Knaben in Beziehung auf sittliches Verhalten im Allgemeinen, und von einem Mann mehr als von einem Jüngling, so auch auf dem Gebiet der christlichen Erkenntniß. Freilich so, daß sich da die Altersstufen der Erkenntniß oftmals umdrehen können; ein Kind kann hier vielleicht geistig schon gereifter sein als ein Jüngling, und ein Jüngling gereifter als ein Mann, ja vielleicht als ein Greis. Tritt nun im geistigen Leben ein höherer Grad von Erkenntniß ein, dann werden auch die sittlichen Anforderungen gesteigerter, dann werden Pflichten, die auf der Stufe der geistigen Kindheit noch erläßlich waren, unerläßlich, ihre Nichterfüllung Sünde. Mit dem specifischen Können tritt auch das specifische Sollen ein. Da ist meine Stunde gekommen, wo das Mögliche zur absoluten Pflicht wird. Wird es da als Pflicht abgewiesen, so wird der Herr verleugnet, das christliche Liebesgesetz übertreten, und der Mensch büßt ein an dem, was er schon hat. Treffend heißt es deßhalb Hebr. 5, 13 und 14: „Wem man noch Milch geben muß, der ist unerfahren in dem Worte der Gerechtigkeit, denn er ist ein junges Kind; den Vollkommenen aber gehört starke Speise, die durch Gewohnheit haben geübte Sinne zum Unterschied des Guten und Bösen.“ Freilich gibt es auch solche Leute, welche in ihrer geistigen Erkenntniß zeitlebens nie über das Elementare hinauskommen, welche

ohne eigene Schuld trotz steten Ringens doch geistig schwach bleiben. Die geistigen Gaben sind eben verschieden, und wenn ein geistig schwacher Mensch nur das ihm anvertraute Pfund in der rechten Weise umtreibt, dann wird er dereinst gewiß nicht hinter denen zurückstehen müssen, die mehr Pfunde erhalten haben, und deßhalb auch mehr mit denselben haben erringen können. Viele kommen aber durch eigene Schuld nicht über die Anfangsgründe der christlichen Sittlichkeit hinaus, diese vergraben ihre Pfunde im Schweißtuch, und versündigen sich damit in hohem Grade. Wieder andere meinen, auch wenn sie geistig fortgeschrittener und vollkommener geworden seien, dürfen sie über das Elementare sich hinwegsetzen, das, was früher, im Anfange, für sie Pflicht gewesen sei, habe nunmehr auf der höheren Stufe ihrer Sittlichkeit keine verpflichtende Kraft mehr für sie. Das heißt aber, den Boden, auf dem man aufgewachsen ist, sich selbst unter den Füßen hinwegziehen, und in den Abgrund geistigen Hochmuths versinken. Auf der höchsten Stufe der christlichen Sittlichkeit haben alle die Gebote, welche nacheinander auf den einzelnen Stufen der Vollkommenheit zur Geltung gelangt sind, noch ihre volle Kraft, und ihre Nichterfüllung ist ebenso gut eine Verleugnung des Herrn, wie die Versäumniß einer höheren Pflicht es ist, wenn die Kräfte zur Erfüllung vorhanden sind.

Es handelt sich also bei der christlichen Sittlichkeit nicht darum, daß ein Mensch mehr thue, als der Herr von ihm verlangt, daß also zu dem Elementaren, durch welches das sittlich-christliche Leben überhaupt zu Stande kommt, noch einzelne Rathschläge hinzugefügt werden müssen, durch deren Befolgung der Mensch einen höheren Grad von Sitlichkeit, als Gott von ihm verlangt, erreiche, sondern es handelt sich um Hinzuziehung von solchen weiteren Pflichten, die auf einer vorangehenden niedereren Stufe der sittlichen Entwicklung von dem Subjekte vermöge seiner geistig noch unentwickelteren Stellung noch nicht erfüllt werden konnten, die aber in ihrer Addition zusammen nur das alle Menschen gleich sehr verpflichtende absolute göttliche Gesetz ausmachen, die durch ihre Erfüllung keine überverdienstliche Heiligkeit begründen, und durch deren Befolgung wir nur unsere Schuldigkeit thun.

Wir haben oben gesehen, welches die elementaren Pflichten sind, ohne welche ein christlich-sittliches Leben überhaupt nicht zu Stande kommt. Wir haben aber auch gesehen, daß nach der zunehmenden sittlichen Entwicklung der Umfang der sittlichen Gebote immer mehr wächst. Erläutern wir dies noch durch einige Beispiele.

Unter den Gegenständen der evangelischen Rathschläge wird von der katholischen Kirche ganz besonders auch die Selbstverleugnung aufgeführt, zu der nicht alle Menschen verpflichtet seien, sondern nur für die, welche dadurch ein überverdienstliches Werk vollbringen wollen, sei die Selbstverleugnung ein evangelischer Rath. Und doch stellt Christus Matth. 16, 24 das Gebot der Selbstverleugnung als ein ganz allgemeines hin, wenn er sagt: „Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Sich selbst zu verleugnen ist also die allgemein absolute

Pflicht aller Christen. Die einzelnen Arten dieser Verleugnung nun aber, wie: um Christi willen unverheirathet bleiben, Weib und Kinder verlassen, sein Vermögen den Armen geben, Fasten und dergl. — das sind specielle Bestimmungen relativer Art, weil ihre Erfüllung von der besondern entsprechenden innern und äußern Stellung des Subjekts abhängt. Was die innerliche Stellung eines Subjekts zur allgemeinen Sittlichkeit anlangt, so sind z. B. nach 1 Cor. 7, Fälle denkbar, in denen das Unverheirathetbleiben für einen Menschen zur Pflicht wird, während es für andere keine Sünde ist zu freien (V. 28). Ist nämlich einer in der christlichen Sittlichkeit noch nicht so weit vorangeschritten, daß ihm die Verehelichung nicht zu einer Versuchung wird zu sorgen, was der Welt angehört (V. 33), so ist es seine Pflicht, nicht blos ein Rath, ledig zu bleiben, weil die Sorge für das, was dem Herrn angehört (V. 34), die Hauptsache ist und diese durch Verehelichung nicht nothleiden darf. Derartige Anschauungen aber, daß man nur im ledigen Stande dem Herrn recht dienen könne, beweisen eben eine sittliche Unreifheit, sie sind das eigene Zugeständniß, daß man noch sittlich zu schwach sei, um im Ehestand die Sorge um das, was dem Herrn angehört, nicht zu vernachlässigen. Umgekehrt kann, nach V. 9, die Verheirathung zur Pflicht werden, wenn der Mensch im ledigen Stande nicht Keuschheit bewahren kann. Aber auch diese Pflicht der Verehelichung gilt nur für einen sittlich noch unreifen Menschen. Einer, der zu einer gewissen sittlichen Reife gelangt ist, wird weder durch Ledigbleiben, noch durch Verheirathung Schaden an seiner Seele nehmen, ihm ist die Ehe in dem unten noch anzugebenden Sinne eine erlaubte Sache. Aber davon, daß Paulus in Beziehung auf die Ehe in unserm Kapitel bloße Rathschläge gebe, ist, wie wir schon oben gesehen haben, keine Rede, sondern es sind individuelle Pflichten, die er nach der subjectiven Sittlichkeit der Einzelnen hier einschärft.

Aber auch äußere Verhältnisse können Verehelichung einerseits und Unverheirathetbleiben andererseits zur Pflicht machen. In Zeiten der Noth, von denen Paulus im angeführten Kapitel redet, unter ungünstigen Verhältnissen, wie sie auch bei uns eintreten können, wenn z. B. zwei Personen nicht zu einander passen, wenn vorausgegangener schlechter Lebenswandel oder auch große Armuth eine Verehelichung nicht rathsam für sie erscheinen läßt, ist es Pflicht derselben, ledig zu bleiben, und umgekehrt kann unter bestimmten äußeren Verhältnissen auch die Pflicht der Verehelichung eintreten, z. B. die Pflicht einer zweiten Heirath, wenn eine Ehegattin von unerzogenen Kindern wegstirbt, für deren Erziehung eine Mutter noch durchaus nöthig ist. Von bloßen Rathschlägen kann in solchen Fällen keine Rede sein.

Um ein weiteres Beispiel zu nehmen: Es kann für einen vermöglichen Menschen Pflicht werden, sein Vermögen den Armen zu geben, wenn er sittlich noch nicht so weit vorangeschritten ist, daß ihm dasselbe nicht zum Fallstrick wird (cf. reicher Jüngling). Oder auch, diese sittliche Reife vorausgesetzt, kann es in Zeiten der Noth, bei allgemeinen Unglücksfällen und dergl. Pflicht für den Christen werden, wenigstens einen Theil seines Vermögens den Armen

zu geben, während es unter andern Verhältnissen, wenn er durch seinen Reichthum an seiner Seele nicht Schaden nimmt, keine absolute Pflicht für ihn ist, sein Vermögen aufzuopfern. Also auch hier ist von einer individuellen Pflicht, nicht von einem Rathe die Rede.

Weiter kann das in der katholischen Kirche so hoch geschätzte Fasten für den Menschen individuelle Pflicht werden, wenn er z. B. auf keine andere Weise vor Schwelgerei sich hüten kann, bei sittlich noch unreifem Zustande. Ist die sittliche Reife bei ihm eingetreten, dann ist für ihn keine Gefahr der Schwelgerei mehr vorhanden, dann hat das Fasten keinen Werth mehr für ihn, geschweige denn, daß es überverdienstlich für ihn wäre.

Was schließlich noch den Eid anbelangt, so ist es nach den Aussagen Christi für die christliche Gesellschaft eine sittliche Aufgabe und Pflicht, auch solche feierliche Betheuerung mit der fortschreitenden sittlichen Entwicklung, so viel als möglich, zu beschränken, und die Beseitigung des Eides anzubahnen, indem die ausdrückliche oder mittelbare Verpfändung unsers ewigen Seelenheils ein frevelhaftes Eingreifen in das gnädige und erlösende Walten Gottes, also eine schwere Sünde ist. Die katholische Kirche nun aber, ganz besonders die seichte Jesuitenmoral, treibt mit dem Eide ein sehr leichtfertiges Spiel, und hält sogar den Eid unter gewissen sogenannten reservationes mentales (Gewissensvorbehalten) für zulässig, gänzliche Unterlassung des Eidschwurs sei kein absolutes göttliches Gebot, sondern nur ein Rath für einen Menschen, der dadurch eine überverdienstliche Heiligkeit sich erwerben wolle und könne.

Doch genug der Beispiele. Diese haben uns den klaren Unterschied zwischen evangelischer und katholischer Moral gezeigt, den Unterschied, daß während der Protestantismus behauptet, der Mensch könne nicht einmal so viel thun, als Gott von ihm verlangt; der Katholicismus lehrt, er könne sogar noch mehr thun durch Befolgung der evangelischen Rathschläge. Diese Lehre hängt weiter auch damit zusammen, daß der Katholicismus den Menschen gar leicht über die Sünde hinwegführt durch die äußerlichen kirchlichen Bußen und Satisfactionen. Es wird in der katholischen Kirche ein leichtfertiges Spiel mit der Sünde getrieben: diese ist daher nichts Habituelles im Menschen, sondern nur ein Accidenz ganz nach pelagianischer Lehre. Dieses Accidenz kann leicht entfernt werden, und der Mensch kann vermöge der auch nach dem Fall ihm noch gebliebenen Freiheit sehr viel Gutes thun, ja sogar noch mehr, als Gott absolut von ihm verlangt, wenn die Sünden auf so leichte Weise entfernt sind. Der Protestantismus aber geht von dem tiefen Sündenbewußtsein aus, er nimmt es mit der Sünde nicht leicht, im Gegentheil sehr ernst. Die Sünde ist so sehr mit unserer menschlichen Natur verwachsen, daß wir in Folge davon niemals Gottes Willen vollkommen erfüllen können, daß auch bei dem vollkommensten Christen stets noch ein Rest Sünde vorhanden bleibt, geschweige denn, daß er mehr thun könnte, als Gott von ihm verlangt. Alles, was vom Christen verlangt wird, ist absolutes Gebot Gottes. Im Inhalt dieses Gesetzes dürfen wir nun aber nach dem oben

Ausgeführten nicht alle Unterschiede leugnen, wir dürfen es nicht abstrakt fassen, sondern in seiner Beziehung auf die innere und äußere Verschiedenheit der Menschen und Umstände, d. h. in seiner concreten Verpflichtung und Realisirung. Entsprechend den besondern Entwicklungsstufen und Kräften der einzelnen menschlichen Persönlichkeiten stuft sich das Gute in gewissem Sinne selbst ab, in verschiedene Grade des Werthes, es hat in seinen Bestandtheilen für die concreten Subjekte und Verhältnisse eine verschiedene praktische Bedeutung. Was zum ersten allgemeinen Anfang des sittlichen Lebens überhaupt gehört, und speziell des christlichen, und wiederum, was erst nach einem bis zu einer gewissen Reife durch gebildetes Lernen und Ueben als Endziel, (als τέλος) erreichbar ist, das wird von einander unterschieden als Elementares und Vollkommenes. Darin liegt nun eine verschiedene Werthbestimmung des Guten, obwohl nur mit Rücksicht auf die subjektive Entwicklung, nicht eine verschiedene Werthbestimmung des Guten an sich, wie katholischerseits gelehrt wird, ein Unterschied zwischen praecepta (Vorschriften) und consilia (Rathschlägen). Es gibt nicht vollkommene und unvollkommene Pflichten im objektiven Sinn, sondern Vollkommenheit und Unvollkommenheit im subjektiven Verpflichtetsein.

Hiermit wären wir eigentlich mit unsrer Aufgabe, den Begriff consilia evang. (evangelischen Rathschläge) zu untersuchen, zu Ende, indem wir auf Grund der heiligen Schrift die ganze Lehre als schriftwidrig und widergöttlich verwerfen. Wir wollen nun aber noch zum Schluß einige Consequenzen des in der Lehre von den evangelischen Rathschlägen sich offenbarenden grundverkehrten moralischen Standpunktes der katholischen Kirche von unserm, auf Grund der heiligen Schrift genommenen Standpunkte aus mit einigen Worten zu würdigen versuchen.

Wir haben gehört, daß die katholische Moral im Pflichtbegriff reale Unterschiede annimmt, aber diese Unterschiede nicht dem individuellen Verhältniß des Subjekts zum absoluten Gesetz des Christenthums zuweist, sondern die Unterscheidung objektivirt als dem christlichen Gesetz selbst angehörig. Dieses umfaßt bei ihm nicht alles Gute als Pflicht, sondern nur Gewisses: Das christliche Gesetz ist seinem Inhalt nach nicht absolut, sondern selbst nur relativ, und so gibt es im System der katholischen Moral nicht blos ein subjektives Handeln oder Leiden, das noch sittlich indifferent ist, sondern es gibt objektive Handlungen und Verhältnisse, die außerhalb des Gesetzes liegen, und so die Sphäre des sittlich Gleichgültigen bilden, der Adiaphora. Der Katholicismus kennt also Adiaphora von objektiver Gültigkeit, während der Protestantismus nur subjektive Adiaphora kennt, d. h. sittlich indifferente Verhältnisse und Zustände, die nicht außerhalb des Menschen in der Natur des objektiven Gesetzes selbst liegen, sondern innerhalb des Menschen. Wie der Protestantismus auf Grund der heiligen Schrift in der Erfüllung des sittlichen Guten subjektive Unterschiede im einzelnen Individuum annimmt, so kann und muß er auch auf Grund derselben heiligen Schrift in der sittlichen Entwicklung des Menschen partiell unmündige Verhältnisse annehmen

in deren Bereich noch keine sittliche Zurechnungsfähigkeit stattfinden kann. Weiter aber muß der Protestantismus ganz entschieden behaupten, daß, sobald einmal das sittliche Bewußtsein wach wird, der Mensch entweder in Uebereinstimmung oder in Widerspruch mit seinem sittlichen Bewußtsein treten muß. Da gibt es für ihn keine Adiaphora, keine sittlich gleichgültigen Dinge mehr, da handelt er entweder gut oder böse. Damit hängt eine weitere Frage zusammen, die Frage nach dem sittlich Erlaubten. Der Katholicismus nimmt die Sphäre des Erlaubten zusammen mit der des sittlich Gleichgültigen, und beides zusammen faßt er als etwas vom Gesetz weder Gebotens noch Verbotenes, also als etwas außerhalb des sittlichen Gesetzes Liegendes, als eine Freiheit, die vom Gesetz gar nicht berührt wird, als eine sittlich indifferente Willkür. Wir haben aber schon gesehen, daß das christliche Subjekt vom sittlichen Gesetz so sehr und so ganz verpflichtet ist, daß keine innere Regung und keine äußere Handlung als möglich erscheint, die nicht dem christlichen Gesetze entspräche, oder im Widerspruch mit demselben stünde. Und in diesem Sinne hätten wir vollkommen das Recht, ein Gebiet des Erlaubten auf christlichem Boden zu negieren. Nun redet aber doch das Neue Testament von Erlaubtem bei bestimmten Individuen in concretem Fall. So ist z. B. die Ehe als solche etwas vom Gesetz vollkommen Freigelassenes, etwas Erlaubtes, weder Gebotenes, noch Verbotenes. 1 Cor. 9, 5 sagt Paulus: „Haben nicht auch wir Macht, eine Schwester zum Weibe mit herumzuführen, wie die andern Apostel?" Wir müssen deßhalb auf Grund des Neuen Testamentes sagen: Obgleich das christliche Gesetz absolut verpflichtend ist für den Christen innerlich und äußerlich, so gibt es doch für denselben eben im concreten Leben Erlaubtes, genauer eine Sphäre der Freiheit. Aber diese Freiheit entsteht nicht in katholischem Sinne dadurch, daß das christliche Gesetz selbst nicht Alles mit seiner Bestimmung umfaßt, sondern eben dadurch, daß durch die absolute Bestimmung des Gesetzes selbst etwas weder zu Gebietendes noch zu Verbietendes gesetzt ist, daß die Freiheitssphäre gesetzlich bestimmt und nicht als solche vom Gesetze freigelassen ist.

Schließlich sei noch ein letztes Gebiet erwähnt, das ganz besonders der Sphäre der katholischen consilia evangelica anheimfällt, speziell der katholischen Casuistik, es ist das Gebiet der Collision der Pflichten. Im Katholicismus zerfällt das Gesetz in äußerliche Einzelbestimmungen, in einzelne Formen. Diese kommen äußerlich an das Subjekt heran, als blos mechanisch geordnete Gebote und Verbote, nicht als Ausflüsse eines inneren Prinzips, des Prinzips der Gottesliebe. Da muß nun freilich auch nothwendig reflektirt werden auf das Zusammentreffen mehrerer solcher Einzelbestimmungen, bei Einem Subjekt und in Einem Fall, und auf den Widerstreit der durch solche Cumulirung vereinzelter Pflichten möglich oder logisch denkbar wird. Das Neue Testament selbst aber kennt keine blos einzelnen neben einander gereihte Pflichten, sondern alle zusammen nur als Ausfluß des Gebots der Liebe. Es ist deßhalb auf evangelischem Boden auch gar kein Fall denkbar, wo ein Conflikt zwischen wirklichen Pflichten stattfände, sondern es können nur Conflikte

zwischen wirklichen Pflichten einerseits und zwischen der entgegengesetzten Naturgewalt andererseits, ferner Conflikte zwischen früheren Pflichtversäumnissen und ihren Folgen einerseits und der neuen Pflichtforderung andrerseits eintreten.

Die letztgenannten Gebiete der Adiaphora des Erlaubten, und der Collision der Pflichten fallen in das Gebiet der evangelischen Rathschläge, indem durch Befolgung der in der katholischen Casuistik über jene Punkte aufgestellten Regeln der katholische Christ ein überverdienstliches Werk vor Gott vollbringen kann, welche katholische Irrlehre wir schon oben gewürdigt haben. Grade durch die Lehre von den überverdienstlichen Werken, welche die Kategorie der consilia evangelica in der katholischen Kirche erzeugt hat, charakterisirt sich der direkte Gegensatz der katholischen Ethik zur evangelischen, die darauf beharrt, daß der Mensch nicht einmal so viel Gutes thun kann, als von ihm verlangt wird. Es erwächst aber der katholischen Kirche selbst der allergrößte moralische Schaden daraus, daß sie in ihren evangelischen Rathschlägen die Menschen zu überverdienstlichen Werken auffordert, indem das Ueberreden durch den Reiz einer außerordentlichen Vollkommenheit und einer unverpflichteten Liebe innerlich noch verderblicher wirkt als das Nöthigen.

Gegenüber dieser katholischen Prätension wollen wir stets an das Wort Pauli Col. 2, 18 ff. uns erinnern: „Lasset euch Niemand das Ziel verrücken, der nach eigener Wahl einhergehet in Demuth und Geistlichkeit der Engel, deß er nie keines gesehen hat und ist ohne Sache aufgeblasen in seinem fleischlichen Sinn; und hält sich nicht an dem Haupt, aus welchem der ganze Leib durch Gelenke und Fugen Handreichung empfähet und an einander sich enthält und also wächst zur göttlichen Größe."

Visitations-Ordnung der Jowa-Synode.

Die nachfolgende Visitations-Ordnung der Ev.-luth. Synode von Jowa wird auf Wunsch eines Synodalgliedes (P. W. Kampmeier) hier wiedergegeben. Da dieselbe schon thatsächlich in jener Synode eingeführt ist, so ist sie dazu geeignet, einen concreten Anhaltspunkt für die Behandlung der Kirchenvisitationsfrage innerhalb unserer eigenen Synode zu bieten.

Aus einer brieflichen Mittheilung entnehmen wir noch, daß die Sache derart geordnet ist, daß auf je zwölf Gemeinden ein Pastor als Visitator erwählt wird, der jedes Jahr vier Gemeinden zu besuchen hat, so daß jede Gemeinde alle drei Jahre einmal visitirt wird. Die Distrikts-Präsides haben die Gemeinden der Visitatoren zu besuchen und der General-Präses die Gemeinden der Distrikts-Präsides.

Entwurf einer Visitations-Ordnung.

(Vorgelegt von Pastor J. Deindörfer.)

§ 1. Jede Gemeinde soll innerhalb von drei, höchstens vier Jahren einmal visitirt werden. Nebengemeinden sollen sich bei solchen Visitationen vertreten lassen, wenn nicht Schwierigkeiten in denselben vorliegen, welche die Anwesenheit des Visitators nöthig machen.

§ 2. Bei den Visitationen haben die betreffenden Synodalbeamten ihr Augenmerk im Allgemeinen darauf zu richten, daß die gesegnete Verwaltung

der Gnadenmittel erhalten und gefördert, Mißstände und Mißverhältnisse in den Gemeinden beseitigt, kirchliche Ordnung und christliche Sitte aufrecht erhalten, die Gemeinschaft der einzelnen Gemeinden mit der Synode belebt und gepflegt und so das Reich des HErrn gefördert wird.

§ 3. Visitationen sollen, namentlich in Stadtgemeinden, wo möglich an Sonntagen abgehalten werden, weil sie sonst ihren Zweck nur in geringem Maße erreichen werden. — Macht ein Visitator eine Visitationsreise durch einen Kreis von Gemeinden, so kann er in solchen Gemeinden, in welchen keine Schwierigkeiten vorliegen, abwechselnd statt einer förmlichen Visitation eine Besuchspredigt mit einer an den Gottesdienst sich anschließenden kürzeren Besprechung veranstalten und kann zu solchen Besuchen die Wochentage benützen.

§ 4. Visitationen sollen dem betreffenden Pastor mindestens drei Wochen vorher schriftlich angezeigt werden, und der Pastor hat seine Gemeinde (oder Gemeinden) rechtzeitig hievon im öffentlichen Gottesdienst in Kenntniß zu setzen. Ausnahmen können dann stattfinden, wenn einlaufende Beschwerden ein schnelles Eingreifen des Synodalbeamten erheischen. — Genauere Information hat sich jeder Pastor aus dieser Visitationsordnung zu nehmen, mit welcher sich ein jeder genau bekannt machen soll.

§ 5. Zur vorangehenden Orientirung des Visitators hat der betreffende Pastor nach erhaltener Visitationsanzeige einen Bericht zu fertigen und denselben vor der Visitation einzuhändigen, der gewissenhaft abgefaßt und so gehalten sein soll, daß er vor versammelter Gemeinde gelesen und den Verhandlungen zu Grunde gelegt werden kann.

Darin soll sich der Pastor in der Furcht Gottes eingehend, aber doch ohne unnöthige Weitschweifigkeit über folgende Punkte aussprechen:

1. Wie viele und welcherlei Gottesdienste gehalten werden, welche Einrichtung diese Gottesdienste haben und welche Bücher (Agende, Gesangbuch, Katechismus) gebraucht werden.
2. Wie die Gottesdienste besucht und benützt werden, wie oft und wann jährlich Beichte und Abendmahl gehalten wird, wann die Anmeldung zur Beichte stattfindet und wie es mit der Theilnahme am heil. Abendmahl steht.
3. In welcher Weise für den christlichen Unterricht der Jugend gesorgt ist, ob die Gemeindeschule ordentlich besucht wird, wie viel Stunden darin wöchentlich auf biblische Geschichte und Katechismus verwendet werden, wie viel Zeit auf den Confirmandenunterricht verwendet wird, ob Christenlehre gehalten und wie sie benutzt wird.
4. Ob in den Häusern Gottes Wort gelesen wird und Morgens und Abends Hausgottesdienste stattfinden.
5. Wie sich die Gemeindeglieder, insonderheit die jungen Leute, gegenüber dem üblichen verderblichen Weltwesen verhalten.
6. Ob die brüderliche Vermahnung und die Kirchenzucht in vorkommenden Fällen geübt und gehandhabt wird im Geiste des Evangeliums, und ob Fälle vorgekommen sind, bei welchen es zum Ausschluß kommen mußte.

7. Ob sich die Glieder der Gemeinde untereinander christlich, friedlich, brüderlich und hülfreich und wie sie sich gegen ihren Seelsorger (resp. Hülfsprediger oder Lehrer) verhalten.
8. Wie es mit der Opferwilligkeit steht, ob der Pastor (resp. Hülfsprediger oder Lehrer) hinreichenden Gehalt bekommen und derselbe ordentlich gereicht wird; ob die von der Synode angeordneten Collekten erhoben und wie sie bedacht werden.
9. Welche und wie viel kirchliche Blätter in der Gemeinde (resp. Gemeinden) verbreitet und gelesen werden.
10. Ob nicht besondere Mißstände in der Gemeinde vorhanden sind, welche den Segen der pastoralen Wirksamkeit hindern, oder ob der Pastor nicht Wünsche auf dem Herzen hat, welche er bei Gelegenheit der Visitation vorbringen möchte.

§ 6. Ein solcher Bericht soll auf Verlangen des Visitators auch dann abgefaßt und eingehändigt werden, wenn er nur eine Besuchspredigt mit kurzer Besprechung in einer Gemeinde halten will.

§ 7. Der Visitation vor dem Vorstand und der versammelten Gemeinde soll eine brüderliche Besprechung mit dem betreffenden Pastor vorangehen, wobei sich der Visitator nach des Pastors Studien, der Vorbereitung auf seine Predigten und Katechisationen, unter Umständen auch nach Einsendung der Parochialberichte und Collekten erkundigen soll. Er soll sich auch überzeugen, daß die Kirchenbücher ordentlich geführt, Gemeindebeschlüsse zu Protokoll genommen werden und wo er Mängel bemerkt, brüderlichen Rath ertheilen.

§ 8. Wo möglich am Nachmittag oder Abend vor der Visitationshandlung in versammelter Gemeinde ist eine Vorstands-Versammlung zu veranstalten, in welcher der visitirende Pastor eine Aussprache über folgende Punkte veranlaßt:

1. Ob gegen den Pastor in der Gemeinde keine Klagen vorhanden sind seiner Lehre und Amtsverwaltung oder seines Lebens wegen und ob ihm in diesen Stücken das Zeugniß christlicher Treue gegeben werden kann.
2. Ob Pastor und Gemeinde mit einander im Frieden stehen und zu leben suchen.
3. Ob dem Pastor ein ausreichender Gehalt gegeben wird und die Glieder der Gemeinde denselben willig und rechtzeitig reichen.
4. Ob der Vorstand keine besonderen Wünsche habe, den Pastor oder die Gemeinde und ihre Einrichtungen betreffend, die etwa zu besprechen und eventuell vor die Gemeinde zu bringen wären.

Bei dem ersten Theil dieser Verhandlungen, die des Pastors Lehre, Amtsverwaltung und Wandel betreffen, kann der Pastor abwesend sein, wenn es von ihm selbst oder dem Vorstand gewünscht wird. Doch ist dann allem Schein heimlichen Ausspionirens durch eine angemessene Erklärung vorzubeugen. Werden Klagen vorgebracht und bezeugt, so sind solche in jedem Fall dem Pastor vor dem Kläger vorzulegen, damit er sich wegen derselben verantworten kann.

§ 9. In dem Gottesdienst, welchem der visitirende Pastor beiwohnt, hat in der Regel der Pastor selbst zu predigen und soll derselbe wie sonst gehalten werden. Die gehaltene Predigt soll in leserlicher Schrift dem Visitator eingehändigt und dem Visitationsbericht beigelegt werden. Der visitirende Pastor soll nach der Predigt vom Altar eine dem Zweck entsprechende für den Pastor und die Gemeinde ermunternde und stärkende Ansprache halten.

§ 10. War im Gottesdienst und dessen Abhaltung dem Visitator von Seiten des Pastors irgend etwas auffällig oder anstößig, so soll er solches nach Beendigung desselben mit dem Pastor allein besprechen und auf Abstellung hinwirken.

§ 11. Die Visitationshandlung kann sich, je nachdem es sich einrichten läßt, unmittelbar an den Gottesdienst anschließen oder es kann dazu eine besondere Versammlung veranstaltet werden. In jedem Fall muß darauf gesehen werden, daß nicht blos die stimmfähigen Glieder anwesend sind, sondern die gesammte Gemeinde zur Visitationshandlung herbeigezogen wird.

§ 12. Diese Verhandlungen sind mit einem darauf bezüglichen Gebet, mit einigen einleitenden Worten über den Zweck der Versammlung und die Theilnahme der Gemeinde an der Besprechung und der Verlesung des vom Pastor abgefaßten Berichtes zu eröffnen.

§ 13. An den verlesenen Bericht knüpft der visitirende Pastor die Verhandlungen mit der Gemeinde an, veranlaßt über Punkte, worüber Zurechtweisung, Belehrung oder Ermunterung noth thut, eine offene Aussprache und sucht auf diesem Wege auf Beseitigung von Mängeln, Uebelständen u. s. w. hinzuwirken und die Visitation nützlich und segensreich zu machen.

§ 14. Im Anschluß an die ersten Abschnitte des Berichtes oder an irgend einem ihm passend erscheinenden Orte legt der Visitator mit Bezugnahme auf das Zeugniß des Vorstandes der Gemeinde folgende Fragen zur gewissenhaften Beantwortung vor:

1. Ob der Pastor das Wort Gottes rein und lauter predige und lehre und die heil. Sakramente nach der Einsetzung Christi verwalte.
2. Ob er sich die Ausrichtung des ihm obliegenden Amtes in Predigt, Unterweisung der Jugend, Besuch und Tröstung der Kranken, Angefochtenen und Betrübten von Herzen angelegen sein lasse.
3. Ob er sammt seinen Angehörigen einen unanstößigen Wandel zu führen suche und Niemand gegen ihn eine gegründete Klage habe.

§ 15. Liegen Klagen vor oder werden solche vorgebracht und mit Zeugnissen belegt, so sind sie ordentlich und christlich zu untersuchen und nach Gottes Wort und kirchlicher Ordnung zu behandeln.

§ 16. Gestatten es Zeit und Umstände, so kann von dem visitirenden Pastor die anwesende Gemeindejugend in irgend einem Hauptstück der christlichen Lehre examinirt werden und es wird heilsam sein, wenn es gelingt, auch die Erwachsenen in das Gespräch hineinzuziehen, um so einen Einblick in den Stand der christlichen Erkenntniß zu gewinnen. Dieses Examen kann entweder am Anfang der Verhandlungen, sofern zu erkennen ist, daß keine zeitraubenden Punkte vorliegen, oder am Ende derselben vorgenommen werden.

§ 17. Die Visitationsverhandlungen sollen mit einer resümirenden Zusprache und mit Dank- und Fürbittgebet vom Visitator geschlossen werden.

§ 18. Ist in einer Gemeinde ein Hülfsprediger oder ein Lehrer angestellt, so hat die Visitation auch auf diesen Rücksicht zu nehmen und es ist dabei auf seine Treue in der Lehre, in der Amtsverwaltung und im Wandel, wie auf sein Verhältniß zum Pastor und zur Gemeinde zu achten.

§ 19. Die Synode kann den Visitatoren unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zumuthen, über jede Visitation einen eingehenden Bericht abzufassen; wohl aber sollen sie verpflichtet sein, dem Bericht des Pastors kurz und bündig das Resultat der Visitation beizufügen und dabei die Punkte besonders hervorzuheben, auf welche ihre Thätigkeit vornehmlich gerichtet war.— Ist jedoch mit einer Visitation eine Untersuchung verbunden, oder gestaltet sich eine solche zur Untersuchung, so muß ein Protokoll aufgenommen werden, welches von den Betheiligten unterzeichnet ist.

§ 20. Berichte und Protokolle sind vor jeder Distrikts-Versammlung zeitig den betreffenden Distrikts-Präsides einzuhändigen, welche darüber vor den Distrikts-Versammlungen zu berichten haben.

Der Papst und das Evangelium.

Ein Abschiedsschreiben von Maurette, früher katholischer Geistlicher in Serres.

Aus dem Französischen übersetzt von P. Krause.

Wer zum wahren Glauben kommen will, darf nur in der heiligen Schrift forschen. (Hilarius, Bischof von Poitiers, ad Const. imperat.)

Deßhalb sind wir veranlaßt worden, aus dem Abschiedsschreiben Maurette's den folgenden Abschnitt zu verdeutschen, weil er in kurzer und übersichtlicher Weise Wahrheiten enthält, die Luther später mit vieler Mühe aus dem Schutt katholischen Aberglaubens, der sich über sie hingelagert hatte, herausholen mußte.

Maurette beginnt mit einem Satze des bekannten französischen Gottesgelehrten Vinet aus seiner Schrift (Manifestation des convictions religieuses) Offenbarung religiöser Ueberzeugungen:

„Die menschliche Gesellschaft hat das Bedürfniß, das Gewissen des Einzelnen kennen zu lernen." — Er fährt dann fort: „Ich bin nur ein unbedeutendes und unbekanntes Individuum; aber weil ich zu einer ganz festen Ueberzeugung gekommen, glaube ich, sie bekannt machen zu müssen. Meine Ueberzeugung ist, daß ich mich vom Papste trennen muß, wenn ich mich JEsu Christo, meinem Heilande, verbinden will."

Maurette's Begründung für die Scheidung von Rom zerfällt in einen patristischen und in einen biblischen Theil. Der erstere Theil folge hier, in welchem Maurette kurz und treffend Rom mit seinen eigenen Heiligen schlägt:

Ich trenne mich vom Papste, weil ich mit Clemens, gest. 81, sage:

„JEsus Christus ist nur bei den Demüthigen, Er hält es allein mit denen, die sich nicht über Seine Heerde erheben. JEsus

Christus, unser alleiniger HErr, ist trotz Seiner Macht nicht mit Gepränge gekommen." (Epist. ad Rom. XVI.)

Ich trenne mich vom Papste, weil ich mit Ignatius, Märtyrer und Bischof von Antiochien, gest. 108, sage:

„Jeder, der blindlings denen folgt, die sich vom Wege der Wahrheit entfernen, wird nicht das Reich Gottes ererben; und derjenige, welcher die Wahrheit vom Irrthum unterscheiden kann, aber nicht Gebrauch von dieser Fähigkeit macht und einen Lügenprediger nicht verläßt, wird von Gott bestraft werden." (Epistola ad Philadelph. atque Ephes.)

Ich trenne mich vom Papste, weil ich mit Justinus Martyr, gest. 163, sage:

„Der wahrhaft fromme und weise Mensch muß mehr als Alles die von ihm erkannte Wahrheit schätzen und die Ansichten der Alten (majorum opiniones) verwerfen, sobald er das Falsche darin erkannt hat." (Prima Apol. cap. III.)

Ich trenne mich vom Papste, weil ich mit Cyprian, Bischof von Carthago, gest. 258, sage:

„Kein Bischof in der Welt darf behaupten, der Bischöfe Bischof zu sein, noch irgend einen Zwang (durch Drohungen oder Strafen) über den Glauben und die Handlungen seiner Amtsgenossen ausüben. Denn jeder Bischof hat seine volle Freiheit." (In prolog. Concil. Carthag. de batiz. hæret.)

Ich trenne mich vom Papste, weil ich mit Basilius, Bischof von Cäsarea, gest. 379, sage:

„Lasset uns die Reden und Schriften unserer Lehrer mit der Bibel vergleichen, und lasset uns nur dasjenige annehmen, was mit der Schrift übereinstimmt." (In ascet. def. 72.)

Ich trenne mich vom Papste, weil ich mit Ambrosius, Bischof von Mailand, gest. 397, sage:

„Der HErr hat verboten, irgend einem Sterblichen in Religionssachen den Namen Meister zu geben, weil wir alle nur einen einzigen Meister haben, JEsum, den Gesalbten, der immerdar bereit ist, unsern Verstand zu erleuchten, wenn wir nicht unsere Seele Seinem Lichte verschließen." (Sermo 8, in Psal. 118, 8.)

„Sogar der Glaube der Kirche (in ihren sichtbaren Oberen) muß geprüft werden nach den Aussprüchen der Schrift, und man darf die Kirche nicht als Führer wählen, wenn sie nicht bewiesen hat, daß Christus in ihr wohnt." (Ambros. in Luc. VI, 9.)

Ich trenne mich vom Papste, weil ich mit Hieronymus, gest. 429, sage:

„Die Bischöfe sind alle gleich unter sich; *man bilde sich nicht ein, daß die Kirche von Rom sich wesentlich von irgend einer andern Kirche in der Welt unterscheide.* Die Gallier, die Britannier, die Afrikaner, die Perser, die Inder und der ganze Orient, mit einem Worte, alle christlichen Völker erkennen denselben JEsum Christum als ihren gemeinsamen Heiland an und haben dieselbe Richtschnur des Glaubens,

die Bibel. Ob man Bischof im großen Rom ist oder in der kleinen Stadt Egubium, ob in dem unbedeutenden Rhegium, oder in dem verachteten Tanis, macht wenig aus, das Verdienst und die Würde sind dieselben. Der Reichthum und die Macht, die Armuth und Niedrigkeit machen einen Bischof weder ausgezeichneter noch schlechter." (Epist. ad Evang. 146.)

Ich trenne mich vom Papste, weil ich mit dem heiligen Augustinus, gest. 430, sage:

„Wenn Streitigkeiten in der Kirche ausbrechen, wer wird ihr Schiedsrichter sein? — Kein Anderer als Christus und die Apostel, d. h. ihre niedergeschriebenen Worte." (De unitate Eccles. 5.)

„Als Petrus bekannte, daß Christus der Sohn des lebendigen Gottes ist, sagte der HErr zu ihm: Auf diesen Felsen u. s. w., d. h. er wird Seine Kirche nicht auf Petrus bauen, sondern auf den Glauben, welchen Petrus an dem Felsen und Eckstein der Kirche hatte; und dieser Fels ist Christus selbst." (Augustin. Sermo 270. Pent. retract. L. I., cap. 21.)

Ich trenne mich vom Papste, weil ich mit Gregor I., Bischof von Rom, gest. 604, sage:

„Wenn ein Bischof mit dem Namen allgemeiner Bischof (episcopus universalis) bezeichnet wird, so wird die ganze Kirche erschüttert, wenn dieser Bischof fällt. Aber fern bleibe unsern Ohren eine solche Narrheit, ein solcher Leichtsinn, eine solche Gotteslästerung, welche allen Predigern die Ehre entreißt, die ein Einziger in seiner Thorheit sich anmaßt. Einen solchen Namen annehmen, ist dasselbe als den Glauben verlieren." (Greg. I. Epist. I, 7, 27 ad Athanas.)

„Der Bischof von Constantinopel hat die Kühnheit gehabt, sich papa universalis zu nennen, Bischof über alle Bischöfe. (!) Aber dieser Hochmuth ist beispiellos und dieser Ehrgeiz ist verbrecherischer Natur. Mit dieser Handlung bezeichnet er sich als einen Vorläufer des Antichrist." (Greg. Epist. L. V, 19, ad Sabin.)

Ich trenne mich vom Papst, weil ich mit Theodoret, Bischof von Cyrus, gest. 460, sage:

„Der blinde Glaube ist die Quelle aller Irrthümer und aller Uebel der Kirche. Von allen Ketzereien ist diejenige (welche in unseren Tagen so hochmüthig und machtvoll das Haupt erhebt) die schlechteste und gefährlichste, welche mit eben so viel Unverstand wie Ungerechtigkeit vom Menschen verlangt, daß er auf seine Einsicht verzichte und seine Religion nicht prüfe, und welche ihn also auf diese Weise daran hindert, jemals zu einem festen und lebendigen Glauben zu kommen." (Theodor. Serm. 16.)

Wie sehr mußte man solche Stellen der Kirchenväter in der katholischen Kirche ignoriren. Wie langsam hat sich selbst ein Luther herausringen müssen aus seinen falschen Vorstellungen über die Person des Papstes. Als er in Leipzig mit Eck disputirte, gab er noch zu, daß man dem Papste einen

Vorzug an Ehre vor den übrigen Bischöfen einräumen müsse. Doch später schreibt er:

„Nun siehe zu und lerne doch, christlicher Leser, an meinem Fall, wie schwer es sei, aus solchen Irrthümern sich zu wickeln oder zu erretten, welche die ganze Welt mit ihrem Exempel bestätigt und durch langwierige Gewohnheit gleich als in die Natur verwandelt sind. Ich hatte damals (zur Zeit der Leipziger Disputation) die heilige Schrift nun in das siebente Jahr daheim mit großem Fleiß gelesen und öffentlich gelehret, also daß ich fast alles auswendig konnte, hatte auch über dies Alles die Erstlinge der Erkenntniß und des Glaubens meines HErrn JEsu Christi, nämlich, daß wir nicht durch unsere Werke, sondern durch den Glauben an den HErrn JEsum gerecht und selig werden, ja ich vertheidigte dies auch öffentlich, davon ich jetzt rede, daß der Papst von göttlichem Rechte nicht wäre das Haupt der Kirche. Noch gleichwohl konnte ich noch nicht ersehen, was aus diesem ferner folgt, daß nämlich nothwendig und gewißlich der Papst aus dem Teufel sein müsse." —

Die Entdeckung der babylonischen Alterthümer.

(Abdruck aus den Deutsch-evangelischen Blättern.)

Den Lesern der Deutsch-evangelischen Blätter hatten wir in einem früheren Jahrgange eine Reihe von Artikeln über die Entdeckung und Entzifferung der assyrischen Alterthümer geboten. Wie an allen Schätzen einer untergegangenen Kultur, so haftet auch an den durch die assyrischen Ausgrabungen gewonnenen Aufschlüssen das Interesse des Alterthumsforschers. Zumal die orientalischen Studien haben durch die neuerschlossene Kenntniß jenes antiken Kulturstaats reiche Förderungen erhalten. Aber auch die biblischen Studien sind dabei nicht leer ausgegangen, sondern haben, wie nachgewiesen wurde, durch die assyrischen Monumente vielfach eine erwünschte Erklärung und oft bis in unscheinbare Einzelheiten hinein eine Bestätigung ihrer Zuverlässigkeit empfangen. Das Gleiche aber gilt von dem Nachbarlande Babylonien. Auch dort ruhen sicher noch werthvolle Zeugen eines grauen Alterthums im schützenden Schooß der Erde und harren des glücklichen Entdeckers, der die verborgenen Schätze zu heben und für die Wissenschaft nutzbar zu machen versteht. Mag im Verhältniß zu den reichen Ergebnissen der assyrischen Funde die Ausbeute der babylonischen Trümmerstätte eine unbedeutende heißen, jedenfalls dürfte ein kurzer Ueberblick über die bisher gewonnenen Resultate nicht ohne Interesse sein.

Verschieden von dem Schicksal der Schwesterstadt am Tigris ist dasjenige der Stadt Babylon gewesen. Während Ninive, der künstlich geschaffene Mittelpunkt der assyrischen Weltmacht, zugleich mit der Vernichtung des großen Reiches von den erbitterten Siegern dem Untergange geweiht und sodann im Zusammensturz durch die eigenen Trümmer verschüttet wurde, blieb die Stadt Babylon auch nach dem Niedergang des babylonischen Reichs bestehen.

Sie hatte eben nicht nur politische Bedeutung, sondern durch ihre Lage am schiffbaren Euphrat inmitten der blühenden Landschaft Mesopotamien zugleich eine hohe merkantile Wichtigkeit. Die Perserkönige, weit entfernt, die alte Hauptstadt zu vernichten, ließen ihr vielmehr den Rang einer Residenz, und so blühte dort Handel und Verkehr, die Verehrung der Götter in ihren zahlreichen Tempeln, die Beschäftigung mit astronomischen Studien in ungestörter Weise fort, wie es die griechischen Schriftsteller jener Zeit und die späteren Bücher des Alten Testaments bezeugen. Herodot*) berichtet, daß der Perserkönig Darius, der die abgefallene Stadt erst nach langer Belagerung durch eine List wieder einnahm, allein aus der Provinz Babylonien den dritten Theil seiner Gesammteinkünfte, namentlich den reichen Getreidetribut bezog. Welche Blüthe wäre vielleicht der Stadt beschieden gewesen, wäre die durch Alexanders des Großen frühen Tod vereitelte Absicht zur Ausführung gekommen, sein macedonisches Weltreich von Babylon aus als seiner Residenz zu beherrschen!

Allein bereits unter den Diadochen und Seleuciden begann Babels Stern zu erbleichen, indem es durch die aufblühende Nachbarstadt Seleucia am Tigris in den Schatten gestellt wurde. Zwar war es noch zur Römerzeit der Sitz eines Statthalters. Auch mag sich frühe dort eine judenchristliche Gemeinde gesammelt haben, als sich das Christenthum um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus in Persien, Medien, Parthien und Baktrien ausbreitete†). Als dagegen die Arsaciden und Sassaniden acht Jahrhunderte lang das neupersische Reich von Ktesiphon aus und die Khalifen ihr arabisches Reich von Bagdad aus beherrschten, ward Babylon dem Abendland immer mehr entfremdet; Seleucia, Ktesiphon und Bagdad sind theilweise aus den Steinen errichtet, welche man den verödeten Palästen Babylons entnahm; doch fristete die Stadt noch immer eine Existenz. „Erst das Vordringen einer neuen Völkerfluth aus Osten, der innerasiatischen Horden von Türken und Mongolen, hat mit der furchtbaren Zerstörung des 13. Jahrhunderts die alte Blüthe Babylons so völlig niedergetreten, daß ein Wiederaufleben derselben fast hoffnungslos erscheint und die reichste aller Provinzen des alten Perserreichs eine der ärmsten und am schwächsten bewohnten des heutigen osmanischen Reiches geblieben ist‡)." Wohl haftet der alte Name noch an der Stelle; aber die Stadt selbst ist von der Erde verschwunden. Die ärmlichen Bewohner der Umgegend haben seit Jahrhunderten in den Ruinen der verlassenen Stadt einen Raubbau getrieben, indem sie dieselbe als Fundgrube für allerlei

---

*) Herodot Buch III, 150—160. 192.

†) Von Babylon ist der erste Petrusbrief (5,13) datirt. Der Apostel Petrus scheint in späterer Zeit im parthischen Reiche einen Wirkungskreis gefunden zu haben. In kleinasiatische Landschaften versetzen ihn die Nachrichten der Kirchenväter, so Origenes bei Euseb. III, 1, wohl auf Grund von 1 Petri 1, 1. Dadurch erscheint die koptische Deutung auf Babylon in Aegypten oder gar die allegorische Bezeichnung Roms durch Babylon ausgeschlossen.

‡) Begleitworte zur Karte der Ruinenfelder von Babylon, von Heinr. Kiepert. Separatabdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1883, Heft 1.

Baumaterial benutzten. Layard, der Entdecker der assyrischen Monumente, der auch die Trümmerfelder Babyloniens bereist hat, berichtet: „Noch heutigen Tages gibt es Leute, die kein anderes Geschäft betreiben, als aus den Ruinen Ziegelsteine zusammenzulesen und in die benachbarten Städte und Dörfer, selbst bis nach Bagdad, zum Verkauf zu bringen. Es gibt in Hillah kein Haus, das nicht fast ganz von solchen Ziegeln gebaut wäre; und wenn man durch die engen Straßen geht, sieht man an den Wänden jeder Hütte ein Denkmal des Ruhmes und der Macht Nebukadnezars*)." Gerade der Umstand, daß die Ueberreste Babylons zu Tage lagen, gereichte ihnen zum Verderben. Ninive, das schon zu Xenophons Zeit völlig begraben und vergessen war, ist durch seine Verschüttung vor gänzlicher Zerstörung bewahrt geblieben und hat nunmehr eine Auferstehung seiner Trümmer feiern dürfen. Babylon dagegen, noch bis in's Mittelalter hinein bewohnt und nie völlig vergessen, ist durch den Eigennutz der umwohnenden Bevölkerung ausgeplündert und in einen großen formlosen Trümmerhaufen verwandelt.

So schildern es die Reisenden, die seit Jahrhunderten jene Gegend besucht haben. Sie alle vermuthen das einst so berühmte Babylon an der richtigen Stelle, die durch den Lauf des Euphrat sowie durch gewaltige Trümmerreste, unter denen ein Hügel noch den Namen Nimrods trägt, bezeichnet ist. Zum ersten Male genauer untersucht ward jene Stätte im Jahre 1811 durch den englischen Residenten der ostindischen Compagnie zu Bagdad, Rich, denselben Mann, der bald darauf auch in die über dem alten Ninive lagernden Schuttmassen die ersten Laufgräben trieb. Die Berichte des damaligen Capitäns, späteren Generals Franzis Rawdon Chesnay, der 1831 den Euphrat zu topographischen Zwecken auf Flößen und Böten befuhr, gaben neue Anregung zur Durchsuchung des Bodens, der eine reiche Ausbeute von Resten des höchsten Alterthums versprach. Layard, dessen systematische Aufdeckung von Ninive so glänzende Erfolge erzielt hatte, durchforschte 1850 auch die Trümmer des Euphrat-Thales und drang südwärts bis zu den Sümpfen von Niffer im alten Lande Sinear vor. In dem bereits citirten Werke: „Ninive und Babylon" berichtet Layard über seine Reiseabenteuer unter den räuberischen Beduinenstämmen, sowie über die daselbst gemachten Funde von Ziegelsteinen und Thongefäß-Fragmenten. Im südlichen Mesopotamien deckten bald darauf Loftus und nach ihm Taylor die uralten Ruinenstätten vor Warka und Mugeir auf, während der um die Geographie wie Alterthumswissenschaft gleichverdiente Generalconsul Rawlinson die Trümmerhügel von Babylon eingehend untersuchte und die Bauurkunde des Königs Nebukadnezar an's Licht zog. Eine planmäßige Durchforschung des Bodens, wie sie damals von einer französischen Expedition unter Fresnel und Oppert begonnen, aber nicht durchgeführt ward, würde sicher reichen historischen und archäologischen Gewinn versprechen. Leider hindern die unaufhörlichen Räubereien der arabi-

*) Jeder Ziegel trägt wie in Assur einen Stempel mit dem Namen des jeweiligen Herrschers. Vergl. Austin Henry Layard, Ninive und Babylon; übersetzt von Zenker Seite 387.

schen Wanderhorden die ruhige Arbeit des Forschers, und die klimatischen Einflüsse, vor allem die gefährlichen Fieberdünste und die zahllosen Insektenschwärme der sumpfigen Uferlandschaft beschränken sie auf wenige Wochen im Jahre. — Der Euphrat *) nämlich, der in seinem oberen Laufe weite Strecken von Mergel- und Kreidehügeln zu durchbrechen hat, führt große Massen von Schlamm mit sich, welche mit der Zeit sein Bett aufhöhen. Um so leichter übersteigt er zur Zeit der Schneeschmelze im Frühjahr und zur Zeit der Herbstregen die flachen Ufer. Der sich ablagernde Schlamm erhöht auch die überschwemmte Landschaft und zwar umsomehr, je näher den Ufern des Stromes, so daß die übergetretenen Wassermassen, denen der Abfluß in den Euphrat verwehrt ist, stehen bleiben und morastige Sümpfe bilden. So ist das früher so fruchtbare Babylonien eine sumpfige Einöde geworden, eine Meereswüste, wie die Strafrede des Propheten †) sie bezeichnet.

Den Erfolg der Ausgrabungen in Babylonien hat Kaulen ‡) in der Kürze zusammengestellt. Wir folgen im Wesentlichen seinen Ausführungen, die, für ein weiteres Publikum bestimmt, eine gut orientirende Uebersicht geben.

Die Stadt Hillah, am rechten Fuße des Euphrat, etwa zwanzig Stunden südlich von der bekannten Tigrisstadt Bagdad belegen, bezeichnet die Stelle des alten Babylon. Schon vierzehn Kilometer oberhalb Hillah beginnt das Trümmerfeld und begleitet den Lauf des Euphrat in einer Breite von etwa zwanzig Kilometern auf beiden Ufern desselben, um erst zehn Kilometer südlich von Hillah zu enden. Auf dieser weitgedehnten Fläche schreitet der Fuß nur über Trümmer untergegangener Herrlichkeit. Reste von Mauern, Hügel von Ziegelsteinen, Fragmente von Asphalt- und Thonstücken wechseln in ödem Einerlei ab. Im Laufe der Jahrhunderte haben die gewaltigen Regenströme die Gegend mit tiefen Rinnen durchfurcht. Oppert nennt sie in dem Bericht der französischen Expediton „eine kleine Schweiz, in der Berge und Thäler so gehäuft sind, daß man sich ohne Kompaß oder ohne lange Gewöhnung gar nicht zurecht finden kann." Aus dieser weiten Ansammlung von Schuttmassen erheben sich aber einzelne Bauwerke zu bedeutender Höhe und haben darum von jeher die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Leicht erkennbar sind die Ueberreste der Dämme und Deiche, welche sich als Schutzmauern einst am Flusse entlang zogen. Einen Kilometer weit östlich vom Flusse liegt die Ruine Maklubeh, heut noch Babil genannt. Südlich davon ragt nahe dem östlichen Ufer des Euphrat die durch Steinbrüche zerklüftete Schloßruine Kasr empor. Jenseits des Flusses gelangt man in zwei Stunden in südwestlicher Richtung von Hillah zum Birs Nimrud, dem Nimrodsthurm.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die griechische Form, deren wir uns bedienen, wie auch die hebräische Phrat, die in der Schöpfungsgeschichte (1 Mose 2, 14) und oft sich findet, ist abgeleitet von der ältesten Benennung Burat, der Strom. Jetzt trägt nur noch der nördliche der beiden Quellflüsse den Namen Frat. †) Jesaj. 21, 1.

‡) Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen (ein Band der Illustrirten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde) von Dr. Fr. Kaulen, Prof. der Theol. zu Bonn. 2. Aufl. 1882. — Der römisch-katholische Standpunkt des Verfassers macht sich öfter geltend, ohne doch den Werth des Werkes zu beeinträchtigen.

Kirchliche Rundschau.

Daß Lehre und Wehre unserer evangelischen Synode ab und zu einmal etwas aufhängt, ist ebenso bekannt, wie erklärlich. So hatte denn auch die Verdammung von P. E. Ottos Buch „Bibelstudien“ dazu dienen müssen unsere Synode mit zu verdammen; so etwas durfte man nicht versäumen. Allerdings war dem Schreiber des betr. Artikels von Lehre und Wehre die Thatsache entgangen, daß P. E. Otto nicht Glied unserer Synode ist und so war denn der Schuß ebenfalls fehl gegangen. Daher hielten wir es auch für das Beste weiter kein Aufhebens davon zu machen, und zwar um so mehr, als die literarische Zänkerei nicht Aufgabe unserer Zeitschrift ist und wir außerdem gut genug wußten, daß eine Erwiederung unsererseits nicht eine Einstellung, sondern nur eine veränderte Richtung des feindlichen Feuers zur Folge haben würde. Nun ist aber Lehre und Wehre privatim darauf aufmerksam gemacht worden, daß P. E. Otto nicht mehr Glied unserer Synode sei, also auch eine Verurtheilung derselben auf Grund des genannten Buches nicht zulässig sein könne. Lehre und Wehre läßt sich das auch gefallen. „Aber wir bringen obige Berichtigung gern.“*) Natürlich! Wer läßt sich nicht gern über die Position von Leuten, die er angreifen will, unterrichten. Daher bleibt denn auch das Urtheil von Lehre und Wehre über die Lehrstellung unserer Synode ungeändert. Das hätte ja man schon zum Voraus wissen können. Nicht ebenso die neue Begründung dieses Urtheils. Diese ist so eigenthümlich, daß wir nicht darüber hinweggehen können. Da sich jetzt nicht mehr behaupten läßt, daß P. E. Otto Glied unserer Synode sei, so muß die in der Theol. Zeitschrift erschienene Recension den Grund zum Verdammungsurtheil, das über unsere Synode ergeht, abgeben. Sehr brauchbar scheint indeß dieses Material nicht gewesen zu sein, sonst hätte man es wohl schon gleich benützt. Aber es läßt sich ja brauchbar machen, und wenn es nicht mit ganzen Sätzen geht, so geht es mit einer Anzahl Worte. Das Unbrauchbare, das denselben vorangeht und nachfolgt, läßt sich ja entfernen und etwas Brauchbares dafür einsetzen. Wir haben nirgends gesagt, daß wir das Buch deßwegen recensiren und ihm Leser wünschen, weil P. E. Otto Glied unserer Synode sei. Nichtsdestoweniger schreibt Lehre und Wehre „Denn obwohl uns in Erinnerung war u. s. w.“ Wenn nun dem Schreiber der Recension in Lehre und Wehre dieses in Erinnerung war, warum schreibt er frischweg in seiner Recension im Februarheft von Lehre und Wehre „Wir wissen ja, daß die hiesigen Unirten sehr liberal sind u. s. w.“ und verschweigt also eine ihm wohlbekannte Thatsache, die eben die Liberalität der hiesigen Unirten in einem andern Lichte zeigt, als in der Beleuchtung,

*) Der Abschnitt, auf den wir uns zu beziehen haben, lautet: „Unirte Synode. Wir sind privatim darauf aufmerksam gemacht worden, daß P. E. Otto in Darmstadt, Ill., dessen Auslegung des Römerbriefes wir in der letzten Nummer recensirten, jetzt nicht mehr gliedlich zur unirten Synode gehöre. Wir nahmen letzteres allerdings an. Denn obwohl uns in Erinnerung war, daß P. Otto vor einigen Jahren veranlaßt wurde, seine Professur am unirten Seminar seiner Lehrstellung wegen niederzulegen, so glaubten wir ihn doch noch im gliedlichen Verband mit der Synode, weil das Organ der unirten Synode in einer ausführlichen Anzeige P. Ottos Buch, obwohl man „den Resultaten desselben nicht überall beistimmen“ könne, seinen Lesern als ein sehr beachtenswerthes empfahl und dem Buche „nicht blos Käufer, sondern Leser“ wünschte, natürlich innerhalb der unirten Synode. Auch bemerkte der Recensent in dem unirten Blatt, daß es sich für ihn nicht darum handle — obwohl P. Otto seine Heterodoxie nachdrücklich eingestehe —, „die Rolle des öffentlichen Anklägers zu spielen“. Dies alles hielt uns in dem Gedanken, daß P. Otto noch Synodalglied sei. Nachträglich lesen wir noch in der unirten Zeitschrift (1883 S. 224) über P. Otto das Urtheil: „welcher mit uns steht im Gehorsam lebendigen Glaubens gegen den Herrn Jesum Christum und sein Wort“, und zwar wird dies Urtheil abgegeben, „um Mißverständnisse zu vermeiden“. Aber wir bringen obige Berichtigung gern. Das Ergebniß in Bezug auf die Lehrstellung der unirten Synode bleibt freilich wesentlich dasselbe. Das Organ der Synode empfiehlt P. Ottos Buch den Synodalgliedern als eine Quelle der Belehrung und hat nur die allgemeine Bemerkung, daß man den Resultaten desselben nicht überall beistimmen könne, dagegen aber wird gegen P. Ottos Schulmeisterung des Apostels Paulus, gegen die Leugnung der biblischen Rechtfertigungslehre 2c. in der Anzeige nicht protestirt. Gewiß sind Männer in der unirten Synode, die eine solche Beurtheilung der Otto'schen Aufstellungen nicht billigen. Aber die Lehrstellung der Synode als solcher muß man doch nach deren öffentlichen Blättern beurtheilen.“

in die sie von Lehre und Wehre gestellt worden ist, denn die dem Schreiber wohlbekannte Thatsache, daß die Lehrstellung von P. E. Otto in der Synode Widerspruch gefunden hat, wird auch mit keiner Silbe angedeutet und die Mitverdammung unserer Synode scheint nach Lehre und Wehre eben aus dem Grunde stattzufinden, weil eben zwischen P. E Otto und unserer Synode kein Unterschied bemerkbar war.

Sodann aber möchten wir fragen, ob wir nur dann einem Buche Leser wünschen dürfen, wenn wir sicher sind, daß es keinen Widerspruch innerhalb unserer Synode finden werde? Oder sind wir Unirten vielleicht verpflichtet, jedes Buch, das nicht von einem Gliede unserer Synode geschrieben ist, wenigstens moralisch auf den Index zu setzen?

Was das folgende: „Auch bemerkt der Recensent u. s. w.“ betrifft, so kann Jeder das, was von uns gesagt wurde, in der Th. Z., Septemberheft 1883 S. 215, Z. 14 ff. im Zusammenhang nachlesen. Wie konnte man nun daraus den Schluß ziehen, daß P. E. Otto noch Glied unserer Synode sei? Doch nur indem man die Sätze nicht verstehen konnte, oder nicht verstehen wollte. Eben weil P. E. Otto in Folge seines Austrittes sich nicht mehr unter der Jurisdiction der Synode befand, mußte für einen Jeden innerhalb der Synode der Gedanke als öffentlicher Ankläger in dieser Sache auftreten zu wollen ausgeschlossen sein. Ein Umstand also, der in der ganzen Welt ein Indicium dafür bildet, daß P. E. Otto nicht mehr Glied unserer Synode ist, hat Lehre und Wehre in dem Gedanken erhalten, daß er es noch sei. Das ist doch stark.

Dann fährt L. u. W. sogar unter Angabe der Seitenzahl im Citiren fort: „Nachträglich lesen wir noch in der unirten Zeitschrift (1883 S. 224) u. s. w.“ Gerade dort steht aber deutlich gedruckt zu lesen: „Um Mißverständnisse zu vermeiden, halte ich mich zu der Erklärung verpflichtet, daß die Consequenzen, die ich aus Aeußerungen des Verfassers der Bibelstudien gezogen habe, durchaus nicht die Person des Verfassers treffen sollten, welcher u. s. w.“ Die Hauptsache, die Erklärung, welche J. Gr. gibt, wird weggelassen und ein beiläufiges Urtheil, das im Zusammenhang des Ganzen ebensowohl fehlen könnte, so angeführt, als ob dieses U r t h e i l abgegeben sei, um Mißverständnisse zu vermeiden, während gerade die E r k l ä r u n g zu diesem Zweck abgegeben war. Daß jeder Leser von L. u. W., der den Sachverhalt nicht kennt, dadurch auf den Gedanken kommen muß, es bestehe zwischen dem, welcher das Urtheil abgibt, und zwischen P. Otto keine Differenz, ist ja klar. Ist nun die Darstellung von L. u. W. darauf berechnet, Mißverständnisse zu vermeiden, oder unvermeidlich zu machen?

Wo haben wir nun aber gesagt, daß wir das Buch als eine Quelle der Belehrung empfehlen?

Es wird nun weiterhin gesagt, daß der Recensent der Th. Z. gegen eine Anzahl Punkte, von denen nur zwei namhaft gemacht, die übrigen aber durch ein et cetera angedeutet sind, nicht protestirt habe. Soll das ein Vorwurf oder eine Vorschrift sein? Das erstere ist nicht möglich, denn L. u. W. ist gewiß nicht so naiv, zu erwarten, daß das unirte Blatt sich vom Blatte der Missourisynode wehren lassen werde, so zu recensiren, wie es für gut findet; das letztere ist überflüssig, denn es kommt zu spät und wäre, auch wenn es zeitig genug gekommen wäre, vergeblich gewesen. Wohl hätten wir eine Recension auch nach diesem Muster, das bedeutend weniger Material und Arbeit erfordert, zuschneiden können, wenn wir gewollt hätten. Wir wollten aber nicht und haben das in den ersten zehn Zeilen unserer Besprechung auch unumwunden erklärt. (Th. Z. 1883 Seite 209.)

Woher weiß nun aber L. u. W. so ganz gewiß, daß es Männer in der unirten Synode gibt, die eine solche Beurtheilung...... nicht billigen? Kann sich L. u. W. hier auf eine Thatsache berufen? Nun, wir können uns auf die Thatsache berufen, daß weder die Generalsynode noch irgend ein Synodalglied dem Redakteur der Th. Z. weder mündlich noch schriftlich seine Unzufriedenheit mit der betr. Recension ausgesprochen hat. Furcht kann nicht der Grund dieses Stillschweigens sein, denn die ganze Machtbefugniß des Redakteurs besteht darin, daß er eingesandte Artikel entweder aufnehmen oder abweisen kann und auch hier ist er nicht unbeschränkt. Persönliche Rücksicht kann es auch nicht gut gewesen sein, denn der Redakteur ist den meisten der Synodalglieder unbekannt,

Wir bilden uns aber deßwegen noch lange nicht ein, die eigentliche Stimme der Synode zu sein, (als das sind bei uns die Beschlüsse der Generalsynode anzusehen) oder sind wir deßwegen in dem Wahne befangen, daß jeder Leser der Th. Z. innerhalb unserer Synode das Buch genau in derselben Weise, wie wir, beurtheilt haben würde. Aber das ist sicher, daß die Unterschiede nicht derart und nicht so tiefgreifend sind, daß irgend Jemand sich veranlaßt gesehen hätte, dieselben innerhalb der Synode geltend zu machen.

Aber wenn der mit „Gewiß" eingeleitete Satz keine Thatsache aussprechen soll, so enthält er doch wenigstens eine Vermuthung. Allerdings ist diese grundlos, aber möglicherweise nicht ganz absichtslos.

Zuerst wußte L. u. W., daß die hiesigen Unirten sehr liberal sein können. Vier Wochen später weiß sie gewiß, daß es Männer innerhalb der unirten Synode gibt, die eine solche Beurtheilung der Otto'schen Aufstellungen nicht billigen, also nicht liberal sind; ja die nicht einmal zufrieden sind, daß ein Buch in der ausgesprochenen Absicht, dasselbe unparteiisch zu beurtheilen, recensirt werde. Wenn das keinen Grund hat, dann hat es wahrscheinlich einen Zweck. Es gibt ja sicher noch einen oder den andern, dem die unablässige Beißerei ebenso verhaßt ist, wie uns und der vielleicht bereit wäre irgend ein Opfer zu bringen, um die fortwährenden Angriffe von L. u. W. auf unsere Synode zu beschwichtigen. Und wie entgegenkommend da L. u. W. ist! Gewiß sind Männer da, die besser sind als der Ruf, in den nach der Darstellung von L. u. W. das unirte Blatt die unirte Synode bringen muß. Diese dürfen es also nur dahin bringen, daß dieses Blatt seine Beurtheilung des Buches von P. E. Otto zurücknehme und eine nach dem von L. u. W. gegebenen Muster zugeschnittene Verurtheilung bringe, dann sind die Unirten L. u. W. gegenüber völlig gerechtfertigt. Das ist ja so leicht, der Verfasser der Bibelstudien gehört keiner größeren kirchlichen Gemeinschaft an, man verfeindet sich durch seine Verurtheilung mit keiner Synode, er redigirt auch kein Blatt, in dem er einen wieder angreifen könnte. Sollte man nicht da L. u. W. zu Gefallen sein, um Ruhe zu haben?

Wenn es nur nicht so sehr leicht wäre! Im November machte man noch die Evangelischen zu Betrügern, im Januar wußte man noch, daß sie sehr liberal sein können, und im Februar wird man auf einmal so entgegenkommend. Eine solche Wandlung scheint beinahe unbegreiflich, indeß werden wir wohl annehmen dürfen, daß Leute, die auf dem kirchlichen Schlachtfeld so erprobt sind, auch bei dieser neuesten Wendung ihre strategische und tactische Klugheit nicht vergessen haben, um so mehr, als wir nur ein Blatt von Lehre und Wehre umschlagen dürfen, um in Bezug auf die Breslauer lutherische Synode lesen zu können: „Wir sehen hier von Neuem, wie in der Breslauer Synode in dieser Frage eine doppelte Strömung ist, eine bessere, die mit Recht der altdogmatischen Theorie von der Wahl intuitu fidei meint entrathen zu können, und eine andere, die dieselbe zum Grunde ihrer Lehre und ihres Glaubens legt. Zwischen beiden Richtungen aber herrscht ein fauler Friede, indem einer den andern, wie hier Supt. Nagel den P. Schmidt, trotz entgegengesetzter Lehre fälschlich lobt und herausstreicht, es müßte denn sein, daß auch bei denen, die mit uns die Wahl in Ansehung des Glaubens verwerfen, noch ein falscher Grundbegriff von Gnadenwahl herrschend wäre, sonst sollte man es für unmöglich halten, daß sie zu solchen Schriften, wie Rohnerts Buch und Schmidts Predigt, stille schweigen, sie gar noch loben könnten. Also entweder hat in der That der Sauerteig des Synergismus bereits die ganze Breslauer Synode, wenigstens soweit vor Menschenaugen sichtlich ist, durchfressen, oder es herrscht dort der allertraurigste Indifferentismus und feinere Unionismus unter lutherischem Namen, wovon auch sonst mancherlei Anzeigen nicht fehlen."

Das mag einer alt-lutherischen Synode gegenüber ganz gut sein, denn dort hat allerdings der Unionismus keine Berechtigung. Den Unirten dagegen nicht einmal soviel Unionismus zutrauen zu wollen, als nöthig ist, um wegen einer Recension nicht in Streit zu gerathen, ist doch beinahe eine Beleidigung.

Wenn nun aber vollends Lehre und Wehre ganz ruhig sagt: Aber die Lehrstellung einer Synode u. s. w., so wird dem unirten Blatt doch damit eine Ehre angethan, die

es noch nie in Anspruch genommen hat. Es mag vielleicht sein, daß jedes Wort von Lehre und Wehre an sich schon auf Geltung innerhalb der Missouri-Synode Anspruch machen kann. Bei uns dagegen ist die Sache doch etwas anders: die Lehrstellung unserer Synode als solcher muß nach unserem Bekenntniß beurtheilt werden. Daß wir auch in diesem Falle nicht besser wegkommen, wie vorher, wissen wir und sehen darum einem weiteren Verdammungsurtheil über unsere Synode mit der Ruhe eines Fatalisten entgegen.

Die nächste Versammlung der Evangelischen Allianz sollte in Stockholm stattfinden, wie solche Versammlungen schon in London, Berlin, Genf, New-York, Basel und andern Orten getagt haben. Die Zeitungen bringen hierüber widersprechende Nachrichten. Bald gilt sie als abgesagt, bald als bestimmt bevorstehend. Auch jetzt noch — ein halbes Jahr vor dem gewünschten Zusammentritt — erscheint das Gelingen mehr als zweifelhaft. Aber die Zeit drängt, und die Klärung der Sachlage muß bald erfolgen, wenn sie überhaupt noch möglich ist.

Schon im Jahre 1882 besuchte der Sekretär des englischen Zweiges der Allianz Stockholm, um das Terrain zu recognosciren und die Vorverhandlungen einzuleiten. Die Königin von Schweden und mehrere Würdenträger der lutherischen Staatskirche erklärten sich nicht abgeneigt. Man nahm für die General-Versammlung den Herbst 1883 in Aussicht, mußte aber davon abstehen, weil gleichzeitig die schwedische General-Synode tagte. Nach diesem Aufschub wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen, doch stellte sich alsbald heraus, daß inzwischen die anfängliche Geneigtheit in entschiedenen Widerspruch umgeschlagen war. Kein einziger Bischof, kein ordinirter Geistlicher der Landeskirche, kein Professor der Universität ließ sich gewinnen. Selbst die treuesten Freunde der Allianz, soweit sie der Landeskirche angehören, verweigerten entschieden und fortgesetzt ihre Theilnahme. Dennoch ergingen von einem schwedischen Comite, das indessen nur aus freikirchlichen Männern ohne Namen und Einfluß zusammengesetzt war, ebenso wie vom Londoner Comite die Einladungen an die auswärtigen Zweige der Allianz, ohne daß der Weigerung der landeskirchlichen und einflußreichen Persönlichkeiten gedacht ward. So erfolgten anfänglich Zusagen von Deutschland, Frankreich, Schweiz und anderen Zweigen. Als es aber bekannt ward, wie einseitig und lückenhaft die Betheiligung in Schweden selbst sein würde, trafen fast ebenso viel Absagen ein. Das deutsche wie das französische Comite erklärten — unabhängig von einander — ihre Nichtbetheiligung, wenn nicht wenigstens einige bedeutende Mitglieder der schwedischen Staatskirche ihre Zusage aussprächen. Gewiß mit Recht, da es nicht die Meinung der auswärtigen Zweige sein kann, einem Lande und seinen kirchlichen Führern eine solche Versammlung mit ihren Anregungen und Segnungen aufzunöthigen. Selbst der schweizerische Zweig ist neuerdings bedenklich geworden, seitdem Prof. v. Schéele aus Upsala, der selber der Basler Versammlung beiwohnte, dorthin schrieb: es fänden sich keine Sympathieen innerhalb der Nationalkirche für die Sache, und wahre Allianzfreunde könnten nicht dazu beitragen, die Sache der Allianz im Namen derselben zu verderben.

Das ist sehr viel gesagt. Aber wie erklärt sich die anfängliche Zusage, der alsbald so energischer Widerspruch nachfolgte? Die Ursache liegt in der Stellung der schwedischen Freikirchler, vor allem der B a p t i s t e n. Diese gehen nicht nur mit großer Schneidigkeit gegen die Staatskirche vor, sondern sie versuchen dieselbe dadurch von innen heraus zu sprengen, daß sie, obwohl erklärte Gegner derselben, doch in ihr hartnäckig verbleiben. Ihr Austritt würde Vieles bessern, klären, fördern. Schiedlich, friedlich, nur so kann die Allianz handeln und gedeihen, nur so ist an einen Zusammentritt der allgemeinen Versammlung überhaupt noch zu denken. Sofort würden Bischöfe, Professoren u. a. m. beitreten, ein Comite bilden und den Congreß würdig gestalten.

Diese Lösung ist dringend zu wünschen. Denn ohne sie ist eine erträgliche Stellung der Deputirten auswärtiger Landeskirchen ganz unmöglich. Ohne sie ist von friedlichen, brüderlichen Verhandlungen in Stockholm keine Rede. Reinen Tisch, klaren Wein fordern auch wir mit den gleichgesinnten Freunden in Schweden.

Leo XIII. hat an die Bischöfe Frankreichs eine Encyclika gerichtet, die für die Beurtheilung des Verhältnisses zwischen der Kurie und Frankreich von Wichtigkeit ist. Die friedliche Stellung der gegenwärtigen französischen Regierung zum Papst, die trotz aller scheinbaren kulturkämpferischen Anwandlungen doch die unverkennbare Tendenz Grevys geblieben ist, wird auch durch diese Veröffentlichung Leos deutlich und nachdrücklich bestätigt. Die Encyclika verbreitet sich zunächst über die in früheren Zeiten dem Stuhle Petri von Frankreich geleisteten Dienste und weist darauf hin, daß die gesta Dei per Francos durchaus keine geschichtliche Fiction gewesen sind. Das Lob der französischen Nation, die „allerchristlichste" zu heißen, habe sich auch durch göttliche Segnungen belohnt, unter denen es freilich auffällt, gerade von einem Papst an erster Stelle „die kriegerischen Ehren" genannt zu sehen. Der kirchenfeindliche Geist, den eine todbringende Philosophie und „ruchlose Gesellschaft" zu verbreiten gesucht, habe doch das französische Volk „niemals lange und niemals ganz" beherrscht, und so werde auch in der Gegenwart die Wahrheit den Sieg behalten. Dazu sei vor allem nöthig, daß das „von einem klugen und für das Wohl des Volks besorgten Manne" mit dem päpstlichen Stuhle geschlossene Concordat aufrecht erhalten werde. Die das Bestehen desselben bedrohenden Gefahren seien in der Gegenwart zwar nicht abzuleugnen; indessen seien die von dem Nuntius im Auftrag des Papstes erhobenen Beschwerden von den gegenwärtigen „Staatslenkern willigst und geneigt angenommen" worden. Der von Leo im Juni v. J. an den Präsidenten der Republik gerichtete Brief habe dieselbe Absicht verfolgt. „Auf dieselbe Weise und mit derselben Standhaftigkeit sind wir aber entschlossen, die katholischen Interessen in Frankreich auch in der Zukunft beständig zu vertheidigen."

Zu diesem Behuf erwarte der Papst die Mitwirkung des französischen Episcopats. Es handle sich um die Rettung der religiösen Jugenderziehung, also vor allem um den Protest gegen die simultanen Schulen. Aber auch der niedere Clerus müsse das Seine thun, den hohen Zweck zu erreichen, und dazu sei der strikte Gehorsam gegen den Episcopat und „diesen heiligen Stuhl" unerläßlich. Die Laien müssen sich zu einmüthigem Denken und Handeln sammeln, die Schriftsteller sich alle Mühe geben, diese Eintracht der Gemüther zu erhalten und den Bischöfen mit freudigem Herzen zu gehorchen; das ganze Volk nicht aufhören, „Gott zu bitten und zu beschwören, damit er auf Frankreich wiederum gnädig niederblicke und seine Barmherzigkeit dem göttlichen Zorn Einhalt thue." Die Klosterleute endlich mögen sich „zu eifrigerer Liebe gegen Gott aufschwingen und durch demuthsvolles Flehen, durch freiwillige Bußwerke und ihre Andacht ihn zu versöhnen bestrebt sein." (!) Durch alle diese Mittel werde „jene heilsame und nothwendige Verbindung zwischen Frankreich und dem apostolischen Stuhl befestigt und gestärkt werden."

Die französischen Machthaber können sich für dieses gute Zeugniß, das ihnen Leo XIII. ausstellte, bedanken, mögen aber freilich sehen, wie sie mit den antiklerikalen Bestrebungen im französischen Republikanismus einen leidlichen modus vivendi herstellen.

In der Angelegenheit der Propoganda hat der höchste Gerichtshof Italiens, nachdem der betreffende Prozeß zehn Jahre lang gedauert und durch alle möglichen Instanzen gegangen war, ein Urtheil gefällt, das den Wünschen der Kurie keineswegs entspricht.

Die Congregatio de propaganda fide in Rom ward 1622 in Rom gegründet und bildet bei der römischen Kurie diejenige Centralbehörde, in deren Händen sich die einheitliche Leitung aller vorher gestifteten Missionsanstalten der römischen Kirche befindet, welche mit jenen ihr Augenmerk nicht nur auf heidnische Länder, sondern auch auf das Gebiet der reformatorischen Konfessionen richtet. In letzterer Hinsicht bestanden in Rom von 1622 die von Jesuiten gegründeten Collegia nationalia, eingerichtet nach dem Vorbilde des Collegium germanicum daselbst, welchem bald auch für außerdeutsche Länder bestimmte Kollegien folgten. Die Congregatio erhielt unter Urban VIII. eine erhöhte Bedeutung, als dieser mit derselben im Jahre 1627 das Collegium seu seminarium de propaganda fide verband, eine Anstalt, in welcher Missionare für die verschiedensten heidnischen Länder ausgebildet werden, nämlich junge Eingeborene dieser Länder selbst,

die nach geschehener Ausbildung in ihre Heimath zurückkehren. Berühmt ist das alljährliche Sprachenfest dieses Seminars am 6. Januar, an welchen in den verschiedensten Sprachen von den Zöglingen Vorträge gehalten werden. Das von Urban VIII. errichtete stattliche Gebäude der Missionsanstalt befindet sich an der Piazza di Spagna in Rom; dort erhalten die Zöglinge unentgeltlich Wohnung, Unterhalt und Unterricht, nachdem sie den vorgeschriebenen Eid geleistet, welcher sie zum Missionsberuf verpflichtet und sie anhält, in keine andere Gesellschaft oder Kongregation einzutreten, es sei denn mit Erlaubniß des Papstes. Die Zahl der Schüler beträgt ca. 150, die der Lehrer etwa zwanzig. Die Einkünfte der Anstalt waren von vornherein reiche; die Missionsschule ward von ihrer Gründung an mit Vermächtnissen und Stiftungen aller Art bedacht, welche heutzutage einen Werth von ca. 18 Millionen repräsentiren. Dem Kollegium gehört eine ausgezeichnete Bibliothek von 45,000 Bänden, dazu viele für das Sprachstudium wichtige Dokumente und Manuskripte. Die Druckerei der Propaganda ist sicherlich einzig auf Erden. Bei Gelegenheit des letzten Koncils wurde in ihr das Vaterunser in 250 Sprachen gedruckt. Während der französischen Besetzung zu Anfang unseres Jahrhunderts hatte die Druckerei manchen Verlust zu erleiden, der aber später, namentlich unter Gregor XVI. und Pius IX. reichlich ersetzt wurde. Endlich ist noch das Museum zu erwähnen, welches in ethnographischer Hinsicht eine hervorragende Stellung einnimmt. Der Kardinal Simeoni, Präfekt der Propaganda, erließ im verflossenen Jahre die Verfügung, daß alle Missionare aus allen Welttheilen dem Museum Gaben zusenden sollten. Das Sekretariat der Propaganda hat eine so ausgedehnte Korrespondenz, wie kein anderes auf Erden; denn es korrespondirt nach allen Theilen der Welt.

Seit 1873 schwebte ein Prozeß, bei dem es sich darum handelte, ob die Regierung berechtigt sei, das Gesetz über Einziehung der Kirchengüter und religiösen Körperschaften auch auf die Propaganda anzuwenden. Ende Januar hat nun der höchste Gerichtshof in seinem Endurtheil sich dahin ausgesprochen, daß das genannte Gesetz auch auf die Propaganda seine Anwendung finde. Infolge dessen zieht jetzt die Regierung die unbeweglichen Güter derselben ein und verwandelt sie in Staatsrente; zugleich ist damit das Verbot der Gütervermehrung verbunden.

Der heilige Stuhl hat in Sachen der Propaganda zwar nicht eine Note an die Regierungen, aber doch ein Rundschreiben an die Nuntien verschickt, worin er gegen das Urtheil des Cassationshofes protestirt. Die Note führt aus, daß der universelle Charakter der Anstalt deren völlige finanzielle Selbständigkeit bedinge und erinnert an frühere für die Propaganda günstige Urtheile. Uebrigens droht der Wirksamkeit der Anstalt durch die Umwandlung ihrer Vermögensstellung keine Gefahr, da die Erfahrung gelehrt hat, daß die Einkünfte sich nach der Umwandlung zu steigern pflegen.

Die Propaganda von Rom hat den Bischöfen ein geheimes Circular zugesandt, an deren Schluß sie die Absicht ausspricht, ihren Finanzsitz anderswohin zu verlegen und in den verschiedenen Welttheilen Verwaltungscentren zur Entgegennahme von Zuwendungen der Gläubigen für Missionen zu errichten.

Es ist — wie die „A. Z.“ sagt — eine allgemein bekannte Thatsache, daß trotz der Aufhebung der Klöster die religiösen Ordensgemeinschaften fortbestehen, daß dem Gesetz zuwider immer neue Aufnahmen in dieselben stattfinden und daß sie ungeachtet des Verlustes der juristischen Persönlichkeit fortfahren, Eigenthum zu erwerben. Ganz kürzlich hat der Justizminister sich veranlaßt gesehen, die Präfekten zur Wachsamkeit gegenüber den gesetzwidrigen Einkleidungen junger Klosterbrüder und Schwestern aufzufordern. Mit Bezug hierauf hat Leo XIII. vor Kurzem in einer Ansprache bei Verlesung zweier Dekrete behufs Einleitung eines Kanonisationsprozesses von dem tiefen Haß gesprochen, von dem erfüllt die Welt einen gottlosen Krieg gegen die Orden führe.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XII. Mai 1884. Nro. 5.

Die Entdeckung der babylonischen Alterthümer.

(Abdruck aus den Deutsch-evangelischen Blättern.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Das Ergebniß der Untersuchungen dieser uralten Trümmerstätten ist in kurzem folgendes:

Alle diese zerstörten Gebäude bilden die Krönung je eines Hügels, der ihnen zum Fundamente dient. Aber diese Hügel selbst sind sämmtlich künstlich aufgeführt. Während man sonst die Fundamente der Gebäude in den Erdboden senkt, pflegte man in Assyrien und Babylonien einen Unterbau von beträchtlicher Höhe zu errichten, um den Ueberschwemmungen der Flüsse und den Fieberlüften der Niederung zu entgehen, vor allem aber, um auf der Höhe gegen feindliche Angriffe gesichert zu sein. Zur Herstellung dieser künstlichen Terrassen, die oft einen Flächenraum von vielen Morgen bedeckten, bedurfte es einer außerordentlich großen Menge von Material und eines gewaltigen Aufgebots von Menschenkraft. Denn sie entstanden nicht durch Aufschütten von Erdmassen, sondern durch Aufmauerung sorgfältig geformter und mit dem Stempel des bauenden Königs versehener Thonplatten. Die Backsteine wurden noch feucht, wie sie aus der Form kamen, mittelst Kalkmörtel verbunden; die tropische Sonnengluth*) härtete sie alsbald, auch dienten dazwischengeschichtete Lagen von Schilf oder die von vornherein vorgesehenen Abzugsröhren und Kanäle zur Ableitung der vorhandenen Feuchtigkeit. Durch den Jahrtausende langen Druck der auf einander lagernden Massen sind die Steine derartig hart geworden und gleichsam verwachsen, daß man sie kaum von einander trennen kann. Die Außenwände der hohen Backstein-Terrassen sind aus behauenen Kalksteinquadern aufgeführt, um den inmitten umschlossenen Backsteinhügel zusammenzuhalten und gegen die Einflüsse der Luft zu schützen. Die Steinblöcke, zum Theil von gewaltigen Dimensionen und abwechselnd auf die breite oder schmale Seite gestellt, sind achteckig und mit solcher Genauigkeit gearbeitet, daß sie ohne das Bindemittel des Mörtels zusammengefügt wurden und durch ihre eigene Schwere die Festigkeit cyklopischer Bauten erreichten.

*) Bei der notorischen Holzarmuth Babyloniens, die bereits Herodot bezeugt, mußte der sonntrockene Ziegel genügen. Doch kannte man schon frühe die Kunst des Ziegelbrennens. In dem Bericht vom Thurmbau zu Babel heißt es: „Lasset uns Ziegel streichen und brennen." 1 Mose 11, 3.

Bemerkenswerth ist auch die genaue Orientirung sämmtlicher Bauwerke nach den Himmelsrichtungen. Ihre astronomischen Kenntnisse verwertheten die Bewohner Mesopotamiens schon früh zu praktischen Zwecken. Sie pflegten aber nicht die Seiten, sondern die vier Ecken der Gebäude nach den Himmelsgegenden zu richten, so daß alle Räume derselben den Einwirkungen der wärmenden Sonne, sowie der kühlenden Winde in gleicher Weise ausgesetzt waren.

Diese Anlage, wie sie den Prachtpalästen der assyrischen Herrscher gemeinsam war, findet sich auch an den Ueberresten der babylonischen Bauwerke. Von der Ruine Maklubeh*), in deren arabischer Benennung „Babil" der Name der alten Riesenstadt fortlebt, ist nur noch jener künstliche Unterbau von Ziegeln erhalten. Er war quadratisch, und maß nach Strabos Bericht auf jeder Seite ein griechisches Stadium**). Mit dieser Angabe stimmt die allein erhaltene Südseite überein, welche 180 Meter mißt; das Material der andern Seiten, durch vielhundertjährige Plünderung verschleppt, ist dem Wachsthum der Städte Seleucia und Ktesiphon zum Opfer gefallen. Die aufgefundenen Ziegelsteine sind mit dem Namenszug des Königs Nebukadnezar versehen, der den Tempel restaurirt zu haben selber angibt. Dasselbe hatten schon einige seiner Vorgänger auf dem Throne Assurs gethan, so daß wir in diesem Bauwerk zweifellos ein uraltes Heiligthum der protochaldäischen oder akkadischen Periode zu erkennen haben; es enthielt das oft genannte Heiligthum des Gottes Merodach. Die Höhe der Ruine beträgt noch immer vierzig Meter. Die griechischen Schriftsteller†) geben die Höhe des Baues sogar auf ein Stadium an. So wäre dieser babylonische Thurm mit seinen 180 Metern der höchste, den die Menschen jemals errichtet‡). Der Perserkönig Xerxes ließ ihn zerstören.

Südlich schließt sich die Ruine Kasr¶) an, ebenfalls ein Viereck von mächtigem Umfang. Der Name bedeutet „Palast", und weist auf die frühere Bestimmung des Gebäudes. Sämmtliche Ziegel tragen auf ihrer unteren Seite eine mehrzeilige Keilinschrift des Inhalts: „Nebukadnezar, König von Babylon, Wiederhersteller der Pyramide und des Thurmes, ältester Sohn Nabopolassers, des Königs von Babylon." Einzelne Kalksteinplatten bezeichnen das Haus geradezu als „großen Palast Nebukadnezars", und die Ausgrabung eines großen Theils dieses Gebäudes durch Hormuzd Rassam im Jahre 1879 bestätigt die Berichte der griechischen Schriftsteller von der Pracht der königlichen Residenz zu Babylon. Die Ruine Kasr war also einst der prächtige Palast, den Nebukadnezar auf der Höhe des linken Euphratufers

*) Das h. Ruine. **) Ein Stadium gleich 183 Meter, gleich 600 Fuß.

†) Ihre Berichte von einer stufenförmigen Pyramide, die das Grabmal oder den Tempel des Gottes Bel in sich geschlossen, sind aus mehrfachen Gründen auf ein Bauwerk an dem andern Euphratufer zu beziehen. Bel- und Merodachtempel, die auch G. und H. Rawlinson verwechseln, haben nichts miteinander zu thun.

‡) Die höchsten Thürme unserer Zeit, die Kölner Domthürme, messen 157 Meter.

¶) Die Araber nennen diese Ruine Mudjelibeh, d. h. Umgestürzte.

an einer Biegung des stolzen Stromes errichtete. In fünfzehn Tagen, so erzählt der jüdische Schriftsteller Josephus auf Grund einer Nachricht bei Berosus, habe der König das zuvor zusammengetragene Material zu jenem Gebäude zusammengefügt. Und eine in London befindliche Keilinschrift des mächtigen Herrschers bestätigt die so unglaublich klingende Angabe: „in fünfzehn Tagen habe ich das herrliche Werk vollendet". Stolz auf solche Riesenleistung, die ohne die rücksichtslose Verwendung ungezählter Menschenkräfte unmöglich gewesen wäre, rühmte sich der König seiner Thatkraft: „Das ist die große Babel, die ich erbaut habe zum königlichen Hause durch meine große Macht, zu Ehren meiner Herrlichkeit" (Daniel 4, 27). Freilich zeugte diese zwecklose Geschwindigkeit der Erbauung des Prachtpalastes von einer gewissen Ueberspanntheit, die danach in Wahnsinn überging (V. 29—31)*). Nebukadnezar ist als der Begründer des östlich vom Euphrat gelegenen Stadttheiles anzusehen, während die Weltstadt bis dahin nur am westlichen Flußufer entlang sich erstreckte.

Einige Minuten südlich vom Kasr erhebt sich bei dem Dorfe Dschumduma ein neuer Trümmerberg, der Tell Amran Ibn Ali; Hügel des Amran, des Sohnes des Ali, nennen ihn die Araber nach einem ihrer Heiligen. Der Hügel, der lange Zeit als Begräbnißplatz muß gedient haben, hat die Gestalt eines Trapez, dessen parallele Seiten je 500 und 300 Meter betragen und dessen Breite 400 Meter mißt, während der oft durchgewühlte und wild zerrissene Trümmerberg noch immer die Höhe von 30 Metern erreicht. An dieser Stelle vermuthet Oppert die hängenden Gärten, welche der König Nebukadnezar seiner Gemahlin zur Liebe, die sich nach den Gebirgen ihrer medischen Heimath zurücksehnen mochte, im babylonischen Flachlande als einen künstlichen Ersatz der Berge soll errichtet haben. Es sind terrassenförmige Gartenanlagen, die auf Reihen von gewaltigen Säulen von 22 Fuß Stärke und 60 Fuß Höhe ruhten und sich bis zu 78 Metern erhoben. Auf der höchsten Ter-

---

*) Auch in Assyrien läßt sich dieselbe Schnelligkeit eines Palastbaues nachweisen. Der König Sargon begann den Bau seines Palastes zu Khorsabad im Jahre 711, und hat ihn doch vor seiner im Jahre 704 erfolgten Ermordung einige Jahre bewohnt. Wie reich müssen die künstlerischen Hülfsquellen dieser alten Völker gewesen sein, wenn sie in einem Zeitraum von etwa fünf Jahren die große Terrasse herstellen, die dicken Wände des ausgedehnten Gebäudes errichten und dieselben mit Alabaster-Skulpturen schmücken konnten! Die Länge der letzteren beträgt nach der Berechnung von Place, der jenen Palast aufgefunden und ausgegraben hat, fast zwei Kilometer. Um eine Oberfläche von 6000 Quadratmetern so schnell in einheitlichem Geiste herzustellen, war eine große Anzahl von Bildhauern erforderlich. „Ein Volk, das im Stande war, eine solche Menge befähigter und lange geschulter Künstler an einer Stelle zu vereinigen, muß an Bildung sehr weit fortgeschritten gewesen sein. Vermöge der unumschränkten Macht, welche die Herrscher Assyriens besaßen, konnten sie im gegebenen Augenblick zahllose Arbeiter versammeln, um Ziegel zu fertigen und Mauern und Terrassen aufzuthürmen; aber keine materielle Macht vermag Baumeister, Bildhauer und Maler zu schaffen, dazu haben gesellschaftliche Zustände gehört, in welchen den Künsten seit langem ihre Stelle angewiesen war." (Place.)

rasse befanden sich die hydraulischen Maschinen*) zur Hebung des für die Bewässerung der Anlagen erforderlichen Euphratwassers, und ein Lusthaus mit einem gewiß prachtvollen Ueberblick über die üppige Pflanzenwelt dieser phantastischen Gartenanlage und über die reich angebaute Euphratebene. Noch hat man den Grundstein nicht gefunden, der nach assyrischer und babylonischer Sitte in die vier Ecken der Gebäude eingemauert wurde; er würde den besten Aufschluß über den Zweck dieser eigenthümlichen Anlage bieten.

Das ganze Ostufer des Euphrat aber ist zum Schutz des Terrains, aus welchem die drei besprochenen Trümmerhügel emporragen, von einer Mauer umsäumt, deren Fortsetzung im Flusse bei niedrigem Wasserstande sich deutlich erkennen läßt. Die Steine sind äußerst hart gebrannt und mit Asphalt verbunden; sie tragen den Stempel des Königs Naboned, der nach Berosus die wegen der häufigen Ueberschwemmungen erforderlichen Deicharbeiten vornehmen ließ. Das jenseitige rechte Ufer des Euphrat hat dort gefundenen Inschriften gemäß König Nerigliſſor mit Quaimauern eingefaßt†). So sehen wir, wie auch im Gebiet der Wasserbaukunst sich bei den Babyloniern eine gewisse Technik ausgebildet hatte.

Ebenso wie am Flusse waren die bisher genannten Königsbauten auch auf der Landseite von Mauern umschlossen. Mauern lehnten sich halbkreisförmig an die beiderseitigen Quaimauern und umgaben die einzelnen Stadttheile. Vor allem aber den ganzen meilenweiten Complex von Wohnungen, der die Riesenstadt bildete, umzog ein doppeltes Mauersystem. Die innere Mauer soll ein Quadrat von neunzig Stadien Seite dargestellt haben, so daß sie 360 Stadien‡) im Umfang hatte, während die äußere Mauer sich 480 Stadien¶) weit erstreckt haben soll. Noch ragen ihre Reste an vielen Stellen aus dem einförmigen Trümmerfelde hervor, haben aber, der schützenden Einfassung durch die Steine beraubt, den Charakter unförmlicher Erdhaufen angenommen.

Diesen Bauwerken auf dem linken Ufer des Euphrat schließt sich der auf der rechten Seite zwölf Kilometer südwestlich von der Stadt Hillah gelegene Birs Nimrud, der Nimrodsthurm, würdig an. Er bildet die südwestliche Ecke des alten Babylon, wo sich das Quartier von Barzip oder Borsippa befand. Viele Reisende berichten von seiner Großartigkeit. Meilenweit beherrscht er die öde Trümmerfläche. Denn er gleicht einer kleinen Gebirgsgruppe. An einen wild zerklüfteten Bergrücken von 500 Meter Länge und etwa der halben Breite, der trotz der Zerstörung noch bis zur Höhe von 10 Metern steil an der Ebene aufsteigt, schließt sich ein hoher Sand- und Ziegelhaufen, der sich auf einem quadratischen Unterbau in terrassenförmigen

*) Hormuzd Rassam entdeckte sie 1879 und fand daselbst ein Verzeichniß der übrigen dem Herrscher gehörenden Gartenanlagen oder Paradiese; (denn „Lustgarten" ist die Bedeutung dieses aus der altpersischen in die hebräische und griechische Sprache übergegangenen Wortes).

†) Dort soll auch der Palast gelegen haben, in welchem den Welteroberer Alexander von Macedonien ein so frühes Ende ereilte.

‡) Gegen 66 Kilometer. ¶) Gegen 88 Kilometer.

Abstufungen erhebt. Dieser künstliche Berg, dessen Plattform mit einem starken, 10 Meter hohen Thurmrest gekrönt ist, erreicht die Höhe von 235 Fuß. Ursprünglich maß er, wie Oppert meint, 250 Fuß und war dem Bel d. i. der Herr, hier speziell dem Gott Nebo geweiht. Layard hat eine Reconstruktion des kühnen Baues versucht und bezeichnet den Thurmrest auf der Höhe als den Ansatz der sechsten Terrasse; die siebente sei herabgestürzt und habe mit ihrem Schutt den Abhang bedeckt. Rawlinson dagegen vermuthet die sieben Terrassen noch unter dem jetzigen Trümmerberg verborgen. Bei den Ausgrabungen, die er anstellte, konnte er auf Grund langjähriger Erfahrung den Arbeitern genau die Stellen bezeichnen, an welchen sie die Bauurkunden finden würden, und wirklich kamen an den vier Ecken die von dem Bauherrn daselbst niedergelegten Dokumente in Gestalt von vier beschriebenen Thoncylindern zu Tage. In den sechszig Zeilen mit feiner Keilschrift bekennt sich der König Nebukadnezar als Vollender des Bauwerks, wie denn auch die Ziegelsteine seinen Namen tragen. „Frühere Könige," so sagt Nebukadnezar, „haben den Tempel der sieben Planeten, welcher Borsippa's Thurm ist, erbaut und bis zur Höhe von 42 Ellen gebracht, aber nicht vollendet." Er also hat, wie auch die Nachrichten der griechischen Autoren besagen, das uralte, bereits verfallende Bauwerk wiederhergestellt und mit dem krönenden Abschluß versehen. Die einzelnen Stockwerke aber waren den sieben planetarischen Gottheiten geweiht, nämlich die oberste der Sonne, die nächste dem Mondgott, die folgenden dem Mars-Nergal, dem Nebo-Merkur, dem Jupiter-Merodach, der Venus-Istar, dem Saturn-Adar. Jedes Stockwerk trug darum auch die seiner Gottheit entsprechende Farbe: golden, silbern, scharlach, blau, orange, weiß, schwarz. So diente denn der Birs Nimrud, den man auf einer außen herumlaufenden Treppe ersteigen konnte, den astronomischen und astrologischen Studien, deren Heimath eben Babylonien ist. An diesen gewaltigen Bau, wohl einer der größten, den Menschenhand aufgeführt, knüpft sich der Bericht des Alten Testaments von der Sprachverwirrung.

Im Alterthum überblickte man von dort die reich angebaute babylonische Ebene und das geschäftige Treiben der menschenerfüllten Stadt. Jetzt bietet sich dem Auge ein weites Sumpfland, unterbrochen von einzelnen Inseln, auf denen die ärmlichen Binsenhütten der heutigen Bewohner liegen. Die prophetische Drohung ist an der stolzen Stadt in Erfüllung gegangen: Babylon ist geworden „zum Erbe den Igeln und zum Wassersee"*).

Nicht anders aber ist es den übrigen Städten der einst so fruchtbaren Landschaft ergangen. Das ganze Land war früher reichbevölkert und mit Ortschaften dichtbesetzt; darum stößt heute der Wanderer auf ununterbrochene Trümmerhaufen einer vernichteten Kultur. Manche Namen der altbabylonischen Städte treten uns auch in den Büchern des Alten Testaments entgegen†). Aber die Ungunst der klimatischen Verhältnisse hat bisher nur an

*) Jesaj. 14, 23.

†) Z. B. in der Völkertafel 1 Mose 10, 10, und in den Büchern der Könige.

wenigen Stellen des Landes Nachforschungen gestattet, die unter den größten Schwierigkeiten vorgenommen wurden.

Zu den unerschrockenen Männern, die dem verödeten Südbabylonien ihre Zeit und Kraft gewidmet, gehört Loftus, der die dreißig Meilen südlich von Hillah auf dem rechten Euphratufer gelegene Trümmerstätte des alten Erech*) (1 Mose 10, 10) untersucht hat. Er schildert die trostlose Oede jener Gegend, die heut Warka heißt, folgendermaßen†): „Die Verwüstung und Einsamkeit zu Warka ist noch überwältigender als der Anblick, welchen Babel darbietet. Kein Leben meilenweit ringsum; kein Fluß zieht am Fuß dieser Hügel vorbei; keine Dattelpalme grünt auf den Trümmern. Selbst der Schakal und die Hyäne scheinen den Anblick dieser Grabstätte zu fliehen. Nie schwebt der Adler über der düstern Einöde. Weder Grashalm noch Insekt findet hier die dürftige Nahrung. Nur die runzlige Flechte, welche sich an der verwitterten Oberfläche der zertrümmerten Backsteine anklammert, kann der unbestrittenen Herrschaft über die trostlosen Trümmer sich rühmen. So viele Bilder von Verwüstung ich auch gesehen habe, der Anblick von Warka überbietet weitaus alle. Wohl thürmen sich hohe und imposante Construktionen auf die umherliegenden Massen von Erde, Staub und Thonscherben; aber jede Spur von Form und Plan verliert sich in den Haufen von verwitterten Ziegeln und von Schutt. Selbst der Name dieser Stätte ist den umwohnenden Stämmen verloren gegangen, und kaum lebt noch etwas von deren Geschichte in ihrem Gedächtniß."

Inmitten dieser gewaltigen Trümmerstätte erhebt sich ein Hügel Namens Buwarijjeh‡), von dessen Höhe man den wüsten Platz überblickt. Derselbe bildet einen unregelmäßigen Kreis von einer Stunde Durchmesser und wird von den Resten eines theilweise noch 12 Meter hohen Walles bezeichnet. Die eingeschlossene Fläche ist mannigfach von Gräbern durchzogen und von zahllosen Regenrinnen zerrissen. In ununterbrochener Einsamkeit liegt diese Stätte des Todes da, und die Araber fliehen sie als einen Aufenthalt böser Geister.

Loftus gelang es deßhalb nur mit Mühe, einige Arbeiter zu gewinnen, die er einen Monat lang auf der öden Trümmerstätte beschäftigte. Er untersuchte das Hauptmonument, einen gewaltigen Thurm auf dem Hügel Buwarijjeh von 65 Meter im Geviert. Er ist mit den vier Ecken nach den Himmelsgegenden orientirt und ragt noch 9 Meter aus den Schuttmassen hervor. Die Steine, die durch Asphalt fast unauflöslich mit einander verbunden sind, tragen in altbabylonischer archaistischer Keilschrift in acht Linien die Inschrift: „Uruch, der König von Ur¶), baute hier seiner Herrin Nana ein Haus". Dieser Herrscher gehört in's dritte Jahrtausend vor Christus.

Besonderes Interesse verdient die Ruine, die nach einem arabischen Schatz-

*) Das Orchoe der Griechen. †) Loftus, Chaldäa und Susiana, S. 162 ff.

‡) D. h. Schilfmatten, so genannt von dem Schilfgeflecht, das in den Resten der aus Lehm aufgeführten Hausmauern gefunden wurde.

¶) Ur in Chaldäa war das Heimathland Abrahams, 1 Mose 11, 31.

gräber, der dort spurlos verschwunden sein soll, den Namen Wuswas führt. Sie liegt auf einer künstlichen Terrasse von 16 Meter und ragt noch 7 Meter aus der ungeheuren Schuttmasse hervor. Die äußere Façade ist in wirksamer Weise durch Profilirung unterbrochen und sammt den Innenwänden mit Gyps überzogen. Die Steine sind nur mit einem Stempel versehen; wo sich aber doch an einzelnen Stellen eine Keilschrift findet, ist dieselbe so undeutlich, daß man den Ursprung und Zweck dieses palastartigen Gebäudes noch nicht hat feststellen können. Die Angabe bei Arrian, die assyrischen Könige seien zu der Zeit, da sie auch über Babylon herrschten, in den chaldäischen Sümpfen beerdigt worden, hat zu der Vermuthung geführt, das Bauwerk Wuswas für ein assyrisches Mausoleum zu halten.

In der That hat Loftus in Warka eine Todtenstadt entdeckt. Die ganze Umgegend meilenweit in der Runde ist gleichsam ein großer Friedhof. Dorthin scheinen die alten Babylonier Jahrtausende lang ihre Todten zur letzten Ruhe gebracht zu haben, — wie auch heute noch Perser und Araber heilige Begräbnißplätze haben, zu denen sie die Todten karawanenweise schaffen. Dort in Warka, dem Erech der Alten, reiht sich ein Thonsarkophag an den andern; um der Raumersparniß willen sind sie dicht neben einander oder über einander gestellt. Die einen sind urnenartige irdene Töpfe von etwa einem Meter Höhe, durch einen Deckel geschlossen. Andere bestehen gleichsam aus zwei Töpfen, die über das Kopf- und Fußende der Leiche gestülpt und an den Rändern mit Thonerde verkittet sind. Endlich finden sich eigenthümlich geformte Sarkophage: die Todten liegen auf einer Thonplatte, über der sich ein ovaler Deckel wölbt. Die Länge schwankt zwischen einem und drittehalb Meter, je nach der Größe der Leiche; darnach richtet sich auch die Breite und und Höhe. Die Leichen wurden mumienartig fest eingewickelt, und die Hände über der Brust zusammengelegt. Der darübergelegte Deckel wurde ringsum angekittet; am Fußende aber war eine kleine Oeffnung zum Entweichen der Verwesungsgase angebracht, um die Sprengung des Sarkophags zu verhüten. Die Särge, äußerlich mit mancherlei Ornamenten verziert, wurden regellos, wo ein passender Platz war, auf den Boden gestellt und mit trockener Erde oder losem Wüstensande bedeckt. Es ist unberechenbar, wie viele Generationen jenes alten Volkes der Boden von Warka birgt; er ist buchstäblich eine Stätte des Todes, entsprechend dem Eindruck, den heute noch die schauerliche Oede von Warka auf jeden Reisenden macht.

Und diese Todtenstadt ist nicht die einzige. Layard fand fünfzehn Meilen südöstlich von Hillah ähnliche sandbedeckte Gebäude, deren Ziegelinschriften sie als Begräbnißplatz charakterisirten. Nipur ist der alte Name jenes Ortes, an welchem der Gott Adar und seine Gemahlin Beltis verehrt wurden; heut nennen die Araber den Ort Niffar.

Ebenso entdeckte Loftus nur einige Meilen entfernt von Warka den alten Bestattungsort Sinkarah. Dort haben wir das Land Sinear *) zu suchen.

*) 1 Mose 10, 10 11, 2 ff. 14, 1. Jesaj. 11, 11. Dan. 1, 2. Sach. 5, 11 und sonst im Alten Testament erwähnt.

Jetzt ist es eine Insel, die aus Sümpfen und Ueberschwemmungen Mesopotamiens hervorragt. Die an den Steinen der verschütteten Gebäude aufgefundenen Keilinschriften beginnen mit Uruch, dem Erbauer von Warka und Niffar, und reichen herab bis Nebukadnezar und Kambyses. Zahllos waren die Sarkophage und die gewölbten Gräber zu Sinkarah; es war, als bestehe der überall lagernde braune Staub nur aus den verwesten Resten uralter Geschlechter.

Aehnlich waren die Entdeckungen von Loftus in den benachbarten Ruinenstätten von Tell Sifr und Medina, sowie die Funde Taylors zu Abu Schahrein und Kaseir im südlichsten Theil des alten Babylonien. Besonders aber zeichnen sich durch Großartigkeit die Ruinen von Mugeir aus. Sie liegen unweit des eben genannten Abu Schahrein, zehn Meilen südöstlich von Warka und sind von Taylor erforscht. Sie bestehen aus einer wüsten Masse von Hügeln und zerstörten Bauwerken, die etwa einen Kilometer im Geviert bedecken. Die Bezeichnung Mugeir d. h. asphaltirt haftet vor allem an dem größten und höchsten der vorhandenen Gebäudereste von 100 Meter Länge und 64 Meter Tiefe. Gut erhalten ist das untere Stockwerk mit gewaltigen Strebepfeilern; die Steine, mit einer kurzen Inschrift versehen, sind mit Asphalt verbunden. Das obere Stockwerk dagegen, zu welchem eine breite Steintreppe von außen hinaufführt, besteht aus Steinen, die bei verschiedenem Format mit einer doppelt so langen Inschrift versehen und mit Lehmmörtel verbunden sind. Der Unterbau rührt nämlich den Inschriften gemäß von dem bereits erwähnten Könige Uruch her, der Oberbau aber von einem seiner Nachfolger, dem Könige Dungi. Das Bauwerk war eine stufenförmige Pyramide und der babylonischen Mondgöttin Sin geweiht. Nach zwei Jahrtausenden erfuhr es eine Erneuerung durch den König Naboned, der deßhalb die gewöhnlichen tonnenförmigen Bauurkunden in den vier Ecken des nach den Himmelsgegenden orientirten Gebäudes niederlegte. Taylor fand dieselben. Sie nennen die Namen der Könige von Ur nebst den ihnen tributären Städten Südbabyloniens und schließen mit einem Gebet des Wiederherstellers des Heiligthums: „o Sin, mich Naboned, den König von Babel, erhalte im Dienste deiner großen Gottheit, mein Leben verlängere bis zu fernen Tagen! und Belsaruzur*), meinem erlauchten Erstgeborenen, präge tief die Ehrfurcht vor deiner großen Gottheit in's Herz, auf daß er niemals in Sünden falle und keine Untreue begünstige."

Nicht weit von jenem Tempel fand Taylor die Reste eines Wohnhauses

*) Dieser Thronerbe ist identisch mit Belsazar, von dessen Ende uns das Buch Daniel (Kap. 5) berichtet. Vermuthlich führte er, wie wir es auch von Nebukadnezar wissen, schon bei Lebzeiten seines Vaters Naboned als dessen Mitregent den Königstitel, und unterlag sammt der Hauptstadt des Reiches bei der Vertheidigung derselben gegen Cyrus und das persische Heer. — Naboned, der die Stadt verlassen, um den Feinden zur Feldschlacht entgegenzuziehen, capitulirte später in Borsippa und ward von Cyrus nach Karamanien verwiesen, wo er als der letzte König Babylons — als solchen nennt ihn der ptolemäische Kanon — in Ruhe starb. Bei Herodot (I, 88) heißt er Labynetos. Vergl. Schrader in Riehms Handwörterbuch des biblischen Alterthums, S. 162 f.

und ließ sie vollständig bloßlegen. Auch dieses Privathaus lag auf einem künstlich errichteten Hügel von Lehmsteinen. Die Wände bestanden aus gebrannten Backsteinen und waren einfach verputzt. Die gewölbten Eingänge und die Deckengewölbe waren noch unversehrt, — eine interessante Entdeckung, während man bis dahin gemeint hatte, den Assyrern und Babyloniern sei bei ihren Bauten die Kunst, einen Raum von größerer Spannung vermittelst der Wölbung zu überdachen, unbekannt gewesen. Die im Schutt vielfach vorhandenen Reste von Dattelpalmholz scheinen zu beweisen, daß das über den Wölbungen gelegene Holzdach durch Feuer zerstört ward. Das Gebäude war vollständig ausgebrannt, der Asphalt dabei an den Wänden herabgeflossen und Gegenstände von irgendwelcher Bedeutung, die den unermüdlichen Fleiß des Forschers hätten belohnen können, nicht mehr vorhanden.

Weit mehr Ausbeute gewährten dagegen die Grabstätten zu Mugeir, die Taylor öffnen ließ. Sie unterscheiden sich von den obenerwähnten von Warka, wo die Sarkophage einfach nebeneinandergesetzt sind, durch die unverkennbar größere Sorgfalt, mit der man die Todten und ihre letzte Ruhestätte behandelte. Die Leichen lagen zwar auch wie zu Warka auf einer Thonplatte unter einem gewölbten Deckel und waren mit Leinwand und Bändern umwickelt. Eigenthümlich aber ist, so lautet der Bericht, daß die Todten immer auf einer Seite, gewöhnlich der linken, ruhen; dem Kopf dient ein Ziegelstein als Unterlage. Der linke Arm ist über die Platte hinausgestreckt und trägt auf der Hand eine kupferne Schüssel, in welche die Finger des rechten ebenfalls ausgestreckten Arms eingebogen sind. Häufig ist ein durchbohrter Cylinder von Meteorstein mit einer Schnur um ein Handgelenk gebunden; ein ähnlicher Cylinder aus Sandstein mit Figuren, aber ohne Inschrift, liegt auch wohl zwischen den Füßen, andere Cylinder unter den Rippen. Neben dem Kupfergefäß liegt ein Bambusstab oder der Knorpel eines Sägefisches. Weiter dann zu den Füßen hin folgen eine oder mehrere flache Thonschüsseln mit Fischgräten, Hühnerbeinen, Bärenkinnladen, Dattelkernen; daneben steht ein thönerner Wasserkrug mit Trinkschale: die Todten wurden also mit Speise und Trank auf ihre weite Reise versehen. Die Skelette, die anfangs bei jeder Berührung in Staub zerfielen, härteten sich nach einiger Zeit an der Luft und konnten mit Muße betrachtet werden. Die Zähne erschienen überall ganz tadellos und wunderschön erhalten. Die Frauenskelette trugen Gold- und Achatschmuck; auch Muscheln fanden sich häufig vor. Immer zu mehreren liegen die Leichen in einem gemauerten Gewölbe, das durch massenhafte Anwendung von Thonröhren künstlich entwässert und trockengelegt ist. In ähnlicher Weise reiht sich Grab an Grab; so weit das Auge reicht, nichts als die sterblichen Ueberreste vieler Generationen, ein düsteres Bild des Todes.

Zu interessanten Resultaten führte auch das Ausgrabungsunternehmen Rassams im Jahre 1879, der auf dem Trümmerfelde bei Hillah den früheren Entdeckungen auf dem Boden Babylons neue hinzufügte und sodann nördlich davon in der Richtung nach Bagdad im Ruinenhügel von Abu Habba ein Gebäude von gewaltigen Maßstäben mit einer Vorderseite ähnlich der mit

Pfeilern und Rundstäben versehenen zu Warka und Mugeir von der bedeckenden Erde befreite. Er stellte fest, daß er einen alten Tempel gefunden, und vermochte auch im Innern desselben in einem mächtigen Unterbau von Ziegeln die Reste des Opferaltars zu erkennen. Neben dem Altar ließ er den Boden durchforschen und stieß auf die nach babylonischer Sitte daselbst vergrabenen Bauurkunden, die in einer Thonkiste verschlossen waren. Neben einer Inschrift, die einen Sieg der Babylonier über die Elamiten im Jahre 852 feiert, fand sich ein Bericht des letzten Königs Naboned über den Zweck und über die Wiederherstellung des Tempels. Er war geweiht „dem Sonnengott, dem großen Herrn, welcher zu Bet-Parra in der Stadt Sippara *) thront."

Der Name Sippara, d. h. Buchstadt, hatte in Rassam den Gedanken rege gemacht, die Stadt müsse im Alterthum mit der babylonischen Literatur irgendwie im Zusammenhang gestanden haben. Diese literarischen Schätze zu heben, ließ er weiter graben, und nach wenigen Tagen entdeckten seine Arbeiter in einem Nebenraum des Tempels zehntausend beschriebene Thontäfelchen, in einem Gewölbe geordnet und wohlverwahrt. Wie viele Aufschlüsse über die Religion und Geschichte des eignen Landes, wie viele Beziehungen auf die im Alten Testament bezeugte Religion und die Geschicke des Volkes Israel in dieser Bibliothek von Steinen enthalten sind, wird erst nach Jahren zu übersehen sein, wenn europäische Gelehrsamkeit und Beharrlichkeit durch das mühsame Geschäft der Entzifferung den Inhalt dieser Keilschrifturkunden unserem Verständniß erschlossen haben wird.

Außer den bisher erwähnten Ruinen gibt es aber noch zahlreiche, welche die Reisenden nur von ferne gesehen haben. In schweigender Einsamkeit stehen sie im ganzen Bezirk des alten Reiches Babylonien seit vielen Jahrhunderten da, wegen der umgebenden Sümpfe zum Theil selbst den Arabern unzugänglich. Andere werden von den Bewohnern um der darin vermutheten Schätze willen durchwühlt, und die vielen daselbst gefundenen Kostbarkeiten beweisen, daß dort noch zahlreiche werthvolle Reste einer hochentwickelten Kultur des grauen Alterthums der Entdeckung für die Wissenschaft harren. Uebrigens beginnen die Araber selber das anfangs ihnen unverständliche Interesse der fremden Schatzgräber für die so werthlos scheinenden Ziegelsteine und Thonplatten sich zu nutze zu machen: sie sammeln die Schrifttafeln, welche sie finden, und bieten sie den Reisenden zum Kauf an. So sind manche interessante Inschriften gerettet worden, die sonst verloren gegangen wären. Andererseits ist damit die Anregung zum Betrug gegeben, wiewohl eine Fäl-

---

*) Sipar war der Hauptsitz des Sonnencults; deßhalb führte es in vielen assyrischen Inschriften den Beinamen „das Sipar des Sonnengottes", zum Unterschied von einer andern Cultstätte, die in den von Rassam dort gefundenen Urkunden erwähnt wird; dasselbe war der Göttin Anunit heilig. Durch diese Zweizahl der Verehrungsstätten erklärt sich der Dual in Sepharvaim (einem der Ansiedelungsorte der exilirten Israeliten, 2 Könige 17, 24, vergl. 18, 34 und 19, 13). Der Name Sipar, zusammenhängend mit dem hebr. sepher, Buch, deutet hin auf die in Babylonien blühende und hochgeschätzte Literatur.

schung dieser Täfelchen unter den dortigen Verhältnissen ganz besonderen Schwierigkeiten unterworfen sein möchte.*)

Was endlich den künstlerischen Werth der babylonischen Bauwerke betrifft, so können sie einen Vergleich mit den prachtvollen assyrischen Königspalästen nicht aushalten; sie machen Eindruck mehr durch das Massige ihrer Anlage als durch geschmackvolle Gliederung der einzelnen Theile. Auch scheint die bildende Kunst nicht wie in Assur durch die Baukunst starke Impulse empfangen zu haben. Ein im Schutt des Kasr aufgefundener Löwe aus Basalt leidet an solcher Unvollkommenheit, daß man ihn für unvollendet halten möchte. Ebenso sind die Darstellungen auf den Sarkophagen ohne künstlerischen Werth. Auch Leistungen der Malerei sind noch nicht nachgewiesen. Die Zimmerwände entbehren derselben und begnügen sich mit einfachem Verputz von weißer Farbe. Dagegen sollen die gravirten Muscheln und geschnittenen Steine wie auch einzelne Thongefäße gefällige Formen aufweisen. Ueberhaupt scheint der Kunstfleiß der Bewohner sich mehr dem Luxusgewerbe zugewandt zu haben; Erzeugnisse der babylonischen Weberei wie z. B. Teppiche werden oft genug im Alten Testament erwähnt. Aber alle derartigen Kostbarkeiten haben die Zerstörung der Städte natürlich nicht zu überdauern vermocht.

Ein größeres Interesse dagegen beanspruchen die Geistesproducte der Babylonier, soweit sie durch die Keilschriftliteratur bisher auf uns gekommen und entziffert sind. Darüber in einem zweiten Artikel.

Oldenburg. Dr. Brandt, Divisionspfarrer.

Das Alter der Urväter.

Eingesandt von P. G. Ebling.

Vorbemerkungen:

1. Es ist eigenthümlich und trägt gar viel zur Erschwerung unsres Glaubens an die heilige Schrift in ihrer Berichterstattung über die fast endlose Dauer der Lebenszeit unsrer Urväter bei, daß in keiner Völkerkunde oder Profangeschichte Aehnliches constatirt wird, da wir doch über Anderes in der heiligen Schrift, Anklänge in den Sagen und Ueberlieferungen, wenn auch noch so entstellt finden.

2. Gleich merkwürdig ist es, daß uns kein Alter von Frauen in der hl. Schrift genannt wird, sondern nur das der Männer, so selbstverständlich doch ist, daß deren Alter mit dem der Männer in ähnlichem Verhältniß wie auch jetzt correspondirte.

3. Die hl. Schrift muß einen ganz bestimmten Zweck verfolgt haben bei Nennung des Alters dieser einzelnen Repräsentanten, da sie ja damit nicht auf Allgemeinheit Anspruch machen will, sondern sie vielmehr nur so neben-

*) Gleichwohl ist im britischen Museum zu London die Unächtheit von etwa fünfzig Schrifttafeln constatirt. Das ist nicht viel unter so viel tausenden von Inschriften mahnt aber zur Vorsicht.

bei aufführt, sonst hätte sie noch viel mehr nennen können und müssen, als nur diese.

4. Jede geschichtliche Epoche hat ihre besonderen Eigenthümlichkeiten, auf die sie vor allem Anderen Gewicht legt in ihrer Aufzeichnung und Nebensächliches nur insofern in ihren Pragmatismus aufnimmt, als zu dessen Verkettung nothwendig, was ja in der hl. Schrift von der Urzeit unsres Geschlechtes fast allein gelten kann, die darum von aller geordneten Chronologie unsrer Zeit Abstand nimmt.

5. Bis auf unsre Gegenwart ermangelt allen minder cultivirt und entwickelten Völkern die Basirung ihrer Geschichte auf bestimmte Kalenderdaten in unsrer Weise. Dagegen ist bei ihnen der Autoritätsglaube auf Grund der Ueberlieferung unantastbar und hat den großen Nutzen, daß die Sache selbst stets im Vordergrunde steht, wie dies ja bei dem Volke jetzt noch der Fall ist, das jede Umständlichkeit vermeidet, um nur die Hauptmomente der Vergangenheit für die Gegenwart fruchtbar zu erhalten.

6. Dies hat die hl. Schrift freilich nicht von uns, sondern wir von ihr erlernt, und darum erweist sie sich auch dadurch als das Werk heiliger Eingebung aller höchster und doch populärster Weise zugleich, ferne aller menschlichen Erfindung und doch die menschlich wahrste aller Geschichten.

In und über die Zeit, in welche wir durch das vorstehende Thema versetzt werden, gelingt es uns spätgebornen und so kurzlebigen Menschen, von kaum einem Jahrhundert, jener acht- und zehnfach größern und reichern Lebensdauer nicht einmal einen annähernden und rechten Begriff zu machen. Die darum so großes Aufsehen erregende und allerwelts cursirende Frage bei uns ist darum auch die: war es möglich und wirklich, daß deren Lebensdauer in solche Zeitperioden, wie unser Jahr eingetheilt wurde, oder rechnete man damals nach andrer Zeiteintheilung, wofür wir aber leider keine andre Bezeichnung als Jahr im jetzigen Gebrauch des Wortes haben? Zu dieser Antwort ist gewiß guter Rath recht theuer! Denn außer der hl. Schrift ist kein andres Urkundendocument in der Sache vorhanden, deßwegen ist dieselbe sammt dem nüchternen und einfältigen Glauben, der sich aus ihren Aufzeichnungen ergibt, nicht allein den schwersten Angriffen, sondern sogar der Verachtung ausgesetzt gewesen, da die Erfahrung von der Altersdauer durch die Jahrtausende hingeschwundener Geschlechter keine andre als die unsre sei, so falle die Glaubwürdigkeit der hl. Schrift als geschichtlicher Urkunde von selbst dahin. Hiebei ging man mit den wildesten Spekulationen, Hypothesen und der ausschweifendsten Willkür zu Werke: Mondjahre und Cyklen mußten zur Aushülfe dienen; man erfand und berechnete nach bloßen Meinungen; kürzte bei zu großer Länge ab, und schob bei zu großer Kürze wieder ein. So entstand im Verlauf immer wieder ein Chaos, als ob es sich um eine Neuschöpfung in der Sache handelte, weil man in der alten sich gar nicht zurecht finden konnte. Leider ging aus dem Meinungsbrei und wucherhafter Spekulation rationalistischer Einbildung nur bibelfeindliche Gesinnung und Zer-

störung des Autoritätsglaubens der hl. Schrift hervor. Sie wurde dadurch im Volke entwerthet und ihre historische Bekundung des Alters der Urväter unsres Geschlechtes sank als theure Ueberlieferung von ihrer Erhabenheit zur Gemeinwitzelei herab.

Aus dieser sprudelnden und brausenden Gährung erhoben sich zeitweilig wieder etwas hellere Blasen, mittelst deren Durchsichtigkeit man doch wieder mehr auf den tieferen Grund schauen konnte. Gott sei Dank, daß man wieder auf recht einfachem und nüchternem Wege der boshaften Unkenntniß mit Thatsachen entgegen treten lernte, ohne jedoch damit schon zu solcher Klarheit und Festigkeit gekommen zu sein, um genau zu wissen und sagen zu können, so war es und aus diesem Grunde. — Vielmehr wollen wir gleich sagen: es wird für uns ein Geheimniß bleiben und die zugestandene Wahrheit und Wirklichkeit der Sache unsren Glauben an die Schrift allezeit in der einfältigsten Weise erfordern. Was wir thun können ist sowohl unsern Gegnern als allen Zweiflern frank und frisch zu sagen: wir haben in dieser biblischen Ueberlieferung keine Narrenkappe aufsitzen, sondern wirklichen Schmuck und Krone als eines Gottesgeschlechtes, das darinnen einen Beweis seiner hohen Majestät und einen Triumph seiner Abstammung feiert und das bis jetzt keine andre Wandlung seit jener Urväter durchzumachen gehabt, als die Abkürzung seiner Lebensdauer. Unser heutiges Geschlecht ist noch mit denselben Qualificationen angethan, wie einst jene übererfahrungsreichen Vorahnen, deren geistige Errungenschaften trotz der Sündfluth auf uns übergegangen sind. Wir stehen sogar in der Fortentwicklung und Ausbildung derselben, in einem nie geahnten Grade, so daß wir an ihrer Statt, jetzt im Nu Jahrhunderte derselben durchleben.

Wenn nun aber auch die Verkürzung unsrer Lebensdauer ein beklagenswerther Verlust ist, der sich als Strafe göttlichen Zornes reichlich fühlbar macht, so enthält die hl. Schrift dennoch die denkbar menschenwürdigste Tradition von der Urgeschichte unsres Geschlechtes. Bei uns handelt es sich im gegebenen Falle um Thatsachen zur Widerlegung der Afterweisheit einer alles idealen Aufschwungs baaren Zeit, und zur Begründung unsres Glaubens an die heilige Ueberlieferung zur Befestigung und Stärkung in demselben, um bei uns im Haushalte als Verwalter der mancherlei Gnade Gottes und heiligen Geheimnisse Verwendung zu finden, welche Schätze wir kaum in unsren irdischen und schwachen Gefäßen tragen können, um nichts davon zu verlieren oder zu profaniren; dagegen soll uns dies Alles stets wach und in heiliger Uebung erhalten, daß nichts veraltet, sondern frisches Quellbrünnlein bleibt.

Da der alte wie der neue Rationalismus nur Verstandes-Religion ist, so operirte er auch hier wie überall, d. h. er fing an nach dem gegenwärtigen Stand der Lebensdauer Schlüsse zu ziehen, zu berechnen ꝛc. und grub sich viele löcherichte Brunnen, die für die Dauer kein Wasser geben, sondern nur für den Augenblick da sie gegraben werden, bald darauf aber vertrocknen. Es ist ein trauriges Zeichen unsrer Zeit, daß die grassesten Irrthümer bald zu hellen Flammen aufschlagen können, die nachher kaum ein Aschenhäuflein zurück lassen. —

Was nun die Wirklichkeit der Dauer so hohen Lebensalters betrifft, so haben wir in unsrer Zeit ja noch schwache Nachbilder und zwar bis nahe an die 200 Jahre und merkwürdigerweise alle in warmen Ländern; so in Italien, Neu-Mexico, Chili in Südamerika und sogar Aegypten (man siehe bei Hufeland Makrobiotik; Delitsch, Genesis; Globus, Zeitschrift für Länder und Völkerkunde &c.). Hieraus ergibt sich zunächst der Schluß, daß die Naschlebigkeit nicht Folge des Klimas, sondern durch ganz andre Einflüsse bedingt ist. Allgemein wird geltend gemacht, daß die kälteren Klimate ein höheres Alter als die heißen oder auch gemäßigten erzeugen sollen.

Wenden wir uns hierauf in Kürze zu den verschiedenen Jahrhypothesen als: Mondjahre, Cyclen, Sonnen- und siderischen Jahre &c., so lernen wir die Schwäche der Gegner am besten kennen, und aus ihrer Thorheit bald merken, wo bei ihnen der Pfahl im Fleische sitzt. Will man annehmen, es seien nur Mondjahre gewesen, nach denen damals berechnet wurde (nämlich von der Umlaufszeit des Mondes um die Erde), dann kommen dabei überaus schlagende Beispiele zum Vorschein, so daß man sie sofort wieder ungeschehen machen möchte, wenn es möglich wäre. Adam wäre z. B. noch nicht einmal 11 Jahre alt gewesen als er Seth zeugte; Mahalaleel dagegen nur 5½ Jahre als er Jared zeugte und hätte bei seiner Geburt schon Bräutigam sein können und Lamech, der Vater Noahs, wäre trotz seiner 182 Jahre doch nur kaum 16 Jahre gewesen als Noah geboren wurde &c. &c. Der andre Nothanker saß ein wenig fester, wonach man nämlich nach Cyclen berechnete, deren Dauer aber wieder von einander abweichen; hiernach käme Henochs Alter auf etwa 300 Jahre zu stehen, die andren in entsprechendem Verhältniß. Das wäre nun scheinbar plausibel genug, wenn es nun auch nur so sicher wäre und feststände (obgleich es auch so eine sehr morsche Stütze ist), so könnte man es schon gelten lassen, weil es der hl. Schrift doch in etwa entspricht &c. Nun aber sind die Gelehrten keineswegs einig darüber, welcher Cyclus zu nehmen sei, da man Sonnen- und Mondcyclen hat, zwischen beiden aber ein ganz bedeutender Unterschied besteht.

Andre wollen die Zeit auf Sonnenjahre reduciren, welche mit unsrem jetzigen Jahre fast dasselbe, weil sie nur zehn bis zwölf Tage kürzer sind. Demnach wäre Methusala etwa 940 Jahre alt gewesen &c. Dies jedoch verlohnt sich kaum auch nur einmal eine Feder anzusetzen, um die hl. Schrift der Unwissenheit zu überliefern, betreffs dessen, daß man damals keinen Kalender wie jetzt gehabt hat.

So viel nur vom Putzen an der Schale aller derer, die vom Kern nichts wissen! Es ist hier wiederum überaus merkwürdig, daß da, wo es sich um den Glauben handelt, man mit der Wissenschaft, im positiven Sinne, so gut wie nichts ausrichten kann, sondern der hl. Schrift gegenüber nur lauter negative Resultate erzielt. Hier können wir gleich folgende Gedanken zum Ausdruck bringen: 1. Der Standpunkt der heiligen Schrift deckt sich nicht mit dem Standpunkte unsres Erkennens ihrer Wahrheit, sondern nur mit dem Standpunkte unseres Glaubens an dieselbe; 2. ginge ihr Inhalt nicht

über unser Erkennen hinaus, dann würde sie für die Wahrheit aller Dinge, nur insofern zum Ausdruck bringen, als sie für unser Denken erreichbar wäre, dann aber fiele bei geistig entwickelten Menschen aller Glaube dahin; 3. die Möglichkeit in Sachen des Glaubens ist daher nicht von unserm Verständniß derselben abhängig; 4. ist nichts destoweniger die heilige Schrift irrthumlos [a) betreffs ihrer Anschauung und Auffassung der Dinge, b) wie auch in der Herstellung derselben, obwohl durch die menschliche Intelligenz vermittelt, wodurch sie ihren menschlich individuellen Charakter erhält] nur reicht unser Erkennen nicht bis zur Universalität ihrer Anschauung und Auffassung hinan, bis wir über die Sphäre unserer Materialität hinüber sind (durch die Auferstehung), wo wir dann die gesammte Offenbarung Gottes als Wahrheit der heiligen Schrift erkennen werden.

Fragen wir hier nun billigerweise: Ist es Zweck der hl. Schrift uns mit den genannten Namen nur die höchsten Altersstufen der damaligen Menschen anzugeben, oder hat sie nicht etwas ganz anderes bei ihrer Ueberlieferung im Sinne? In der Beantwortung müssen wir das Erstere verneinen und das Zweite setzen. Es kann ja damals noch viel ältere Menschen gegeben haben, als die genannten, nur waren sie nicht in der direkten Linie des Seth als Träger der Gottesidee oder Verheißung eingeschlossen, mit andern Worten: nur die Hauptrepräsentanten in der heiligen Genealogie sind uns genannt.

Gehen wir nach diesem nun zu der Frage über: Wie war es möglich, daß Jene ein so hohes Alter erreichten, gegenüber unserer kurzen Lebensdauer, die ja schon zu mehrtausendjähriger Erfahrung geworden ist? Keine nüchterne Anschauung von der Sache steht trotzdem, wenn genaue Prüfung erfolgte, mit einem „Nein" da, sondern nur mit der Bewunderung, warum damals und jetzt nicht mehr? Hier gilt vor allem genannt zu werden, daß dem gesammten Menschengeschlechte noch die ungeheure Lebensmacht in ihrer fast unzerstörbaren Dauer innewohnte. Noch unweit dem Schöpfungsmorgen und in der Nähe des Paradieses stand es noch nicht so unter der Last und Hitze des Tages wie jetzt, sondern noch im Thau der weihevollen Gottesnähe sammt deren Schutz und lebender Macht. Der Tod in seiner Durchdringung von innen nach außen und Einwirkung von außen nach innen war noch ein zitternder Feind vor solchen Majestäten, der Urkraft, die eben noch keine Ahnung vom Verfall und dem Aufhören des Lebens hatte. Die Sünde war wohl als Prinzip im Organismus des Menschen, aber die Zersetzung, Zerstörung und Auflösung der Urkraft ging natürlicherweise nur sehr langsam vor sich, weil dies nicht allein beim Menschen, sondern der gesammten übrigen Schöpfung in gleicher Weise der Fall war. Darum stand es auch ähnlich mit der Umgebung des Menschen und äußeren Einwirkung der Natur auf ihn, d. h. die Gesammteinwirkung derselben war noch eine hochgradig harmonische, die Körper und Geist gleichermaßen belebte und wohlthuend auf ihn einwirkte. — Die Urfülle von Kraft dämmte noch jedes Hervorbrechen der Zerstörung ein; denn gleichwie der menschliche Körper noch nicht von den vielen und massenhaften Krankheitsstoffen der Jetztzeit durchwohnt war, nach Jahr-

tausenden der Vergewaltigung durch den Tod, so war auch die Natur noch frei von den schädlichen Einflüssen auf den Menschen. Ganz in derselben Weise stand es mit den klimatischen Verhältnissen, die noch frei von allen (?) verderblichen und todbringenden Ingredienzen waren. Auch eine andere Atmosphäre umgab damals unsere Erde noch im Unterschied von der jetzigen. Der nachparadiesische Zustand dauerte mit nur ganz allmäliger Abschwächung bis zur großen Fluthzeit. Bis dahin gab es noch kein gewöhnliches oder auch außerordentliches Mittel die Gesammtheit des Erschaffenen dem Tode zu unterwerfen und ihm zu solcher Herrschaft zu verhelfen, wie nach Gottes Plan geschehen sollte, anders, als durch das Urmittel des Erschaffenen auch wieder dessen Vertilgung herbei zu führen, d. h. das Wasser. Aus demselben entstand nach Gottes Geheiß das Gewordene und durch dasselbe gelangte auch der Tod zu seiner Allgemeinherrschaft. Jedes Glied in der Natur zersetzte, löste sich auf und zerbrach. Aus dieser universalen Umwälzung und Andersgestaltung der Dinge ging eine Verkrüppelung auf allen Stufen des irdischen Daseins hervor, das im Verlauf von Jahrhunderten auf sein gegenwärtiges Niveau herabsank. Die Urkraft und Lebensfülle war zerdrückt und die Gegenkraft des Todes zur Entfaltung gekommen. Der weihevolle Hauch über der Schöpfung sammt der Jungfräulichkeit der Natur waren zerstört und die Gesammtheit des Erschaffenen der Sünde zum Tummelplatz und dem Tod zur Vernichtung preisgegeben. Alles war degradirt. Vorher war alles Anmuth für Körper und Geist; was der Mensch sah, einathmete und genoß, erquickte ihn und so lebte er in harmonischer Umgebung und Belebung unter der gedeihlichen und förderndem Einwirkung von Außen. — Statt der Kochbücher und Modejournale galt bloßes Bedürfniß und Angemessenheit der Natur bei seiner Ernährung und körperlichen Gestaltung und Erhaltung; nichts ging über diese in ihrer größten Unmittelbarkeit (man vergleiche hiermit unsere jetzigen Verkrüppelungssysteme in der Ernährungs- und Gestaltungsweise der Menschen).

Es will nun gewiß nicht viel sagen, wenn man in jetziger Zeit auf dem Kriegsfuße gegen besondere Nahrungsmittel, als durchaus schädlich verharrt, oder wenn man unsre ganze jetzige Weise der Speisebereitung im allgemeinen verurtheilt — vergleiche die Vegetarianer oder Grahamiten. Es hilft darum nichts, wenn sich auch alle Philosophen die Köpfe zerbrechen, um die Ernährungsweise wieder auf einen andern Weg zu leiten, damit unserm Körper wieder homogenere Stoffe aus der Natur zugeführt würden — es wird sich alles gleich bleiben. Mit Kunst werden unsere Nahrungsmittel erzeugt und mit Kunst müssen sie wieder genossen werden (man vergleiche die Dungsubstanz in den zu genießenden Subsistenzmitteln der Pflanzenwelt, besonders aus Treibhäusern, gegenüber der Einfachheit aus Natur — ebenso die gegohrenen Getränke sammt ihrer Verfälschung).

Desgleichen gibt es kein Klima mehr, das allen Theilen unsres Körpers auf die Dauer zusagte. Das der Gesundheit zuträglichste bei allem liegt in dem einen Satz: Mäßigkeit ist die Würze alles Genusses (Genießens). Sieht

man auf die Menschen, die sich jetzt von allem enthalten, z. B. Tabak, gegohrene Getränke und selbst des Ehelichwerdens, so machen sie trotzdem keine Ausnahme, da sogar die Lebensdauer der wilden Völker noch weit unter der der civilisirten steht, die weder Tabak noch gegohrene Getränke genießen.

Ein weiterer Grund war und ist der: es gab noch keine großen Städte — es fehlten noch die Londons und Paris! Was damit gesagt werden soll, liegt auf der Hand, einmal keine Luftverpestung durch das Zusammengehäuftsein der Menschen. Ferner gab es aber auch noch keine so aufregenden Sorgen (vergl. das Wort des Herrn: man freite sich und ließ sich freien); keine Industrie jeglicher Art, die so viele Opfer forderte; kein Streit und kein Krieg um das Mein und Dein? Man konnte gegen Abend, Morgen, Mitternacht oder Mittag gehen und Jeder nehmen so viel er wollte (vergl. Abraham und Lot viele Jahrhunderte später). Tagereisen weit lagen die Lagerzelte der Nomadenfürsten auseinander. Da war jeder Besuch beim andern eine Gesundheitsreise und Erholung im besten Sinne des Wortes. Natur und Luft waren rein; die Jahreszeiten glichen einem ewigen Sommer mit verjüngendem Frühling; denn an etwas anderes war vor der Sündfluth nicht zu denken in der damals bewohnten Welt. Das war noch die Welt gesunder Natur und nicht verderbter Kunst, ohne medizinisches Collegium und weltberühmte Heilanstalten.

Eine andere Frage ist freilich diese: Warum erreichten sie ein so hohes Alter? Da können wir mit der Antwort als Zweck setzen:

1. Um der Ausbreitung willen des Menschengeschlechtes, daß die Erde gefüllt werde. Wie ungeheuer rasch muß die damalige Verbreitung bei so außerordentlicher Fruchtbarkeit und hoher Lebensdauer der Menschen gewesen sein — kein Sterben in der Jugendzeit, sondern nur lauter Entstehen für Jahrhunderte lang in der Familie. Denn ganz gewiß hielt die Zeugungskraft im Verhältniß wie auch bei unsrem jetzigen Geschlecht vor, d. i. für die Hälfte der durchschnittlichen Lebensdauer. Hundert, ja Tausend neue Sprößlinge umstanden den alten Stamm.

2. Durch die lange Dauer ihres Lebens sollte die ungeheuere Fülle von Lebensmacht und Kraft, die unserm Urgeschlecht inne wohnte zu ihrer Entfaltung kommen; damit verbunden aber die reiche Erfahrung sammt der Herrschaft und Hoheit Mensch zu sein gegenüber der übrigen Schöpfung, was bei kürzerer Lebensdauer nicht der Fall hätte sein können.

3. Galt es aber auch der Gemeinschaft des Menschen mit Gott wieder recht bewußt zu werden, a) durch direkte Offenbarungen seitens Gottes an die Menschen (vergl. bei Seth), b) durch das Hineinwachsen in die Werke Gottes als vermittelter Gemeinschaft mit ihm, sammt dem Durchschauen und Durchwohnen der Gotteskraft in der Schöpfung, im Hinblick auf so lange und reiche Erfahrung, obgleich auch in einzelnen Fällen eine mindere Zeit hinreichte das Irdische zu durchbrechen und himmlisch zu werden. (vrgl. Henoch.)

4. Durch das hohe Alter der Urväter überlieferte sich die Schöpfungsurkunde in zweien Glieder von Adam auf Abraham, indem Noahs Vater noch

56 Jahre mit Adam lebte und Noah wieder mit Abraham etwa 60 Jahre, sodaß wir darinnen die sicherste Gewähr und treueste Bürgschaft für die Autorität der heiligen Urkunde, wie sie von Adam den Urvätern als heiliges Erbe seinen Nachkommen überliefert, haben und dieserhalb nichts weiter bedürfen.

5. Daß die Makrobier der Urzeit Vorbilder seien für die der Endzeit, wie Lange es so begeistert vertritt, können wir nach dem Gesagten ganz gut dahin gestellt sein lassen.

6. Für uns schließt sich der Urkundenbericht von der Majestät des Alters unsrer Urväter nicht allein in völlig glaubenswürdig, sondern auch in durchaus würdevoller Weise und bedarf keiner weitern Zugabe menschlicher Ergänzung, so daß auch in diesem Stück die heil. Schrift in ihrer erhabenen und vollkommenen Würde dasteht, als Gottes Wort geschrieben auf Antrieb und durch Erleuchtung des heil. Geistes.

7. Das, wofür unsrer Erkenntniß die Mittel zur festeren Begründung fehlen, kann dennoch unsrem Glauben die Ruhe gewähren, daß in diesem Mangel kein Zweifel Nahrung finden, sondern je fester sich unser Glaube in die biblischen Thatsachen einlebt, desto größer wird sein Reichthum, stärker seine Macht und seliger sein Gewinn und dieser kann kein andrer sein: als wir sind Gottesgeschlecht und sein Ebenbild!

Die alte Synagoge und die christliche Verkündigung.

Von Lic. Dr. Georg Schnedermann, Docenten in Basel.

(Abdruck aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben.)

Da   der alten Synagoge zu Jesu Christo und zu der Predigt, die von ihm handelt, ist in mehr als einer Hinsicht von Wichtigkeit. Es ist schon interessant für die Geschichtsschreibung, dem Grunde und der Entwicklung eines bedeutsamen Gegensatzes nachzugehen, um ihn psychologisch zu begreifen. Begreift man ihn richtig, so muß für das geschichtliche Verständniß der betheiligten Personen und der ganzen in Betracht kommenden Zeitlage sich ein Gewinn ergeben. Und nun dieser Gegensatz! In der Synagoge faßt sich das ganze Leben und Denken des jüdischen Volkes, des Volkes des Alten Bundes, zusammen, und in Jesu tritt ihr der Neue Bund entgegen, das Größte und Höchste, was die Geschichte der Welt und insbesondere der Religion aufzuweisen hat. Unter solchen Umständen muß man sich wundern, daß die christliche Theologie und Gemeinde nicht bereits längst viel mehr und eingehender insbesondere mit den Pharisäern sich befaßt hat. Bleibt doch Jesu Arbeit in gewissem Grade dem modernen Leser ohne genauere Kenntniß der Pharisäer unverständlich; drängt sich doch einem jeden Bibelleser immer von neuem der Gedanke auf, unser Herr und Meister sei vielleicht allzu hart mit diesen Leuten verfahren, oder die Pharisäer seien geradezu unbegreiflich verrannte, heuchlerische und harte Sünder. In der That schelten oftmals wohl Lehrer und Glieder der christlichen Gemeinde diese Menschen allzu sehr. Sie sollten nicht vergessen, daß die Pharisäer sich nicht mehr vertheidigen kön-

nen; sie sollten sich fragen, ob sie selbst sich die rechte Mühe gegeben haben sie zu verstehen; sie sollten bedenken, daß ihnen nicht ohne weiteres erlaubt sei, was Jesu gestattet war; sie sollten untersuchen, ob sie wirklich Jesu Meinung gerecht werden, wenn sie, ohne es zu wollen, oftmals mehr oder weniger deutlich sprechen: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie jener Pharisäer;" sie sollten bedenken, daß auch jene Leute Menschen waren, obwohl sehr sündige Menschen, und daß die christliche Theorie und Praxis nur gewinnen kann, wenn sie die Sünde jener Menschen nicht teuflisch, sondern menschlich faßt, da ja die gegenwärtige Menschheit dann viel besser durch Jesu Kampfesworte getroffen wird; sie sollten endlich nicht übersehen, daß das Judenthum der Gegenwart vielleicht ohne Noth verletzt und abgestoßen wird, wenn die christliche Gemeinde sich nicht Mühe gibt, das jüdische Volk mit seinem Denken und Streben zu verstehen. Wirklich haben jüdische Gelehrte mit aller Entschiedenheit auch neuerdings wieder für den Pharisäismus Partei ergriffen und ihr Volksdenken mit dem Scheine des Rechts vertheidigt.

Hierzu kommt noch etwas Weiteres. Die deutsche theologische Welt, und mit ihr die christliche Welt überhaupt, ist seit dem Anfang dieses Jahrhunderts besonders von Tübingen aus durch Chr. F. Baur und seine Schule in große Aufregung versetzt worden. Diese namhaften Gelehrten wollten die apostolische und nachapostolische Literatur aus dem Kampf zweier Gegensätze und der schließlichen Vermittelung derselben im Ganzen wie im Einzelnen erklären. Ihr Versuch ist mißlungen, weil sie den von Anfang an gegebenen gemeinsamen Boden, auf welchem die Geistesarbeit der Jünger Jesu sich bewegte, grundsätzlich außer Betracht ließen, ja leugneten, und sodann, weil sie den großen Geisteskampf schlechterdings innerhalb der christlichen Gemeinde sich auswirken lassen wollten. Sie konnten aber mit ihren Sätzen zu hohem Ansehen gelangen, weil sie eine große, längst bekannte, aber für die biblische Theologie und Geschichte bis dahin nicht gehörig verwerthete Wahrheit auf ihrer Seite hatten, die Jedermann einleuchten mußte, daß nämlich die neue Verkündigung Jesu und seiner Apostel, welche den Gegensatz zu der bisherigen Gesetzestheologie bildete, doch auch in mannigfacher Weise an die bisherige jüdische Theologie anknüpfte, und daß jeder Jude, indem er an Christum glauben lernte, in irgend welcher Weise die alte und die neue Anschauung in Verbindung miteinander bringen mußte, sowie endlich, daß das Christenthum eines Heiden einen wesentlich anderen Seelenkampf theils voraussetzte, theils in sich schloß. Wenn aber Baur und seine Schule von hieraus einfach zwei untereinander in keiner inneren Gemeinschaft stehende große Hauptlager, Judenchristenthum und Heidenchristenthum, annahm und beide sich heftig befehden ließ, so befand er sich in einem begreiflichen, aber von dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Arbeit aus verwerflichen Irrthum.

Der Verfasser dieser Zeilen verdankt eine wesentliche Bereicherung seiner auf diesen Gegenstand sich beziehenden Anschauungen auf indirektem Wege der talmudischen Literatur. Er ist kein Talmudist; vielmehr bewegte sich seine Arbeit bisher berufsmäßig auf dem Boden des Neuen Testaments. Indem

er das Webersche „System der altsynagogalen palästinischen Theologie" mit Prof. Dr. Frz. Delitzsch herausgab (Leipzig 1880), fiel begreiflicherweise auf ihn nur die Arbeit der abschließenden Redaktion und die Prüfung des inneren Zusammenhanges des nachgelassenen Werkes; dabei hat er viel gelernt und eine bestimmtere Antwort auf die ihn schon vorher viel beschäftigende Frage nach dem Verhältniß der alten Synagoge zum Christenthum gefunden, jedoch so, daß ihm die entscheidende Antwort selbst auf dem Gebiete der neutestamentlichen Schriften liegt. Zur weiteren Illustration dieser im Folgenden zu behandelnden Antwort dienen bekanntlich neben Josephus die apokryphischen und pseudepigraphischen Schriften des Alten Testaments, welche in ihrer Bedeutung für die Erforschung des jüdischen Volkszustandes zur Zeit Jesu erst neuerdings recht gewürdigt werden (vgl. Schürer, „Neutest. Zeitgeschichte", Leipzig 1874, S. 14 fg.; 511 fg.). Selbst die Kirchenväter werden in dieser Hinsicht noch mehr herangezogen werden können; aber auch die Verwendbarkeit der jüdischen Literatur (Targum, Midrasch, Talmud) zu diesem Zwecke ist bei gehöriger Umsicht angesichts der Weberschen und anderer Arbeit nicht mehr zu bezweifeln (Schürer, a. a. O., Seite 437 fg.).

Warum hat die Synagoge Jesum als den Christ verworfen? Dies ist die Frage, deren Beantwortung die vorliegende Skizze dienen will. Dabei gilt die Synagoge als officielle Vertretung des jüdischen Volkes und ist von dem Volke selbst vorkommenden Falls zu unterscheiden. Die Antwort hat erst den Volkszustand vor der Verwerfung kurz zu schildern, dann die Verwerfung selbst in's Auge zu fassen und zuletzt in Kürze abschließlich die Aenderung der Sachlage durch die Verwerfung und den Zustand nach derselben zu begreifen, dies alles vorzugsweise im Hinblick auf die theologischen Anschauungen der Juden.

I.

Um zuerst den Zustand vor der Verwerfung zu begreifen, muß man sich die große Geschichte und den hohen Beruf des jüdischen Volkes vergegenwärtigen. Es ist in seiner Gesammtheit ein Bekenner und Prophet des Einen Gottes inmitten der polytheistischen Völkerwelt (2 Makk. 1, 27). „Jahve ist Einer" ist sein Grundbekenntniß (vgl. Weber, a. a. O., S. 146 fg.; Sir. 1, 8; Psalt. Salom. 5, 7; Röm. 3, 30; 1 Kor. 8, 4; Jak. 2, 19; 4, 12), für welches es zu streiten und zu leiden bereit ist. Früher abgeschlossen von der übrigen Völkerwelt, wird es seit Cyrus und Alexander mit diesem seinem Glauben in die Wogen des heidnischen Völkerlebens hineingezogen, erwirbt sich in den Makkabäerkämpfen den Ruhmeskranz überzeugungskräftigen Handelns und Leidens gegenüber gewaltigen feindlichen Mächten, kann sich aber unter der Griechen- und Römerherrschaft dem allgemeinen kosmopolitischen Zuge nicht entziehen (vgl. 2 Makk. 4, 10. 13; 6, 9). In großen Schaaren strömt das jüdische Volk hinaus in die Städte der Heiden, in großer Zahl kommen die Heiden in die Grenzgebiete und selbst in das Innere des jüdischen Landes. Auch der heidnische Geist dringt in jüdische Herzen ein, und mehr als Einer hält bewußt oder unbewußt einen Bund mit der Heidenwelt oder

doch ein Verhandeln mit heidnischen Gedanken für angezeigt oder doch für nützlich. Der ernstere Theil des Volkes aber macht eine andere Beobachtung. Er findet aus eigener Erfahrung je und je bestätigt, was ihm schon längst Glaubenssatz war: Nirgends ist ein Volk wie wir! Kein Volk steht auf einer so hohen Stufe der Tugend (vgl. Gal. 2, 15). Kein Volk besitzt eine solche Religion, eine solche Erkenntniß vor Gott, einen solchen Gott wie wir. Höre, Jsrael, Jahve ist Einer, und ist unser Gott, und wir sein auserwähltes Volk. Selbst die Heiden entziehen sich der Verehrung dieses Gottes nicht; sie ehren seinen Tempel, sie bringen Opfer und Weihgeschenke, sie schützen sein Volk. Und wie die Weltmacht sich unter Roms Herrschaft einheitlich (vgl. 1 Makk. 1, 4) verfaßt hat, so drängt auch der religiöse Sinn der Menschheit nach einheitlicher Gotteserkenntniß: nicht zufällig ist es, daß allerwärts die Zahl der „Fremdlinge" aus den Heiden, sonderlich aus der edlen Frauenwelt, sich mehrt, die in Jsraels Hütten Befriedigung suchen für das Sehnen ihres Herzens (Tacitus Histor. 5, 5). Wäre das jüdische Volk noch nicht stolz gewesen, so konnte es durch solche Gedanken und Betrachtungen über seine Zukunft als Gottesvolk stolz werden. Wie viel solcher Gedanken mögen dem jungen Saulus durch den Kopf gegangen sein, wenn er in den Straßen seiner Vaterstadt Tarsus sich und sein Volk in kindischer Klugheit voll kindischer Anschläge (1 Kor. 13, 10) mit der Heidenwelt verglich!

Andererseits war das jüdische Volk in der Heidenwelt im höchsten Grade unbeliebt. Josephus und die apokryphischen Schriften wimmeln von Belegen für den heidnischen Judenhaß; Tacitus beweist ihn; Neros Christenverfolgung wurzelt darin; die Kriegsknechte der Evangelien, sowie die Haltung des Pilatus machen diesen Haß anschaulich, und der große Krieg von 66 — 70 drückt das Siegel darauf. Das „Gottesvolk" (1 Makk. 1, 25—29; 5, 19 fg.), das sich nirgends einfügen wollte und überall selbstsüchtig handelte, war ja wirklich, menschlich geredet, in hohem Grade unliebenswürdig. Auf das jüdische Volk selbst aber konnte das nur so wirken, daß sein Stolz dadurch vermehrt ward: es meinte ausschließlich um des lebendigen Gottes willen, den es bekannte, gehaßt zu werden.

Denn was machte dieses Volk zu dem, was es war? Keinen Augenblick war es in Zweifel darüber: der Gott, dessen Eigenthumsvolk es war. Abrahams Kinder sind wir. Auch Jesus Christus erkannte das an. Aber wie äußerlich, wie fleischlich wurde dies verstanden; welch gefährlichen Dünkel erzeugte dieses Bewußtsein! Und für die Heidenwelt blieb nur Haß oder Verachtung solcher Einbildung gegenüber übrig (Tacitus, Histor. 5, 5).

Aber das jüdische Volk meinte ein Recht dazu zu haben. Es blickte zurück auf seine Geschichte. Da drängte sich ihm die Wahrnehmung auf, ähnlich derjenigen, welche Göthe in dem bekannten Worte vom Glauben ausgesprochen hat: es blühte, wenn es Gott diente; es gerieth in Noth und Elend, wenn es sich von ihm abwandte. Schon Jeremias (3, 17, 19 fg.) hatte das ausgesprochen, und seit dem Exil zieht sich dieser Gedanke durch die jüdische Literatur (Neh. 13, 18 u. ö.; vgl. Apg. 7).

Was aber heißt Gott dienen? Seine Gebote halten. Sie sind niedergelegt in dem Gesetze, das Gott seinem Volke auf dem Sinai durch Mose gegeben (Sir. 24, 22 fg.; 45, 1—5; Bar. 2, 28 fg. u. ö.; Weber a. a. O., S. 259 fg.). Diese Gesetzgebung steht in den Gedanken des jüdischen Volkes als der Glanzpunkt seiner Geschichte da. So hat sich Gott keinem Volke offenbart als diesem Volke; die Gesetzgebung war Gottes höchste Offenbarung, das Gesetz selbst ist die Offenbarung seines Willens, seines heiligen und gnädigen Willens. Das will beachtet sein: der Keim zu dem nachfolgenden Verhalten des jüdischen Volkes liegt in der Ueberschätzung des Gesetzes. Das alte Volk Israel hatte eine heilsame Auslegung und Ergänzung des geschriebenen Gesetzes in der Prophetie; das spätere Volk aber, das schon darum mit Recht den besonderen Namen „Juden" verdient (schon in der apokryphischen Literatur ganz regelmäßig neben Israel, welches Ehrenname bleibt; vgl. besonders 2 Makk. 2, 21; 6, 6; 8, 1; 9, 19 mit 1 Makk. 3, 11; 4, 11. 25; 5, 9), achtete in seinen Vertretern die Prophetie gering und glaubte in dem Gesetz allein die starken Wurzeln seiner Kraft zu haben.

Was war die Folge? Man mußte sich entschließen, das Gesetz als Gesetz um seiner selbst willen, so wie es war, sklavisch genau zu erfüllen, ganz oder gar nicht. Seine Uebertretung bewirkt Gottes Zorn, seine Erfüllung Verdienst, und dadurch die Gerechtigkeit „vor Gott" aus Gesetzeswerken. In diesem Sinne trieben schon Esra und Nehemia das Gesetz mit eiserner Strenge und lehrten es mit Eifer und schon Nehemia nicht ohne Gedanken an Verdienst (Neh. 5, 19; 9, 29. 32; 13, 14. 31). Dazu erstanden die Synagogen hin und her, um das Gesetz zu lehren und zu treiben. Um das Gesetz Gottes entbrannten die Kämpfe der Makkabäer (1 Makk. 1, 42, 44. 48. 52. 56. 63; 2, 21 fg. 27; 6, 59 u. ö.). Um das Gesetz schaarten sich, zuletzt im Gegensatz zu den Hasmonäern, die Eifrigsten, die „Frommen" (Chasidim), die „Genossen" (Chaberim, Weber, a. a. O., 44 fg.), die im Handel und Wandel sich gegenseitig levitische Reinheit verbürgten, die „Abgesonderten" (Pharisin), wie sie das Volk nannte. Allenthalben im Lande waren sie zu finden. Auch die Essäer hatten gesetzliche Art; Hillel und Schammai stritten um Fragen des Gesetzes, und selbst die Sadducäer wollten in ihrer Weise Gesetzeslehrer sein, nur daß sie die „väterlichen Ueberlieferungen" ablehnten, d. i. die kasuistischen Auslegungen und Ergänzungen des Gesetzes, welche die Pharisäer mit richtiger Folgerung aus dem falschen Vordersatz für ganz unumgänglich ansahen. Es war eben kein Entweichen: der Weg des Gesetzes ist bezeichnet durch kleinliche Bestimmungen ohne Ende. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Kulturkampf fängt wieder von neuem an. Selbst wenn auch der gute Wille der preußischen Regierung und möglicherweise auch die Geneigtheit der Kurie, den Kulturkampf ruhen zu lassen, vorhanden war, so war es doch immer noch sehr gewagt, auf einen baldigen Waffenstillstand zu hoffen. Ein Anlaß zur Erneuerung des Kampfes war denn auch bald gefunden.

Im preußischen Abgeordnetenhause stellte am 31. März der polnische Abgeordnete Jadzewsky folgende Anfrage an den Kultusminister: „Durch Beschluß des königl. Staatsministeriums ist für den Umfang der Erzdiözese Köln die Wiederaufnahme der eingestellten Staatsleistungen angeordnet worden. Wir stellen an die königl. Staatsregierung die Frage, ob dieselbe gesonnen ist, eine gleiche Anordnung für die Erzdiözesen Gnesen und Posen zu treffen: wenn nicht, was für Gründe vorliegen, welche ihre diesbezügliche Haltung rechtfertigen."

Die Antwort des Kultusministers lautete: „Die Interpellation setzt sich aus zwei Fragen zusammen. Auf die erste Frage, ob die Regierung gesonnen ist, eine gleiche Anordnung für den Umfang der Erzdiözesen Posen-Gnesen zu treffen, habe ich im Namen der Staatsregierung zu antworten: „Die Regierung ist nicht gesonnen, die Wiederaufnahme der Staatsleistungen in der Diözese Posen-Gnesen anzuordnen." Auf die zweite Frage: wenn nicht, was für Gründe vorliegen, welche ihre ablehnende Haltung rechtfertigen, habe ich im Namen der Staatsregierung zu antworten: „Die Regierung lehnt es ab, die Gründe für ihre bezügliche Entschließung darzulegen." (Große Bewegung, Unruhe im Centrum.)"

Darauf bemerkte der Abgeordnete Windthorst: „Die Erklärung, die wir soeben vom Ministertisch gehört haben, war nach Form, Inhalt und Ton so schwer verletzend, daß der Mann von Rechtsgefühl dadurch in seinem Innern erschüttert werden mußte, und wenn es hat geschehen können, daß diese Sprache im Hause mit einigen Bravos begleitet wurde, so verletzt mich dies nur noch tiefer. Diese Sprache ist nichts als eine Erinnerung an autokratischen Uebermuth. Wenn wir so dem autokratischen Wesen gegenübergestellt werden, dann werden wir unser Benehmen auch darnach einzurichten haben.

„Wir haben während des ganzen Culturkampfes bewiesen, wie wir mit äußerster Geduld die harten und schweren Maßregeln zu ertragen wußten, und ich muß in diesem Augenblicke an alle meine katholischen Freunde im Lande und besonders an die Katholiken in Posen den dringenden Wunsch richten, bei dieser neuen harten Behandlung ihre Geduld zu behalten und ihrer legalen Haltung in keiner Weise untreu zu werden. Aber wir werden auf dem Wege schwerer parlamentarischer Arbeit unsere Ziele ferner verfolgen; hier und im Reichstag werden wir mehr als einmal Gelegenheit haben, eine ähnliche Sprache zu führen, wie sie dem Herrn Minister beliebt hat. Wenn man auf Seiten der Regierung keine Rücksichten für uns hat, so haben wir sie auch nicht. (Stürmischer Beifall im Centrum, lebhaftes Zischen rechts.) „Es wird nicht mehr lange dauern, dann wird das ganze Volk an der Wahlurne Gelegenheit haben, seine Stimme zu erheben; ich bitte Alle hier im Hause, die uns angehören, und Alle, die außer dem Hause zu uns stehen, dann vollzählig zu erscheinen und ihre Pflicht zu thun, damit wir in derselben Stärke und Kraft überall wiedererscheinen und unser Wort erheben: dann werden wir im festen Zusammenschluß erzwingen, was man uns heute im Uebermuth verweigert. Vielleicht hat man geglaubt, durch eine so schroffe Erklärung von neuem Eindruck an einer Stelle zu machen, wo man nicht gewohnt ist, die Fahne zu senken, welche das Recht schützt; ein derartiges Verhalten wird an dieser Stelle machtlos abprallen. Dort ist man durch zweitausend Jahre, obwohl man ganz andere Stimmen als heute vernommen, ganz andere Kräfte in Thätigkeit gesehen, unerschütterlich geblieben und steht noch heute unerschütterlich da. Möge man also in Rom sich heute durch die neueste Erklärung nicht irre machen lassen und das Recht festhalten! Durch Conzessionen wird nichts erreicht. (Lebhafte Zustimmung im Centrum.) Wir in Preußen wie in Deutschland sind entschlossen, ferner zu dulden, noch ferner zehn oder zwölf Jahre zu kämpfen, siegen werden wir unter allen Umständen, siegen oder ehrenvoll untergehen!"

Dazu bemerkt die „N. Pr. Z.: „Es ist ein offenes Geheimniß, daß die Resignation des Kardinals Ledochowski und die ordnungsmäßige Wiederbesetzung der Erzbisthümer Gnesen-Posen in naher Aussicht steht. Nichts ist deßhalb natürlicher, als daß die Staatsregierung dem neuen Erzbischofe, dessen Stellung ohnehin keine leichte sein dürfte, die günstige Chance nicht nehmen will, daß er bei seinem demnächstigen Einzuge in Posen die Wiederaufnahme der Staatsleistungen seiner Diözese gleichsam als Morgengabe

mitbringen kann. Den Führern des Centrums ist diese Sachlage ebenso bekannt, wie uns. Die maßlose Schärfe ihrer Angriffe gegen die Staatsregierung findet deßhalb in der Sache keine Berechtigung, sie kann vielmehr lediglich den Zweck haben, auf die katholische Bevölkerung agitatorisch zu wirken."

Jedenfalls war Windthorst besser unterrichtet als wir es sind. Aber wie dem auch sei; es gab nur zwei Möglichkeiten. Hätte der Papst Ledochowski's Resignation nicht angenommen*), so blieb der Kulturkampf ganz von selbst im Gange und Windthorst hätte die ganze Gehässigkeit desselben der preußischen Regierung zuschieben können, ohne sich durch diese Herausforderung bloß zu stellen. Denn daß dieselbe bestimmt abgewiesen werden würde, war von vornherein gewiß, da Kultusminister Goßler schon früher im Abgeordnetenhause geäußert hat, daß kein preußisches Kabinetsmitglied das Rückberufungs-Dekret Ledochowskis und Melchers unterzeichnen würde.

Wollte man aber in Rom, nachdem man so bedeutende Vortheile errungen, einmal für längere Zeit Ruhe haben, um sonstwie thätig sein zu können, ja dann kam der Kulturkampf eben auch zur Ruhe. Das sollte er aber nicht, er durfte, wie es in dem folgenden Aufruf an die Katholiken des Rheinlandes heißt, nicht versumpfen.

Katholiken des Rheinlandes! Am 31. März sind es zehn Jahre geworden, seit wiederum ein Erzbischof von Köln, wie einst Clemens August, der Gewalt weichend, der Freiheit beraubt wurde. Mehr als sechs Monate hindurch hat er mit Verbrechern unter demselben Dache geweilt, länger als acht Jahre schon ißt er das Brod der Verbannung, weil er gehandelt hat, wie ein katholischer Bischof handeln mußte. Ein über das andere Mal ist die Hoffnung, ihn wieder in unserer Mitte zu sehen, getäuscht worden. Uns versagt man, was man unsern Brüdern in Münster und Limburg gewährte, und in der schroffsten Form hat der Kultusminister die Erklärung abgegeben, kein Mitglied des gegenwärtigen Kabinets werde die Rückberufung unseres hochwürdigsten Herrn Erzbischofs unterzeichnen. Die preußische Regierung hat den Muth gehabt, den Kulturkampf zu beginnen, der so furchtbare Verwüstungen und himmelschreiende Skandale im Gefolge hatte; ihn zu beendigen fehlt ihr anscheinend der Wille oder die Kraft. Sie rechnet, wo wir unser Recht fordern; sie verlangt Zugeständnisse, nachdem sie uns Alles genommen; nirgendwo ein großer, wirklich staatsmännischer Entschluß, überall die Politik der kleinen Mittel; mit wachsender Deutlichkeit zeigt sich das Bestreben, den Kulturkampf versumpfen zu lassen. Angesichts dieser Zustände laden wir Euch ein zu einer großen Katholiken-Versammlung, welche am Ostermontage, Nachmittags halb 3 Uhr, im großen Gürzenich-Saale zu Köln stattfinden wird. Sie soll Euch Gelegenheit bieten, vor aller Welt feierlich zu erklären, daß Ihr in alter Liebe, Treue und Verehrung festhaltet an dem Manne, dessen von Gott verliehene Hirtenwürde hoch über dem Spruch eines weltlichen Gerichtshofes steht, Einspruch zu erheben gegen eine Politik, die durch geringfügige Erleichterungen jene Zwecke erreichen möchte, die der offene Kulturkampf verfehlte. Folget zu Tausenden unserm Rufe, und legt als Katholiken und Staatsbürger freimüthiges Zeugniß ab für die Wahrheit, für die durch Königswort und Verfassung verbürgte Freiheit der Kirche, für Euer gutes altes Recht!

Köln, den 3. April 1884. Das Comite.

Nun Leo XIII. ist unfehlbar, und wenn er den Kulturkampf zu Ende gehen lassen wollte, so hätte sich ja jeder gläubige Katholik der Weisheit des Papstes unterwerfen können. Aber der Papst ist weise und Windthorst ist klug. Was wäre das Centrum und was wäre Windthorst ohne Kulturkampf? Das Centrum würde seinen Grund und Windthorst seinen Horst verlieren. Darum muß Kulturkampf sein und zwar je mehr desto besser.

Die Versammlung der Evangelischen Allianz in Stockholm ist definitiv aufgegeben. Die Unzufriedenheit, welche sich bei der Allianzversammlung in Basel nur als nebenhergehende Erscheinung zeigte, ist jetzt schon zu einer Macht geworden, welche die für dieses Jahr geplante Allianzversammlung zum Scheitern gebracht hat. Eine festere Vereinigung der evangelischen Christen ist gewiß wünschenswerth und auch möglich; aber nur zwischen solchen, die verschiedene kirchliche und geistige Gebiete innerhalb der evangelischen Kirche bewohnen und bearbeiten, nicht dagegen zwischen solchen, die sich auf einem und demselben Gebiete bekämpfen.

*) Der Papst hat nach den letzten Nachrichten die Resignation Ledochowskis angenommen.

／Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XII. Juni 1884. Nro. 6.

Die alte Synagoge und die christliche Verkündigung.

Von Lic. Dr. Georg Schnedermann, Docenten in Basel.

(Abdruck aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben.)

(Schluß.)

Die Menge des Volkes theilte diesen schulmäßigen Gesetzesfanatismus eigentlich nicht. Aber es ehrte seine Lehrer und ließ sich zum Gehorsam erziehen. Es hielt sich dabei mehr an den Gedanken, Gottes Volk zu sein, und gab diesem Gedanken gern Ausdruck, indem es vom Reich Gottes sprach, welches in der damaligen Zeit noch nicht erschienen, aber mit großer Herrlichkeit im Anzuge sei. Man sieht leicht, daß diese Idee mit den pharisäischen Gedanken eng zusammenhing und doch eine größere Freiheit des Denkens für die verschiedenen Schichten des Volkes ermöglichte.

Hierzu trat die mit jedem Jahre sich steigernde sociale Noth und Bedrückung, welche das jüdische Volk zu erleiden hatte. Antiochus Epiphanes, Pompejus, Herodes, Pilatus, Felix, Gessius Florus: schon diese wenigen Namen schließen eine endlose Reihe von Demüthigungen und schweren Kränkungen für das Gottesvolk in sich. Mehr und mehr glich das Land einem Vulkan, der seinem Ausbruch nahe war. Was soll daraus werden? Mit um so größerer Entschiedenheit richtet sich des Volkes Hoffnung auf die Zukunft. Je größer die Noth, je näher wird die Hülfe sein. Bald, bald wird das Gottesreich kommen. Das aus den makkabäischen Drangsalen hervorgegangene Buch Daniel begleitet das Volk durch seine Noth und bestärkt es in seinen Hoffnungen und findet berufene und unberufene Nachahmer. Bestimmter richtet sich die Hoffnung auf einen großen Propheten, der kommen wird (1 Makk. 4, 46; 9, 27. 54), Elias oder Jeremias oder ein anderer, und auf den, der nach ihm kommt, den Sohn Davids (Psalt. Salom. 17, 23), den Gesalbten Gottes (Psalt. Salom. 18, 6 flg.), den Gottessohn, dessen Ursprung unbekannt sein wird, über dessen Gestalt und Wesen genauere Auskunft nicht gegeben werden kann, den sich ein jeder im Volke ausmalt, wie er will, — an dem den Oberen nicht viel liegt, obschon sie dessen gewiß sind, daß er das Gesetz in aller Herrlichkeit befestigen und neu aufrichten wird. Man erwartet ihn sogar in Samaria, auch in Peräa, mit kühler Ruhe in Jerusalem und ganz Judäa, mit frischer Begeisterung in Galiläa.

Da tritt der Täufer Johannes auf und meldet, das Reich Gottes sei

nun nahe herbeigekommen. Man soll Buße thun, sagt er. Das Volk glaubt dazu bereit zu sein. Große Freude, große Bewegung ergreift das Volk. Das ist der Prophet, deß man gewartet hat. Oder ist es der Messias selbst? Aber er lehnt es ab, und sein Ausgang wirkt ernüchternd. Aber ehe noch seine Predigt ein solches Ende nimmt, geht eine neue Kunde durch das Land von dem galiläischen Propheten Jesus, einem Nazarener. Auch seine Predigt hat zum Inhalt die Nähe des Gottesreichs. Ist dies ein zweiter Prophet? Wenn aber Johannes schon der große Prophet ist: wie wenn Jesus der Messias ist?

II.

Das ist die Stellung des Volkes, insonderheit des galiläischen, zu Jesu Predigt von Buße und Himmelreich (Mark. 1, 15). Diese Predigt war schlechterdings keine neue Lehre über das Wesen des Himmelreichs, oder gar die Proklamirung dieses Begriffes von Gottesreich als eines neuen Begriffes, sondern die überzeugungskräftige Verkündigung, das bekannte und ersehnte Himmelreich sei thatsächlich nahe, also in erster Linie eine Predigt von einer großen neuen Thatsache, verknüpft mit dem Anspruch, diese Verkündigung sei prophetischer Art, d. h. sie ruhe auf göttlicher Offenbarung und sei mithin ein Evangelium Gottes, eine von Gott selbst an sein Volk ergehende Botschaft, sodaß Unglaube gegen sie Verwerfung Gottes sei.

Während nun das Volk diese Verkündigung zunächst mit Freuden willkommen heißt, indem es darin die Erfüllung seiner Wünsche erblickt, verhalten sich die Oberen abwartend. Die Hohenpriester und Sadducäer sind der messianischen Hoffnung, die recht eigentlich volksthümlich war, nichts weniger als gewogen; die Pharisäer haben dem Messias eine Stellung in ihrem Lehrkörper eingeräumt, aber nur eine Dienerstellung gegenüber dem Gesetz, welches in der Mitte stehen blieb, und nur infolge der Nöthigung, welche von dem Volke und den prophetischen Schriften auf sie ausgeübt wurde.

Jesus selbst scheint zwar nach Joh. 2, 23 schon frühzeitig in Jerusalem in einer Weise aufgetreten zu sein, daß weite Kreise und zum Mindesten einige seiner Jünger in ihrer Vermuthung bestärkt wurden, er sei wirklich der Messias; aber eine unumwundene Erklärung gab er nicht, vollkommen klar wurde nicht, daß er Anspruch auf das Königthum Israels mache. Vielmehr lassen alle vier Evangelien keinen Zweifel darüber, daß er zunächst nichts erstrebte als den Eindruck seiner Lehre und seiner Person lehrend und wunderbar wirkend in beständig steigendem Maße zu verstärken und zu vertiefen, hierdurch inmitten des Volkes selbst ein Wunder Gottes zu werden, welches staunende Bewunderung erweckte, und so durch thatsächliche Kundmachung von Gottes Majestät zu der Frage anzuleiten, wer er sei, und erst durch diese Frage hindurch zu dem Bekenntniß, er sei der Ersehnte. Ein aufmerksamer und williger Leser der Evangelien kann sich der Anerkennung nicht entziehen, daß ihm dies im höchsten Grade gelungen sei. Bis zuletzt zwar bleiben große Schichten, besonders in Judäa, in Ungewißheit, aber voll Bewunderung sind auch solche Kreise, und dem Eindruck seiner Person können auch sie sich nicht entziehen.

Gegen das Ende seiner dreijährigen Wirksamkeit mehren sich die Aussagen freudigen Bekenntnisses zu ihm; die Jüngerschaft ringt sich zu klarer Aussage hindurch und hofft bis zuletzt eine glänzende Entfaltung seiner Macht. Nur diejenigen, welche überhaupt für Fragen der Religion kein Verständniß haben und dergleichen Angelegenheiten den berufenen Leitern des Volkes überlassen, bleiben kühl. Und diese selbst, die Oberen des Volkes? Nur die Sadducäer, die Hohenpriester, die Herodianer, mit anderen Worten die kühlen Politiker des Volkes, welche die Hoffnung Israels längst preisgegeben haben, gaben sich dem Einfluß Jesu gar nicht hin; die Pharisäer dagegen, das zeigt das vierte Evangelium, müssen durch schwere Bedenken hindurch und können bis zuletzt ohne sadducäische Hülfe mit diesem Manne innerlich nicht recht fertig werden, so sehr sie auch wollen.

Der unumgängliche Conflikt nahm seinen Ausgangspunkt, wie nach dem Gesagten nicht zweifelhaft sein kann, von den Fragen des Gesetzes. Erweckte schon die Betonung seiner eigenen Person den Verdacht, daß das Gesetz bei Jesu die Stellung nicht behalten würde, welche die Pharisäer ihm einräumten; konnte die Forderung von Buße und Glauben, dem Gesetze an sich nicht zuwider, doch als eine Umgehung des Gesetzes aufgefaßt werden, so scheute sich Jesus endlich nicht, den prüfenden Oberen gegenüber in einer Hauptfrage des Gesetzes, der Sabbathfrage, die pharisäische Auffassung in Wort und That umzustoßen und von hier aus zum offenen Angriff gegen Pharisäer und Pharisäismus überzugehen. Damit warf er das Götzenbild des Pharisäismus um, nämlich das Bild vom Gesetze, welches dieser sich zurecht gemacht hatte. Einzig und allein von hier aus, aber auch von hier aus mit relativer Gewißheit, kommt die Mehrzahl der Pharisäer zu dem Schlusse, er sei nicht der Messias; da er doch etwas Großes sei und sein wolle, sei er eben ein großer Betrüger, und insofern er Wunder wirke, sei seine Wirksamkeit eine satanische. Das alles war richtig und nothwendig zu sagen für jeden, der ihre Vordersätze anerkannte.

Das Volk, zu seiner Ehre sei es konstatirt, vermochte in dem Maße die zwingende Gewalt dieses Schlusses nicht anzuerkennen, als es eben die pharisäischen Anschauungen nicht völlig theilte. So sehr war das Gesetz nicht jedem einzelnen Gliede des Volkes an's Herz gewachsen, daß es nicht fragen sollte: warum sollte er es nicht sein? Sollte nicht das Reich Gottes auch ohne den Gesetzesdienst sich verwirklichen lassen, da es dieser große Mann Gottes so kühn und fest behauptet? Viele übersahen nicht einmal die Tragweite der Sätze Jesu, sehr viele ahnten kaum die Tiefe des Zwiespaltes zwischen Jesu und den Oberen. Diese empfanden selbst, daß sie mit dem Gesetze und aus dem Gesetze heraus nicht wahrhaft volksthümlich ihren Beweis gegen Jesus führen könnten. Sie zogen sich deßhalb auf den Gottesgedanken zurück, indem sie erklärten, es sei eine Gotteslästerung, sich selbst in solcher Weise zu einer Gottesoffenbarung, ja zu Gottes Sohn zu machen, wie Jesus thue. Sie hatten dazu kein Recht, insofern sie sich auf dem Boden der prophetischen Weissagung und Gottesanschauung bewegen wollten; nur insofern sie von

ihrem Gesetzesbilde ausgingen, hatten sie ein subjektives Recht zu solchem Satze. Zugleich aber erkennt man, wie die Person Jesu die Pharisäer weiter trieb und zu einer Bereicherung ihrer Dogmatik zwang, welche in Wahrheit ein bedenklicher Schritt zur Verschlechterung derselben und eine Verleugnung eines wesentlichen Bestandtheiles des alttestamentlichen Glaubens war: sie leugneten die Wirklichkeit und Möglichkeit einer solchen Gottesoffenbarung, wie sie das Volk mit Recht für möglich halten konnte und Jesus für wirklich erklärte. Daß mancherlei Gründe sie hierin bestärken konnten, nationale, sittliche, allgemein religiöse, selbstsüchtige, habe ich bereits früher ausgeführt. Aber zu einem entscheidenden Schritt gegen Jesum brachten sie es nicht; dazu mußte ihnen Kajaphas verhelfen, der sadducäisch gesinnte Hohepriester, der zum Handeln drängte, weil man eine Revolution unter allen Umständen vermeiden müsse (Joh. 11, 49 fg.).

Die Volksmenge wagte es, auf eigene Hand dem Nazarener nachzulaufen, um zu sehen, ob er nicht in Wirklichkeit die Erfüllung ihrer Sehnsucht sei. Das Ergebniß aber dieses Vorgehens konnte schließlich nur ein neuer Conflikt sein. Denn auf die Dauer verhehlte Jesus nicht, daß er auch den Gedanken der Menge nicht entspreche, daß er nicht ein solcher Messias sei, wie sie ihn wähnen, daß vielmehr auch ihre Begriffe vom Gottesvolk und Gottesreich falsch und äußerlich seien. Und insofern nun auch die Menge nicht geneigt war, die eigenen Gedanken nach den seinigen zu korrigiren, erklärte er ihr, daß sie „nicht glaube", während dagegen sie urtheilte, er sei der Messias nicht, nur mit geringerer Klarheit und Entschiedenheit als die Oberen.

Nur diejenigen, welche weder dem Gesetzesidol gedient, noch den Gottesvolksdünkel gepflegt hatten, sondern an der Hand der prophetischen Schriften auf die Erlösung Israels von seinen Sünden seufzend gewartet hatten, blieben durch alle Wirren und Kämpfe hindurch dem Nazarener treu; und diejenigen, welche, mit einem gewissen Sinn für Wahrheit begabt, dem Reich Gottes „nicht fern" waren, fühlten sich je länger je mehr zu ihm hingezogen. Und man wird gut thun, sich die Zahl dieser beiden Gruppen nicht allzu klein und ihren Einfluß auch auf weitere Kreise nicht allzu gering vorzustellen. Die Apostelgeschichte liefert den Beleg zu dieser Anschauung. Zuletzt wird das Volk mitsammt den Jüngern Jesu von den Oberen durch den Justizmord überrascht, und ließ sich überraschen. So wird man die Schuld richtig vertheilen. Selbstherrlicher Eigenwille und rationalistische Irreligiosität ist die Ursache hier wie dort. Keineswegs ist das Kreuz Christi der Grund des Unglaubens des jüdischen Volkes und seiner Oberen, sondern nur dessen Ausdruck und Besiegelung. Das Aergerniß des Kreuzes ist in dem gesetzlichen Zug des jüdischen Volksdenkens tief begründet. Wir haben aber allen Grund, die Aussage des Lukas (24, 18 fg.) zu beachten, daß eine dumpfe Schwüle in den nachfolgenden Tagen auf den Gemüthern aller Einwohner Jerusalems lag: man mußte fürchten, daß man mit Gott selbst gekämpft habe und die Folgen davon werde empfinden müssen. Doch machte Jesus Christus selbst geltend: sie wissen nicht, was sie thun. Freilich wäre es

gerathener gewesen, nur das zu thun, was sie als richtig wußten. Nun aber haben sie den Knoten in tollkühnem Wagen durchhauen. Wie wird das enden?

III.

Es hat schlimm geendet, aber nicht so schlimm, als es auf den ersten Blick scheint. Das eben angeführte Wort Jesu dient zur Kennzeichnung der weiteren Entwickelung. Nur wenige wissen, was sie thun (Apg. 3, 17; 1 Kor. 2, 8), einige thun, was sie verpflichtet zu sein glauben, gegen eine Stimme in ihrem eigenen Innern (Röm. 10, 2); andere thun gar nichts, sondern warten die weitere Entwickelung mit großer oder geringerer Aufmerksamkeit ab (Apg. 2, 47 a; 5, 13. 34 fg.), noch andere bedürfen nur einer Lösung von schwerem Druck, der auf ihrer Seele lastet, um zu dem freudevollen Bekenntniß hindurchzukommen, der Nazarener Jesus sei trotz des Kreuzes der Messias Israels. Jesus ist der Christ: dies ist der einfache Satz, von welchem die jüdische Christengemeinde ausging (Apg. 2, 36; 9, 20. 22), und aus welchem sie den gesammten Inhalt ihres Glaubens und ihrer sittlichen Forderungen zu schöpfen in der Lage war. Er bedeutet für Israel die Erfüllung des Alten und für die gesammte Menschheit die Gründung eines Neuen Bundes. Der Ausgangspunkt für die Jüngergemeinden war wiederum die Verkündigung einer Thatsache, keine Lehre; diese konnte und mußte erst allmälig und stufenweise aus jener sich ergeben.

Den Vertretern der jüdischen Theologie war die anfängliche Möglichkeit, daß Gott in Jesu sei, zur dogmatischen Unmöglichkeit und darum zur Unwirklichkeit geworden. Sie waren aber klug genug sich zu sagen, daß dem Volke, das ihre Vordersätze nicht theile, die Dinge wesentlich anders liegen würden, und daß dasselbe, weil es jene Gottesoffenbarung nicht nur für möglich, sondern zum Theil für wirklich gehalten habe, durch eine neue Thatsachenverkündigung sehr leicht von den Jüngern Jesu gewonnen werden könnte. Sie suchten daher dieser zu erwartenden Thatsache mit erlogenen Thatsachen entgegenzutreten (Matth. 27, 63 fg.) und haben in beständig absteigender Linie das gleiche Verfahren eingehalten (Matth. 28, 11—15) bis zur Leugnung der Messiashoffnung (Joh. 19, 15) auch in unseren Tagen.

Für das Volk war Jesus als der Messias abgethan nur unter der Voraussetzung des Kreuzes; verschwand dieses, so war der frühere Zustand annähernd wiederhergestellt, nur mit dem Unterschied, daß das Bewußtsein der Mitschuld an der Kreuzigung ein schweres Hinderniß bereitete, und daß die Hoffnungen derer, die „irdisch gesinnt" waren, deutlich zu nichte geworden waren; beides mußte einen Theil des Volkes auf die Seite der Oberen treiben. Für die Jünger dagegen lag kein weiteres Hinderniß vor, als die tiefe Erniedrigung ihres Meisters im Kreuzestod, ein Hinderniß freilich, welches sie unfähig waren, von sich aus zu überwinden, insofern Thatsachen nicht durch Gedanken beseitigt werden. Als Gekreuzigter allein konnte Jesus nicht der Messias sein (vgl. 1 Kor. 15, 13 fg.).

Unter solchen Umständen erklingt die Kunde, Jesus sei von den Todten

erstanden. Die Jünger wagen es nicht zu glauben und können es wirklich nicht glauben, bis sie überführt werden; danach aber ist für sie, die alles verloren hatten, alles gewonnen: im hellsten Sonnenschein liegt ihre und ihres Meisters Vergangenheit und des Gottesreiches Zukunft vor ihren Augen, wenn sie auch nicht im Stande sind, die Folgerungen aus dieser unvergleichlichen Thatsache zu übersehen. Das Volk und seine Oberen wird in den nächsten vierzig Tagen von der neuen, wohl kaum noch in weitere Kreise dringenden Kunde nicht weiter behelligt; sie sind darauf angewiesen, den Jüngern Jesu zu überlassen, ob und wie sie davon Gebrauch machen wollen. Am Pfingsttage wagt Petrus mit den übrigen Elf, getragen von neuer Gottesoffenbarung, getrieben und hinausgehoben über seines Volkes Schranken, das unerhörte, auch von Jesu selbst nie in solcher Weise ausgesprochene Wort der heiligen Stadt mit allem Nachdruck zu verkündigen. Man solle nunmehr wissen, daß der vielgeliebte, vielbesprochene, vielgeschmähte, zuletzt gekreuzigte Nazarener wirklich der Christ sei (Apg. 2, 22—24. 31—33. 36; vgl. 3, 6. 13—15; 4, 10—12 u. ö.); denn seine Auferstehung habe den Tod zunichte gemacht, und die gegenwärtige Geistesmittheilung sei sammt der Auferstehung selbst die wahre Erfüllung des alttestamentlichen Prophetenwortes (Apg. 2, 16 fg.). Da helfe nun kein Zaudern und kein Ausweichen mehr; wer sich zu ihm bekehre, der werde bei ihm Vergebung finden; wer aber ihn verwerfe, der werde selbst verworfen werden (Apg. 2, 38—40). Alle rechten Israeliten, dessen sind die Jünger gewiß, müssen ihn gläubig annehmen und alles Weitere ihm überlassen. Es ist nicht zu verwundern, daß alsbald dreitausend dieser Predigt zufallen und daß die Zahl der Gläubigen beständig wächst (Apg. 2, 42. 47; 5, 14. 6, 1; bis zu vielen Zehntausend 21, 20): alle diejenigen, welche vorher Jesu nahe standen, hatten keine Veranlassung, angesichts so gewaltiger Botschaft zu zögern. Man sieht, der Boden war genügend vorbereitet und das jüdische Volk war dem Nazarener viel mehr zugethan gewesen, als wir uns gegenwärtig oftmals vorstellen. Darum erfreut sich auch die junge Gemeinde in ganz Jerusalem der wohlwollendsten Berücksichtigung (Apg. 2, 43. 47. u. ö.) und die erstaunten Oberen wagen lange kein kräftiges Entscheiden. Jahre müssen vergehen, ruhiger werden müssen die Wogen der Begeisterung, zurücktreten muß die Furcht vor einem unmittelbaren strafenden Erscheinen Gottes, bevor Sadducäer und Pharisäer zu der Erkenntniß kommen, daß ihr Zuwarten, zu dem Gamaliel gerathen (Apg. 5, 34 fg.), so klug es anfangs war, auf die Dauer der Leiter des Volkes unwürdig sei, und daß sie um ihrer Ehre willen verpflichtet sind, ihre dogmatische Entscheidung, Jesus sei nicht der Christ, auch nach der angeblichen Auferstehung festzuhalten und ihr durch die That den nöthigen Nachdruck zu geben. Denn die Anhänger eines falschen Messias können auf die Dauer der Ausschließung aus der Synagoge und empfindlicher Bestrafung vor jüdischen und wohl auch heidnischen Gerichten nicht entgehen. Saul von Tarsus ist es, der diesen naturgemäßen Fortschritt bringt.

Aber auch innerhalb der Christengemeinde entstanden Schwierigkeiten,

welche freilich nur zur Entfaltung des in dem einfachen Bekenntniß zu Jesu als dem Christ liegenden Schatzes neuer Erkenntniß beitrugen. Das Wachsthum der Gemeinde erfordert Vermehrung der Gemeindebeamten, als welche bisher die Apostel naturgemäß gedient hatten; der Unterschied zwischen palästinischen und hellenistischen Christen bereitet den Boden für die später nöthige Erweiterung des Gesichtskreises. Die beginnende Verfolgung zwingt die Gemeinde, sich bestimmter als zuvor der Synagoge gegenüber auf eigene Füße zu stellen; schon vor der Verfolgung hatte Stephanus neben der bisher vorzugsweise betonten positiven Seite der christlichen Verkündigung, nach welcher sie die Erfüllung der israelitischen Erwartung brachte, die negative Seite stärker hervorgekehrt, indem er der pharisäischen Denkweise des Judenthums angriffsweise entgegentrat (Apg. 7, 51—53). Um so mehr sah sich der Pharisäismus zu entschiedenen Maßregeln genöthigt und in seiner Parteinahme gegen die Nazarener befestigt.

Die ganze Tragweite aber der neuen Verkündigung konnte nur durch einen Mann wie Paulus erkannt werden. Als einer der Anführer der Pharisäer, trotz seiner Jugend, zürnt er Jesu und seinen Jüngern und verfolgt sie mit tödtlichem Hasse (Apg. 26, 9), nicht etwa, weil er Todtenauferstehung an sich für unmöglich gehalten hätte (Apg. 26, 8), sondern er hielt diese Todtenauferstehung, die Jesu nämlich, für unmöglich und unwirklich, weil er Jesum als den Gegner der pharisäischen Gesetzesauffassung für einen im höchsten Grade gefährlichen Menschen hielt und halten mußte (Gal. 1, 13. 14; Phil. 3, 5 fg.; Apg. 26, 9). In ihm kommt wirklich die pharisäische Auffassung zu ihrem vollendetsten Ausdruck. Sobald er nun aber davon ohne allen Zweifel fest wider allen seinen Willen überzeugt war, der Gekreuzigte lebe wirklich und sei erhöht zu Gott, war ihm nicht minder gewiß, daß die pharisäische Anschauung völlig falsch sei, und daß aus der neuen Verkündigung noch viel deutlicher die Folgerungen gezogen und hervorgehoben werden müßten. Allmälig und auf dem Wege praktischer Durchführung ward er dessen noch gewisser. Hielt er vorher den Weg der Gesetzeswerke für den einzig richtigen, so erkannte er ihn jetzt für grundverkehrt; hatte er als Knabe die Heidenwelt kennen gelernt und als Pharisäer in seinen Jünglingsjahren mit Feuereifer das jüdische Volk vor dieser Heidenwelt schützen helfen wollen, indem er die Scheidewand zwischen Juden und Heiden ausbessern und befestigen half, so erkannte er nun, daß diese Scheidewand eingerissen werden müsse (Eph. 2, 11 fg.), und daß gerade er nach seiner Vergangenheit zu diesem Werke berufen sei (Apg. 9, 15 u. ö.). Langsam zunächst und einfach und in der Stille wirkend begann er seine Arbeit in Cilicien und Syrien (Gal. 1, 21), zuletzt vereint mit Barnabas. Die Kühnheit und Großartigkeit dieses Vorgehens gegen zwei Welten verdient unsre höchste Bewunderung, die Ueberführung des Gottesreichs von den Juden zu den Heiden durch seine entschlossene Arbeit unseren heißesten Dank. Außer dem Wirken Jesu selbst gibt es wohl keine That der Weltgeschichte, die sich mit derjenigen des Paulus messen könnte. Er hat der gesammten Menschheit nach ihm durch die von ihm mit

voller Klarheit vollzogene religiöse Umwälzung das *ποῦ στῶ* gegeben. Er hat nicht mehr gethan, als was Jesus selbst vorgezeichnet hatte; aber er war wirklich dazu ausersehen, diese Vorzeichnung zu erkennen und auszuführen.

Die stark konservative jüdische Christengemeinde, schon durch Petrus in einzelnen Fällen vorbereitet, beachtete zunächst des Paulus Arbeit wenig, ward aber doch betroffen, sobald sie in Antiochia die scheinbar bedenklichen Wirkungen derselben erkannte. Sie hatte anfangs bei der neuen Verkündigung nur an Israel gedacht, obschon in tieferem, vergeistigtem Sinne; sie hatte sich dann weisen lassen, daß auch die Heidenwelt zu diesem Israel kommen d ü r f e, wenn Gott im einzelnen Falle wolle (Apg. 11, 18); aber sie hatte diese neue Erkenntniß sich nicht theologisch und erkenntnißmäßig recht aneignen können und hing namentlich an dem Gesetze des Mose einschließlich der Beschneidung mit pietätvoller Liebe (Apg. 15, 1. 5; 21, 20 u. ö.). Und in Antiochia zeigte sich, daß in Wirklichkeit Judenchristen und Heidenchristen eine sehr verschiedene Art hatten und leicht in Streit geriethen. Zuletzt fürchtete die jüdische Christenheit durch des Paulus Wirken um ihr bestes Gut gebracht zu werden (Apg. 15, 1; 21, 21). So machte sich das Apostelkonzil zu Jerusalem nöthig, das überaus wichtig ist, indem es die Erkenntniß zum Gemeingut der Christenheit machte, daß Juden und Heiden im Reiche Gottes ohne Vermittelung des mosaischen Gesetzes gleichwerthig seien und des Paulus Sätze zur Anerkennung brachte. Freilich ist auch nachmals das jüdische Denken, selbst in dem Kopfe eines Petrus, von einer gewissen Exklusivität schwer los zu machen gewesen; aber mit Recht behandelte Paulus solche Gedanken nunmehr als Abweichung von der christlichen Lehre (Gal. 2, 11—15). Er hat dagegen zu kämpfen bis zu seiner Gefangennahme (Apg. 21), aber er kämpft mit gutem Erfolg. Die vielberufenen vier Auflagen (Apg. 15) sind ihm „nichts“ (Gal. 2, 6), und sind wirklich als rein sociale Forderungen an die Liebe der Heidenchristen nicht von Belang.

Die jüdische Synagoge aber verfolgte mit Staunen und wachsendem Ingrimm diese Entwickelung der neuen Lehre. Zwar in Jerusalem wuchs die Nazarenergemeinde sehr (Apg. 21, 20), und Jakobus genoß die größte und höchste Achtung der Judenschaft, insofern er es für Recht und Pflicht erachtete, dem mosaischen Gesetze inmitten der Stadt treu zu bleiben (Hegesipp bei Eusebius, Hist. eccl. 2, 23; vgl. 2, 4, 22; und Josephus, Antiq. 20, 9, 1); auch konnten Pharisäer zuweilen die Feindschaft gegen die Christusapostel vergessen, wenn sie sich ihres Gegensatzes gegen die Sadducäer bewußt wurden (Apg. 23, 9); aber wie der Tod des ersten Jakobus dem Volke Freude bereitete (Apg. 2, 12 fg.), so kam der zweite im Auflauf um, wenn auch zum Schrecken der Menge; und die Anwesenheit des Paulus in Jerusalem brachte anscheinend eine größere tobende Menge von Gegnern in Aufregung, als seinerzeit die Kreuzigung Jesu (Apg. 21, 27). Dennoch hüte man sich auch jetzt noch vor schablonenmäßiger Aburtheilung des jüdischen Volks. Die Sadducäer sind in der späteren Synagoge selbst immer mehr in Mißkredit gekommen. Von den Pharisäern nahmen viele die neue Botschaft an (Apg.

15, 5; 21, 20), und die Uebrigen haben viel von der neuen Lehre gelernt und in die Synagoge hinübergenommen (vgl. A. Töttermann, „R. Eliezer ben Hyrcanos" Leipzig, 1877). Außerhalb des jüdischen Landes fanden sich allenthalben ernst suchende Juden, die gläubig wurden; des ist die Apostelgeschichte Zeuge (vgl. 17, 10—12 u. ö.). Solchen zeigte Jakobus in seinem Briefe das Evangelium als das vollkommene Gesetz der königlichen Freiheit auf; das Matthäusevangelium bewies ihnen die Messianität Jesu; der Hebräerbrief suchte sie vor Rückfall zu bewahren, und die Apokalypse eröffnete in Anlehnung an die jüdische Apokalyptik einen prophetischen Blick in die Endzeit. Freilich rächte sich die Synagoge dadurch, daß sie, ähnlich der römischen Kirche nach der Reformation, in ihrer Lehre sich verhängnißvoll verfestigte und selbst in die Christengemeinde den gesetzlichen Geist hineintrug; aber sie hat nicht hindern können, daß in ihrer eigenen Mitte die Wogen noch lange hoch gingen, und zweifellos mehr als einer selbst aus ihren Lehrern ihr untreu wurde.

Die Vorbildung der Diener des Worts bis zum Eintritt in das Amt.

(Referat von P. D. Irion.)

Die Aufgabe, Diener des Worts auszubilden, an deren Lösung unsere Synode praktisch arbeitet, seitdem wir ein Seminar haben, ist doch keineswegs schon theoretisch in ihren einzelnen Punkten klargelegt. Wir arbeiten bis heute noch an Feststellung der Prinzipien, nach denen unsere Seminaristen zu bilden sind. Ein einheitlicher und in sich abgeschlossener Studienplan besteht noch nicht, nach welchem in stets fortschreitender Folge von Jahr zu Jahr die Stundenpläne unserer Seminarien abgefaßt werden. Das ist gewiß, daß unsere Anstalten nicht in den Tag hineinleben, daß der gegebene Unterricht ohne Zweck und Ziel wäre. Unsere Predigerzöglinge erhalten eine Ausbildung, die, wenn treu benutzt, auf Grund der sittlichen und religiösen Bedingungen ihnen die Befähigung geben kann, tüchtige Prediger zu werden und sich im Amte zu bewähren. Allein vollkommen befriedigend ist dieser Studienplan doch noch nicht. An einzelnen Disziplinen mangelt es ihm nicht, wohl aber, um mit einer Redensart zu sprechen, an Disziplin. Ich meine das Räderwerk der Lehrgegenstände in unsern Anstalten arbeitet noch nicht so genau und exakt in einander, wie wir es wünschen möchten. Mancher Theil des Unterrichts kommt noch nicht aus dem Experimentiren heraus. In einzelnen Zweigen wird Tüchtiges geleistet; allein wenn unsere Anstalten ihre Aufgabe als Pflanzschulen theologischer Wissenschaft erfüllen sollen, müssen sie nach einem festen, bestimmten, einheitlichen Plane geführt werden.

Man arbeitet schon lange daran, einen solchen Plan festzusetzen, und er ist immer noch nicht fertig. Die Männer, denen diese Arbeit in die Hand gegeben ist, müssen auf eine solche Menge von Nebenumständen Rücksicht nehmen, daß ihre Bemühungen einer Sisyphusarbeit gleichen. Wäre auf der einen

Seite nicht die Predigernoth, auf der andern die Verschiedenheit der Begabung bei den Studirenden, weiter der Geldpunkt, das verschiedene Alter der Zöglinge und noch manches Andere zu berücksichtigen, dann müßte sich schon durch die Erfahrung ein bestimmter Studienplan herausgearbeitet haben. Bis jetzt aber hat uns die Erfahrung noch nicht viel mehr gelehrt, als daß bei der bestehenden Ordnung und Zusammensetzung in unsern Anstalten ein einheitlicher Lehrplan, auch wenn er vorhanden sein sollte, doch sehr schwer durchzuführen ist.

Wir haben es mit der Vorbildung der Prediger zu thun. Klare Vorstellung über dieselbe mag ein Beitrag werden zur Lösung der Frage nach einem festen Studienplan in unsern Anstalten.

Wenn ich von der Vorbildung des Predigers rede, dann meine ich die wissenschaftliche Ausbildung desselben. Die sittliche Befähigung zum Amte, die Stellung des Herzens zu Christo, die Fähigkeit um des Herrn willen zu arbeiten und zu leiden, die Salbung mit dem Geiste Gottes: das sind Dinge, die man nicht nach einem bestimmten Lehrplan einstudiren kann, die vielmehr im Herzen durchlebt und erkämpft werden müssen. Auch mit dieser Seite der Vorbildung haben es unsere Anstalten zu thun, sofern sie nicht nur Lehr-, sondern auch Erziehungsanstalten für das Predigtamt sind. Gerade hier sollten wir von den Eintretenden mehr verlangen können als in Rücksicht auf ihre wissenschaftliche Vorbildung. Denn wenn ihre ganze Person dem Heiland gehört, dann gehört sie auch dem Beruf und wir haben das geeignete Material für tüchtige und segenstiftende Prediger.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit ganz der wissenschaftlichen Vorbildung der Prediger zu, so müssen wir auch die Frage berühren: Ist eine wissenschaftliche Vorbildung überhaupt nothwendig? Diese Frage ist nicht müßig; denn es besteht eine Ansicht, nach welcher ein Mann solche Vorbildung zum Predigen nicht nöthig hat, um erfolgreich zu wirken: er soll nur seine Bibel kennen, soll wahrhaft bekehrt sein, dann hat er Vorbildung genug. — Diese Ansicht, sofern die darin ausgesprochenen positiven Forderungen in Betracht kommen, trifft das Richtige; denn die wissenschaftliche Durchbildung eines Predigers muß immer den Zweck im Auge behalten, die Schrift recht kennen und verstehen zu lehren. Allein nach dieser Ansicht wird die Bildung des Predigers in einer Weise beschränkt, die durchaus zweckwidrig ist. Auch weltliche Wissenschaft muß dem Bibelstudium dienstbar gemacht werden, ja sie ist nöthig, weil die Schrift selbst in die geschichtliche Entwicklung der Menschheit eingetreten ist. Wir sind der Meinung, ein Prediger müsse ein gebildeter Mann sein auch in dem Sinne, wie man diesen Ausdruck gewöhnlich versteht, und zu dem Zwecke muß er einen Studiengang durchlaufen, der sich durch eine Reihe von Jahren hinzieht.

Dagegen dürfte es klar sein, daß die Ausbildung unserer Prediger nicht in der Weise erfolgen kann, wie sie etwa in Deutschland Regel ist. Dort besucht der Knabe das Gymnasium, vielleicht schon von vornherein mit der Absicht, Theologie zu studiren. Er schreitet von einer Klasse zur andern, aber je

höher er kommt, desto kleiner wird die Klasse, denn eine ganze Anzahl Solcher, die in den Kursus eingetreten waren, können das Gymnasium nicht durchlaufen, weil ihre Begabung nicht ausreicht, um den sich immer steigernden Anforderungen zu genügen. Ist der Gymnasialkursus beendigt, dann wird die Maturitätsprüfung gemacht und, wenn es glückt, auch bestanden. So bezieht man die Universität. Nach drei bis vier Jahren steht man vor dem Staatsexamen. Da sind die Anforderungen auf's Höchste gespannt. Viele bestehen es und haben nun das Recht zum Eintritt in's geistliche Amt. Aber wie viele von denen, die in der Jugend für den geistlichen Beruf bestimmt waren, erreichen das Ziel? Gewiß nur ein kleiner Prozentsatz; denn lange nicht Jeder, der von Hause aus zum Predigen Beruf und Anlage hätte, ist im Stande, den hochgeschraubten Anforderungen, die bei den Prüfungen gestellt werden, zu genügen. Ist es nicht denkbar, daß Mancher, der ein tüchtiger Prediger geworden wäre, nicht in's Amt gelangen kann, während Andere, die vielleicht sittlich weniger passend sind, vermöge ihrer Begabung das Ziel erreichen?

Wir können in dieser Weise nicht verfahren, denn wir brauchen Prediger und wenn wir die Anforderungen zu hoch schrauben wollten, dann könnten wir Manchen nicht in's Amt lassen, der sich als tüchtig und segenstiftend erweisen würde.

Dabei gerathen wir aber in eine andere Gefahr, nämlich daß man es mit der wissenschaftlichen Ausbildung des Predigers zu leicht nimmt und auch solche in's Amt entläßt, die in ihrem Studium nicht treu gewesen sind, sondern sich darauf verlassen haben, daß so leicht keiner im Examen durchfällt. Was werden wohl solche Leute im Amte stiften? Dürften sie wohl treu sein in den großen Pflichten ihres Berufes, wenn sie die kleinen Pflichten des Studiums nicht erfüllt haben? In der hier angedeuteten Gefahr stehen wir. Dürfen unsere Predigtamtskandidaten allerlei Allotria treiben und dann doch ordinirt werden? Jeder sagt: Nein, das geht nicht. Wir verlangen also eine sittliche Zucht von den Studirenden, und um ihre Treue zu kontrolliren, steht uns kein anderes Mittel zu Gebote als ein unserm Standpunkte angepaßtes, darin aber strenges Examen. Man kann ja manchem minder begabten, dabei aber treuen Manne von der Strenge der Forderungen etwas ablassen, in der Regel jedoch sollten diese Forderungen streng inne gehalten werden. Fällt einer, der untreu gewesen ist, dann lasse man ihn fallen; wir werden den Verlust tragen können, und er mag tragen, was er sich selbst aufgeladen.

Meines Erachtens wäre besonders eine genaue Beurtheilung und strenge Prüfung derjenigen zu bewerkstelligen, die aus dem Proseminar in's Predigerseminar übertreten sollen. Mancher junge Mann versäumt durch Leichtsinn und Trägheit in der Vorbildungsanstalt mehr, als er nachher mit aller Treue wieder nachholen kann. Die Examina im Proseminar sollten darum möglichst streng sein, und man sollte sich nicht fürchten müssen, wenn einmal einer durchfällt; vor allem aber sollte ein so Zurückgewiesener nicht in's Predigerseminar aufgenommen werden. Hier möchte die Gelegenheit sein, auf ein

möglichst einheitliches Ineinandergreifen und Zusammenwirken beider Anstalten zu bringen.

Wir halten daran fest, daß wir von unsern Predigern eine wirkliche Liebe zu Christo und ein Feststehen auf dem Grunde des Glaubens, dabei ein rechtes Verständniß der Schrift erwarten müssen. Da haben wir das sittliche und wissenschaftliche Erforderniß in kurzen Worten bei einander. Es frägt sich nun: wie ist dies Ziel zu erreichen? Die Bibel gründlich kennen und verstehen zu lernen, erfordert Studium, und bei allem Studium erlangen wir doch nur einen Theil der gewünschten Erkenntniß; denn der Inhalt der Schrift kann nicht blos gelernt, er muß erfahren werden.

Am 16. Februar 1546 schrieb Luther auf einen Zettel, den man nach seinem Tode zwischen den Papieren fand, als letzte Aufzeichnung aus seiner Feder und als das Resultat seiner Erfahrungen:

„Den Vergil in seinen Bucolicis kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Hirte gewesen.

„Den Vergil in seinen Georgicis kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Ackermann gewesen.

„Den Cicero in seinen Episteln kann niemand ganz verstehen, er habe denn fünfundzwanzig Jahre in einem großen Gemeinwesen sich bewegt.

„Die heilige Schrift meine niemand genugsam verschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre lang mit Propheten wie Elia und Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Gemeinden regiert.

„Wir sind Bettler, das ist wahr." (Köstlin, (Dr.) M. Luther, 8. Band, S. 607.)

Das sagt ein Mann, der die Bibel gekannt, in der Bibel gelebt hat. Das Studium der Bibel ist Hauptaufgabe bei der Ausbildung der Prediger; denn den Inhalt der Schrift sollen sie predigen, darum müssen sie ihn wissen; er soll in ihnen lebendig werden, darum müssen sie in dieser Fundgrube nach den Schätzen graben lernen. So viel Exegese und Dogmatik, Einleitung und biblische Theologie man auch mit den Studirenden treiben mag, in den paar Jahren ihrer wissenschaftlichen Ausbildung können sie ja die Bibel nicht auslernen. Man sehe daher darauf, ihnen die Wege zu zeigen und zu bahnen, die in die Schrift führen. Auch der praktische Prediger kommt beim Weiterstudium von selbst darauf, sich mit denjenigen Vorkenntnissen zu befassen, welche das Verständniß der Schrift vorbereiten.

Um die Bibel recht verstehen zu können, bedarf es einer Summe von Vorkenntnissen: es taucht eine Menge geschichtlicher und archäologischer Fragen auf, solcher Fragen, die sich auf den Sprachgebrauch beziehen; man vergleicht die verschiedenen Aussprüche der Schrift miteinander; man muß sich mit der Kirchenlehre auseinandersetzen, man soll wissen, wie die Schrift in den hinter uns liegenden Jahrhunderten des christlichen Lebens aufgefaßt wurde und was sie gewirkt hat, damit wir die Gestaltung des christlichen und kirchlichen Lebens in unserer Zeit verstehen. Ein rechtes Bibelstudium setzt eine wissenschaftliche Ausrüstung voraus, die wir in eine allgemeine und eine be-

sondere oder theologische eintheilen müssen. Für unsere Prediger findet die allgemeine Ausbildung ihren Abschluß im Proseminar; die besondere im Predigerseminar.

Wir wollen uns nun den Studiengang dieser beiden Anstalten ansehen, indem wir das Nothwendige und Wünschenswerthe hervorheben.

Der Prediger soll ein gebildeter Mann sein, damit das, was er liest, womit er sich beschäftigt, von ihm in der rechten Weise beurtheilt werden kann. Sein Beruf bringt ihn mit gebildeten Leuten zusammen. Sein Beruf fordert von ihm eine richtige und wirksame Handhabung des Worts. Darum soll er seine Sprache meistern können im Wort und in der Schrift. Für uns heißt das soviel als: Unsere Prediger sollen gut deutsch können, denn in erster Linie sollen sie unter den Deutschen dieses Landes wirken, auch Pfleger des Deutschthums sein. Mit Recht nimmt man es einem Prediger übel, wenn er nicht orthographisch schreibt, wenn er Construktionsfehler macht, wenn er sich undeutsche Redewendungen zu schulden kommen läßt. Das richtige Deutsch muß gelernt und geübt werden. Die Studirenden in unsern Anstalten müssen viel Zeit auf die Erlernung der deutschen Sprache verwenden. Aber die Lektionen thun's nicht allein; dazu gehört die tägliche Uebung. Die Zöglinge in unsern Anstalten sollten für gewöhnlich auch unter einander deutsch sprechen. Es will mir scheinen, diese Mahnung sei nicht überflüssig. Es muß auffallen, wenn man unter gebildeten Leuten solche hört, deren Deutsch des Idiomatischen ganz entbehrt: Deutsch mit englischer Betonung, englischen Wendungen, anglisirender Aussprache. Das klingt unangenehm. Hört man aber einen solchen Zwitter von der Kanzel, dann wirkt es belustigend. Wer Deutschen das Wort Gottes predigen will, soll die deutsche Sprache meistern können, soll eine deutsche Zunge haben.

Neben das Deutsche stellen wir gleich das Englische. Wir können und wollen es nicht entbehren, denn es ist in unserm Lande die Verkehrssprache, und mancher Prediger findet in Ausübung seines Berufs nicht nur Gelegenheit, auch wohl Nöthigung, sich dieser Sprache zu bedienen. Eine völlige Bemeisterung des Englischen auch in Betonung und Aussprache wird freilich in der Regel nur denen gelingen, welche von Jugend auf sich darin üben konnten; doch ist es unerläßlich, daß jeder so viel lerne als möglich. — Darum findet auch das Englische in unserm Proseminar die ihm gebührende Berücksichtigung. Man vergesse aber niemals, daß bei einem Kenner der beiden Sprachen das ein Zeichen rechter Bildung ist, wenn sich die verschiedenen Idiome nicht vermischen und verderbend auf einander wirken.

Als einem Manne von Bildung ist es auch für den Prediger nothwendig, daß er in der Geographie bewandert sei. Die Geographie ist für unsern Standpunkt eine Hülfswissenschaft in des Wortes strengster Bedeutung. Aber überall ist sie vorausgesetzt. Man lasse daher den Theologie Studirenden in den ersten Jahren seines Studiums Geographie lernen, wie dies in unserm Proseminar thatsächlich geschieht. Dies Studium soll nicht nur eine richtige Vorstellung erzielen, betreffs der mathematischen und physikalischen Verhält-

nisse der Erde, über die politische Eintheilung, die Lage und Gestalt der einzelnen Länder, sondern man beschäftige sich auch mit der alten Geographie, die zum richtigen Verständniß gewisser Partien der Bibel und der Geschichte überhaupt unumgänglich nothwendig ist. — Außerdem soll sich ein Prediger unserer Synode, einer Mission treibenden Kirche, mit der Missionsgeschichte befassen und den Fortschritt des Evangeliums auf der Erde genau verfolgen können. Dabei werden ihm seine geographischen Kenntnisse unersetzliche Dienste leisten.

Zur allgemeinen Bildung gehört auch die Mathematik in ihren verschiedenen Disziplinen, soweit sie nicht Fachstudium sind, also besonders Arithmetik und Geometrie. Vor allem soll das praktische Rechnen wohl geübt sein, da ein großer Theil unserer Prediger Schule halten müssen. Wegen des Einflusses, den die Mathematik auf das Denkvermögen ausübt — sie ist Lehrmeisterin der Logik — muß ihr in den Vorschulen für Theologie Studirende immer ein wichtiger Platz eingeräumt werden.

In der neuern Zeit wird besonders die Nothwendigkeit betont, daß der Theologe sich mit der Naturwissenschaft beschäftige. Nicht mit Unrecht. Aber gerade hier soll ein bestimmtes Maß eingehalten werden. Die Entwicklung der Naturwissenschaft hat gerade in unserer Zeit zu manchen Angriffen auf das Christenthum Veranlassung gegeben. Man soll den Angreifenden auf ihrem eigenen Gebiete und mit ihren Waffen begegnen können. Sehen wir uns jedoch die Sache genauer an. Die Naturwissenschaft ist ein Fachstudium und es ist doch vom Prediger etwas viel verlangt, wenn er den Forschern, die die Ergebnisse ihrer Untersuchungen in Gegensatz zum Christenthum stellen, im Detail nachgehen sollte, um das Gegentheil von dem zu beweisen, was jene finden. Dies muß wieder den Fachgelehrten überlassen bleiben, an denen es auch bis heute nicht gefehlt hat. Dem Prediger genügt in der Naturwissenschaft eine solche Summe von Kenntnissen, die ihn in Stand setzt, naturwissenschaftliche Werke zu lesen, zu verstehen und über das Für und Wider sich klar zu werden. Solche Vorkenntnisse wären: Mineralogie, Botanik, Zoologie, Physik und allenfalls noch etwas Chemie. Selbst in diesen Zweigen der Naturwissenschaft wird es sich von selbst verbieten, daß man zu sehr auf's Detail eingehe.

In Anstalten, wie unser Proseminar eine ist, wird in dem ersten und vielleicht auch im zweiten Jahre Zeichen- und Schönschreibunterricht gegeben. Das Letztere ist geboten, wegen des einen Umstandes, daß die meisten Zöglinge beim Beginn ihres Studiums in einem solchen Alter stehen, da sie noch eine unfertige Hand haben. Man will der Schrift, die sich mit den Jahren entwickelt, einen schönen oder doch wenigstens leserlichen Zug geben. — Aber der Zeichenunterricht mag wohl angefochten werden, da man fragen könnte, was das Zeichnen einem Prediger nützen solle. Ich meine, am Zeichnen soll der Studirende seinen Schönheitssinn üben; das gehört auch in das Gebiet allgemeiner Bildung. Die dabei zu erlangende Uebung und Beherrschung der Hand hat zudem einen Einfluß auf die Schrift. Es werden gewiß viele in

spätern Jahren nie mehr zum Stift oder zur Tusche greifen, ohne daß man doch sagen dürfte, der Zeichenunterricht sei an ihnen verloren gewesen. Der Pastor soll kein Zeichner sein; diejenigen, welche Anlage dazu haben, mögen diese Kunst wohl zur Erholung weiterüben; im Durchschnitt wird ihre Zahl aber immer klein sein. Es kann aber bei den mannigfaltigen Anforderungen, die hierzulande das geistliche Amt an seinen Träger stellt, auch der Fall eintreten, daß man die früher gelernte Kunst an Plänen für ein Gebäude zur Anwendung bringt. Der größte Nutzen des Zeichnens wird aber immer der sein, daß man durch Uebung dieser Kunst Sinn bekommt für schöne Formen, für Bilder und Gemälde. Wegen dieses bildenden Einflusses soll das Zeichnen seinen Platz im Studienplane des angehenden Predigers behalten.

Bei der Vorbildung eines Predigers wird der Unterricht in der Geschichte immer einen wichtigen Platz einnehmen. Die Geschichte der Menschheit, soweit sie Einfluß hat auf die Entwicklung der Menschheit, ist für den, der die Gestaltung unserer Verhältnisse verstehen will, unentbehrlich. Die Geschichte übt einen bildenden und erziehenden Einfluß aus, sie lehrt ganze Völker als untrennbare Glieder eines lebendigen Organismus ansehen, die ihre edelsten Kräfte entfalten und nach den höchsten Zielen streben, die aber auch durch Laster und Sünden den verderblichsten Einfluß ausüben. Dem Prediger, der auf die Menschen wirken soll, muß es vor allem darum zu thun sein, zu verstehen, wie man auf erfolgreiche Wirksamkeit rechnen kann. Er muß aus der Geschichte vergangener Zeiten erkennen, welches die Ziele sind, auf die das lebende Geschlecht hinsteuert, wenn es auf dem betretenen Wege weiterschreitet. Wenn die Erfahrung die beste Lehrmeisterin ist, dann muß uns die Geschichte viel lehren können; denn sie gibt nicht blos die Erfahrung eines einzelnen, sondern die von Tausenden, von ganzen Völkern und Völkerfamilien.

In dies Gebiet gehört auch ein Theil des Religionsunterrichts, wie er denen ertheilt werden muß, welche auf das Studium der Theologie sich vorbereiten; das ist die biblische Geschichte. Ich meine damit nicht die biblischen Geschichten, wie sie schon der Schul- und Konfirmanden-Unterricht zu lehren hat, sondern die Geschichte des Alten und Neuen Bundes im Zusammenhang mit Beziehung auf den Zweck und die Führung Gottes, auf die Vorbereitung und Erfüllung des Heils, auf die Bedeutung der Kultuseinrichtungen u. dgl.

Der Studirende soll die Bibel im Zusammenhang ansehen lernen, er soll die Hand Gottes erkennen, die sein Volk geführt hat, des Gottes, der auch aus den Fehlern und Mißgriffen der Seinen etwas machen kann.

Bei dieser Gelegenheit mag schon eine Disziplin besprochen werden, welche zur Theologie im engern Sinne und daher in's Prediger-Seminar gehört: Die biblische Archäologie. Sie ist zum Verständniß der Schrift unentbehrlich. Wer könnte z. B. über Texte aus dem Hebräerbrief, über das Passahmahl und ähnliche Stellen predigen, wenn er nicht mit den gottesdienstlichen Gebräuchen des alten Israel und mit deren Bedeutung bekannt wäre, wenn er sich nicht ein Bild von den Orten des Gottesdienstes und deren Einrichtung machen könnte. Die biblische Archäologie befaßt sich mit diesen Dingen, empfiehlt sich daher ganz von selbst zu eingehendem Studium.

Es sei mir auch gestattet, das Studium der Kirchengeschichte, obgleich in den Studiengang des Predigerseminars gehörig, schon in diesem Zusammenhang zu nennen. Was die Universalgeschichte für die allgemeine Anschauung der Menschheit leistet, leistet die Kirchengeschichte für unsere Anschauungen über die Entwicklung der Kirche. — Es kann sich keiner über den Unterschied der protestantischen und der katholischen Kirche ein Urtheil bilden, der die Reformationsgeschichte nicht kennt. Es kann keiner verstehen, wie nothwendig die Reformation des 16. Jahrhunderts war, der mit der Entwicklung der Kirche im Mittelalter unbekannt geblieben ist. — Doch was sollen wir allgemein erkannte und anerkannte Wahrheiten beweisen? — Man vergesse aber nicht, unsere Prediger mit der Missionsgeschichte, und zwar besonders mit der unsers Jahrhunderts, bekannt zu machen. Diese Lehrmeisterin ist einer Kirche unentbehrlich, die mit ihren Sendboten als Mitbewerberin um die Heidenwelt auftritt. — — Mit Recht wird in unsern Seminarien der Geschichte in ihren verschiedenen Zweigen ein wichtiger Platz unter den andern Wissenschaften eingeräumt.

Bei Leuten, die sich auf das Studium der Theologie vorbereiten, kann ein gründlicher Religionsunterricht nicht entbehrt werden, der so eingerichtet sein muß, daß er Herz und Verstand auf die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Theologie würdig vorbereitet. Aller Religionsunterricht wendet sich an den Verstand und an das Herz, resp. den Willen. Wenn es durch den Unterricht in der Bibel und in den christlichen Heilswahrheiten erreicht wird, die Lernenden in dem Herrn zu verbinden, sie im Glauben zu befestigen und zu dem Entschluß zu bringen, sich dem Dienste Christi zu weihen, so daß die Voranstalt bekehrte Jünglinge in das Predigerseminar senden könnte, dann wäre das höchste erreicht, was man an einem angehenden Theologen suchen muß: man hätte das richtige Material für Diener des Worts. Der Religionsunterricht wird zwar nicht bei allen dies erreichen; denn bei der Bekehrung kommt es nicht blos darauf an, daß man dem Herzen den Heiland vormalt, sondern auch darauf, ob für den Menschen die Gnadenstunde Gottes geschlagen hat. Das muß der Unterricht in der christlichen Wahrheit jedoch immer erreichen: Der Mensch soll eine ernste Gesinnung erlangen, er soll treu sein gegen seinen Beruf und gegen den Herrn, damit, wenn der Herr ruft, der Jüngling sprechen kann: „Rede, Herr, denn dein Knecht höret." Auch der Jüngling, der von geistlichen Erfahrungen nicht reden kann, muß geistliches Leben im Herzen tragen und geistliche Bedürfnisse pflegen. Auch er hat den Kampf gegen das Fleisch mit allem Ernst zu führen und vor allem Treue zu beweisen. Das Gebiet, auf dem der Zögling des Proseminars am besten seine Berufstreue beweisen kann, ist sein Studium. Wer trotz eines gewissenhaft ertheilten Religionsunterrichts, trotz darauf bezüglicher Ermahnungen es nicht zu einem fleißigen Studium, zu ordentlichem Betragen und gewissenhaftem Befolgen der Hausordnung bringt, ist unseres Erachtens nicht würdig und reif für das Predigerseminar. Wir meinen, daß neben diesen ernsten Forderungen jugendlicher Frohsinn und eine Lebenslust, wie sie der sich ent-

wickelnden Jünglingsreife eigen ist, wohl bestehen kann und zwar um so mehr, als wahre Freude ein gutes Gewissen voraussetzt.

Darum nennen wir die Weckung des Pflichtbewußtseins als eines der ersten Ziele des Religionsunterrichts bei Präparanden für das Studium der Theologie. — In wissenschaftlicher Hinsicht muß dieser Unterricht die Basis bilden, auf welcher im theologischen Seminar weitergearbeitet wird. Daher hat er zu umfassen die oben genannte Darstellung der biblischen Geschichte im Zusammenhang; eine kursorische Bibellektüre nebst vorbereitender Einleitung in die einzelnen Bücher sowie in das Ganze der Schrift und Erklärung besonders wichtiger Abschnitte; eine gründliche Katechismuserklärung sowie Einführung in die Bedeutung des Kirchenjahrs und Erklärung der sonntäglichen Perikopen.

Unter die obligatorischen Unterrichtsgegenstände im Proseminar zählen wir die Musik. Der künftige Prediger soll nothwendig singen und Orgel oder Melodeon spielen lernen. Man sei sehr vorsichtig in der Dispensirung der Predigerzöglinge von dem musikalischen Unterrichte. In vielen Gemeinden soll der Pastor in den Gottesdiensten vorsingen oder er muß Organistendienste versehen, weil ein eigentlicher Organist nicht zu haben ist. Man soll die künftigen Prediger lehren, schönen Gesang zu lieben, damit sie später im Gottesdienst den Gesang pflegen mögen. Die feierlichsten Gottesdienste können durch mangelhaften Gesang verunziert werden. — Auch einen Gesangchor sollte der Pastor leiten können, denn in vielen Gemeinden findet man einen solchen Chor vor und in vielen läßt er sich zum Nutzen der Gemeinde gründen. Die Jugend soll singen lernen und auch dies liegt dem Pastor ob in solchen Gemeinden, wo er Wochen- und Sonntagsschule halten muß. — Außerdem dient die edle Musika zur Erhebung, Erquickung und Erbauung im häuslichen Kreise und schön ist's, wenn im Pfarrhause der Gesang lieblicher Lieder ertönt.

(Schluß folgt.)

An einem Sterbebette.

(Eingesandt von P. J. Haack.)

Durch das Lesen von Dr. med. E. Hornemanns „Zustand des Menschen kurz vor dem Tode" wurde ich an ein Sterbebett erinnert, an welchem ich letzten Winter stand. Es war an einem Samstag Morgen, als mir die Nachricht gebracht wurde, die alte Mutter T. ist krank und wird wohl sterben. Schon seit einer Reihe von Jahren hatte ich die alte Frau gekannt. Sie war einfältig schlicht und recht, kam, soviel es ihr körperlicher Zustand erlaubte, zur Kirche, und regelmäßig jährlich einmal zum hl. Abendmahl. Ich war ihr stets ein willkommener Gast. Dann hörte sie recht andächtig zu, wenn ich von der Hinfälligkeit des Leibes, der Flüchtigkeit des Lebens und von der Nothwendigkeit der Bereitschaft auf das Ende zu ihr sprach. Sie sprach wenig, aber sie verstand, was ich sagte. Körperlich war sie schwach und litt sehr an Engbrüstigkeit, besonders im Winter.

*

An jenem Samstag-Morgen fand ich sie schlafend, und es wurde mir gesagt, daß sie schon seit mehreren Stunden so liege. Sie war sehr unruhig im Schlaf, warf sich mit ungewöhnlicher Kraft von der einen Seite auf die andere, richtete sich auf, rückte und zupfte an Decke und Kissen, schlief dabei aber immer fort. Die ganze Außenwelt war für sie nicht mehr vorhanden, sie vernahm kein Wort, das zu ihr geredet wurde. Die Athemzüge waren ziemlich regelmäßig aber schwer. Ich bekam bald den Eindruck, daß die Agonie — Todeskampf — bereits eingetreten sei. — Als man sie zu wecken versuchte, war alles vergebens. Auch als zuletzt ihre älteste Tochter noch hin- hinzukam und das Aeußerste that, — sie warf sich über die Mutter, nannte sie mit den zärtlichsten Namen, sagte ihr möglichst laut in's Ohr: der Pastor ist da und will mit Euch beten! — blieb alles ohne Erfolg, die Kranke schlief weiter, als wenn nichts geschähe.

Ich sagte nun: Können wir nicht mit ihr beten, dann wollen wir für sie beten, las darauf einen — ich weiß jetzt nicht mehr welchen — Abschnitt aus der hl. Schrift und betete. Als ich eben angefangen hatte zu lesen, bemerkte ich, daß sie wach geworden und bei Besinnung war. Sie lag ganz still, die Athemzüge waren leichter, sie bemühte sich die Augen zu öffnen, was ihr aber nur auf Augenblicke gelang. So lange ich las und betete, blieb sie wach und hörte aufmerksam zu. Als ich geendet, beugte ich mich über sie und fragte, ob sie mich kenne, worauf sie mit einem deutlichen und freudigen Ja antwortete. Ich sagte ihr nun, daß es mit ihr zu Ende gehe und daß sie sehr bald sterben würde, und fragte, ob sie sich vor dem Tode fürchte, worauf ich die Antwort schon nicht recht mehr verstehen konnte. Ich sagte noch einige Bibelsprüche, auch den Vers: Wenn ich einmal soll scheiden &c., aber schon trat der vorige Zustand wieder ein, sie schlief wieder eben so fest wie vorhin. Am nächsten Morgen erhielt ich die Nachricht, daß sie Morgens gegen 4 Uhr gestorben sei, ohne vorher noch einmal aus dem schlafähnlichen Zustande erwacht zu sein.

Vielleicht haben andere Brüder schon ähnliche Erfahrungen gemacht, mir war sie neu. Jedenfalls ist sie mir ein Beweis dafür, daß, wenn auch die äußeren Sinne im Sterben den Dienst versagen, die inneren Sinne so aufgeschlossen sind, daß sie die äußeren, wenn auch nur für kurze Zeit, wieder in ihren Dienst ziehen, wenn übersinnliche Dinge an sie heran treten. — Ist es etwa ein geheimnißvolles Wirken des hl. Geistes? — eine letzte Gnadenstunde? — Auf alle Fälle werde ich an Sterbebetten von nun an nur Gottes Wort, und Gottes Wort allein reden lassen.

Kirchliche Rundschau.

Es ist eigenthümlich zu bemerken, wie manche kirchlichen Blätter in den Harnisch gebracht werden, wenn unsere Synode irgendwo in Deutschland anerkennend erwähnt, oder die Möglichkeit ausgesprochen wird, daß dieselbe eine Zukunft haben könne. So findet sich im Lutherischen Kirchenblatt ein Artikel, dem wir folgendes entnehmen:

„Im letzten Jahre ist in Deutschland eine Diaspora-Conferenz angeregt und zustandegebracht worden. Der Zweck ist an sich löblich, die in der Diaspora d. h. die in der Zerstreuung im Ausland wirkenden deutschen Pastoren, zu gegenseitiger Stärkung und allerlei praktischen Aeußerungen, Mittheilungen u. dgl. näher miteinander zu verbinden. Es thut ja einem in der Fremde wohnenden, einsam dastehenden Pastor sammt seiner Gemeinde so wohl, wenn ihnen von der Kirche der Heimath herzliche Theilnahme erwiesen und so gezeigt wird, daß man sie nicht vergessen hat. Aber mit dem Standpunkt dieser Conferenz können wir uns nicht befreunden, haben es darum auch abgelehnt, zu ihr zu treten. Die Conferenz bekennt sich nämlich offen zur preußischen Union. Dabei ist der Vorsitzer der Generalsuperintendent Dr. Trautvetter, also Oberhirte einer lutherischen Landeskirche! Aus diesem Beispiel schon kann man ersehen, wie verworren die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands sind. Diese Leute, die entweder noch lutherisch heißen, oder in den alten lutherischen Provinzen Preußens angestellt sind und soeben mit Jubel das Lutherfest in Wittenberg gefeiert haben, finden kein besonderes Wort herzlicher Ermunterung für unsere hiesige lutherische Kirche, wohl aber loben und preisen sie die unirte Synode von Nordamerika und versprechen ihr eine große Zukunft. Diesen Standpunkt hat der Hofprediger Frommel bei der Lutherfeier in Wittenberg so treffend gezeichnet: Luther sagt: Hier stehe ich — ich kann nicht anders! Aber so viele sagen heutzutage: Hier stehe ich — ich kann aber auch anders!“

Sodann erzählt der Schreiber des Artikels, wie er seiner Zeit in der Stadtkirche in Weimar hineingefallen sei, indem er dem Kirchenrath Dr. Dittenberger (einem Mitglied des Protestantenvereins) für die echt lutherische Ordination, die derselbe vollzogen hätte, seinen Dank ausgesprochen habe und fährt dann fort:

„So (d. h. wie Dr. Dittenberger) steht freilich jene Diaspora-Conferenz nicht; denn sie will ausgesprochener Maßen gar nicht lutherisch sein, sondern erklärt sich mit dem Bekenntniß der preußischen Union und der evangelischen Synode von Nordamerika einverstanden — wenn das nämlich ein Bekenntniß heißen kann, etwas nicht zu bekennen. „„Sie bekennt sich zu der Auslegung der heiligen Schrift, wie sie in den symbolischen Büchern der lutherischen und reformirten Kirche, als da hauptsächlich sind die Augsburger Confession, Luthers Katechismus und der Heidelberger Katechismus, niedergelegt ist, insofern dieselben miteinander übereinstimmen.““ Wie dabei das rechte Bekenntniß von der heiligen Taufe und dem heiligen Abendmahl fährt, ist unschwer zu ersehen. Da muß man eben diese Grund- und Hauptlehren heiliger Schrift für offene Frage erklären, über die jeder denken kann, wie ihm gut deucht.“

Wir könnten dieser ganzen Auslassung einfach die Stelle: Apostelgeschichte 5, 38. 39 entgegensetzen. Da wir aber doch zu unserer Synode etwas anders stehen als einst Gamaliel zur christlichen Kirche, so haben wir noch etwas hinzuzufügen.

Ueber den Standpunkt der Diaspora-Conferenz haben wir natürlich nichts zu sagen; dieselbe wird und muß sich selbst rechtfertigen können. Zweifelhaft aber erscheint dem Schreiber dieses die Behauptung, daß Hofprediger Frommel mit den von ihm angeführten Worten die Diaspora-Conferenz gekennzeichnet haben soll, und zwar um so mehr, als er seinerzeit P. Frommel persönlich kannte. Indeß könnte man sich ja bei dem ehrwürdigen Herrn erkundigen; er würde gewiß eine Anfrage, auch wenn sie aus Amerika käme, nicht unbeantwortet lassen.

Ob die Diaspora-Conferenz jemals erklärt hat, daß sie mit dem Bekenntniß unserer Synode einverstanden sei, ist uns nicht bekannt; es thut auch nichts zur Sache. Was aber das nun folgende betrifft „wenn das nämlich ein Bekenntniß heißen kann, etwas nicht zu bekennen“, so verdient allerdings die Dreistigkeit dieser Beweismethode unsere Bewunderung. Es wird da folgender Schluß gemacht: Die Evang. Synode von Nordamerika hat ein Bekenntniß, wenn es ein Bekenntniß heißen kann, etwas nicht zu bekennen. Das ist aber unmöglich. Also hat die Evang. Synode kein Bekenntniß. Quod erat demonstrandum. Es wäre dieser Beweis in der Schule vortrefflich und auch im Leben würde er Stich halten, wenn er nur auf den Thatbestand paßte. Daß er

aber nicht darauf paßt, beweist uns der Schreiber des Artikels selbst wieder, indem er nicht etwa in einem zweiten Artikel, auch nicht erst auf der nächsten Seite oder in der nächsten Zeile, sondern in eben derselben Zeile fortfährt: „Sie bekennt sich u. s. w.“ Oder steckt hier vielleicht ein Druckfehler? Hätte es wohl heißen sollen: „Sie bekennt sich nicht“? In diesem Falle wäre allerdings die Logik des Schreibers zwingend, aber er würde sich einer groben Fälschung des Thatbestandes schuldig machen. Oder glaubt er, daß zwischen „bekennen“ und „nicht bekennen“ kein Unterschied ist? In diesem Fall ist sein Schluß auch richtig. Oder darf man die „Unirten“, die doch etwas bekennen, so darstellen, als ob sie etwas nicht bekennten? Das darf man allerdings, wenn man sich zu dem Grundsatze bekennt: Haeretico fides non habenda. (Dem Ketzer ist man keine Treue schuldig.) Das aber wird wohl der betreffende Verfasser mit Entrüstung von sich abweisen. In diesem Falle müssen wir ihn aber bitten uns wenigstens die fides einer genauen und vollständigen Wiedergabe unseres Bekenntnißparagraphen zu gewähren. Daß wir ohne „Wenn“ und „Aber“ die heilige Schrift als die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens erklären, wird wohlweislich verschwiegen. (Oder gehört es vielleicht zu den Dingen, die wir nicht bekennen?) Ebenso wird statt des Schlusses unsers Bekenntnisses „in ihren Differenzpunkten aber hält sich die deutsche Evangelische Synode von Nordamerika allein an die darauf bezüglichen Stellen der heiligen Schrift u. s. w.“ einfach gesagt: „Wie dabei .... wie ihm gut deucht.“

Welches ist aber denn das rechte Bekenntniß von der heiligen Taufe und vom heiligen Abendmahl? Ist es nicht vor allem das Wort der Schrift selbst? Ganz sicher. Und da wagt ein Lutheraner zu sagen, daß man die Grund- und Hauptlehren heiliger Schrift als offene Fragen erklären müsse, wenn man sich an die Schrift selbst hält. Wenn das wahr ist, dann ist eben die heilige Schrift selbst nicht klar und nicht bestimmt genug, um ihre eigenen Grund- und Hauptlehren erkennen zu lassen. Das stimmt aber ganz gut mit dem, was einst die Jesuiten auf dem Regensburger Colloquium behaupteten: „ex sola scriptura nullam unquam haeresin nullum errorem aut potuisse aut etiamnum posse sufficienter refutari sine praesupposita infallibili auctoritate ecclesiae.“ (Aus der Schrift allein konnte weder früher noch kann auch gegenwärtig irgend eine Ketzerei oder irgend welcher Irrthum genügend widerlegt werden, ohne daß dabei die unfehlbare Autorität der Kirche vorausgesetzt wird.)

Zudem sagt das Lutherische Kirchenblatt „da muß man“, stellt also vollständige Unsicherheit, Willkür und Uneinigkeit in der christlichen Lehre als nothwendige Folge des Festhaltens an der Schrift allein dar. Wo bleibt da der erste Artikel der Concordienformel? Wo bleibt da die lutherische Lehre de perspicuitate et de perfectione seu sufficientia scripturae sacrae? (von der Deutlichkeit und Vollständigkeit der Schrift). Wo bleibt in diesem Fall überhaupt noch der Unterschied zwischen dem Lutheraner und dem Jesuiten?

Doch wir wollen nicht unbillig sein. Wir haben nicht vergessen, daß das Lutherische Kirchenblatt nur einen Satz aus unserem Bekenntnißparagraphen citirt. Hat demselben der ganze Paragraph vielleicht nicht zu Gebote gestanden? In diesem Falle hätten wir dem Schreiber des Artikels gerne ein Exemplar unserer Synodalstatuten zur Verfügung gestellt. Dann wäre ihm gewiß nicht das Unglück passirt, daß er eine Bemerkung unseres Bekenntnißparagraphen, die wohl auch fehlen könnte, weil sie sich als Consequenz aus dem Vorhergehenden von selbst ergibt, gesperrt drucken läßt, als ob das die Hauptsache wäre. So wenigstens steht es nicht in unsern Synodalstatuten. Oder hat er den Satz etwa deßwegen unterstrichen, weil er ihm unbegreiflich erscheint. Nun es ist aber doch unser Bekenntnißparagraph und es ist für uns genügend, daß wenigstens wir selbst von seiner Richtigkeit überzeugt sind; wir muthen auch keinem modernen Altlutheraner zu, daß er auf unsere Autorität hin die Sache annehme. Es kann sich ja jeder selbst überzeugen.

Freilich, wenn es einmal so steht, daß man sich auf Grund der Concordienformel, deren Wortlaut doch mit sich selbst stimmt, nicht mehr einigen kann, dann wird man

auch zwischen der Augsburgischen Confession und dem Heidelberger Katechismus keine Uebereinstimmung mehr finden können.

Der Gnadenwahlstreit hat, obwohl er literarisch immer ziemlich gleichmäßig fortging, eine eigenthümliche Gestalt angenommen durch die Resultate der Norwegischen Pastoralconferenz in Eau Claire (19—27. März). Bekanntlich hat die Norwegische Synode ihre officielle Verbindung mit der Synodalconferenz gelöst, um den Gnadenwahlstreit für sich allein zum Austrag zu bringen. Das ist denn auch, soweit es zur Zeit ohne offenen Bruch innerhalb dieser Synode möglich war, geschehen, indem die Pastoralconferenz in Eau Claire sich über folgende 17 Sätze geeinigt hat:

„Thesis 1. Wenn Gott mit seinem Wort und Gnadenruf zu einem Menschen kommt, so geschieht dies zu dem Zweck, daß der Mensch sich bekehre, und dieses Wort und dieser Gnadenruf bringt immer volle Kraft zur Bekehrung des Menschen mit sich, und diese (Bekehrung) wird gewißlich da eintreten, wo der Mensch nicht der Wirkung der Gnade muthwillig widerstrebt. Einstimmig angenommen. — Anm. 1. Unter dem Eintreten der Bekehrung verstehen wir dies, daß der Mensch im Augenblick der Wiedergeburt von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott bekehrt wird. Einstimmig angenommen. — Anm. 2. Unter dem muthwilligen Widerstreben, das, solange es währt, das Eintreten der Bekehrung immer unmöglich macht, verstehen wir dies, daß sich der Mensch dann, wenn er sich unter der Einwirkung der Gnade befindet, in seinem Widerstande gegen die Gnade verfestigt, trotzdem daß er dann diesen Widerstand unterlassen könnte, nicht aus eigener Kraft oder aus einer von Gott geschenkten einwohnenden Kraft, sondern allein kraft des Wirkens der Gnade. 79 Ja, 1 Nein, 9 stimmten nicht.

Thesis 2. Wo der Mensch dagegen dieser Wirkung der Gnade muthwillig widerstrebt, da wird so gewiß keine Bekehrung stattfinden, solange dieses Widerstreben anhält. Einstimmig angenommen, 1 stimmte nicht.

Thesis 3. Aus eigner Kraft kann kein Mensch, der ein Gegenstand dieser Wirkung der Gnade ist, dieses Widerstreben unterlassen, sondern er kann es allein durch das dazu kräftige Wirken des Geistes. 85 Ja, 8 stimmten nicht.

Thesis 4. Mit diesem seinem Wirken ist Gott bei allen Menschen, an die er mit seinem Worte und Gnadenrufe herantritt, gegenwärtig und macht es also für sie alle gleich möglich, von jenem Widerstreben frei gemacht zu werden. Einstimmig angenommen, 1 stimmte nicht.

Thesis 5. Ehe die Bekehrung eingetreten ist, findet sich in dem Menschen, welcher ein Gegenstand der vorbereitenden Wirkung des Geistes ist, keine einwohnende Kraft zum Guten oder zum Aufgeben des Widerstandes gegen Gott. 83 Ja, 1 Nein, 10 stimmten nicht.

Thesis 6. Gott allein ist es, der die Bekehrung eines Menschen wirkt. Dagegen ist es nicht Gott, sondern der Mensch selbst allein, welcher Schuld daran ist, daß er nicht bekehrt wird. Einstimmig angenommen.

Thesis 7. Wenn die Bekehrung eingetreten ist, hat der Mensch dadurch ein neues geistliches Leben und Lust und Kraft zum Guten empfangen. Einst. angenommen.

Thesis 8. Die Erhaltung dieses neuen Lebens ist ebensowohl als seine Erschaffung allein der Macht und Gnade Gottes zuzuschreiben, aber der Mensch will und muß nun, wenn dieses neue Leben bewahrt werden soll, frei selbst mitwirken durch die von jener Macht und Gnade gegebenen Kräfte. Einstimmig angenommen.

Thesis 9. Dieses Mitwirken des Menschen hat jedoch nicht die Bedeutung für seine Erhaltung, daß es eine Quelle oder Ursache derselben wäre, auch nicht die, daß es die Erhaltung verdiente. Einstimmig angenommen.

Thesis 10. Wenn der Gläubige also durch Gottes Gnade treu bleibt bis an's Ende, so gibt Gott ihm die Krone des Lebens. Wenn er nicht also treu bleibt bis an's Ende, so gibt Gott ihm nicht die Krone des Lebens. Einstimmig angenommen.

Thesis 11. Alle Werke der Gnade, die Gott in der Zeit thut, hat er von Ewigkeit zu thun beschlossen; folglich hat er auch von Ewigkeit her beschlossen, die zu bekehren, welche bekehrt werden, die im Glauben zu erhalten, welche im Glauben erhalten

werden, und endlich denen die Krone des Lebens zu geben, welchen die Krone des Lebens zu Theil wird. Einstimmig angenommen.

Thesis 12. Als Gott von Ewigkeit her diese Beschlüsse faßte, befolgte er dieselbe Regel, welche er in der Zeit bei der Ausführung derselben befolgt, und nahm er dabei dieselbe Rücksicht, welche er in der Zeit nimmt. Einstimmig angenommen.

Thesis 13. Weil Gott in seinem Worte dem Gläubigen verheißen hat, daß Er ihn bis an's Ende im Glauben erhalten und ihm also das ewige Leben geben wolle, darum soll der Gläubige stets auf diese Verheißung Gottes vertrauen und nicht daran zweifeln, sondern im Glauben an dieselbe seine künftige ewige Seligkeit fest erwarten. Einstimmig angenommen.

Thesis 14. Diese Verheißung Gottes, den Gläubigen bis an's Ende zu erhalten und ihn also selig zu machen, ist keine Prophezeihung, daß er wirklich bis an's Ende beständig sein und also wirklich die ewige Seligkeit genießen werde. Eine solche Prophezeihung gibt es in der heiligen Schrift nicht. 79 Ja, 8 haben nicht gestimmt.

Thesis 15. Die Glaubensgewißheit des Gläubigen hinsichtlich seiner Erhaltung und Seligkeit beruht allein auf der Verheißung Gottes und ist der feste und zuverläßliche Glaube und die Erwartung, daß Gott, was er ihm verheißen hat, auch thun werde. Einstimmig angenommen.

Thesis 16. Wenn der Gläubige in diesem Glauben an die Verheißung Gottes die Seligkeit betreffend verharrt, so wird er auch zuletzt erfahren, daß Gott, der die Verheißung gegeben hat, getreu war; wenn er aber den Glauben an Gottes Zusage und Verheißung fahren läßt, so ist es nicht Gottes oder der Verheißung Schuld, daß er des ewigen Lebens nicht theilhaftig wird, sondern es ist seine eigene Schuld, weil er nicht die Verheißung Gottes glauben wollte und daher durch seinen Unglauben Gott zum Lügner gemacht hat. Einstimmig angenommen.

Thesis 17. Damit nicht diese entsetzliche Möglichkeit, die für den Gläubigen hier in der Welt immer da ist, zur Wirklichkeit werde und damit er im Glauben an Gottes Zusage und Verheißung und somit zugleich in der Gewißheit seiner ewigen Seligkeit bewahrt werde und also diese endlich erlange: muß er immer mit Furcht und Zittern seine Seligkeit schaffen, dadurch, daß er die Gnadenmittel fleißig gebraucht, täglich wacht und betet, gegen die Sünde streitet, sich des Guten befleißigt, sich von seinen täglichen Sünden und anhängenden Gebrechen bekehrt, sich mit den Verheißungen Gottes tröstet, und also immer ein gutes Gewissen zu bewahren sucht. Einstimmig angenommen."

Diese Thesen stimmen nun allerdings nicht wörtlich mit den dreizehn seinerzeit von der Missourisynode angenommenen Sätzen überein. (Vgl. Theol. Zeitschrift 1882, Dezember, S. 271.) Wenn nun dort erklärt wird: „Wer diese dreizehn Sätze annimmt, wie sie lauten, ist mit uns im Glauben einig," so erhebt sich nun naturgemäß die Frage, ob denn die Norwegische Synode mit der Missourisynode im Glauben einig sei, oder nicht. Daß die Entscheidung dieser Frage nicht unsere Sache ist, versteht sich wohl von selbst. Merkwürdig ist indeß, was sowohl Prof. Stellhorn und Prof. Schmidt auf der einen, als auch Lehre und Wehre sowie Präses Koren auf der andern Seite über diese Thesen äußern. Prof. Stellhorn sagt: "These theses express nothing else but the truth proclaimed and defended by Prof. Schmidt and the Ohio Synod over against the calvinistic innovations of Missouri and its allies."

Professor Schmidt sagt in seiner Norwegischen Zeitung (S. 191 f.): „Zwar wurden alle 17 Sätze theils von einer großen Majorität, theils sogar einstimmig angenommen, aber die ganze Debatte, die vorausging, und Aeußerungen bei der letzten kurzen Berathung haben nicht, soweit wir im Stande sind zu sehen, eine wesentlich größere Einigkeit geoffenbart, als sich bei unseren früheren Versammlungen gezeigt hat. Legen wir uns die einfache Frage vor: Welcher von den wesentlichen Streitpunkten, die früher unter uns streitig gewesen sind, ist nun als beseitigt anerkannt, so daß man mit Recht sagen könnte, über denselben sei es, auf Grund der Wahrheit, zur Einigkeit gekommen? so ist es uns unmöglich, einen solchen Punkt anzugeben. Denn eine allgemeine Zustimmung zu einer Reihe von Sätzen, aber mit klar und bestimmt ausgesprochener verschiedener

Auffassung und Erklärung der wesentlichsten derselben, können wir jedenfalls nicht eine „Einigung auf Grund der Wahrheit" nennen. Damit wollen wir nicht sagen, daß die Missourisch-Gesinnten in unserer Gemeinschaft nicht vielleicht anfangen in Bezug auf ihren früheren Standpunkt ungewiß zu werden. Es kamen wohl Aeußerungen vor, welche deutlich darauf hinzuweisen schienen. Es wurde aber in keinem einzigen Punkte ein Zugeständniß gemacht oder etwas von dem anerkannt, was man früher bekämpft hatte. Es ist daher ebenso wohl möglich, daß die Missourisch-Gesinnten den Ausgang der Conferenz ohne weiteres als einen großen Sieg für ihre Lehre ansehen werden, und daß sie diesen Sieg so kräftig als möglich von jetzt bis zur Synodalversammlung, und bei dieser selbst auszubeuten suchen werden, um jedenfalls das zu erreichen, daß der Streit beigelegt und der Friede erklärt werde. Solange aber keine wahre Einigkeit in den Hauptpunkten, die wirklich unter uns streitig gewesen sind — besonders in Bezug auf die Erwählung in Ansehung des Glaubens — hergestellt wird, kann von unserer Seite unmöglich von Frieden die Rede sein."

Lehre und Wehre urtheilt in einer Note folgendermaßen:

„1. Die von der Bekehrung handelnden Thesen betreffend möchte die Redaktion Folgendes bemerken: 1. Es ist uns kein Zweifel, daß alle Glieder der norwegischen Synode, welche die von der Bekehrung handelnden Thesen in dem von Herrn Präses Koren dargelegten Sinne verstehen, in der reinen lutherischen Lehre von der Bekehrung mit uns übereinstimmen. . . . .

3. Daß aber Professor Schmidt und Genossen den Ausdruck „unterlassen können" mißbrauchen würden, hätten die theuren Brüder in der norwegischen Synode voraussehen können. Irrlehrer haben je und je die Praxis befolgt, ihren Irrthum unter einzelnen zweideutigen Ausdrücken zu verbergen; das, wodurch im Vorhergehenden und Nachfolgenden ihr Irrthum ausgeschlossen wird, lassen sie einfach unbeachtet beiseite, als ob es nicht dastände. Das ist traurig, aber ein Umstand, mit dem gerechnet werden muß. Es wäre daher besser gewesen und hätte der Klärung der Verhältnisse in der norwegischen Synode besser gedient, wenn nur solche Ausdrücke in Anwendung gekommen wären, welche von vornherein den Irrthum ausschließen. — Was die Thesen, welche von der Erhaltung handeln, betrifft, so wäre zu wünschen, daß das in Thesis 9 klar Ausgesprochene auch bereits in Thesis 8 berücksichtigt worden wäre und daselbst den Ausdruck beeinflußt hätte. Der Ausdruck in Thesis 8 „wenn dieses neue Leben bewahrt werden soll" ist der Mißdeutung unterworfen, daß die guten Werke oder das gute Verhalten des Menschen das neue Leben erhalten helfen. So wahr es aber einerseits ist, daß durch böses Verhalten oder böse Werke das neue Leben zerstört wird, so entschieden ist es andererseits abzuweisen, daß durch unser gutes Verhalten oder unsere guten Werke das neue Leben auch nur zum geringsten Theile erhalten werde, wie das auch Herr Präses Koren auf Grund unseres Bekenntnisses so klar ausspricht. Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß wir auch mit dem, was Herr Pastor Koren über die Erhaltung schreibt, vollkommen übereinstimmen. Thesis 12 endlich nennt Herr Pastor Koren selbst "anceps"; sie ist daher nicht geeignet, weder die Wahrheit zu bekennen, noch den gegnerischen Irrthum auszuschließen, wie man denn auch über die Gnadenwahl noch nicht verhandeln wollte. Kommt das später durch die Arbeit der Committee zum Ausdruck, was Herr Präses Koren zu Thesis 12 ausführt, so wird auch damit die reine lutherische Lehre bekannt." —

Einen Erklärungsgrund für die so verschiedenen Beurtheilungen eines und desselben Schriftstückes (dieser 17 Thesen) gibt das, was Präses Koren über die Geschichte ihrer Entstehung bemerkt. Er sagt:

„Zuerst aber ein paar Worte über die Aufgabe der Committee, welche die Sätze ausarbeitete, und zwar wie diese Aufgabe von den Gliedern derselben aufgefaßt worden ist. Die Committee war als eine „Friedenscommittee" von dem Minnesota-Distrikt unserer Synode gewählt und aus solchen Gliedern zusammengesetzt, von denen man glaubte, daß sie zwar die beiden Seiten verträten, aber nicht extreme Ansichten hegten und nicht durch die Art ihrer früheren Betheiligung am Streite in den Augen ihrer

resp. Gegner compromittirt waren. Es waren die Pastoren Amlund, Frick und Halvorsen von der missourischen Seite und Biörn, Böckmann und Mohn von der anderen Seite. Als siebentes Glied wurde von der Committee Prof. Larsen gewählt. Die Committee hat sich nicht als zwei feindliche Lager, sondern eben als eine „Friedens-Committee" angesehen und versucht, in jeder der streitigen Lehren einen von beiden Seiten anerkannten Ausgangspunkt zu finden, von welchem aus dann für einen ehrlichen Frieden später weiter gearbeitet werden könnte. Der eine Theil der Committee beanspruchte von dem Synergismus, den zu hegen sie in Verdacht waren, ganz und gar frei zu sein. Der andere Theil verbat sich alle Beschuldigungen calvinistischer Tendenzen. Zu einem Compromiß wollte die Committee sich nicht herablassen, aber ebenso wenig hat sie es auch als ihre Aufgabe angesehen, durch gehässige Imputationen einen noch möglichen Frieden unmöglich zu machen. So hatte dann die Committee sich nach vielen Verhandlungen über die vorliegenden Thesen vereinigt und zugleich den Beschluß gefaßt, die Thesen nicht zu veröffentlichen, auch nicht privatim andern mitzutheilen, bis sie der Conferenz vorgelegt werden könnten. . . . .

Wir unsererseits würden wohl durchgängig eine Ausdrucksweise, die sich mehr an die betreffenden Stellen der Symbole anlehnte, vorgezogen haben, aber die Thesen waren nun einmal da. Die Committeeglieder waren unter sich einig geworden. Sie gaben uns befriedigende Erklärungen über den Sinn der verschiedenen Ausdrücke und wollten sich nicht, außer im Falle der absoluten Nothwendigkeit, auf Aenderungen einlassen, um nicht wieder den alten Verdacht zu erwecken. Für uns wurde also die Frage diese: Sagen die Worte das, was ihr glaubt, oder sagen sie es nicht, oder sagen sie Ja und Nein zugleich? Wenn wir auf diese Fragen antworten wollten, durften wir nicht, wie Prof. Stellhorn thut, ein paar Worte aus einem Satz herausnehmen und die andern Worte desselben unbeachtet lassen. Wir durften auch nicht aus einer Thesis eine Lehre folgern, welche die nächste Thesis deutlich verwirft. Wenn man das als Zweideutigkeit ansehen will, daß eine Thesis, wenn sie für sich allein stünde, wohl auch anders ausgelegt werden könnte, dann könnte man wohl in einigen Sätzen (davon unten) Zweideutigkeiten finden; aber so verfährt man nicht unter ehrlichen Leuten. Mögen die Thesen immerhin nicht auf die wünschenswerthe Stringenz Anspruch machen können, so ist doch immerhin der Sinn, in welchem die Thesen von unserer Seite angenommen wurden, nach Prof. Schmidts Zeugniß klar und deutlich auf der Conferenz ausgesprochen worden."

Die Synode des IV. Distrikts hat am ersten Mai den Anfang der diesjährigen Distrikts-Conferenzen gemacht. Ein besonderer Bericht über dieselbe ist nach dem, was der Friedensbote schon gebracht hat und das gedruckte Protokoll in den nächsten Tagen bringen wird, überflüssig.

Betreffs der Uebernahme des Werkes der New Yorker Missionsgesellschaft hat uns Herr Prof. Kunzmann, der als Mitglied des übernehmenden Komites thätig war, folgendes zugehen lassen:

Synodale Heiden-Mission. In andern Synodalblättern wird ausführlich darüber berichtet werden, daß und wie die Uebernahme des Bestandes der deutsch-evangelischen Missionsgesellschaft zu New York am 20. Mai c. durch unsere Synode stattgefunden hat. Wir beschränken uns, diese Mittheilung mit dem Bemerken, daß dadurch der Beschluß der General-Synode vom vor. Jahr zur Ausführung gekommen ist, und wir demnach selbstständig in Vorder-Indien auf den Stationen Bisrampur, Raipur und Ganeshpur Heidenmission betreiben werden. Den Mittheilungen nach sind die dasigen Verhältnisse in jeder Beziehung so günstige, daß bei kräftiger Bethätigung an der Sache dem Werke nicht nur Fortbestand, sondern ein gedeihlicher Fortschritt in der äußern und innern Entwickelung gesichert ist. Zu ersterer eignet sich die vortheilhafte Lage nach Klima und Nachbarschaft, für letztere reichen die synodalen Mittel und Kräfte zur Genüge aus.

Berichtigung. In Nro. 5, Seite 111, Zeile 1 v. o. lies: „für uns die" statt „für die"; daselbst Zeile 7 v. o. lies: „Darstellung" statt „Herstellung".

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XII. Juli 1884. Nro. 7.

Die Vorbildung der Diener des Worts bis zum Eintritt in das Amt.

(Referat von P. D. Irion.)

(Schluß.)

Doch auch im Musikunterrichte werde Maß gehalten. So darf man nicht von jedem Predigerzögling beim Austritt aus dem Proseminar gutes Pianospiel verlangen, weil zur Erreichung dieses Zieles oft die gehörige Veranlagung und meist die nöthige Zeit mangelt und weil es oft nur auf Kosten anderer nothwendiger Dinge geschehen könnte. — Neben einer gewissen technischen Fertigkeit soll der Prediger auch eine bestimmte Summe theoretischer Kenntnisse in der Musik haben, damit er sich im spätern Leben vorkommenden Falls helfen oder auch weiter bilden kann. — Vor Allem ist ein musikalischer Sinn und Geschmack wachzurufen. Man pflege daher in den Seminarien mit Liebe den Chorgesang der Zöglinge. — Bei dem Zögling aber, welchem jede musikalische Veranlagung mangelt, konstatiren wir einen bedauerlichen Defekt seiner Begabung.

Endlich reden wir von der Erlernung der alten Sprachen und betreten damit ein Gebiet, welches viel umworben und viel umstritten ist. Es wird allgemein anerkannt, daß es schön und wünschenswerth wäre, wenn jeder Prediger die Bibel im Urtext lesen könnte. Die Einrichtung des Unterrichts in unsern Seminarien hat dies Ziel im Auge. Wir gehen von dem Grundsatz aus: ein Diener des Worts soll das Wort Gottes kennen und das Wort zu handhaben verstehen. Um dies Ziel zu erreichen, sind die alten Sprachen ein ganz unübertreffliches Hülfsmittel. Fassen wir das einzelne kurz zusammen.

Im Proseminar werden die Zöglinge zur Erlernung der lateinischen Sprache angehalten, denn die Erlernung einer so streng grammatischen Sprache öffnet gleichsam die Thore des Verstandes. Wir haben da eine ausgezeichnete Uebung des Gedächtnisses verbunden mit einem Aufbau der Sprache, wie er sich an modernen Idiomen nicht erlernen läßt. Außerdem versetzt die lateinische Sprache den Lernenden in einen äußerst wichtigen Abschnitt der Universalgeschichte, in die Geschichte der Römer. Die weltberühmten Persönlichkeiten eines Cato, Cäsar, Cicero reden in ihrer eigenen Sprache zu uns, und wir lernen auf diese Weise ihre Bedeutung recht würdigen. Die alte Geschichte, reich an Idealen, wird uns erst dann recht verständlich, wenn wir die Werke

ihrer bedeutendsten Männer lesen können. Aber auch die Verrottung des hochgebildeten Heidenthums tritt uns aus diesen Werken entgegen, und dies liefert einen nicht geringen Beitrag zu Beispielen davon, wie nicht Bildung und Entfaltung menschlicher Kraft, sondern allein Gottes geoffenbarte Gnade den Menschen gut und glücklich machen kann.

Das Latein nimmt unsere Sprache in Zucht: es führt uns in das klassische Alterthum der Römer, es übt die geistigen Kräfte und das Auffassungsvermögen, es ist nöthig, um die Bekenntnißschriften unserer Kirche in der Ursprache zu lesen. Darum ist das Latein für die Predigerzöglinge im Proseminar ein obligatorischer Lehrgegenstand, und es ist zu wünschen, daß demselben Zeit genug eingeräumt werde, um nicht nur eine nothdürftige Kenntniß dieser Sprache zu ermöglichen, sondern eine gewisse Sicherheit in Gebrauch und Handhabung derselben. Ein Zögling, der in's Predigerseminar entlassen wird, sollte nicht nur nothdürftig mit Hülfe eines Lexikons im Cäsar übersetzen, sondern ohne besondere Anstrengung auch Cicero und Vergil lesen können.

Die griechische Sprache als Sprache des Neuen Testaments beansprucht noch mehr unsere Sympathien als das Latein. Diese Sprache muß gut gelernt werden, der Studirende soll sie lieb gewinnen, soll sich tüchtig darin üben. Man hat schon das Ziel des griechischen Sprachunterrichts im Proseminar dahin bestimmt, daß der Zögling beim Abgang von der Anstalt im Stande sein soll, das Neue Testament mit Hülfe eines Lexicons und der Grammatik übersetzen zu können. So wenig dies scheint, so ist doch zu wünschen, daß dies Ziel wirklich erreicht werde. Jedoch sollte meines Erachtens in den Oberklassen des Proseminars das Neue Testament nicht die ausschließliche griechische Lectüre sein. Aus dem Neuen Testament sollten einige Bücher ganz übersetzt werden, etwa: Das Ev. St. Lucä, die Apostelgeschichte und der Römerbrief. Daneben müßte man aber aus Xenophons Anabasis und aus Homer lesen. Gerade Homer mit seinem Formen- und Wortreichthum dürfte sich besonders dazu eignen, in das Verständniß der griechischen Sprache einzuführen. Durch tüchtige Uebung sollte der Studirende in Stand gesetzt werden, ohne viel Noth und unausgesetztes Nachschlagen im Lexikon, sich auf die Partien des Neuen Testaments vorzubereiten, welche bei der Exegese vorgenommen werden. Der Sinn des Textes sollte ihn im Predigerseminar mehr in Anspruch nehmen als die Form desselben.

Niemand denke, daß dies bei einem fünfjährigen Kursus nicht erreicht werden könne. Würde das nicht erreicht, dann wäre es bedauerlich. Dabei gebe man denen, die in's Predigerseminar übergehen, den Rath: Leset euer griechisches Testament durch; wenn ihr durch seid, fangt wieder vorne an. Leset jeden Tag ein Kapitel. Leset es jeden Tag so regelmäßig, als ihr könnt. Nulla dies sine linea: kein Tag soll vergehen, an welchem ihr, wenn nicht ein ganzes, so doch ein halbes Kapitel oder auch nur ein paar Verse gelesen habt.

Der Rechtsgelehrte beschäftigt sich mit seinen Gesetzbüchern, bis er sie fast wohl weiß, und der Prediger, oder der es werden will, muß alle Tage die Ur-

kunde des Wortes, das er predigen soll, lesen und üben. „Laß das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen, sondern betrachte es Tag und Nacht, auf daß du haltest und thust alle Dinge nach dem, das darinnen geschrieben stehet." Alexander der Große hat den Homer auf allen seinen Zügen mit sich geführt: Der Studirende nehme das griechische Testament mit sich auf Reisen, in die Vakanzen, er lese darin, so oft er kann. — Am Anfang mag es etwas langsam gehen, aber je treuer er daran bleibt, desto leichter wird es ihm.

Ich sage, er soll das griechische Testament lesen und üben, weil das Deutsche sich dabei von selbst einprägt und der genaue Sinn der Wörter doch aus dem Urtext am sichersten ermittelt werden kann. Die Begriffe, die das Neue Testament voraussetzt oder einführt, müssen ihrem Umfange nach aus dem Urtext bestimmt werden; und in diese Begriffe muß sich der Prediger hineinleben, ihre Bedeutung muß ihm geläufig sein. — Der Wechsel, der beim Gebrauch des Namens des Erlösers statthat: einmal Jesus, dann Christus, dann wieder Jesus Christus oder umgekehrt Christus Jesus, ist nicht zufällig; er kann aber nur aus dem Griechischen recht verstanden werden. In der deutschen Bibel haben wir oft nicht die Anhaltspunkte, um die feinen Unterschiede zu erkennen, welche die heiligen Schreiber durch die Auswahl ihrer Worte konstatiren wollen. Ich nehme ein Beispiel aus dem Römerbrief: Die Wörter δικαιοσύνη, δικαίωσις und δικαίωμα sind dort an verschiedenen Stellen alle mit „Gerechtigkeit" übersetzt. Nach dem Griechischen bezeichnet δικαιοσύνη die Gerechtigkeit als Abstraktum, als Eigenschaft; δικαίωσις Gerechtmachung, Rechtfertigung als That; δικαίωμα Gerechtmachung als Wirkung, den konkreten Erfolg der δικαίωσις. — Will man daher die Gedanken der heiligen Schreiber ganz erfassen und der Wahrheit in ihren einzelnen Spuren nachgehen, dann übe man das griechische Testament. Man soll auch in Betreff des Gebrauchs des griechischen Testaments „durch Gewohnheit geübte Sinne bekommen." Der klärende, bildende Einfluß des Griechischen läßt sich eher fühlen als im Einzelnen nachweisen. Wer Gaben und Gelegenheit hat, strebe darnach, aus Erfahrung reden zu können.

Ausgerüstet mit einer wohl abgerundeten Summe von allgemeinen Kenntnissen, soll der Studirende nun an die eigentliche Theologie herantreten. Er siedelt aus dem Proseminar in das Predigerseminar über. Dieser Schritt ist bedeutungsvoll und wichtig. Er soll nicht nur bedingt sein durch den Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren, sondern durch die Reife des Wissens und den Fleiß des Zöglings. Wenn einer das Examen bestanden, das ihn zum Uebertritt in's Predigerseminar berechtigt, dann sollte dies schon als eine ordentliche Leistung angesehen werden. Die Thatsache, daß ein Zögling in's theologische Seminar eintreten darf, muß an sich ein gutes Zeichen sein für seine Befähigung und Kenntnisse, für seinen Fleiß, seinen Charakter und sein Betragen im Proseminar.

Im Predigerseminar muß man nun zur Sache, auf den Predigerberuf studiren. Man lernt die Bibel kennen in Einleitung, Exegese und biblischer

Theologie; man wird mit der Kirche und ihrer Gestaltung bekannt in der Kirchengeschichte, Symbolik und Dogmatik; man lernt das christliche Leben kennen und die Grundsätze, nach welchem es geführt werden soll, in der Ethik; man wird bekannt und vertraut mit den Obliegenheiten des künftigen Berufs in der Homiletik, Pädagogik und Pastoraltheologie mit den sich anschließenden praktischen Uebungen.

Das erste und wichtigste Erforderniß eines Geistlichen ist die Kenntniß der Bibel. Der geschichtliche Theil dieser Kenntniß findet die ihm gebührende Beachtung in der Einleitungswissenschaft. Da ist über die Abfassung und ursprünglichen Zweck der einzelnen Bücher, über die Zeit ihres Entstehens und dergleichen zu reden. Insofern hat gerade die Einleitung praktischen Nutzen, als der Unglaube dieselbe sich zur Rüstkammer gewählt hat, um dort die Waffen zu holen, die man gegen Gottes Wort gebrauchen könnte. Ein Diener des Worts soll gegen derartige Angriffe wenigstens einigermaßen gewappnet und befähigt sein, über Für und Wider ein Urtheil abzugeben.

Die Exegese muß ein Hauptstudium des Aspiranten des Predigtamts sein. Er soll die Bibel kennen lernen und es ist darauf zu sehen, daß die Hauptbücher des Alten und Neuen Testaments in den drei Jahren durchgenommen werden. Die Exegese muß nach den Grundsprachen gegeben werden, jedoch sollte man vermeiden, zu sehr auf gewisse Einzelheiten einzugehen. Besonders sollte man sich beschränken in der Aufzählung der verschiedenen Ansichten über eine einzelne Stelle. Eine gründliche Arbeit auf diesem Gebiete wird zwar immer, besonders bei einzelnen Punkten, die Anschauungen einer Anzahl von Autoritäten namhaft zu machen haben, allein es ist oft recht nebensächlich, was Chrysostomus oder gar Marcion von dieser oder jener Stelle gehalten haben. Derartige Citate mögen dann am Platze sein, wenn die Kirchen- oder Dogmengeschichte sie erheischt, um das Verständniß für bestimmte Thatsachen zu erzielen. Der Vortragende kann in der Exegese seine eigene Anschauung, die immer wohl verarbeitet sein muß, stets zur Geltung bringen.

Durch fleißiges Treiben der biblischen Exegese erhält man eine gereifte, nüchterne Anschauung in Betreff des Inhalts der Schrift. Der Grundgedanke, welcher sich durch ein Buch hinzieht, erfordert, daß man den Inhalt der einzelnen Partien richtig verstehe. Falsche Exegese ist vielfach die Urheberin luftiger, unhaltbarer Systeme in der Geschichte der Kirche geworden.

Viele Stellen, aus dem Zusammenhang gerissen, müssen oft weit mehr, oder ganz andere Dinge sagen, als sie nach ihrem Zusammenhang sagen wollen. Die Norm für den Sinn des einzelnen Satzes ist der Zusammenhang und der beherrschende Gedanke. In dieser Weise betrieben leistet die Exegese für die Bildung von Predigern Unübertreffliches.

Die Exegese des Alten Testaments sollte nach dem hebräischen Texte gegeben werden. Darum muß auch die Erlernung der hebräischen Sprache im Predigerseminar obligatorisch sein. Es ist freilich für Manchen recht schwer, neben der übrigen Arbeit auch noch das Hebräische zu treiben. Allein bei treuer Arbeit wird es auch minder Begabten gelingen, sich eine solche Fertig-

keit anzueignen, daß sie mit Nutzen ihre hebräische Bibel lesen können. Das soll aber nicht in dem Sinne verstanden werden, als ob nur eine solche Kenntniß der hebräischen Sprache erlangt zu werden brauche, die ausreicht, um das etwa zusammenzubuchstabiren, was in Langes Kommentar an hebräischen Brocken vorkommt. Man braucht noch kein Orientalist von Fach zu werden und kann in seiner hebräischen Bibel doch zu Hause sein. Ich möchte an das Beispiel Luthers erinnern, der neben seiner Ueberladung an mannigfaltigster Arbeit doch immer noch Zeit gefunden hat, das Hebräische zu üben und auch auf diesem Gebiete Großes zu leisten. Wenn der gute Wille und Begeisterung für den Beruf vorhanden ist, dann kann man auch etwas erreichen; und ich meine, wenn ein Zögling im Proseminar eine tüchtige Vorbildung erhalten und sein Abgangsexamen aus jener Anstalt bestanden hat, dann braucht er sich auch vor dem Hebräischen nicht zu fürchten. Natürlich, wenn einer ein paar Stunden braucht, um sich auf ein Kapitel aus dem griechischen Testament zu präpariren, damit er es nur halbwegs übersetzen könne, dann wird er wenig Zeit für die Erlernung einer fremden Sprache übrig behalten. Aber diese Schwierigkeiten sollten im Proseminar überwunden sein und wer sein Gedächtniß und Auffassungsvermögen dort an Latein und Griechisch recht geübt hat, wird auch am Hebräischen nicht zu Fall kommen.

Ist man nun so weit gekommen, daß man das hebräische Alte Testament lesen kann, dann sollte man auch an jedem Tag privatim sich üben. Auch hier: Nulla dies sine linea. Es wird nicht ohne den gewünschten und gehofften Erfolg sein.

Der Reinertrag der Exegese ist die biblische Theologie, d. h. die Feststellung der Lehre, welche in der Schrift ausgesprochen wird. Was die Schrift lehrt, ist uns maßgebend, das muß die Norm unserer Predigten sein. Danach läßt sich beurtheilen, welch wichtige Stellung die biblische Theologie im Studiengang eines angehenden Predigers einzunehmen hat.

An dieser Stelle mag die Dogmatik und ihre Bedeutung für das Studium der Theologie besprochen werden. Die evangelische Dogmatik hat zunächst die Lehre der Schrift wiederzugeben, jedoch in der Weise, daß diese Lehre als Bekenntniß der Kirche auftritt und zugleich als Charakterisirung des Standpunktes, den der Vortragende im Glauben einnimmt.

Für das subjektive Christenthum ist hier ein Gebiet des ausgiebigsten Materials. Die Dogmatik als Wissen ist unumgänglich nothwendig. Wer kann der Kirche und in derselben Christo dienen, wenn er die Lehre der Kirche nicht kennt. Und zwar soll die Dogmatik so zu sagen die Basis bilden für die Ueberzeugung des einzelnen Predigers. Wer seine Dogmatik treu verarbeitet und in fruchtbare Wechselwirkung mit seiner Schriftkenntniß gebracht hat, wird beim Predigen vor Schwankungen in den Ansichten und vor dem sogenannten „Salbadern" bewahrt bleiben.

Es ist ersichtlich, daß ein Mann, dem so zu sagen die Leitung der sittlichen Angelegenheiten einer Gemeinde anvertraut werden soll, in Bezug auf die Grundsätze, nach welchen die christliche Sittlichkeit sich richtet, einen sichern

Standpunkt einnehmen muß. Das ist der Grund, weßhalb der Studirende auch in die christliche Ethik eingeführt wird. Es ist natürlich, daß ein Zögling, der unter dem Einfluß des Christenthums und unter den Einwirkungen des Glaubens steht, welcher ein theologisches Seminar beherrschen muß, der aufgewachsen ist unter Christen, die christliche Moral lebt, auch ohne daß sie ihm in dem Gewande der Wissenschaft vorgetragen worden. Die Ethik ist eine praktische Wissenschaft, wird im Leben geübt und soll dem Christen in Fleisch und Blut übergehen. Dennoch ist das besondere Studium der Ethik nöthig, damit die Prinzipien klargelegt und die sittlichen Begriffe in ihrem ganzen Umfange verstanden werden. Die Ethik ist eine wichtige Wissenschaft und Palmer hat so Unrecht nicht, wenn er in seiner Homiletik darauf aufmerksam macht, daß Mancher Schwierigkeiten findet, über gewisse Episteln zu predigen, weil er Begriffe wie Wiedergeburt, Buße u. s. w. nicht gehörig verarbeitet hat. — Obgleich jeder Christ nach den Grundsätzen der christlichen Ethik zu leben hat, so darf der Prediger doch von dem Studium der Ethik sich so wenig dispensirt halten, als z. B. der Mediziner auch nicht das Studium des menschlichen Organismus als unnöthig für seine Wissenschaft erachten darf, da doch jeder Mensch ganz von selbst, unwillkürlich seine Glieder gebraucht. Wir werden uns jedenfalls immer dem Arzte lieber anvertrauen, der die Physiologie zum Gegenstande eines gründlichen Studiums gemacht hat, als dem, welcher sich damit begnügt, die Heilmittel kennen zu lernen, die bei gewissen Krankheitserscheinungen anzuwenden sind. — So muß der angehende Prediger sich mit der Sittenlehre als einer Wissenschaft befassen und dabei suchen, selbst immer mehr von den sittlichen Grundanschauungen durchdrungen zu werden, damit er in seinem Amte aus der Fülle von Wissen und Erfahrung schöpfen kann.

Vergleichende Symbolik ist die wissenschaftliche Darlegung der dogmatischen Gegensätze, wie sie gegenwärtig innerhalb der christlichen Kirche Bestand und Geltung haben. Sie hat die Aufgabe, die verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften in ihrer inneren Eigenthümlichkeit, wie sie sich in ihren Lehrbegriffen ausspricht, zu erkennen. Die Symbolik will aber nicht blos die sich gegenüberstehenden Meinungen mechanisch neben einander stellen, sondern sie will den inneren Zusammenhang eines jeden Lehrganzen aus seinem inneren Prinzip nachweisen. — Somit hat es die Symbolik mit den kirchlichen Gegensätzen zu thun, in welche der Prediger, wenn er in's Amt tritt, hineingestellt wird. Daraus läßt sich der eminent praktische Nutzen erkennen, der dem Theologie Studirenden aus dieser Wissenschaft erwächst. Es werden im praktischen Leben uns z. B. an der katholischen Kirchenpraxis mancherlei Dinge auffallen, die den entsprechenden Gebräuchen in unserer Kirche gegenüber den Vorzug zu verdienen scheinen. In der Symbolik lernen wir den Dingen auf den Grund sehen und finden dann wohl, daß gerade dieser oder jener kirchliche Gebrauch, der, äußerlich betrachtet, sich so sehr empfiehlt, einem durchaus unbiblischen Prinzip entsprossen ist. Wie ernst scheint man es mit der Vorbereitung auf das heilige Abendmahl zu nehmen, welche Selbstverleugnung legt nicht die Ohrenbeichte den sich Vorbereitenden auf? Und doch, wie unbiblisch

ist die Grundanschauung der Ohrenbeichte und wie viel gründlicher geht darin unsere gemeinschaftliche Beichte, wenn sie nur von Herzen kommt. Der Prediger findet oft Veranlassung, im Privatgespräch auf solche Unterschiede sich einzulassen und oft kann er die Waffen, die ihm die Symbolik bietet, wohl gebrauchen.

Man kann fragen, ob es nöthig sei, in unserm Predigerseminar speziell Dogmengeschichte zu geben. Die Dogmengeschichte gehört in den Studiengang eines Predigers, und wenn wir einen vollständig abgerundeten, von Stufe zu Stufe sicher führenden Studienplan einmal in unseren Anstalten durchzuführen vermögen, wird auch die Dogmengeschichte die ihr gebührende Berücksichtigung finden. In Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse möchten wir die Frage, ob im Predigerseminar Dogmengeschichte besonders gegeben werden soll, verneinend beantworten. Die Dogmengeschichte, welche die genetische Entwicklung in der kirchlichen Lehre zu verfolgen hat, kann einestheils in der Kirchengeschichte mit beigezogen werden, anderntheils bietet das Studium der Symbolik häufig Gelegenheit, von der Entwicklung eines bestimmten Lehrpunktes zu reden. Bei der Menge des Stoffs und der Verschiedenheit der nöthigen Disziplinen dürfte es wohl kein großer Fehler sein, wenn man für jetzt nur gelegentlich sich auf die Entwicklung der Dogmen bezieht, ohne ein besonderes Studium daraus zu machen.

Von besonderer Wichtigkeit für den angehenden Prediger sind die Fächer, welche zur Ausübung des pastoralen Amtes Anleitung geben. Man faßt diese Disziplinen zusammen unter dem Namen Praktische Theologie. Wir rechnen dahin die Homiletik, Pädagogik und Pastoraltheologie. Man könnte diesen Kursus noch bedeutend erweitern und mit beiziehen die Liturgik und Hymnologie. Um jedoch Ueberhäufung zu vermeiden, muß man die letzteren Zweige der praktischen Theologie dem spätern Studium überlassen.

Die Homiletik beschäftigt sich mit der Lehre von der Abfassung der Predigt und mit dem Halten derselben. Sie hat die Regeln festzuhalten, nach welchen der Prediger arbeiten muß, wenn er seinem Berufe als Kanzelredner gerecht werden will. Wenn wir hier von Regeln sprechen, so kann das nur in relativem Sinne verstanden sein, denn diese werden sich immer der Individualität anpassen müssen, sollen jedoch auch eine feste Gestalt haben und sind dafür da, der Natürlichkeit, die sich sonst auf der Kanzel breit macht und „welcher man die Rippen zählen kann" (Palmer), entgegenzutreten. Die Homiletik will nicht die Kanzelberedtsamkeit anlernen, denn diese ist eine Gabe, aber sie will diese Gabe erziehen und in die rechten Bahnen leiten, daß sie nicht in wilde Triebe ausarte. An die Homiletik schließen sich praktische Uebungen. Dieselben haben zu beginnen noch ehe man mit der theoretischen Entwicklung der Homiletik den Anfang macht und bestehen in Aufsatzübungen, Vorträgen und dergleichen, um den Stil und den Vortrag zu bilden. Vom zweiten Jahre im Predigerseminar an müssen diese Uebungen mit der Homiletik Hand in Hand gehen; sie sollen nach und nach aus dem Lehrsaal in die öffentlichen Gottesdienste verlegt werden. Man gebe den Seminaristen Gelegenheit, da

oder dort vor der Gemeinde zu predigen. Neben dieser Art praktischer Uebungen geht die Abfassung schriftlicher Predigten her, die zur Durchsicht und Beurtheilung dem Lehrer vorgelegt werden müssen. Auch das Disponiren werde gut geübt.

Die Pädagogik und Katechetik sollen Anleitung geben, wie der Jugendunterricht in der Gemeinde zu leiten sei. Besonders ist Rücksicht zu nehmen auf den Konfirmandenunterricht, bei dessen Ertheilung Weisheit und Treue, sowie gründliche Vorbereitung des Stoffes zur Pflicht des künftigen Predigers zu machen sind. Unsere Jugend soll später die Gemeinde bauen helfen; wir unterrichten die, welche in Zukunft die Gemeinde bilden sollen. Darum müssen wir sie wohl erziehen, müssen ihnen die Nothwendigkeit des Glaubens und alle ihre Christenpflichten recht an's Herz legen, sollen ein selbständiges, persönliches Glaubensleben in ihnen zu wecken suchen. Von der Jugend hängt die Zukunft unserer Kirche ab. Man lerne daher, wie der Jugendunterricht zu führen sei, man übe sich in Katechisationen und suche den Inhalt der Wahrheit, die gelehrt werden muß, zu seinem persönlichen Eigenthum zu machen.

Die Pastoraltheologie beschäftigt sich mit den Obliegenheiten des Predigers als Seelsorger, als geistlicher Berather seiner Gemeinde. Es kommen da die schweren Pflichten in Betracht, welche dem Seelsorger an Kranken- und Sterbebetten auferlegt werden. Der persönliche Einfluß eines Mannes muß bei den erwähnten Obliegenheiten zur Geltung kommen. Da ist Takt nöthig, Treue und persönliche Frömmigkeit. Diese Tugenden können nicht erlernt, sie können aber erzogen, angeleitet werden.

Es ist von Zeit zu Zeit schon darauf hingewiesen worden, daß die Gesetze und Statuten, welche unsere Synode sich gestellt hat, im Seminar zum Gegenstand eines, wenn auch untergeordneten Zweiges des Studiums gemacht werden. Es ist das nöthig und wäre sehr zu wünschen, daß die Bekanntschaft mit unsern Gesetzen unter den Pastoren und Gemeinden mehr zum Gemeingut würde. Man hat Beispiele, daß auf Conferenzen Beschlüsse gefaßt wurden, welche entweder unsern Statuten zuwiderliefen oder in denen Bestimmungen getroffen wurden, für welche in den Gesetzen schon vorgesehen war, so daß der Beschluß sammt der vorausgehenden, manchmal erregten und zeitraubenden Debatte gegenstandlos waren. Eine gründliche Kenntniß der Statuten macht solche Vorkommnisse unmöglich. Außerdem sollen unsere Seminaristen in den Dienst der Synode treten, daher sollten sie auch die Gesetze der Synode kennen.

Ueber Missionsgeschichte ist in anderm Zusammenhang geredet worden. Zu erwähnen wäre ein Kursus über Logik und Psychologie und etwa Geschichte der Philosophie. Was Logik und Psychologie betrifft, so könnte man sich damit im ersten Jahre des Studiums im Predigerseminar etwa wöchentlich eine oder zwei Stunden befassen. Was die Geschichte der Philosophie betrifft, so wird man dieselbe wohl, um Ueberhäufung zu vermeiden, am besten in die Kirchengeschichte hineinziehen.

Ein Seminarist, der den oben dargelegten Studiengang treu und gewissenhaft durchlaufen und dabei nicht vergessen hat, sein Herz und seinen Willen

unter die Zucht des Geistes Gottes zu stellen, wird am Schlusse des Kursus ein gründliches und strenges Examen wohl bestehen können. Dieses Examen sollte nicht etwa einer bloßen Form genügen, sondern es sollte dabei darauf gesehen werden, daß es endgültig darüber zu entscheiden hat, ob der Examinand zur Ordination empfohlen werden kann oder nicht. Ein Zögling, welcher drei Jahre im Predigerseminar zugebracht hat, sollte seinem Charakter und seinen Fähigkeiten nach den Leitern der Anstalt soweit bekannt sein, daß sich beurtheilen lassen dürfte, ob etwaige Lücken, die das Examen aufweist, dem Mangel an Begabung oder dem an Fleiß und Treue zuzuschreiben seien. Wer untreu gewesen ist, der verbleibe ein Jahr länger im Seminar, oder man lasse ihn laufen, wenn er keine Aussichten auf Besserung gibt. — Wir wollen tüchtig geschulte, treue, fromme Prediger als Diener unserer Synode, die auch die Gewähr bieten, daß sie etwas leisten können. Wer das Amt lediglich als die Kuh betrachtet, die ihn mit Milch und Butter versorgt, dem mache man, wenn immer möglich, den Eintritt in dasselbe so schwer, daß er gerne sich anderweitig umsieht.

Anmerkungen zu dem „Alter der Urväter."

Eingesandt von P. N. Krause.

Die Mainummer dieser Zeitschrift brachte eine anregende Arbeit über „Das Alter der Urväter." Den Zweckgründen für die Langlebigkeit der Urväter muß man beistimmen; aber vorzüglich hinsichtlich der Causalgründe sei es uns gestattet, einzelne Bedenken auszusprechen. Vorne stehe eine literarische Notiz mit Beziehung auf die erste Vorbemerkung des Verfassers. Vergleiche Seite 107, Vorbemerkung 1. —

Mutzl sagt in seiner Urgeschichte der Erde und des Menschengeschlechts das gerade Gegentheil. Seite 79 liest man: „Alle Völker des Alterthums sprechen von einem tausendjährigen Leben der Menschen vor der Sintfluth." Die classische Stelle, aus welcher Mutzl die Bemerkung nahm, gibt er nicht an. Sie ist aus Josephus, Alterthümer I, 3, 9. Wir geben die in Frage kommende Stelle in möglichst wörtlicher Uebersetzung. Josephus redet von dem Alter Noahs und sagt: „Niemand aber, der unser gegenwärtiges kurzes Lebensalter, das wir erreichen, mit dem der Alten vergleicht, halte das darüber Gesagte für falsch." Er gibt dann einige Causal- und Zweckgründe dieser langen Lebensdauer an, und fährt dann fort: „Es bezeugen mir aber diese Wahrheit alle diejenigen griechischen und nichtgriechischen (*Βαρβάροις*) Schriftsteller, welche über archäologische (*ἀρχαιολογίας*) Gegenstände geschrieben haben. Denn Manethos, der Geschichtsschreiber der Egypter, und Berosus, der über chaldäische Ereignisse schrieb, und Mochus und Hestiäus, besonders Hieronymus der Egypter, der die phönizische Geschichte erforschte, stimmen mit mir über das Gesagte ein. Ja sogar Hesiod und Hekatäus und Hellanicus und Akusilaus, Ephorus und Nikolaus berichten (*ἱστοροῦσι*), daß die Alten tausend Jahre lang gelebt haben." — Die Chinesen geben

in ihrer Legende das Alter Noahs in derselben Höhe an wie die Bibel. Von Noahs Ur-Urenkel Dschem-Schid erzählen die Perser, daß er 300 Jahre regiert habe. —

Das Alter der Urmütter wird allerdings nicht in der Schrift angegeben, aber von Sarah wissen wir aus Genes. 23, 1, daß sie 127 Jahr alt ward, ein respectables Alter, von welchem wir einen Rückschluß auf die Urmütter machen dürfen.

Seite 111. „Es kann ja damals noch viel ältere Menschen gegeben haben als die Hauptrepräsentanten der heiligen Genenlogie.“ — Das Leben der Kainiten muß länger gewesen sein als dasjenige der Sethiten, weil nur sieben kainitische Geschlechter den Zeitraum ausfüllen, welcher zwischen dem Tode Abels und der Sintfluth liegt, wohingegen zehn sethitische Geschlechter genannt werden, um denselben Zeitraum auszufüllen.

Seite 113. „Es gab noch keine großen Städte.“ — Gatterer (Universalgesch. Th. I, S. 157) hat folgende Berechnung über die Menschenmenge vor der Sintfluth angestellt:

Jahr der Welt.	Menschenzahl.
41	4
82	8
123	16

und so immer nach 41 Jahren die verdoppelte Menschenzahl, was gewiß nicht zu hoch gegriffen ist. Fährt man in der obigen Weise fort, so ist die Gesammtzahl der Menschen im Jahre 1640 der Welt, also 16 Jahre vor der Sündfluth 1,299,023,255,552. Ja selbst wenn man mit Shuckford (Connections I, p. 16) annimmt, daß die Antidiluvianer erst durchschnittlich im hundertsten Jahre Kinder zu zeugen begannen und damit bis zum sechshundertsten Lebensjahre fortfuhren, und wenn man auch nach Esdra, Buch IV, die selbst von A. v. Humboldt unterstützte Meinung hegt, daß die Vertheilung von Wasser und Land auf der Erdoberfläche eine andere war als heute, nämlich nicht vier Theile Wasser und ein Theil Land,*) sondern sechs Theile Erde und ein Theil Wasser, so muß die Erde vor der Sündfluth doch bei weitem dichter bevölkert gewesen sein als heute. Dann aber hat sie auch Städte, große Städte gehabt, da Kain schon als der erste Städteerbauer genannt wird. Dazu kommt, daß je weiter man in der Geschichte der Baukunst sich den Zeiten der Sündfluth nähert, desto größere und gewaltigere Bauten trifft man an. Die „Luftverpestung“ hat auch nicht viel auf sich, wenn man sich daran erinnert, daß eine chemische Untersuchung von Stadt- und Landluft einen kaum nennenswerthen Bruchtheil von weniger Sauerstoff in der Stadtluft ergibt. —

Seite 113. „Keine Industrie jeglicher Art.“ — Aus 1 Mose 4, 22 geht hervor, daß der Bergbau und die Bearbeitung der Metalle nicht unbekannt gewesen sein kann. Daß diese und andere Industriezweige, die nothwendig

*) Was ja auch nach Offenbg. 21, 1 ein Uebelstand ist, der auf der neuen Erde nicht mehr sein wird.

daraus resultiren mußten, gewiß zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit ausgebildet werden konnten, dafür bürgt das hohe Alter unserer Urväter. Ihnen standen Jahrhunderte zu Gebote, um ihre Kenntnisse und Fertigkeiten durch immer neue Erfahrungen zu bereichern. Wir sinken in den Staub, wenn wir durch Lebenserfahrung befähigt sind, recht segensreich zu wirken. Es ist, wie Pope sagt, daß unser Leben nicht weiter reiche: (Than just to look about us, and to die) Als nur uns umzusehen und zu sterben. Gewiß vermachte Adam seinen Nachkommen eine stattliche Kenntniß in Zoologie (Genes. 2, 19. 20), Botanik (Genes. 1, 11. 12) und Mineralogie (Genes. 1, 11. 12). Was die Baukunst angeht, so verweisen wir auf die vorangehende bezügliche Bemerkung. Die große Arche und der Thurmbau zu Babel zeigen, daß die Kunst des Bauens vor der Sündfluth bekannt war und durch Noah oder Sem dem nachsündfluthlichen Menschengeschlechte überliefert ward. Zur Unterstützung dieser durch Bibelstellen begründeten gegentheiligen Annahme sei noch auf eine durch die Resultate der ethnographischen Forschung zur unumstößlichen Gewißheit gemachte Thatsache hingewiesen, nämlich auf das Factum, daß es sehr leicht ist zu verwildern, daß es aber kein Beispiel in der Kulturgeschichte gibt, daß ein verwildertes Volk durch eigene Anstrengung sich civilisirt habe. Die Traditionen aller Culturvölker sagen aus, daß sie ihre Civilisation von außen her empfangen haben, also die Menschen nach der Sündfluth ihre Kultur von denen vor der Sündfluth erhielten.

Seite 113. „Es gab noch keine aufregenden Sorgen." — 1 Mos. 5, 29 sagt Lamech: „Noah wird uns trösten in unserer Mühe und Arbeit auf Erden, die der Herr verflucht hat." Auch das Wort des Herrn „man freite und ließ sich freien," welches der Verfasser zu vergleichen bittet, ist nicht ein Zeugniß für die Freiheit von irdischen Sorgen, sondern charakterisirt das gänzliche Ersoffensein in allerlei weltlichen Lüsten und deutet hin auf die vollständige Gleichgültigkeit gegenüber der göttlichen Drohung. Gerade den frommen Sethiten machte es Herzeleid, diese gräuliche Vermischung zwischen Gotteskindern und Weltkindern zu erleben. Das machte später auch der Rebekka und dem Isaak (Genes. 25, 34. 35) viel Kummer.

Seite 113. „Kein Streit und Krieg um das Mein und Dein." — Genes. 6, 1—7 entwirft doch ein ganz anderes Bild. Lamech, der wollüstige Kainit, der auch die schöne Kunst des Dichtens befleckte, ließ gewiß nicht mit sich spaßen. Wollust, Genußsucht und Völlerei (sie aßen und tranken) pflegen stets mit Grausamkeit und Gewaltthat Hand in Hand zu gehen. Das lehrt die Geschichte, zumal die des Orients.

Seite 113. „Man konnte gegen Abend, Morgen, Mitternacht oder Mittag gehen und Jeder nehmen so viel er wollte (vergl. Abraham und Lot viele Jahrhunderte später)." — Bei einer so großen Bevölkerung wie die vorigen Berechnungen sie angaben, wird es wohl nicht so gewesen sein. Abraham und Lot beweisen auch nichts für des Verfassers Annahme. Denn durch die Sündfluth war ja die Menschenmenge auf ein ganz außerordentliches Minimum reducirt, es sei denn, daß man mit Pfaff eine partielle Sündfluth

annehmen will, welcher Meinung sich auch Talmage in seinen letzten Predigten gegen Ingersoll angeschlossen hat, wobei man aber mit Genes. 7, 7; 9, 18. 19 und mit 1 Petri 3, 20 in wunderliche Widersprüche gerathen würde. Außerdem konnte auch Abraham nicht nehmen, was er wollte. Auch Lots Leben war nicht so friedlich, wenn man das Leben des Patriarchen näher betrachtet. Nicht ein Grab konnte Abraham sein Eigenthum nennen. Er konnte es auch nicht nehmen, sondern mußte sehr höflich darüber verhandeln und schließlich tüchtig bezahlen. Isaaks Leben war anfangs ein beständiger Kampf um die Brunnen, bis er zeigte, daß er dieselbe Energie und Kriegstüchtigkeit wie sein Vater besitze, der die Könige, die das Siddimthal bedrohten, schlug. Außerdem würde man aber auch gar nicht begreifen, weßhalb Gott die Menschen durch ein so schreckliches Strafgericht vernichtete, wenn sie ein so harmloses und idyllisches Hirtenleben geführt hätten. Genes. 6, 11 lesen wir: „Die Erde war voll Frevels." Daß man aber annehmen könnte, die Sünde sei ebenso langsam fortgeschritten, als das Lebensalter der Menschen abnahm, ist auch nicht erlaubt, wenn man beachtet, welchen schrecklich-schnellen Fortschritt die Sünde von Adam bis Kain allein schon machte. —

„Deutsch-evangelisch"

ist ein Prädikat, dessen unsre Synode sich freuen kann und freuen darf, so lange deutscher und deutsch-evangelischer Einfluß noch ein Mittel zur Hebung sittlichen und religiösen Wesens unter den Völkern ist.

Was die deutsche Sprache anbetrifft, so dürfen wir getrost in ihr, neben dem Evangelium, den vorzüglichsten Hebel zur Förderung der Geistesrichtung erkennen, welche wir „deutsch" heißen. Die verschiedenen Sprachen sind ja nicht blos die Formen, in welcher der geistige Inhalt der Völker sich niederschlägt und Gestalt gewinnt, sondern jede Sprache ist gewissermaßen eine Erzieherin ihres Volkes und bestimmt seine Denkweise. Jede Sprache ist eine Gnadengabe Gottes an ein Volk (das ist die Kehrseite jenes Strafgerichtes beim Thurmbau von Babel) und hat als solche auch eine hohe Aufgabe, Nationen zu schaffen und Nationalindividualitäten auszubilden, und diese Aufgabe löst jede Sprache im Verhältniß zu ihrem Reichthum und ihrer Vollkommenheit.

Lange, viel zu lange ist die deutsche Sprache unter ihren Schwestern ein verkanntes und verachtetes Aschenbrödel gewesen. Ja es ist noch nicht lange her, daß man sie „für Nichts hielt", und selbst in Deutschland alles Heil von der lateinischen und griechischen Sprache erwartete. Seitdem aber nach dem Vorgange Luthers, Gellerts, Göthes der deutschen Sprache die Stelle eingeräumt wurde, welche ihr gebührte, und ihr auch auf den deutschen Hochschulen der Rang über den andern Sprachen angewiesen wurde, ist sie eine Hauptförderin deutscher Gründlichkeit in Wissenschaft und Religion geworden.

Es ist gewiß nach Obigem nicht der sich selbst genügende Nativismus der Vater des Wunsches, daß das Deutschthum in seinen Vorzügen auch

außerhalb Deutschlands bei den Deutschen erhalten bleibe und es ist gewiß unüberlegt gehandelt, wenn man unserer Synode den Vorwurf macht, daß sie in diesem Lande, wo doch so viele Deutsche wohnen und wo deutscher Einfluß mehr und mehr segensreich sich spüren läßt, am Sprachwächterthum theilnimmt.

Es ist unserer Synode dieses zwar nirgends geboten, wie es ihr auch nicht verboten ist, aber die Erkenntniß war doch innerhalb unserer Synode von Anfang an lebendig, daß die Erhaltung und Förderung deutsch-evangelischer Religiosität da in Gefahr kommt, wo die deutsche Sprache, deutsche Predigt, deutscher Confirmanden-Unterricht mit der englischen Sprache in Predigt und Unterricht vertauscht wird. Unsere Synode will deutsch und deutsch-evangelisch sein, und sie thut wohl daran. Welche Summe von Zerfahrenheit und oberflächlichem Christenthum, welches Zurücksinken in's gesetzliche Wesen und dabei welches Meistern der heiligen Schrift unter absurde persönliche, gesellschaftliche, politische Meinungen, welches weltliche Kirchenthum mit Pic-Nics, Tänzen, Fairs ist nicht zusammengefaßt unter dem Wort: amerikanisch- oder besser englisch-evangelisch.

Es wäre ja wohl thöricht zu sagen, daß in der englischen Sprache als solcher hauptsächlich die Gefahr für deutsche Religiosität liege, aber es ist doch einmal so, und die Thatsachen beweisen es über Genüge, daß mit der englischen Sprache in den Kirchen auch das englische Wesen in Kauf genommen werden muß.

Es gibt ja wohl auch eine deutsch-evangelische Zerrissenheit, diese aber besteht auf Grund religiöser Prinzipien. — Die einzelnen protestantischen Denominationen halten fest an dem, was sie als Schriftlehre erkennen. Das Vorhandensein dieser Unterschiede hat eine gewisse Berechtigung und schließt die Möglichkeit einer gesunden Union nicht aus. Hier gilt eben die Schrift allein und sie ist das erste und letzte aller Bekenntnisse. Ist's aber nicht so, daß dort vielfach in der Religion eine wechselnde Mode herrscht? Und ist's nicht so, daß, wo in der Religiosität Mode sich findet die Bibel nothwendiger Weise zum Modejournal herabgewürdigt wird?

Wie die deutsche Theologie durchweg eine ernste, tiefe und Dank der deutschen Sprache auch eine gewissenhafte ist, so ist auch das deutsch-evangelische Christenthum ein ernstes, ruhiges, nüchternes, gesundes und seine Erhaltung in den Massen hängt gewiß innig mit der Erhaltung der deutschen Sprache in den Familien, in den Gottesdiensten und im Unterricht der Confirmanden zusammen. Deßhalb hat bisher die deutsche evangelische Synode von Nordamerika jedem Versuch, unsere herrliche Sprache theilweise mit der englischen Sprache zu vertauschen, beharrlich und mit vollem Rechte abgewiesen.

Es frägt sich aber, ob sie diesen ihren Standpunkt, den Verhältnissen gegenüber, behaupten kann. Wenn unsere Kirchengemeinschaft alle Confirmanden, welche trotz deutscher Predigt und deutschem Unterricht ihre Muttersprache vergessen haben und darum im Begriffe stehen in's englische Lager

(wohin ihr Herz sie zieht) überzugehen, behalten, und diejenigen Gemeinden, welche, obwohl einst deutsch, nun englisch geworden sind, nicht will fahren lassen, dann — nein! — denn dann wäre das Prädikat deutsche evangelische Synode doch nichts als eine Unwahrheit. —

Woher aber kommen diese Zustände? Woher kommt es, daß Kinder deutscher Eltern ihren Pastor im Unterricht nicht mehr verstehen und daß Gemeinden trotz deutscher Predigt und deutscher Seelsorge in's englische Wesen gerathen sind? Die Ursachen zeigen die Mittel der Heilung. —

Die Eltern thun ihre Pflicht nicht an den Kindern. Wo ist eine deutsche Familie, in welcher Hausandachten gehalten werden und bei Tisch gebetet wird und die trotzdem im Englischen aufgegangen ist? Wo sind die Kinder, die ihre Muttersprache verlernt haben, wenn ihre Eltern sie auferzogen haben in der Zucht und Vermahnung zum Herrn? Wo ist die Gemeinde, welche aufgehört hat deutsch bleiben zu wollen und in Gefahr steht mit uns brechen zu müssen, wenn in ihr die Jugend theilnimmt an den Gottesdiensten und der Confirmandenunterricht ein ernstes Führen der Kinder zum Heiland und nicht blos die beliebte Schnellmühle ist?

Warum hat Israel, das unter alle Völker zerstreute, nun schon so viele Jahrhunderte lang seine Nationalität, seine Sitten und Gebräuche und seine Religion bewahrt, so daß es heute noch nicht in der Gefahr steht in andern Völkern aufzugehen? Weil die Eltern dort die Kindererziehung in religiöser Beziehung nicht ausschließlich in die Hände einer Sonntags- oder Sabbathsschule legen, weil sie sich nicht damit begnügen, wie es so oft bei uns der Fall ist, daß einige und manchmal sehr unreife Lehrer und Lehrerinnen eine halbe Stunde lang ihre Kinder amüsiren. Weil dort festgehalten wird an gottesdienstlichen Handlungen in der Familie, an festen gottesdienstlichen Gebräuchen in der Synagoge und ganz besonders weil dort festgehalten wird an der alten Sprache jenes Volkes. Wo immer die Juden letztere fahren lassen, da hört das andere bald auch auf, da ist der Boden für das Reformjudenthum hergerichtet, da bereitet sich vor der Untergang in fremder Nationalität.

Von Israel haben wir schon viel gelernt und wir können auch noch von den Juden lernen, wie wir deutsch-evangelisch bleiben können.

Das erste Erforderniß ist, wahrhaft deutsche evangelische Hirten und Kirchenvorstände, welche es verstehen, die Liebe zur deutschen Sprache und deutschem Wesen in den Gemeindegliedern zu fördern, und welche den Eltern die Pflichten gegen ihre Kinder vorhalten. Dann Einführung von Hausandachten (da, wo noch keine gehalten werden), von Kinderlehre an Stelle der Sonntagsschule, Kirchenzwang für die Jugend (als Regel), Anbahnung eines längeren Confirmanden-Unterrichts und möglichst große Verbreitung unseres „Friedensbote" und der „Kinderzeitung", sowie anderer guter Blätter, wie z. B. „Der Volksfreund" rc. Wenn aber irgend etwas geeignet ist, den Kindern deutsch-amerikanischer Eltern, Liebe zur deutschen Sprache, deutschen Wesens und deutscher Frömmigkeit einzuflößen, so ist's die deutsche Bibel und

der deutsche Religions-Unterricht, aber er muß gut sein. Wenn nun aber trotzdem Allem einzelne Confirmanden oder auch je und dann eine Gemeinde unserer Kirche verloren gehen sollte, so ist das Uebel nicht groß, wenn sie Unterkunft in einer englischen Synode suchen, sie können dort vielleicht ein Segen werden.

Wie aber, wenn nun auf unsern rein deutsch-evangelischen Baum ein englischer Zweig gepropft würde, so wie es bei andern Kirchenkörpern auch der Fall ist? Wäre das nicht so ein rechter Fortschritt auf der Unionsbahn? Und da hier zu Lande außer den Engländern auch noch Franzosen, Ungarn, Böhmen, Skandinavier zu Tausenden wohnen, und wir ja das Evangelium aller Creatur verkündigen sollen, so ist ja Raum für noch größeren Fortschritt. Was haben aber, so dürfen wir wohl fragen, die deutschen Synoden, von welchen gerühmt wird, daß sie einen englischen Zweig besitzen, mit solcher Union gewonnen? Nichts als das Bewußtsein, daß der Stärkere immer obenauf ist, und daß die Welt unter verschiedenartigeren Formen in die Kirche Eingang gefunden hat. — Was bei der Völkervermischung in socialer Beziehung ein Gewinn zu sein scheint, das Durcheinandergewürfelt- und Abgeschliffenwerden des Einzelnen, wobei die verschiedenen Kräfte und Fähigkeiten mehr centralisirt und auf gemeinsame und gewisse Ziele hingeleitet werden, kann in kirchlicher Beziehung nicht maßgebend sein, und das umsoweniger, als es sich einst in nicht allzuferner Zeit ausweisen wird, daß das Untergehen nationaler Eigenthümlichkeiten in eine internationale Einerleiheit gerade eine Bedingung zum Zustandekommen jener schauerlichen Zustände ist, von denen die Schrift sattsam verkündigt.

Nein, — unsere Synode soll deutsch bleiben. Daß etliche Deutsche des Deutschthums sich schämen und so schnell als möglich englisch werden wollen, und daß ein Theil deutscher Abkömmlinge englisch werden muß, durch die Umstände gezwungen, ist noch lange nicht Grund genug, daß wir darum unsere Prinzipien opfern sollen. — Und wenn es einst dahin kommen soll, daß aus der einst so hoffnungsvollen deutschen evangelischen Synode von Nord-Amerika ein Anhängel einer englischen Kirche werden wird, so darf auch unser Katechismus und mit ihm der Confirmanden-Unterricht nicht englisch werden.

Wir haben Deutsche genug, um mit ihnen eine Synode zu bilden, die, wenn auch nicht stark an Zahl, so doch stark in Einheit und christlich Wesen, ein leuchtend Vorbild sein, und durch solch Vorbild Einfluß üben kann zur Nachahmung. Will unsere Synode aber mit Verleugnung ihrer Prinzipien mehr auf äußere Größe achten als auf inneren Werth, so fällt sie unter das Urtheil 1 Tim. 6, 9 u. 10: Denn die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke, und viel thörichte und schädliche Lüste, welche versenken den Menschen in's Verderben und Verdammniß, denn der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels; welches hat Etliche gelüstet, und sind vom Glauben irre gegangen, und machen sich selbst viele Schmerzen.

Th. Tanner.

Die Institution der Beichte in der evangelischen Kirche.

Eingesandt von P. J. Grabau.

Es gibt Nichts, das dem Menschen natürlicher ist und doch zugleich ihm unnatürlicher erscheint, als das Bekenntniß seiner Sünden. Als unnatürlich erscheint es dem Menschen, denn wie sollte er, der doch seinen eigenen Willen hat und verwendet, abhängig sein von einem höheren Wesen, welchem er zu gehorchen hätte? Wie sollte er sich verantworten müssen für die Nichtachtung eines fremden Willens und eines Gesetzes, das nicht in seinem eigenen Willen seinen Grund hat? Wie sollte auch bei so vielen Werken, die von ihm selbst und Andern als „gut" bezeichnet werden, bei all seinen guten Eigenschaften eine That, ein Wort oder gar ein Gedanke in's Gewicht fallen, der zufällig nicht mit dem allgemein als „gut" Anerkannten in innigster Harmonie steht? Welche Erniedrigung auch für den Menschen, die Krone der Schöpfung, das einzige vernünftige Geschöpf, irgend etwas als „nicht ganz recht" als „falsch" oder gar als „böse" und „schlecht" eingestehen zu müssen? Ja, wenn man auch vor dem Forum des eigenen Gewissens ein solches Eingeständniß macht und machen muß, ist es denn überhaupt nöthig auch vor Anderen, also öffentlich, sich also zu erniedrigen? So denkt und so urtheilt der natürliche Mensch, und von diesem Standpunkte aus erscheint das Bekenntniß der Sünde allerdings als etwas Unnatürliches, den Menschen in den Augen seiner Mitmenschen Entwürdigendes.

Anders aber denkt und urtheilt der Mensch, welcher seine Abhängigkeit von einem höheren Wesen, von Gott, erkannt hat und anerkennt. Sind wir als Geschöpfe aus Gottes Hand hervorgegangen, sind wir in allen Stücken von ihm abhängig, so versteht es sich doch wohl von selbst, daß wir Seinen Willen als Norm unsers Willens betrachten. Jede That und jedes Wort, ja jede Regung des Herzens ist also auf ihre Uebereinstimmung mit dieser Norm hin zu prüfen und da bemerken wir, daß wir nicht sind, wie wir sein sollen, weil wir nicht denken, reden und thun, wie wir denken, reden und thun sollen; kurz erkennen uns als Sünder, die da ermangeln des Ruhmes, den sie an Gott haben sollten. Was ist nun natürlicher, als daß man alle Verirrungen und Uebertretung Gott, dem Herrn, bekennt und, dieweil er gnädig ist, seine Vergebung erfleht?

Dieses Bekenntniß der Sünde, welches dem unbekehrten Menschen so widernatürlich, dem bekehrten dagegen so natürlich vorkommt, nennen wir Beichte. Ist nun die Beichte rechter Art, so muß darauf folgen die Absolution, d. h. die Verkündigung der Sündenvergebung. Beides geschieht jedoch zusammen; Sündenbekenntniß ohne Absolution kann den Menschen nicht wahrhaft trösten und beruhigen, und andrerseits Absolution ohne vorherige Beichte ist ein Unding, ja eine Gotteslästerung, weil dadurch die Vorstellung geweckt wird, Gott nehme es mit der Sünde der Menschen nicht so genau, durch welche Vorstellung die Heiligkeit Gottes geleugnet wird. — Wir sagen deßhalb:

These I. Die Beichte beruht auf dem Bedürfniß des Menschen, dem heiligen Gotte seine Sünden zu bekennen und von Seiner Gnade Vergebung derselben zu erbitten. Insofern ist sie auch ein Gradmesser für den geistlichen Zustand des Menschen.

Ist Gott von uns erkannt worden als der Allmächtige, von dem wir Menschenkinder in allen Dingen abhängig sind, und dessen Wille darum auch einzig und allein die Norm unsers Willens sein muß; ist er von uns erkannt worden als der Heilige, vor dem Nichts bestehen kann, was nicht mit seinem Wesen und Willen in Einklang steht; ist er erkannt worden als der Gerechte, der alles Gute belohnt und alles Böse bestraft: so erkennen wir zugleich auch unser Wesen, unser Thun und Lassen als ein verkehrtes. Das Bild Gottes in seiner Vollkommenheit läßt uns als Gegenbild unsere Unvollkommenheit erkennen. Diese Wahrnehmung aber muß Herz und Gemüth des Menschen bekümmern und niederdrücken, eine allgemeine Niedergeschlagenheit, ja manchmal auch körperliches Leiden ist die Folge, besonders noch, wenn eine einzelne Sünde mit all ihrer Wucht auf das Gewissen fällt. Dann geht es, wie David sagt: „Da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen. Denn deine Hand war Tag und Nacht schwer auf mir, daß mein Saft vertrocknete, wie es im Sommer dürre wird." (Ps. 35, 3 u. 4.) Man fühlt in dieser Bekümmerniß, daß man durch freies, offenes Bekenntniß diesen Druck verlieren werde, und so stellt sich das Bedürfniß ein, durch Bekennen das Herz zu erleichtern. Zugleich fühlt man aber auch, daß von keinem Andern Hülfe und Vergebung zu hoffen ist, denn allein von Gott. Dasselbe Gefühl der Schuld, das uns vor Gott erschrecken, ja vor ihm fliehen läßt, treibt uns auch wieder zu ihm hin. — Daß das Bekenntniß der Sünde um so leichter wird, jemehr der Mensch Gott als den Gnädigen kennen gelernt oder von der Erlösung, durch Christum geschehen, erfahren hat, bedarf ja weiter keiner Ausführung.

Aber zwischen Sündenbekenntniß und Sündenbekenntniß ist doch noch ein Unterschied. Adam und Eva z. B. gestehen ihre Sünde ein, ebenso später Kain, Achan, Judas Ischarioth u. A. Vergleichen wir aber diese Sünden-Bekenntnisse mit denen eines David (Ps. 51), eines Esra (Esra 9, 6 ff.) und Anderer, dann sehen sehen wir sofort einen gewaltigen Unterschied. Der Mensch, wie er von Natur ist, will, auch wenn er sich herabläßt seine Sünde zu bekennen, doch dieselbe nicht bei ihrem rechten Namen nennen; ein Beschönigen, ein Abwälzen der Schuld auf Andere, trotz der Verzweiflung, finden im Sündenbekenntniß ihren Ausdruck. Anders bei dem Wiedergeborenen. Er nennt seine Sünde bei ihrem rechten, dem häßlich lautenden Namen, wie Zachäus (so ich Jemand betrogen habe); er gesteht ein, daß er selbst für dieselbe verantwortlich ist, und vor allem spricht er in den stärksten Ausdrücken das Verlangen nach Gnade und Vergebung aus. Daher können wir das Bekenntniß der Sünde als einen Gradmesser für den geistlichen Zustand des Menschen, als einen Maßstab für sein inneres Leben bezeichnen. — Selbstverständlich regt sich auch in dem wiedergeborenen Menschen immer noch

der alte Adam, ebenso wie auch in dem Unbekehrten durch die vorlaufende Gnade solche Regungen geweckt werden können, wie sie sonst nur dem Bekehrten eigenthümlich sind. Da aber aus einer bösen Wurzel kein guter Baum und aus einer guten Wurzel kein fauler Baum wächst, so darf man dennoch dem Sündenbekenntniß des Menschen einen gewissen Werth als Maßstab des geistlichen Lebens nicht absprechen. Darum darf auch die Kirche der Beichte ihrer Glieder gegenüber nicht gleichgültig sich verhalten, sondern hat dieselbe richtig zu würdigen und ihr den rechten Platz in Lehre und Leben anzuweisen.

These II. Weil die evangelische Kirche lehrt, daß der Sünder gerecht werde vor Gott aus Gnaden allein, so kann sie das Institut der Beichte nicht entbehren, doch muß sie dasselbe von allen Irrthümern frei halten.

„Was willst du, daß ich dir thun soll?“ so fragt der Herr den blinden Bartimäus (cf. Matth. 9, 28). „Willst du gesund werden?“ den Kranken am Teich Bethesda; und warum thut er das? Doch nur, um den Kranken eben durch den Hinweis auf sein specielles Leiden zum rechten gläubigen und vertrauensvollen Bitten um Hülfe zu veranlassen. Hätte z. B. Bartimäus geantwortet: „Herr, ich begehre deine Gnade, dein allgemeines Erbarmen, wie alle Menschen es nöthig haben,“ anstatt zu bitten: „Herr, daß ich sehen möge!“ — hätte der Herr ihm dann wohl die Augen geöffnet? Es gilt nun aber dieselbe Regel auch auf geistlichem Gebiete, nämlich: ohne Bekenntniß der Sünde keine Gnade, ohne Geständniß keine Vergebung. Halten wir darum die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden hoch, so müssen wir ebenso die Nothwendigkeit der Beichte, des Zöllnergebetes: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ betonen. Es liegt ja in der Natur der Gnade, daß sie einerseits nur dem zu Theil werden kann, der an sich nichts Gutes mehr hat, darauf er sich berufen könnte, der nicht Belohnung, sondern eitel Strafe zu erwarten hat; — andrerseits, daß sie nur dem zu Theil wird, der nach ihr verlangt und um sie bittet.

Es haben sich aber von jeher in der christlichen Kirche betreffs der Beichte Irrthümer geltend gemacht, vor denen wir uns zu hüten haben. So findet sich z. B. schon bei Augustinus die Ansicht, daß der Getaufte für Sünden nach der Taufe nur dann erst bei Gott Vergebung finden könne, wenn er dieselben dem Priester gebeichtet habe (indulgentia Dei nisi supplicationibus Sacerdotum nequeat obtineri). Welchen Werth hat es dann noch, wenn die römische Kirche erklärte und noch erklärt, daß man in erster Instanz Gott zu beichten habe? Auch beraubt der Beichtzwang, der jeden Gläubigen einmal im Jahre an seinen Parochus weist, und der sogar die Form der Privatbeichte zur conditio sine qua non der göttlichen Gnade erhebt, den Gläubigen des ihm nach der Schrift zustehenden Rechtes eines freien Zugangs zu Gott und behandelt ihn nicht anders als einen der Erziehung noch bedürftigen Katechumenen. — Ferner finden wir in der römischen Kirche den

Irrthum, daß der Gläubige gezwungen wird, jede Sünde einzeln zu beichten, damit er durch den Spruch des Priesters, der also hier als Richter auftritt, welche Stellung Gott allein gebührt, von derselben gelöst werde; auch tritt die Lösung erst ein nach erfolgtem Aequivalent, der sogenannten Bußleistung. Wie wenig jedoch die Bußleistung — schon nach menschlichem Dafürhalten — als ein Aequivalent angesehen werden kann, ergibt sich deutlich aus der Consequenz jener Lehre, dem Ablaßwesen. Gerade gegen dieses Unwesen richtete sich ja auch zunächst die Bewegung der Reformation. Während nun aber die reformatorische Kirche einerseits darin zu weit ging, daß sie jede öffentliche Beichte abschaffte, sogar die Beichte vor dem Genuß des hl. Abendmahles, ließ sie auf der andern Seite das von ihr bekämpfte Uebel in Gestalt der Privatbeichte wieder einschleichen. Das sechste Hauptstück*) des kleinen lutherischen Katechismus gibt eine Anleitung zur Beichte und diese Anleitung, die ja nur als ein Beispiel gelten sollte, wurde nach und nach zur leeren Formel, deren wörtliche Wiederholung jedem Beichtenden die Absolution sicherte. Gegen diese Verirrung in leere Ceremonien und Formeln mußte der Pietismus seine Stimme erheben, wie er sich nach der andern Seite bewogen fühlen mußte, an Stelle der bloßen Ermahnung vor dem Genuß des hl. Abendmahles die förmliche Beichte wieder einzuführen. Diese ist denn auch immer mehr zur allgemeinen Geltung gelangt und zwar gerade, was uns als befremdlich erscheinen könnte, in der Periode des Rationalismus. Diese öffentliche Beichte vor dem Genuß des hl. Abendmahles ist bis jetzt die einzige zu Recht bestehende Art der Beichte in der evangelischen Kirche, und ihr haben wir darum unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

These III. a. Der Sünder bekennt Gott, dem Herrn, seine Sünde; er bedarf darum für gewöhnlich nicht des Bekenntnisses Menschen gegenüber.

b. Eine Privatbeichte soll der Seelsorger, wo sie gewünscht wird, nicht ablehnen; nur in besonderen Fällen sollte er sie fordern.

a. Es wäre Vermessenheit und durchaus nicht im Einklange mit der Schrift, zu meinen, wenn wir einmal unsere Sünden bekannt haben, dann sei damit für längere Zeit dem Bedürfniß genügt. Wir wissen ja doch, daß wir täglich viel sündigen und Gottes Zorn und Fluch täglich neu verdienen; sollten wir da nicht seiner Gnade ebenso täglich neu bedürfen? Eine tägliche Beichte wäre also das allein Richtige. Wir bekennen aber Gott, dem Herrn, unsere Sünde und nicht einem Menschen, vor Seinem Angesicht dürfen wir täglich nicht nur einmal, sondern oft erscheinen, ja ohne Unterlaß mit unserm Flehen vor Ihm liegen. Ihm brauchen wir auch nicht mit der peinlichsten Sorgfalt jede einzelne Sünde aufzuzählen, um ihrer Vergebung gewiß zu werden; Er, der das im Kämmerlein gesprochene Gebet hört, weiß auch die

*) Dieses sog. sechste Hauptstück ist nicht von Luther; es findet sich erst ca. 1564 im kl. luth. Katechismus und stammt aus den Nürnberg-Brandenburger Katechismus-Predigten.

nicht namhaft gemachten Uebertretungen, die Fehler, die uns selbst verborgen geblieben sind, und er versagt die Vergebung derselben nicht, wenn wir von ihm Vergebung aller unsrer Sünden erflehen. Denken wir nur an das Gebet Davids Psalm 19, 13: „Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehler!" oder an die Zöllnerbitte: „Gott sei mir Sünder gnädig!" Wollen wir die Erhörlichkeit solcher Bitte bestreiten? Vergebung der Sünde versagt Gott nur dann, wenn wir uns weigern, die Sünde zu bekennen. — Es gibt aber auch Fälle, wo das Bekenntniß vor Gott ein Bekennen vor Menschen zur Folge haben muß, wenn z. B. durch unsern Fehltritt andere Menschen geschädigt worden oder gar dem Evangelium Christi eine Schmach zugefügt worden ist. Da muß, wenn die Buße rechter Art ist, auch vor den Menschen das Unrecht bekannt werden.

b. Es treten jedoch manchmal Fälle ein, wo der Flehende der Vergebung seiner Sünden nicht ganz gewiß werden kann, in Stunden der Anfechtung und des Zweifels wird ihm die Gnade Gottes als für ihn nicht vorhanden erscheinen. Da sehnt er sich nach bestimmter Zusicherung der Gnade, die er bei allem Anhalten im Gebet noch nicht erlangt an. Da kann es nun sein, daß er bei seinem Seelsorger Rath und Trost sucht, von ihm die bestimmte Zusicherung der Vergebung zu vernehmen wünscht. Was soll nun der Seelsorger thun? Er ist doch dazu da, um die Bekümmerten zu trösten, er soll also nicht die geängstete Seele abweisen, sondern hat die Absolution zu ertheilen. Solche Fälle werden zwar sehr vereinzelt vorkommen, aber hüten wir uns, sie künstlich hervorzurufen, mit andern Worten, eine Privatbeichte zu fördern; eine solche muß einzig und allein dem Wunsche und Verlangen des Beichtenden entstammen. Nur in ganz außergewöhnlichen Fällen, z. B. wo wir bei einem Menschen sehen, es lastet ein Bann auf seiner Seele, da dürfen, ja da müssen wir eine solche Beichte fordern.

These IV. Ein Genuß des hl. Abendmahles ohne vorherige Beichte entspricht nicht den Anordnungen des Herrn und seiner Apostel. Diese Beichte muß nothgedrungen eine öffentliche sein.

Wie bei Allem, was die Feier des hl. Abendmahles betrifft, so haben wir auch bei der Vorbereitung auf dasselbe zurückzugehen auf die Anordnung des Herrn selbst und auf die Aussprüche seiner Apostel. Da finden wir aber, daß der Herr mit seinen Jüngern eine gründliche Vorbereitung gehalten, bei welcher auch die Beichte nicht gefehlt hat. Auf des Herrn klagendes Wort: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, Einer unter euch wird mich verrathen!" prüft sich ein jeder der Jünger, ob er dieser That fähig sei und kommt dann mit der Frage zum Herrn: „Herr, bin ich's?" Was ist diese Frage anders als eine Beichte? Jeder der Apostel legt eben durch diese Frage dem Herrn das Bekenntniß ab: Herr, ich weiß, daß ich ein großer Sünder bin und zu allem Bösen fertig. Obgleich ich daher diese Sünde verabscheue, so weiß ich doch, daß ich in dieselbe fallen werde, wenn deine

Gnade mich nicht davor bewahrt. — Erst nachdem diese Beichte erfolgt und dadurch der Kreis der Jünger in die rechte Herzensstellung gebracht ist, setzt der Herr sein hl. Abendmahl ein. — Ebenso ermahnt Paulus: „Der Mensch prüfe aber sich selbst, und also esse er von diesem Brode, und trinke von diesem Kelch. Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht, damit, daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn." (1 Cor. 11, 28 u. 29.) Wohl redet der Apostel nur von einer Prüfung, daß aber diese Selbstprüfung die öffentliche Beichte nicht aus-, sondern einschließt, erhellt aus V. 26: „Denn so oft ihr von diesem Brode esset, und von diesem Kelche trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt." Der Tod des Herrn ist ja geschehen für unsere Sünden, eine Verkündigung seines Todes fordert also zugleich ein Bekenntniß unserer Sünden. Auch ist ja das hl. Abendmahl ein Mahl für arme Sünder, wer nicht ein solcher sein will und als solcher sich nicht bekennen mag, der bleibe von diesem Mahle fern, denn er unterscheidet nicht den Leib des Herrn. Von Alters her gilt darum in der Kirche allgemein der Brauch, vor dem Genuß des hl. Abendmahles eine Beichte abzulegen.*) Hier einzig und allein ist ein Beichtzwang am Platze; wer nicht beichten will, der bleibe weg, denn sein Herz ist nicht in der Verfassung, die der Herr fordert. Wohl sagt Luther, daß er manchmal „auch ebenso wohl ungebeichtet zum hl. Abendmahle gegangen sei," und er hält für Männer, wie Melanchthon u. A. jede Vorbereitung für überflüssig. Demgegenüber sagen wir einerseits: Große Leute fehlen auch, Luther hat sich in diesem Punkte geirrt, oder andrerseits: Sollte er wirklich Recht haben, so können wir doch uns und unsere Gemeindeglieder nicht mit solchen Männern vergleichen. Si duo faciunt idem, non est idem. Es wäre also gänzlich verkehrt, die Beichte vor dem hl. Abendmahl abzuschaffen, als ob wir derselben nicht mehr bedürften. Ebenso verkehrt wäre es aber auch, wenn wir, nachdem wir mit einem Theil der Gemeinde Vorbereitung und Beichte gehalten haben, nun noch auffordern wollten, daß Jeder, der sich würdig fühle, herzutreten möge, und dann solchen Personen, die nicht gebeichtet haben, das hl. Abendmahl reichen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Beichte eine öffentliche sein muß. Der Kreis der Jünger, aus welchem jeder Einzelne mit der Frage: Herr, bin ich's? hervortreten mußte, erweitert sich für uns zum Kreis der Gemeinde. Schämen wir uns, vor Menschen uns als Sünder zu bekennen, so ist unsere Buße nicht rechter Art. Andrerseits wäre es aufreibend, ja meist unmöglich für den Prediger, jedem Einzelnen privatim die Beichte abzunehmen; es muß darum diese Beichte in Gegenwart aller Communicanten und auch von Allen abgelegt werden. (Schluß folgt.)

*) Auch die reformirte Kirche bekennt sich im Prinzip zu dieser Forderung und hat an manchen Orten den Gebrauch der Beichte eingeführt.

Kirchliche Rundschau.

Die General-Conferenz der Bischöflichen Methodistenkirche würde schon deßwegen unsre Aufmerksamkeit auf sich lenken, weil dieselbe nach einem vom Apologeten theilweise wiedergegebenen Artikel der Philadelphia Press par excellence die Landeskirche ist (nämlich hier in Amerika).

Tiefliegende principielle Fragen lagen der General-Conferenz wohl nicht vor, indeß ist doch in den Berichten über die Verhandlungen, sowie in der Botschaft der Bischöfe an die Conferenz manches enthalten, was auch für uns von Interesse ist. Was nun diese Botschaft betrifft, so weist sie zunächst auf die hundertjährige Geschichte des Methodismus in Amerika hin, sodann auf den seit der vorhergehenden General-Conferenz erfolgten Tod von drei Bischöfen; unter diesen war der Senior Bischof Levi Scott, dem nachgerühmt wird: „So heilig und so behutsam war sein Lebensgang, daß er keinen Feind auf Erden hatte."

Von den in der Botschaft enthaltenen Zahlen geben wir folgendes wieder: 11,349 Reiseprediger, 12,026 Lokalprediger, 1,769,534 Glieder in voller Verbindung und auf Probe, 18,741 Kirchen, 9815 Predigerwohnungen, 10 theologische Institute, 45 Collegien und Universitäten, 60 Seminarien für klassische Studien, 8 Mädchenseminarien und Collegien und 19 höhere Schulen, welche in Verbindung mit den Missionen im Ausland stehen. Weiterhin wird vom Missionswerk der bischöflichen Methodistenkirche geredet, wo die Missionen in China, Indien, Deutschland, der Schweiz, Schweden, Norwegen, Italien, Dänemark, Mexico und Südamerika in einer Reihe genannt werden. Die Zunahme der Ehescheidungen wird als eine bedenkliche Erscheinung gekennzeichnet.

In Betreff des Predigtamtes wird von den Bischöfen ein strengeres Examen der Candidaten empfohlen und außerdem geäußert: „Unsere bischöfliche Gewalt, Prediger von einer Conferenz in die andere zu transferiren, haben wir versucht, auf eine solche Weise zu gebrauchen, daß der Kirche damit gedient würde; da aber in vielen Fällen Gemeinden und Prediger zuerst miteinander unterhandeln und schließlich nur eine Bestätigung ihres Uebereinkommens von Seiten der Bischöfe verlangen, so sehen wir in diesen Unterhandlungen eine Gefahr, welcher unserer kirchlichen Einrichtung droht."

Im Schlußabschnitt wird als die hauptsächlichste Aufgabe der Methodistenkirche bezeichnet: „schriftgemäße Heiligung über den Erdkreis zu verbreiten."

Die Conferenz selbst, bei welcher der inzwischen verstorbene Bischof Simpson noch anwesend war, wurde am 1. Mai in Philadelphia eröffnet. Eine lebhafte Debatte wurde hervorgerufen durch den Antrag des Kaplans McCabe, die Wahlen der Conferenz früher als es sonst wohl üblich war, vorzunehmen. Er motivirte den Antrag damit, daß er wünsche, jeder Versuchung zur Wahlbeeinflussung vorzubeugen. Der Antrag ging indeß nicht durch.

Die Frage der Bischofssitze wurde auch eingehend erörtert, da eben von verschiedenen Seiten Bischofssitze im Auslande gefordert wurden. So in Europa, Afrika und Indien. Einer der Redner erklärte sogar: „Als Kirche sollten wir bereit sein, sobald der Papst den Vatican räumt, einen Bischof an dessen Stelle zu setzen."

Betreffs der Dienstzeit der Reiseprediger wurde keine Veränderung getroffen. Beachtenswerth ist, was der Apologete aus Anlaß des Verlangens nach längerer Dienstzeit der Methodistenprediger in Deutschland äußerte. Er sagt: „Für unsere Brüder in Deutschland und der Schweiz wird es ohne Zweifel von Interesse sein, zu erfahren, daß sich ihre Vertreter, die Brüder Nülsen und Döring, redlich und ernstlich bemühen, die Interessen ihres Werkes zu fördern, und wie es mir scheint, nicht ohne guten Erfolg. Das Verlangen der Brüder draußen, unter die Missionsregel gestellt zu werden, so daß es ihnen möglich sein wird, unter Umständen einen Prediger länger als drei Jahre auf ein und demselben Felde zu lassen, wurde im Committee über das Reisepredigtamt günstig aufgenommen und wird dasselbe ohne allen Zweifel die Genehmigung der General-Conferenz erhalten. Ueberhaupt scheint sich die Ansicht immer mehr zu verbreiten, daß

man dem Werke im Auslande volle Freiheit gewähren muß, sich möglichst selbständig und national zu entwickeln. Der Gedanke an eine große methodistische Weltkirche, die unter der beständigen Leitung unserer Bischöfe und General-Conferenz stehen müsse und von Amerika aus verwaltet werden soll, gehört zu den schönen Träumen, die einem nüchternen, realistischen Erwachen gewichen sind. .... Nicht eine amerikanische Methodisten-Kirche soll die Kirche in Deutschland sein, sondern eine deutsche; ebenso in Italien eine italienische, in Indien eine indische, in China eine chinesische. Volksthümlich und national sowohl, als christlich und methodistisch sollen sich unsere Kirchen in jenen Ländern entwickeln und gestalten. Dies scheint mir auch der richtige Gedanke zu sein und was den bestmöglichen Erfolg für die Zukunft verspricht. Die Einigkeit im Geiste, die Glaubenseinheit und das Gefühl der Zusammengehörigkeit können dabei immer gewahrt werden."

Die Verständigung zwischen der Curie und der preußischen Regierung ist wieder einmal und zwar diesmal in der Angelegenheit Ledochowski's (die schon als erledigt angesehen wurde), daran gescheitert, daß man in Betreff der Erziehung des katholischen Klerus keine Einigung hat erzielen können. Da ist es denn interessant, von wohlunterrichteter Seite eine Darstellung der Forderungen zu haben, welche Rom nach dieser Richtung festhalten zu müssen glaubt. Unter dem erdichteten Namen Jannäus Themistor ist vor Kurzem ein Buch mit dem Titel: „Die Bildung und Erziehung der Geistlichen" erschienen. Als seinen Verfasser muthmaßt die „Kreuzzeitung", wenn nicht den Bischof Korum selbst, so doch dessen rechte Hand, den Domkapitular Dr. Enders, den früheren Director des Trierer Convicts. Mit einer peinlichen Sorgfalt von Divisionen und Subdivisionen sucht der Verfasser in sieben Kapiteln theoretisch, praktisch, historisch, statistisch, aus Vergangenheit und Gegenwart den Beweis zu führen, daß für eine gedeihliche Entwicklung junger katholischer Theologen und für eine zielbewußte Erziehung derselben zum Seelsorgeramte die alleinige Form des Tridentinischen vom Bischof geleiteten Convicts zu erstreben und des heilsamen Erfolgs für die Kirche gewiß sei. Der Verfasser muß freilich zugeben, daß „eine tiefere Wissenschaftlichkeit und der Einblick in den inneren Zusammenhang der Wissenschaften" für gelehrte Theologen nur auf den Universitäten zu holen sei. Allein bei der Ausrüstung zum Seelsorgeramte handle es sich auch weniger um Gelehrsamkeit als um praktische Frömmigkeit; das Studium der Theologie beruhe wesentlich auf Autorität, und die für das Priesteramt nothwendigen Kenntnisse wären in ganz ausreichendem Umfang auf den Seminarien zu erlangen. Auch an Patriotismus lerne der junge Kleriker in seinem Convict genug, denn die Liebe zum Vaterlande und die Hochachtung für dessen Institutionen werde daselbst den Seminaristen als religiöse Pflicht an's Herz gelegt.

Daß die Maigesetze beseitigt werden müssen, ist dem Verfasser unzweifelhaft. „Wir müssen uns bitter beklagen," heißt es in dem Schlußworte, „daß über das Heiligste und Theuerste der Katholiken, die göttliche Organisation ihrer Kirche und die Ausbildung ihrer Bischöfe und Priester eine protestantische Kammermajorität zu Gerichte gesessen hat." Dies Bekenntniß ist beachtenswerth; es ist hier — was allerdings keinem, der die römische Kirche kennt, neu ist — unzweideutig gesagt, was den Katholiken das Heiligste und Theuerste ist, nämlich die göttliche Organisation ihrer Kirche und die Ausbildung ihrer Bischöfe und Priester.

Daß über das Theuerste der evangelischen Kirche und über diese selbst römisch-katholische Majoritäten, ja Rom selber oft genug zu Gerichte gesessen hat, weiß Jannäus Themistor gerade so gut wie wir, aber was dem Einen recht ist, das ist — nach römischer Logik — dem Andern nicht billig.

Der Streit über die Lutherfestrede von Prof. Dr. Bender in Bonn scheint zu Ende gehen zu wollen. Das Moderamen der Rheinischen Provinzialsynode hat zwar die Rede officiell mißbilligt, aber den Antrag auf weiteres Einschreiten abgelehnt, da es nicht zur Entscheidung darüber berechtigt ist, ob die Bonner Facultätsstatuten verletzt seien oder nicht.

Eine Union der evangelischen Kirchen Italiens ist am 1. Mai ihrer Verwirklichung um ein bedeutendes näher gekommen, dadurch daß die Vertreter von fünf verschiedenen Denominationen gemeinsam getagt und einen „Evangelischen Italienischen Congreß" in's Leben gerufen haben.

Einundzwanzig Mitglieder waren zu dieser Besprechung berufen worden und zwar der Größe der einzelnen Kirchen entsprechend: sechs Waldenser, vier von der freien Kirche, vier Wesleyaner, drei Episkopalmethodisten und vier Baptisten. Nur die Chiesa Cristiana, die Darbisten, hatten die Einladung ausgeschlagen.

Sämmtliche einleitende Fragen wurden nach einer orientirenden Ansprache Prochets, des Sekretärs des Intermissionaren Comites von der Versammlung bejaht: 1. Wird die Vereinigung von den Kirchen gewünscht? 2. Ist dieselbe ausführbar? 3. Ist es weise und nützlich, einen „Evangelschen Italienischen Congreß" in's Leben zu rufen, der aus den verschiedenen Kirchen (nach Verhältniß ihrer Mitgliederzahl) zu beschicken sein würde? Nach der Annahme dieser grundlegenden Propositionen schritt die Versammlung sofort zur Berathung eines Statutenentwurfs. Der erste Paragraph derselben lautet: Unter dem Namen „Italienischer Evangelischer Congreß" wird eine Versammlung von Repräsentanten der verschiedenen evangelischen Kirchen Italiens eingerichtet. Die Berathung dieses Paragraphen war eine außerordentlich lebendige und bewegte, da die beiden Richtungen, welche in der Versammlung vertreten waren, die conföderative und die unionistische sich energisch geltend machten. Der greise Confessor Geymonat, Professor des Waldensischen Seminars in Florenz, rief bewegt aus: „Ich glaubte, die Denominationen sollten nun ein Ende haben und es nur noch Eine evangelische Kirche geben." Prochet und Andere vertraten die Conföderationsideen.

Die folgenden Paragraphen machten weniger Schwierigkeit. Wir heben daraus nur das hervor, daß der Congreß sich wenigstens einmal jährlich versammelt, und daß in allen Fragen, welche die Autonomie der Kirchen betreffen, die Beschlüsse des Congresses zu „Wünschen", „Vorschlägen", oder „Empfehlungen" werden, je nachdem sie die Majorität, drei Viertel oder sämmtliche Stimmen erlangt haben. Dergleichen Fragen dürfen nicht vor den Congreß gebracht werden, wenn sie nicht in die vom Intermissionaren Comite redigirte Tagesordnung aufgenommen sind.

Die Heilsarmee hielt in London am 23. April d. J. unter dem Vorsitz des General Booth in Exeter Hall ihr Jahresmeeting ab. Etwa 4000 Personen — fast alle in der Uniform der Armee — wohnten der Versammlung bei und legten einen Enthusiasmus an den Tag, der etwas Berückendes, wenn nicht Verrücktes an sich hatte. Der Siegeszug der sonderbaren Sekte dauert aber, trotz alledem und alledem fort und General Booth konnte mit berechtigtem Stolze erklären, daß die Heilsarmee zur größten Missionsanstalt der Welt herangewachsen sei. Die Armee hat, um in ihrem officiellen Tone zu sprechen, in 18 Ländern ihr Lager aufgeschlagen und in allen Welttheilen den Kampf mit dem Teufel aufgenommen, der durch alle 24 Stunden des Tages von den Kastellen der Armee aus — den 846 Kasernen, welche die Heilsarmee zählt — bombardirt wird. Nicht eine Minute bleibt er unbeschossen; schlafen die Soldaten in England, so feuern ihre Waffengenossen in Amerika auf ihn los, und ruht sich die Armee in Amerika aus, so muß „der arme Teufel" das Schnellfeuer und die Gebetsalven der australischen Heul- und Heilsarmee über sich ergehen lassen. An Mitteln fehlt es dabei nicht. Im Vorjahre bezifferten sich die freiwilligen Beiträge, welche in ihre Kriegskasse flossen, auf 393,000 Pfd. Sterl. oder nahezu zwei Millionen Dollars. Die Armee hat bisher 46 Theater, 9 Circus, 18 Schleifbahnen, 23 Musikhallen, 126 Wirthshäuser und 15 Brauereien erworben, d. h. dem Teufel aus den Klauen gerissen und zu Stätten umgewandelt, wo nunmehr Gottesdienst in der Weise der Heilsarmee gehalten wird. Für diese Besitzerwerbungen wurden 90,000 Pfd. Sterl. verausgabt; der Rest der Einnahme (300,000 Pfd. Sterl.) diente zur Löhnung der Soldaten und Soldatinnen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XII. August 1884. Nro. 8.

Die Institution der Beichte in der evangelischen Kirche.

Eingesandt von P. F. Grabau.

(Schluß.)

These V. Da diese Beichte eine öffentliche ist, d. h. eine von allen Beichtenden zugleich abzulegende, so muß die Form der Beichte den Bedürfnissen Aller entsprechen.

Ebenso wie es unmöglich ist, jeden Communicanten einzeln beichten zu lassen, ebenso unmöglich ist es auch, nun in dem für Alle geltenden Beichtgebet die Uebertretungen jedes Einzelnen aufzuzählen. Es würde auch wohl den Einzelnen stören, wenn er in einem specificirten Sündenbekenntniß, welches ja nichts anders sein kann als eine Liste aller möglichen Sünden, sich zu Sünden bekennen soll, deren er sich nicht schuldig fühlt. Es ist darum nöthig, das Beichtgebet so zu formuliren, daß es für jeden Einzelnen paßt; es muß also ein allgemeines Sündenbekenntniß sein und darf doch wiederum in seinen Ausdrücken nicht zu allgemein gehalten werden. Um in die Worte unsers Beichtgebetes: „Ich armer, elender, sündiger Mensch bekenne dir alle meine Sünden und Missethat, die ich begangen mit Gedanken, Worten und Werken, damit ich dich jemals erzürnet und deine Strafe zeitlich und ewiglich verdient habe. Sie sind mir aber alle herzlich leid und reuen mich sehr; und ich bitte dich, um deiner unergründlichen Barmherzigkeit und um des unschuldigen, bittern Leidens und Sterbens deines lieben Sohnes, Jesu Christi, willen, du wollest mir armen sündhaften Menschen gnädig und barmherzig sein, mir alle meine Sünden vergeben und mir zu meiner Besserung deines Geistes Kraft verleihen," — um in diese Worte von Herzensgrund einstimmen zu können, dazu gehört schon ein gewisses Maß christlicher Erkenntniß; ein oberflächliches Christenthum reicht dazu nicht aus. Andrerseits entspricht dieses Formular den Bedürfnissen auch des größten Sünders.

Es möge gestattet sein, hier eine kleine Abschweifung zu machen und von der Absolution, die sich ja an die Beichte anschließt, zu reden.

These VI. Da die Beichtenden Gott ihre Sünde bekennen und nicht einer Mittelsperson, scil. dem Träger des geistlichen Amtes, so darf der Prediger nicht aus eigener Machtvollkommenheit absolviren (ego te absolvo), sondern hat die Vergebung von Seiten Gottes zu verkündigen (Deus te absolvit).

In der römisch-katholischen Kirche ist ja der Priester als Richter dem Beichtenden gegenüber gestellt; er hat nun also das Urtheil zu fällen und demgemäß zu lösen oder zu binden, d. h. die Sünden zu erlassen oder zu behalten. Ebenso bürgert sich auch in der lutherischen Kirche mehr und mehr die Ansicht ein, daß der Prediger — wie man es grob ausdrückt — die Sünden vergeben könne. Dem widerspricht das Wort: „Niemand kann Sünden vergeben, denn allein Gott" (Marc. 2, 7; Luc. 5, 21). Es beansprucht nun aber die lutherische Kirche für den Prediger als den Träger des geistlichen Amtes die Gewalt der Schlüssel, des Bindens und Lösens, und beruft sich dabei auf Matth. 16, 19; Matth. 18, 18; Joh. 20, 23. Sind aber diese Worte auf den Träger des geistlichen Amtes anzuwenden? Matth. 16, 19 überträgt der Herr dem bekennenden Petrus diese Gewalt, doch sobald er von diesem Bekenntniß abweicht, wie z. B. Matth. 16, 23; Gal. 2, 11—14, wird er selbst ein Objekt der Kirchenzucht. Joh. 20, 23 überträgt der Herr die Schlüsselgewalt dem Kreis der Apostel — und wir wissen aus Luc. 24, 35, 36, daß auch die Emmaus-Jünger hiebei zugegen waren, — Matth. 18, 18 sogar der Gemeinde (ἐκκλησία). Ein Vorrecht des geistlichen Standes ist daraus also nicht abzuleiten. Und was bedeuten denn jene Worte: „Alles, was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein ꝛc."? Es versteht sich ja von selbst, daß jede Willkür der Jünger dabei ausgeschlossen sein muß, daß sie nicht nach eigenem Ermessen dem Einen sagen können: dir sind deine Sünden vergeben, und dem Andern: dir sind sie behalten. Dieses Binden und Lösen geschieht vielmehr durch das Evangelium, das sie verkündigen. Wo immer ein Mensch sich das Wort Gottes recht durch's Herz gehen läßt, so daß er in rechter Sündenerkenntniß fragt: Was muß ich thun, daß ich selig werde? und er dann die einzig richtige Antwort auf diese Frage vernimmt: Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du selig! wo immer er sich bemüht, mit Gottes Hülfe diese Weisung zu befolgen, da wird ihm durch das Wort des Herrn verkündigt, daß alle seine Sünde, und ob sie gleich blutroth wäre, vergeben ist. Und andrerseits wer Gottes Wort verachtet und keiner Buße zu bedürfen meint, dem wird verkündigt, daß seine Sünde, die er dem Herzenskündiger verbergen will, ihm nicht vergeben werden kann; solche Verkündigung soll gelten in dem Gericht, von dem es keine Berufung gibt. Es darf darum nicht der Prediger selbst gewissermaßen aus eigener Machtvollkommenheit die Sünden vergeben, etwa mit den Worten: Ich vergebe dir deine Sünden, ich spreche dich von deinen Sünden los und frei (ego te absolvo), sondern er hat nur die Vergebung, welche von Gott schon vollzogen ist, zu verkündigen, also die Formel etwa zu gebrauchen: Deus te absolvit. Damit stimmt denn auch das in unserer Agende befindliche Absolutionsformular überein. Es heißt in demselben: Euch demnach, die ihr eure Sünden bekennet und herzlich bereuet, an Jesum Christum wahrhaftig glaubet und den ernstlichen Vorsatz habt, euer Leben zu bessern, verkündige ich, als ein verordneter Diener des göttlichen Wortes, die Vergebung aller eurer Sünden im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Gei-

stes. In ähnlicher Weise, ja sogar noch deutlicher lautet die Bindeformel: Allen aber, die unwürdig, d. h. mit unbußfertigem Herzen rc. von diesem Brode essen und aus diesem Kelche trinken; — denen Allen verkündige ich kraft des göttlichen Wortes, daß Gott ihnen ihre Sünden behalten wird, bis sie rechtschaffene Buße thun rc. Doch kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zur Beichte zurück.

These VII. Damit die Beichte rechter Art sein könne, hat ihr die Belehrung und Ermahnung (Beichtrede) voranzugehen.

Es ist ja die Aufgabe des gepredigten Wortes, uns Menschen über den Weg zum ewigen Heil unsrer Seele Aufschluß zu geben. Da dieser Weg aber durch Buße und Bekehrung hindurchgehen muß, also ohne Beichte nicht denkbar ist, so muß die Predigt auch eine Belehrung über die Beichte geben, hat also einerseits auf die Nothwendigkeit, anderseits auf die rechte Beschaffenheit derselben hinzuweisen. Es wäre nun ja vollständig genügend, wenn in der sonntäglichen Verkündigung des Wortes von Zeit zu Zeit, sobald und so oft die Gelegenheit sich bietet, eine Belehrung über die Beichte gegeben wird; es wäre das genügend, wenn wirklich sonntäglich die ganze Gemeinde anwesend wäre. Das ist aber nicht der Fall, und wäre es wirklich so, so wird doch das Gehörte zu leicht vergessen; darum darf man keine Gelegenheit zu einer Belehrung über die Beichte ungenützt verstreichen lassen. Eine bessere Gelegenheit bietet sich aber nicht, als gerade unmittelbar vor der Beichte in der Vorbereitungsrede. Es läßt sich nicht entschuldigen, wenn diese Vorbereitung weggelassen wird; auf wen fällt dann in letzter Instanz die Verantwortung, wenn aus Mangel an Belehrung nicht recht gebeichtet und also auch die Sündenvergebung nicht erlangt wird? Doch jedenfalls auf den Prediger, dessen Pflicht es gewesen wäre, über die Beichte zu belehren. Ein jeder gewissenhafte Prediger wird darum diese kostbare Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sondern noch eine besondere Vorbereitungsrede halten. Diese hat dann natürlich in sich zu vereinigen sowohl eine Belehrung über die Beichte und über das hl. Abendmahl, als auch die Mahnung zu rechter Buße und Bereitschaft.

These VIII. Diese Vorbereitung sollte, wo nur irgend möglich, am Tage vor dem Genuß des hl. Abendmahles gehalten werden.

Es tritt hier nun die Frage auf, ob es besser sei die Vorbereitung und Beichte unmittelbar vor dem Genuß des hl. Abendmahles vorzunehmen, oder schon früher, etwa am Tage vorher? Wir sind der Meinung, daß Letzteres entschieden den Vorzug verdient; denn wird schon am Tage vorher dem Communikanten Gelegenheit gegeben sich selbst zu prüfen, ergeht dann schon an ihn die dringende Aufforderung zu gründlicher und genauer Selbstprüfung, so ist um so eher zu erwarten, daß der Communikant würdig und wohl vorbereitet zum Tische des Herrn herzutrete, als wenn ihm zu dieser Selbstprüfung nur wenige Minuten zu Gebote stehen. Der Ausführung der Forderung, daß

nämlich die Vorbereitung am Tage vor der Abendmahlsfeier gehalten werden solle, stellen sich nun allerdings mancherlei Schwierigkeiten entgegen; daß sie jedoch nicht unüberwindlich sind, dafür zeugt der in vielen Gemeinden vorherrschende Brauch, der mit unserer Forderung vollständig übereinstimmt. Es mag, um die Hauptschwierigkeiten kurz aufzuzählen, eingewendet werden: „Die Leute haben keine Zeit, am Tage vorher zur Vorbereitung zu kommen." Ist das wirklich der Fall? In Landgemeinden haben die Leute auch in der arbeitsvollen Erntezeit doch immer noch wöchentlich so viel Zeit übrig, um in die Stadt gehen zu können, oder wenigstens nehmen sie sich dazu Zeit. Sollte dann wirklich keine Zeit zum Besuch des Vorbereitungsgottesdienstes vorhanden sein? Aller Wahrscheinlichkeit nach tritt nicht der Mangel an Zeit, sondern vielmehr Gleichgültigkeit und Trägheit hindernd in den Weg. — In Stadtgemeinden steht es in der Beziehung ja wesentlich anders. Der Geschäftsmann kann, wenn er auch wollte, nicht von seinem Geschäft, der Arbeiter nicht von seiner Arbeit abkommen; aber wenn nun der Feierabend da ist, dann ist doch Zeit vorhanden. Sollte es wirklich nicht anders möglich sein, so könnte auch die Vorbereitung am Sonntag, etwa eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes gehalten werden. — Ein anderer Einwand würde schon mehr Beachtung verdienen, nämlich daß wenn die Beichte am Tage vor Genuß des hl. Abendmahles gehalten wird, die Zwischenzeit zwischen beiden zu lang sei und deßhalb um so leichter zwischen Beichte und Abendmahlsgenuß wieder neue Sünde begangen wird. Das ist ja allerdings zuzugestehen, aber sind wir denn, auch wenn die Beichte dem Abendmahlsgenuß unmittelbar voraufginge, ganz sicher vor sündlichen Gedanken? Jedenfalls nicht. Steht aber unser Herz in der rechten Stellung zu Gott, so ist die Absolution, auch wenn sie am Tage vorher schon ausgesprochen, auch für die neuen Sünden mit gültig, und sollten wir je daran zweifeln, so wird uns ja an dem gepredigten Wort auf's Neue die Sündenvergebung verkündigt und im hl. Abendmahl reicht uns der Herr Siegel und Unterpfand derselben dar.

Verkehrt wäre es nun aber, oder doch jedenfalls nicht anzurathen, wenn man die Beichtrede am Tage vorher, die Beichte selbst aber erst unmittelbar vor dem Abendmahlsgenuß halten wollte. Die Folge davon würde sein, daß sehr Viele schließlich aus irgend einem Grunde den Vorbereitungsgottesdienst versäumen, also die Beichtermahnung und Beichtbelehrung nicht hören, und doch bei der Beichte selbst anwesend sind. Dadurch würde der Nutzen der Beichtrede illusorisch gemacht.

Mancher mag auch vielleicht die Beichtrede für überflüssig, für ein „opus supererogativum" halten, und denkt bei sich, es sei genug, wenn in der Predigt auf die Abendmahlsfeier Bezug genommen werde. Dieser Bestandtheil soll ja auch der Predigt nicht fehlen, jedoch wir feiern das hl. Abendmahl vorwiegend an den hohen Festtagen, und gerade an solchen Tagen bilden die Communikanten leider nicht den g r ö ß t e n Theil der Festversammlung. So reiche Motive uns nun auch jede „Festgeschichte" darbietet, an welche anknüpfend wir von der rechten Abendmahlsfeier reden können, so muß doch

in der Festverkündigung ein anderes vorwiegend behandelt werden, nämlich welchen Einfluß die großen Thaten Gottes haben auf unser Glaubensleben und von welcher Bedeutung sie für uns sind. Die Gemeinde verlangt, und mit vollem Recht, zunächst von der Bedeutung des Festes für das alltägliche Leben zu hören, und nicht über seine Bedeutung für das Leben in der gehobenen Stimmung des Abendmahlsgenusses. Ueber letztere Bedeutung sollte, auch wenn dieselbe in der Predigt angedeutet wird, zu den Communikanten allein und zwar recht ausführlich geredet werden.

These IX. Solche Personen, welche aus irgend einem triftigen Grunde in der Vorbereitung nicht anwesend sein konnten, sind nicht vom hl. Abendmahle zurückzuweisen; jedoch muß für sie die Beichte wiederholt werden.

Wir haben in These IV. darauf hingewiesen, daß ein Genuß des hl. Abendmahls ohne vorherige Beichte nicht den Anordnungen des Herrn und seiner Apostel entspreche, daß darum auch Niemand zum hl. Abendmahl zuzulassen sei, der nicht vorher gebeichtet habe. Es kann nun aber immerhin der Fall eintreten, daß Communikanten durch irgend einen triftigen Grund (Krankheit und dergleichen) verhindert worden sind, dem Vorbereitungsgottesdienste beizuwohnen, und haben doch den sehnlichsten Wunsch, das hl. Abendmahl zu empfangen. Da haben wir durchaus kein Recht Solche zurückzuweisen. Aber sie haben ja nicht gebeichtet und die Absolution nicht empfangen! Wie ist dem abzuhelfen? Da gibt es zwei Wege. Entweder möge der Geistliche mit solchen Communikanten vor Beginn des Gottesdienstes eine Privat-Vorbereitung halten und sie also privatim beichten lassen und absolviren; oder er wiederhole vor Austheilung des hl. Abendmahles an der im Formular bezeichneten Stelle die Beichte und Absolution, — natürlich nun für alle Communikanten; — es ist besser, daß Alle zweimal beichten und zweimal absolvirt werden, als daß Einer ungebeichtet zum hl. Abendmahl gehe, oder gar eine gnadenhungrige Seele zurückgewiesen werde. — Solche Fälle kommen bekanntlich nicht so häufig vor, daß wir dadurch genöthigt werden könnten, die Beichte ein für allemal erst unmittelbar vor der Abendmahlsfeier abzuhalten.

These X. Um der öffentlichen Vorbereitung nöthigenfalls durch Privat-Ermahnung von Seiten des Seelsorgers nachhelfen zu können, ist eine vorherige Anmeldung der Communikanten sehr zweckmäßig.

Es liegt auf der Hand, daß manchmal der Prediger sich durch sein Gewissen gedrungen fühlt, einzelnen Communikanten noch besondere Ermahnungen zu geben. Solches kann und darf ja nicht in der für Alle geltenden Beichtrede geschehen, es mag vielmehr durch die Umstände eine Ermahnung unter vier Augen gefordert werden. Findet nun die Vorbereitung unmittelbar vor der Abendmahlsfeier statt, so ist das schlechterdings unmöglich. Auch wenn die Vorbereitung am Tage vorher gehalten wird, so hat dies noch seine

Schwierigkeiten; vielleicht fehlt dem Pastor die Zeit, oder er hat unter der Schaar der Beichtenden den Betreffenden nicht bemerkt und wird es mit Schrecken gewahr, wenn derselbe vor den Altar tritt. Dem Allen kann aber dadurch abgeholfen werden, daß die Communikanten angehalten werden, sich vorher, also vor der Vorbereitung, bei dem Prediger zu melden oder melden zu lassen. Allerdings existirt bei den meisten Leuten ein Vorurtheil gegen solche vorherige Anmeldung; man erblickt in derselben eine Art Hinterthürchen, durch welches die Ohrenbeichte wieder in die Kirche eingeführt werden solle. Solches Vorurtheil läßt sich jedoch durch liebevolles Zureden leicht beseitigen. Sollten wir nun aber nicht erreichen können, daß alle Communikanten sich vorher melden, so sollten wir doch stets mit aller Strenge darauf dringen, daß die vorherige Anmeldung nothwendig ist für Alle, die der Gemeinde nicht gliedlich angehören, sowie für die, auf welche das in These IX Gesagte Anwendung findet. —

Möge das Vorstehende dazu beitragen, daß bei uns und in unsern Gemeinden mit der Werthschätzung des hl. Abendmahles die Werthschätzung der Beichte gleichen Schritt halte, und wir in unserm Glaubensleben immer mehr gefördert werden durch würdigen Genuß dieses heiligen Mahles, bis wir einst das hl. Abendmahl genießen dürfen ohne vorher zu beichten, weil wir dann ganz rein sind, gewaschen mit dem Blute des Lammes. Amen.

Streiflichter in ein dunkles Nachtgebiet.

(Eingesandt von P. L. Haas.)

II.

Der Hypnotismus.

Mit dem bisher (Theol. Zeitschr. Jan. 1883) behandelten Magnetismus zeigt eine Erscheinung neueren Datums eine große Aehnlichkeit, ja ist geradezu als Magnetismus bezeichnet und mit diesem verwechselt worden. Wer die „Germania" von Milwaukee und den „Hausfreund" hält, hat vielleicht im letztgenannten Blatt die Mittheilung über Hypnotismus gelesen. Sonst kann sich Schreiber dieses nicht erinnern, in hiesigen Blättern irgendwelche eingehendere Mittheilung darüber gefunden zu haben. Wir können also kaum viel Bekanntschaft mit dem Wesen des Hypnotismus voraussetzen und werden daher im Nachfolgenden das Wesentliche davon mitzutheilen suchen.*)

Es war Anfangs des Jahres 1880, als ein Däne Namens Hansen zuerst in Berlin, dann in Breslau auftrat, der in seinen Plakaten und Antritts-Reden sich als „Magnetiseur" vorstellte und vorgab, im Besitz einer geheimen Naturkraft, des sogenannten thierischen Magnetismus, zu sein, der ihn befähige, gewisse Personen („Medien") in einen eigenthümlichen Zustand der Willenlosigkeit zu versetzen, in welchem sie seinem Willen widerstandslos Folge

*) Wir folgen einer Abhandlung, die in „Quellwasser für's deutsche Haus", Mai 1880, veröffentlicht wurde.

leisten müßten. Hielt man Anfangs die Sache für Betrug und Taschenspielerei, so zeigte der Erfolg bald genug, daß man sich hier gewissen Thatsachen gegenüber befand, die allerdings neu und unbekannt waren, und deren geheime wirkende Ursache vorläufig unbekannt war. Er nannte es zwar eine „magnetische Kraft" und das Publikum glaubte das, — aber was sagten die Männer der exakten Forschung, die Aerzte und Naturforscher zu dieser neuen Erscheinung?

Es sei uns gestattet hier zunächst die wesentlichen Erscheinungen des Hypnotismus kurz zusammenzustellen; sodann die Erklärung der Aerzte und Naturforscher und endlich unsere eigene Erklärung auf Grund der früher gegebenen Principien folgen zu lassen.

Das „Quellwasser" schreibt (a. a. O.): „In welcher Weise experimentirte Hansen? Eine Reihe von Versuchspersonen läßt er auf der Bühne niedersitzen und gibt zunächst jeder ein Glasprisma in die Hand mit der Aufforderung, dasselbe unverwandt anzustarren. Nach Verlauf einiger Minuten mustert er den Kreis und schickt diejenigen, welche er nicht für tauglich zu seinen weiteren Manipulationen hält, wieder von der Bühne herunter. Den zurückgebliebenen „Medien" beginnt er nun mit seinen Händen einige Mal über das Gesicht zu streichen, ohne dasselbe zu berühren, drückt ihnen sodann unter zarter Berührung der Haut Mund und Augen zu, führt dabei einige Striche über die Wangen — und als Resultat ergibt sich, daß die Personen nicht mehr im Stande sind, Augen und Mund zu öffnen. Nach weiterem Bestreichen der Stirn verfallen sie in einen schlafähnlichen Zustand, und der „Magnetiseur" erklärt nun den Zeitpunkt für eingetreten, wo sie automatisch seinem Willen folgen würden.

Und in der That: er fordert sie auf, ihm nachzugehen — und im Takt seines Ganges schreiten sie ihm nach über die Bühne; er setzt sie rittlings auf Stühle, redet ihnen ein, sie befänden sich auf der Rennbahn — und mechanisch rutschen sie ihm nach über die Bretter; er legt einem eine Puppe auf die Arme, ermahnt ihn das Kind in Schlaf zu wiegen — und das „Medium" vollführt jene Bewegungen der den Säugling einlullenden Kinderfrau. Endlich aber legt er gar ein „Medium" wagerecht auf zwei Stühle, so daß nur das Hinterhaupt und die Fersen durch die Stuhlkante unterstützt sind — und nun vermag er sich mitten auf den Leib des Betreffenden zu setzen und zu stellen, ohne daß der Körper einknickt."

„Hier lag kein Betrug, kein Taschenspielerkniff vor, diese Vorgänge sahen wir, sah das ganze Publikum aus nächster Nähe mit eigenen Augen. Hier stand man eben vor einem Räthsel. Täglich war das Schaulocal überfüllt von einer verblüfften, immer aufgeregter werdenden Menge. Die abergläubigsten Vermuthungen wurden laut, die die Person des Experimentators mit einem mystischen Nimbus umgaben, den er selbst aus Geschäftsrücksichten alle Ursache hatte zu erhöhen. Er nannte seine Fähigkeit eine „magnetische Kraft," und das ungebildete Publikum glaubte an diese Versicherung; ja man erzählte sich, Hansen hielte sich täglich einige Stunden vor der Schau-

stellung in unmittelbarer Nähe einer eigens dazu mitgebrachten großen Eisensäule auf, um von ihr Magnetismus in seinen Körper aufzunehmen und dergleichen Unsinn mehr! Kurz die Gefahr der Entstehung einer neuen, in ihren Folgen gemeingefährlichen Art von Aberglauben lag nahe genug, daß endlich die Wissenschaft den Hansenschen Versuchen näher zu treten beschloß."

Hansen wurde also veranlaßt, „vor einer großen, geschlossenen Gesellschaft von Aerzten und Naturforschern eine Vorstellung zu geben." Es handelte sich dabei einfach darum, die Resultate des „magnetisirenden" Versuches auf ihre Thatsächlichkeit zu prüfen. Zu diesem Behuf unterwarfen sich gerade solche Aerzte, welche der Sache entschieden feindlich gegenüberstanden, den Experimenten, — und Hansen fand unter ihnen mehrere „Medien", welche er mit allseitig überraschendem Erfolg in den „magnetischen Schlaf" versenkte und willkürlich zu automatischen Bewegungen zwang. Genug, die Thatsachen waren festgestellt, niemand konnte fortan einen Zweifel daran geltend machen, und es kam jetzt darauf an, für dieselben nach einer physiologischen Erklärung zu suchen."

Die nun folgenden Experimente ergaben nun Resultate, die wir nachstehend in aller Kürze zusammenstellen wollen. Vor allem wurde erkannt, daß nicht blos Hansen die Fähigkeit besaß, solche Experimente vorzunehmen, sondern die hypnotischen (oder schlafähnlichen) Zustände konnten in allen Einzelnheiten auch von allen sich damit beschäftigenden Aerzten an passenden Personen hervorgerufen werden. Es war also keine an die Person Hansens gebundene Kraft, wodurch die Experimente möglich wurden.

Es zeigte sich ferner bei den Versuchspersonen („Medien") eine dreifache Reactionsfähigkeit. Das heißt vor allem wurde nur ein geringer Procentsatz der Menschen als brauchbar für die hypnotischen Versuche erkannt. Unter den wenigen aber zeigten nicht alle dieselbe Reactionsfähigkeit bei den Versuchen; die einen waren in geringem, andere in mittlerem, wieder andere in hohem Grade erregbar. Je nach dem Grad der Erregbarkeit zeigte sich dann auch eine verschieden starke Störung der Bewußtseinsfunktionen. Die hochgradig Erregbaren hatten nach der Erweckung aus ihrem Zustande nicht die geringste Ahnung von dem, was mit ihnen vorgegangen war. Andere besaßen ein dunkles Gefühl von dem Vorgefallenen, wie man von einem Traum etwa weiß, man hat geträumt, ohne doch sich an den Inhalt des Traumes erinnern zu können. Kommt dann aber nach dem Gesetz der Ideenassociation irgend eine Erinnerung, so pflegt einem der Traum wieder einzufallen — ähnlich bei den in mittlerem Grade erregbaren Hypnotischen. Endlich die in geringem Grade Erregbaren blieben während der Experimente wohl gar bei vollem Bewußtsein, waren jedoch nichts desto weniger unfähig, einer großen Reihe von hypnotischen Erscheinungen willkürlich entgegenzuwirken.

Gehen wir diesen verschiedenen Graden der Reactionsfähigkeit auf den Grund, so finden wir: bei den hochgradig Erregbaren wird das Denkvermögen und das Willensvermögen afficirt respektive suspendirt; bei den im niedersten Grade Erregbaren bleibt das Denkvermögen frei, unberührt,

und wird **nur das Willensvermögen** suspendirt. Bei der mittleren Klasse aber findet eine theilweise Suspension des Denkvermögens statt. Also bei allen ist das Willensvermögen in erster Linie dem Willen des Experimentators unterworfen.

Da nun jedenfalls immer das „Medium" seiner Willenskraft über den Körper beraubt ist, sehr oft auch kein Bewußtsein von den Vorgängen hat, so entsteht die Frage: Wie kann der Experimentator die Hypnotischen dazu bringen, seinem Willen zu folgen? **Scheinbar** folgten sie dem Befehl seiner Worte, thatsächlich aber war alles, was sie thaten, nur **Nachahmung** des Geschehenen oder Gehörten. D. h. die automatischen Bewegungen erfolgten, wenn das „Medium" einen Sinneseindruck davon erfuhr. Hansen konnte daher nur dadurch die Versuchspersonen auf seinen Befehl Handlungen vollbringen lassen, indem er selbst diese Handlungen entweder ihnen sichtbar oder hörbar vornahm. Die Nachahmung erfolgte nur auf Grund eines realen Sinneseindruckes. „Wenn ich, vor einem Hypnotisirten stehend, den Arm erhebe, so ahmt er diese Bewegung nach, weil sein Auge, wenngleich es scheinbar geschlossen ist, doch durch den vorhandenen Lidspalt einen Eindruck von derselben erhält; dagegen wird sie nicht nachgeahmt, wenn ich sie, **hinter** dem Hypnotisirten stehend, ausführe, weil sie eben alsdann nicht zur Wahrnehmung gelangt. Schließe ich, hinter ihm stehend, den Mund so schnell, daß die Zähne aufeinander klappen, so ahmt er das Klappen nach, weil meine Bewegung auf seine Gehörnerven einen Eindruck macht. Hingegen bleibt sein Gesicht ganz ruhig, wenn ich hinter ihm den Mund geräuschlos öffne und wieder schließe." Da nun, wie wir sahen, der Hypnotisirte seiner Willensmacht über den Körper beraubt ist, so erfolgen alle diese Bewegungen nicht willkürlich, sondern rein mechanisch oder automatisch. Wie sind nun aber diese Bewegungen näher zu erklären? Ihr wesentlicher Grundcharakter scheint auf Reflexbewegungen zu beruhen.

„Man unterscheidet zwei Arten von Nerven: **Empfindungs-** und **Bewegungsnerven** (sensible und motorische Nerven). Beide stehen mit den Centralorganen des Nervensystems, Gehirn und Rückenmark, in Verbindung, erstere gewissermaßen als Vorpostenlinien, um die Eindrücke der Außenwelt und gewisse Vorgänge im Körper selbst den Centren zu melden, letztere, um als Ordonnanzen die Muskeln zur Thätigkeit zu veranlassen. Beide Arten von Nerven nun sind an und für sich unfähig ihre Funktionen gegenseitig zu vertauschen; ein Empfindungsnerv kann niemals Bewegung einleiten; ein Bewegungsnerv umgekehrt keine Empfindung vermitteln. Wohl aber ist der Empfindungsnerv, wenn er an seinem peripherischen Ende gereizt wird, im Stande, die Reizung nach den Centren hinzuleiten und dort durch Vermittlung von Nervenzellen auf Bewegungsnerven zu übertragen und zwar **auch ohne Zuthun des Willens**." Diesen Vorgang nennt man **Reflexbewegung**. So schließt sich z. B. unwillkürlich das Auge, wenn es sich bedroht sieht von außen; unwillkürlich erfolgt eine Art Krampfhusten nach dem Verschlucken; unwillkürlich halten wir schnell die Hand vor, wenn ein

Schlag oder Fall uns droht. Und das geht alles mit elektrischer Geschwindigkeit ohne unser Denken, Ueberlegen oder bewußtes Wollen. Aehnlich sucht man nun die mechanischen Bewegungen der Hypnotischen auf Reflexreize zurückzuführen. Doch bleibt hier ein Punkt unklar: Warum wirken die Reflexreize der sensiblen Nervenfasern auf die motorischen Nerven ganz anderer Organe? Z. B. wenn der Hypnotische Kaubewegungen hört, warum wirkt dieses Hören auf die motorischen Nerven des Kauapparates? Wenn's auch durch das Centrum (Gehirn) geht, so findet doch dort ein Austausch statt, indem die vom Ohr herkommende Ursache nun auf den Kauapparat wirkt und also nicht auf die motorischen Nerven des Ohrs. Worauf gründet sich die Nothwendigkeit dieser Wirkungen? Beim Verschlucken z. B. läßt sich die Nothwendigkeit der motorischen Hustenwirkung gleich einsehen, warum aber muß der Hypnotische Kaubewegungen, die er blos hört, nachmachen?

Was die hypnotischen Versuche bald als gefährlich erkennen ließ, ist die Wahrnehmung, daß auch lange nach dem Erwachen die Erregbarkeit der Reflexreize noch anhielt. „Personen, mit welchen Haidenhain Versuche anstellte, zeigten noch Tage lang nach der letzten Hypnose einen so hohen Grad von Reflexsteigerung, daß ein leises Streichen über die Muskeln des Armes z. B. diesen sofort steif machte, weil alle Muskeln in reflectorischen Krampf geriethen. Als Gesetz gilt deßhalb, daß die Erregbarkeit der „Medien" in gleichem Verhältniß zur Häufigkeit der mit ihnen angestellten Versuche wächst. Während also die Muskelstarre zuerst nur in beschränkten Muskelgruppen erfolgt, zeigt es sich, daß sie nach öfteren Experimenten auf immer weitere Gebiete überschreitet und schließlich die sämmtlichen Muskeln des Körpers ergreifen kann. Und zwar geschieht dies nach einer bestimmten Reihenfolge. Streiche ich nämlich einem hochgradig erregbaren „Medium" nur ein einziges mal über den Ballen des linken Daumens, so tritt schnell Muskelstarre in den dort liegenden Muskeln ein und geht nun in Zwischenpausen von wenigen Sekunden auch auf die Muskeln der linken Hand, des linken Armes, der linken Schulter, sodann auf diejenigen der rechten Schulter, des rechten Armes, der rechten Hand, weiterhin auf die Muskeln des linken Unter- und Oberschenkels, des rechten Ober- und Unterschenkels, endlich auf die Kau- und Nackenmuskeln über. Die Kau- und Nackenmuskeln werden regelmäßig zuletzt ergriffen." Da nun diese Muskelstarre bei verschiedenen Graden der Erregbarkeit verschieden ist, so gründeten sich darauf die verschiedenen Spielereien des Experimentators Hansen. Dem einen „Medium" machte er blos den zuvor gebrauchten Arm steif, legte ihm eine Puppe in den Arm und zwang es so, die Kinderfrau zu spielen. Einem hochgradig erregbaren „Medium" erregte er allgemeinen Muskelkrampf, so erlangte der Körper eine brettartige Steifigkeit, daß sich Hansen getrost auf ihn stellen konnte — ein höchst verwerfliches Beginnen! —

Bei einigen Medien wurde eine halbseitige Hypnose erzeugt, indem durch Streichen der Haut über dem einen Stirn- und Scheitelbein ein läh-

mungsartiger Zustand der Extremitäten und Gesichtsmuskulatur auf der andern Seite (nach dem Gesetz der Kreuzung) hervorgerufen wurde. Bei diesen Versuchen blieb das Bewußtsein frei, dagegen zeigte sich bei einigen Personen die sogenannte Aphasie, eine Sprachstörung, wobei die Betreffenden zwar wohl das Verständniß von dem haben, was sie sagen wollen, aber unfähig sind, das betreffende Wort dafür zu finden und auszusprechen. So konnten manche Medien Hansens ihren eigenen Namen nicht aussprechen. Diese letzteren Versuche gelangen nur bei Personen von mittlerer Erregbarkeit. Im letzteren Fall zeigte sich die sogenannte „wächserne Biegsamkeit" der Muskeln, d. h. sie konnten leicht in jede beliebige Lage gebracht werden, verharrten aber dann darin, bis man eine neue Veränderung mit ihnen vornahm. Diese Wahrnehmung veranlaßte die Experten zu dem Schluß, daß der hypnotische Zustand nichts anderes sei, als eine künstlich erzeugte Katalepsie" weßhalb in den Fachblättern der Name experimentale Katalepsie als Bezeichnung des Hypnotismus eingeführt wurde.

Mit der als Katalepsie bekannten Krankheitserscheinung hat der Hypnotismus auch noch manche andere Symptome gemeinsam. Z. B. bei hochgradig Hypnotischen eine Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Eingriffe; eine Aufhebung der Geschmacksempfindung; eine Verkürzung des Sehfeldes ꝛc.

Die Physiologie erklärt nun — auf Grund der gemachten Experimente — als die physiologische Ursache der experimentellen Katalepsie eine Funktionsstörung der Ganglienzellen des Großgehirns, welche durch Reizung, besonders durch momentane Reizung der Hautnerven, oder der Seh- oder Gehörnerven, bewirkt wird.

Allein mit dieser Erklärung des physiologischen Vorganges der Hypnose können wir uns noch nicht zufrieden geben, wie schon der Verfasser des von uns reichlich citirten Artikels im Quellwasser constatirt. Denn „sie führt nur bis zur Mittelursache, nicht bis zum letzten Grunde zurück." Monotone Sinnesreize, akustische Reize, optische Reize gibt es ja doch in jeder Industrie in Masse, warum werden da die Leute nicht hypnotisch? Mit Recht sagt das „Quellwasser": „Die Antwort liegt so nahe, wie sie dem Materialismus unserer Tage unbequem ist. Sie lautet: „„Die erste und Grundbedingung für den Eintritt der Hypnose ist die Unterwerfung des Willens der Versuchsperson durch den Willen des Experimentators."" Die Lösung des Räthsels liegt also nicht auf physiologischem, sondern auf psychischem Gebiet."

Indem selbst zweifelsüchtige Personen sich niedersetzen, um an sich operiren zu lassen, „thun sie schon den ersten Schritt zur Subordination. Nun beginnt ein geistiger Kampf zwischen dem Willen des „Mediums" und dem Willen des „Magnetiseurs", ein Kampf, in welchem das erstere ohne Hilfstruppen ist, während der letztere an den Sinnesreizen eine sehr wirksame Waffe besitzt, um die ohnehin auf den Gegenstand concentrirte, mithin nur nach einer Seite hin gerichtete Aufmerksamkeit, mit anderen Worten, die selb-

ständige, willkürliche Seelenthätigkeit des „Mediums" noch mehr lahm zu legen." „Indem die „Medien" ihre ganze Aufmerksamkeit dem hypnotischen Experiment zuwenden, treten sie völlig in den Dienst des fremden Willens. Bei Personen, welche ihre Gedanken nicht von allen anderen Dingen ab- und einzig auf den Versuch hinzulenken vermögen, wird der Erfolg immer ein negativer sein"; so namentlich bei Kindern. Und „je öfter solche Medien nun die Versuche an sich wiederholen lassen, desto schneller wird die Hypnose eintreten, desto tiefer wird sie sein müssen, da die Willensthätigkeit mit jedem Male tiefer herabgedrückt wird", woraus nothwendig bei Gewohnheitsmedien ein moralischer Schaden resultirt, was sich schon äußerlich durch hochgradige nervöse Reizbarkeit zu erkennen gibt."

Wir sind bisher ganz den Erklärungen des schon öfters angeführten Autors gefolgt. Es erübrigt noch eine kurze Beleuchtung der hypnotischen Phänomene auf Grund der im ersten Artikel dargelegten psychologischen Principien. (Vgl. pag. 17 f. und pag. 31 f. dieser Zeitschrift im vorigen Jahrgang).

Es wurde früher gezeigt, daß nach Baader der Astral- oder Nervengeist die Vermittlerrolle zwischen Seele und Leib spielt. Alle durch leibliche Funktionen sich vollziehende Denk- und Willensakte bewirkt die Seele nicht unmittelbar selbst in ihrem Leibe, sondern sie thut es durch ihren Astralgeist. Dieser ist das Hilfsprincip der Seele; die Seele ist das denkende und wollende Subjekt, aber sie denkt und wirkt im Leibe nur durch das Astrum.

In der magnetischen Ekstase sahen wir, daß nach Baader die Lebensgeister (Astrum) sich im Centrum, dem Herzen sammeln, und dadurch ihrem Centralprincip, der Seele, zur Disposition gestellt werden. Dadurch wird die Seele in den Stand gesetzt mit Hilfe ihres von den Banden der Materie losgewordenen Astralgeistes in einen magischen Verkehr oder eine organische Gemeinschaft mit dem großen, kosmischen Gesammtorganismus einzutreten. Das Zurücktreten des Astralgeistes aus Kopf und Leib in's Herz diente dort zur Erklärung der theilweise eintretenden Erstarrung des Leibes.

Hier eben zeigt sich eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem magnetischen und dem vorstehend beschriebenen hypnotischen Zustande.

Wenden wir nun aber die Lehre vom Astralgeist auf den Hypnotismus an, so wird uns bald klar, daß hier gerade das Gegentheil vom magnetischen Zustande eintritt. Es findet nämlich bei der Hypnose nicht eine Lösung des Astrums von dem leiblichen Substrat statt, sondern umgekehrt, die Hypnose lockert die Verbindung zwischen dem Astrum und der Seele oder suspendirt sie zeitweilig ganz. Bei hochgradig Hypnotischen findet eine völlige Lösung zwischen Seele und Astrum statt, daher erlischt dort auch das Bewußtsein *) so völlig, daß

*) Anmerkung des Verfassers. Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich hier eine kurze Erklärung über das Bewußtsein beifügen. Man redet oft und war mit einem gewissen Recht von einem Tages-Bewußtsein und einem Nacht-

nach dem Erwachen auch nicht einmal eine traumartige Erinnerung mehr bleibt an das Vorgekommene. Nicht als ob die Seele in und an sich gar kein Bewußtsein hätte. Aber das Wissen von dem, was in ihrem Leibe vorgeht, wird ihr vermittelt durch die jetzt unterbrochene Denkthätigkeit.

Bewußtsein. Unter dem ersteren versteht man das Bewußtsein des Menschen, welches jedes Individuum im gemeinen alltäglichen Leben von seiner eigenen Person hat. Dieses Bewußtsein ist das Resultat des inneren und äußeren Erlebens, der ganzen Erziehung und Bildung der betreffenden Persönlichkeit, es wird also reicher oder ärmer an Inhalt sein, je nach den persönlichen Erlebnissen und der geistigen Entwicklung eines Menschen. Grundverschieden hievon ist das zweite, das sogenannte Nachtbewußtsein. Es zeigt sich reicher, voller, umfassender als das erstere. Man kann das erstere die bewußte Intellectualität nennen, das zweite die unbewußte. Diese letztere ist viel umfassender und inhaltsreicher als die erste, wie das mit vielen Beispielen belegt werden könnte. Die Frage ist nur die: Was für ein Unterschied besteht zwischen der bewußten und unbewußten Intellectualität im Menschen? Nach der Psychologie, wie Verfasser sie in gegenwärtigen Aufsätzen vorträgt, löst sich diese Frage leicht. Die bewußte Intellectualität oder das sogenannte Tagesbewußtsein ist das Ergebniß der geistigen Thätigkeit eines Menschen im gemeinen Leben. Hieran hat der Mensch auch nach seiner leiblichen oder materiellen Seite Theil; obgleich die Seele das denkende ist, so denkt sie im gemeinen Wachen mit Hülfe des Astralgeistes, der dabei das Gehirn in Mitthätigkeit zieht und dort in den Gedächtnißtafeln Spuren der Geistesarbeit zurückläßt, die später wieder erweckt oder beleuchtet werden können. Also das Tagesbewußtsein ist geistige Arbeit, an welcher die drei Theile des Menschen participiren. Dagegen die unbewußte Intellectualität oder das Nachtbewußtsein ist ein Wissen der Seele an und in sich, an welchem die nach außen gewandte, leibliche Seite des Menschen keinen Antheil hat, daher auch nichts davon weiß. Dieses Wissen der Seele an sich ist theils ein eingeborenes, theils ein eingegebenes und zwar entweder vom Reich des Lichts oder der Finsterniß eingegebenes. Je mehr nun die Seele über ihre Leiblichkeit Macht und Einfluß gewinnt, um so mehr vermag sie theils durch Ahnungen, theils durch Gesichte (Visionen), theils durch Träume, theils durch Intuition, theils durch sogenannte geniale Einfälle auch dem Tagesbewußtsein Lichtstrahlen zuzusenden, welche oft die Welt in Erstaunen versetzen.

Es wäre nach der gegebenen Definition gewiß richtiger, wenn jene Ausdrücke: Tages- und Nachtbewußtsein ganz fallen gelassen werden würden und man würde, statt dieser sagen: Das vermittelte und das unmittelbare Bewußtsein; oder die vermittelte und die unmittelbare Intellectualität. Denn die vermittelte Intellectualität ist stets das Resultat eines im Gehirn sich vollziehenden Denkprozesses und hat an der cruden, widerstrebenden Materialität stets einen Hemmschuh, ein Bleigewicht, das den Aufflug des Geistes hemmt. Das unmittelbare Bewußtsein aber steht, wo es erwacht, in einem Centrum, von welchem aus sich eine große und weite Schau eröffnet. Da ist kein Ringen mit einer widerstrebenden Leiblichkeit, kein langwieriger, logischer Denkprozeß, sondern ein unmittelbares Schauen. Soll aber das Geschaute in Gedanken und in Worte gefaßt werden, da geht erst die Armuth an, da finden sich keine Begriffe und keine Worte, um das Geschaute in menschliche Sprache zu fassen; das Geschaute besteht da oft in ἄῤῥητα ῥήματα (2 Cor. 12, 4) in unsagbaren Dingen; d. h. in Realitäten, vor welchen die oft so mühsam errungenen logischen und wissenschaftlichen Definitionen „als bloße Begriffsgespenster" sich in lauter blauen Dunst und Nebel auflösen. Die Pforte der Unmittelbarkeit liegt also in dem Verhältniß zwischen Seele und Leib. Je mehr diese Pforte sich öffnet, desto mehr unmittelbare Geistesoffenbarungen strömen in die Region des vermittelten Bewußtseins. Es ist hier nicht der Ort, des Näheren nachzuweisen, wie diese Offenbarungen theils rein natürliche, theils geistliche, theils göttliche, theils satanische sind und wie sich dabei wiederum das schau-

Bei mittelmäßig Erregbaren ist die Loslösung des Astrums von der Seele nur eine theilweise, daher bleibt wenigstens eine traumartige Erinnerung. Bei den im geringsten Grad erregbaren Medien bleibt die Verbindung der Seele mit der Sphäre des Denkapparats unberührt, wird dagegen in der Sphäre der willkürlichen Bewegungen aufgehoben.

Indem aber der Astralgeist von seinem eigenen Centralprincip losgelöst wird, wird er eben dem Willen einer fremden Person unterthänig; eine fremde Person operirt willkürlich mit dem zur Verfügung gestellten Astralgeist. Wir fanden beim magnetischen Zustand eine Sammlung des Astralgeistes im Herzen, wodurch er zur freien Disposition der Seele gestellt wurde. Bei der Hypnose erscheint der fremde Wille als die Sammellinse, in welcher sich alle Strahlen des Astrums vereinigen und nach dem Willen des Experimentators lenken lassen. Ich möchte das eine niedere Art von Besessenheit nennen, denn der Experimentator besitzt thatsächlich den Astralgeist und damit die geistige Macht über den Leib eines andern. Ob das nun Magie genannt werden kann oder nicht, darüber will ich mit Niemand mich zanken. Thatsache ist und bleibt, daß durch eine fremde Willensmacht der Naturgeist eines anderen Menschen fascinirt und unterthänig gemacht wird. Zugänglich aber für die fremde Fascination wird der Mensch allerdings dadurch, daß er sich hergibt, sich gebrauchen läßt, oder seinen Willen dem fremden Willen öffnet, wodurch es diesem möglich wird, die Macht des andern Willens über seinen Naturgeist zu suspendiren und diesen sich zu subjiciren. Damit ist, wie ich glaube, das Wesen der Hypnose ausgesprochen und wir können diesen Gegenstand als abgeschlossen betrachten.

Doch möchte ich nicht ganz damit abbrechen, ohne angedeutet zu haben, welch ein schwerer Schaden für Leib und Seele daraus entstehen muß, wenn man sich solchen verwerflichen Experimenten aussetzt. Der Schaden muß um vieles größer sein, als der, der aus künstlich erzeugter magnetischer Ekstase resultirt. Denn hier werden die Bande zwischen der Seele und dem Naturgeist gelockert oder zerrissen, die beim Magnetismus eher gestärkt werden. Und durch die einmal geöffnete Pforte können leicht andere feindliche Gewalten sich eindrängen und es kann aus der momentanen, menschlichen Besessenheit eine dämonische Besessenheit des Leibes resultiren. Ueberdies haben auch die rein leiblichen Erscheinungen ihre Gefahren, besonders bei hochgradig erregbaren Medien. Die Muskelstarre kann leicht tödtlichen Ausgang haben; die momentane Suspension des (leiblichen) Denkvermögens kann leicht in Blödsinn

---

ende Individuum als sittliche Persönlichkeit mitbetheiligt. Für den, der weiter hierüber nachdenkt, ergeben sich hier Lichtblicke über die Begriffe: Genialität in Wissenschaft, Kunst, Religion, Inspiration, Originalität 2c.

Bei hochgradig Hypnotischen scheint nach Obigem in der That eine völlige Suspension des Denkprozesses einzutreten, so daß zwar in den Gefühlsregionen sich Spuren des Vorgegangenen abdrücken, aber in den Denkregionen des Gehirns wird keine Notiz davon genommen, weßhalb auch nach eingetretener Wiedervereinigung zwischen Seele und Astrum keine Erinnerung möglich ist.

übergehen. Kurz, es ist eine in hohem Grad gefährliche Spielerei und der Pastor darf wohl ein offenes Auge haben, um seine warnende Stimme zu erheben, wo er von hypnotischen Experimenten hört in seiner Gemeinde. Seine Warnung wird aber wohl nur dann Eindruck machen, wenn die Gewarnten merken, der unbequeme Mahner redet nicht wie ein Blinder von den Farben. Und damit ist wohl auch das Erscheinen dieses Artikels in unserer theologischen Zeitschrift genügend gerechtfertigt.

Lehre der zwölf Apostel

ist der Titel einer schon von Clemens Alexandrinus, Eusebius und Athanasius erwähnten Schrift, die aber erst 1875 wieder aufgefunden und im vorigen Jahre in Konstantinopel herausgegeben wurde. Der Finder und Herausgeber ist Philotheos Bryennios, früher Metropolit in Serrä in Macedonien, jetzt Metropolit in Nikomedien.

Durch diesen Fund hat die Hypothese von Gebhardt und Bickell, daß dem zweiten und besonders dem siebenten Buch der Apostolischen Constitutionen eine ältere Schrift zu Grunde liege, ihre Bestätigung erhalten; ebenso hat sich dadurch der Versuch eines andern Gelehrten (Krawutzky), diese ältere Grundlage der Apostolischen Constitutionen wiederherzustellen, als gelungen erwiesen.

Das von Bryennios aufgefundene Manuscript datirt sich aus dem Jahre 1056. Es enthält außer der „Lehre der zwölf Apostel, die nur vier von den 120 Blättern des betr. Bandes einnimmt, noch eine Reihe anderer Schriftstücke. Der Finder versetzt die Schrift in die Zeit zwischen 120 und 160. Das Dokument ist wohl in Palästina entstanden; die Handschrift selbst wird auf dem Titel der Ausgabe des Bryennios als eine Jerusalemische bezeichnet, und der Inhalt weist ebenfalls auf judenchristliche Anschauungen hin. Wenn das Ganze auch den Titel: „Lehre der zwölf Apostel“ führt, so ist doch in demselben von den centralen Glaubenswahrheiten, wie sie in den apostolischen Schriften des Neuen Testaments vorliegen, fast gar nichts enthalten, und — um nur auf ein Beispiel hinzuweisen — die Umsetzung des: „Alles, was ihr wollt, daß u. s. w.“ in das Geläufigere: „Was du nicht willst, daß man dir thu', u. s. w.“ ist keineswegs eine bloße Umformung.

Das Schriftstück ist vielmehr eine Zusammenstellung von Moralvorschriften, Kultus- und Kirchenordnung, und wenn auch das Urtheil: Es (nämlich das Dokument) ist ein Dienst, welchen die in Moral und Kultus reifere aber auch gesetzliche jüdische Christenheit der heidnischen und ihren Katechumenen leistet,“ richtig ist, so ist das ebenfalls richtig, daß dieser Dienst gerade kein guter war. Wohl mögen wir hier die älteste geschriebene Kirchenordnung vor uns haben, aber sie wird — für uns wenigstens — dem Schriftwort gegenüber niemals mehr als historischen Werth beanspruchen können, wird sich also wesentlich in eine Reihe mit den außerkanonischen Erzeugnissen der alten Kirche stellen lassen müssen. Es ist ja hier bereits der Weg, der endlich nach Rom führte, eingeschlagen, indem das Evangelium in eine Reihe

von gesetzlichen Vorschriften zerlegt wird, deren Befolgung nach kirchlichem Begriff unsträflich (ἀθῷος) und vollkommen (τέλειος) machte.

Leicht erklärlich ist, daß diese „Lehre der zwölf Apostel" hier in Amerika mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, als in Europa. Denn abgesehen von den Bestrebungen einzelner Denominationen sind es dort nicht Fragen äußerer Kirchenordnung, um die eigentlich gestritten wird, sondern die Grundwahrheiten des Christenthums sind es, um deren Auffassung sich der Streit dreht. Diesem gegenüber verlieren Fragen, wie die nach dem äußern Taufmodus, oder nach der apostolischen Succession, beinahe jedes Gewicht. Anders dagegen hier in Amerika. Hier sind die Kirchen noch in ihrer äußeren Bildung begriffen, und die Scheidewände zwischen den verschiedenen Denominationen werden weit öfter durch äußere kirchliche Ordnungen als durch innere theologische Fragen gebildet.

Am meisten Neues und am wenigsten Angenehmes erfahren durch den Fund die heutigen Episcopalisten und Baptisten, daß nämlich die älteste Tradition ihre Theorien ebensowenig als die allein richtigen erweist, als die Schrift es thut. Derhalben sie denn auch das Dokument möglichst herunterzusetzen suchen. Natürlich! Glauben sie den Evangelisten und Aposteln nicht, so werden sie auch nicht glauben, wenn einer ein altes verlorenes Manuscript wieder auffindet.

Das Schriftstück lautet nach einer von der A. E. L. Kztg. gegebenen Uebersetzung:

Lehre des Herrn durch die zwölf Apostel den Heiden.[1]

Kap. 1. Zwei Wege gibt es, einen des Lebens und einen des Todes[2]; ein großer Unterschied aber ist zwischen den beiden Wegen. Der Weg des Lebens nun ist dieser: zuerst, du sollst lieben Gott, der dich geschaffen hat; zum anderen, deinen Nächsten wie dich selbst[3]; alles aber, was du nicht willst, das dir geschehe, das thue auch einem Andern nicht.[4] Die in diesen Worten enthaltene Lehre aber ist diese: segnet, die euch fluchen, und bittet für euere Feinde, fastet aber für die, die euch verfolgen; denn was für Gnade ist es, wenn ihr liebet, die euch lieben? Thun nicht auch die Heiden dasselbe?[5] Ihr aber sollt lieben, die euch hassen, und ihr werdet keinen Feind haben! Enthalte dich von den fleischlichen und weltlichen Lüsten.[6] Wenn dir einer einen Streich gibt auf den rechten Backen, biete ihm auch den andern dar, so wirst du vollkommen sein; wenn einer dich nöthigt eine Meile, gehe mit ihm zwei; wenn Einer dir den Mantel nimmt, gib ihm auch den Rock; wenn Einer von dir das Deine empfangen hat, fordere es nicht zurück[7] — du kannst es ja auch nicht. Jedem, der dich bittet, gib und fordere nicht zurück[8]; denn allen will

---

1. Nämlich den Katechumenen oder den Gläubigen aus den Heiden.
2. Jer. 21, 8. Matth. 7, 13. 14. 3. Matth. 22, 37—39.
4. Matth. 7, 12. 5. Matth. 5, 44—46; Luk. 6, 28—32.
6. 1 Petr. 2, 11 (Tit. 2, 12). 7. Matth. 5, 39—48; Luk. 6, 29. 30.
8. Luk. 6, 30.

der Vater mittheilen[1] aus seinen eigenen Gnatengaben.[2] Selig ist, wer da gibt gemäß dem Gebote, denn er ist unsträflich[3]; wehe dem, der da nimmt; zwar wenn Einer aus Bedürfniß nimmt, so wird er unsträflich sein; wer aber kein Bedürfniß hat, wird Rechenschaft geben müssen, warum er genommen hat und wozu; und er wird in's Gefängniß geworfen und verhört werden über das, was er gethan hat, und er wird nicht von dort herauskommen, bis er den letzten Heller bezahle.[4] Aber auch darüber ist ja gesagt: es schwitze dein Almosen dir in die Hände, bis du erkannt hast, wem du zu geben habest.

Kap. 2. Das zweite Gebot aber der Lehre ist: Du sollst nicht morden, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht Knaben verderben, (Päderastie), du sollst nicht huren, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht zaubern, du sollst nicht giftmischen (*φαρμακεύειν*), du sollst nicht morden ein Kind (im Mutterleib) durch verderbliche Mittel und das geborne sollst du nicht tödten. Du sollst nicht begehren was deines Nächsten ist, du sollst nicht falsch schwören, du sollst nicht schmähen, du sollst nicht rachsüchtig nachtragen. Du sollst nicht zweierlei Meinung haben und nicht ein zweizüngiger sein; denn Schlinge des Todes ist die Zweizüngigkeit. Nicht soll deine Rede lügnerisch sein, nicht leer, sondern voll an That. Sei nicht habgierig noch räuberisch noch ein Heuchler noch von schlechten Sitten noch anmaßend. Fasse nicht einen bösen Rathschlag gegen deinen Nächsten[5]. Keinen Menschen sollst du hassen, sondern die Einen überführen, für die Andern beten, die Andern aber lieben mehr als dein Leben.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die in den letzten Wochen eingelaufenen europäischen Blätter bringen eine Reihe von Berichten über die kirchlichen Feste und Versammlungen dieses Jahres, aus denen wir denn auch, soweit der Raum reicht, verschiedenes wiedergeben wollen.

Die Berliner Festwoche setzte sich auch dieses Jahr aus den gewöhnlichen Feiern zusammen.

Die Pastoralconferenz wurde am 11. Juni im evangelischen Vereinshause durch Consistorialrath Stahn eröffnet. P. Krüger aus Langenberg im Rheinland hielt einen Vortrag über „die religiösen Bewegungen der Gegenwart gemessen an der Augsburgischen Confession — eine Aufgabe der Kirche." Am 12. Juni hielt nach der Ansprache des Generalsuperintendenten a. D. Büchsel Professor Witte aus Pforta seinen Vortrag über „die unsichtbare Kirche und Rom" der in Thesen auslief, in denen es u. A. als eine bewußte oder unbewußte Täuschung erklärt wird, wenn Untergebene des Papstes von der evang. Kirche als einer Schwesterkirche reden und es als eine ungerechtfertigte Fiction hingestellt wird, diejenigen Evangelischen, die dennoch selig werden, als unbewußte Anhänger des Papstes zu deklariren. Wenn nun die Germania diese Sätze als „gehässige Lästerungen des Katholicismus", und als „gewerbsmäßig betriebene Agi-

---

1. *δίδοσθαι* als Medium, wie auch sonst im Spätgriechischen medialer Gebrauch statt des aktiven.

2. Pastor Hermae Mand. II, 4 wörtlich ebenso, nur *δωρημάτων* statt *χαρισμάτων*. 3. Aehnlich Pastor Hermae Mand. II, 6.

4. Matth. 5, 25 fg. Luk. 12, 58 fg. 5. Erinnert an Jakob 2.

tation" darzustellen suchte, so ist das charakteristisch genug für die Gesinnung des Ultramontanismus, der lieber keinen Weihespruch für das neue Reichstagsgebäude in Berlin haben wollte, als einen evangelischen, und der das Deutsche Reich nur als eine Beleidigung des Papstes ansieht, weil es eben nicht im Dienste Roms steht.

Zur Bundesconferenz des östlichen Jünglingsbundes hatten von den 115 Vereinen, welche der Bund umfaßt, 46 Vereine ihre Vertreter gesandt. Der Präses P. v. Ranke konnte mit Dank gegen Gott bezeugen, daß sich für die Jünglingssache ein immer größeres Verständniß in den christlichen Kreisen zeige. Zweiunddreißig Mitglieder seien im vergangenen Jahre in den Dienst der äußeren Mission eingetreten. Anstatt einen Bundesagenten für das große Gebiet von Erfurt bis Marienburg anzustellen, will man lieber den Provinzialverbänden es überlassen, Agenten für ihre Bezirke anzustellen, und durch den Vorstand die Provinzial-Ausschüsse für innere Mission bitten, durch ihre Reiseagenten die Jünglingsvereinssache fördern zu lassen.

Die Vorstände und Hausväter der Herbergen zur Heimath aus dem östlichen Deutschland traten am 9. Juni zu einer Conferenz im Saale des Stadtmissionshauses zusammen. Da man von der Voraussetzung ausging, daß die Bemühungen des Centralausschusses für innere Mission, welche auf die Herstellung eines allgemeinen deutschen Herbergsverbandes hinzielen, Erfolg haben werden, so wurde von der Bildung eines lokalen Verbandes Abstand genommen.

Die Goßnersche Mission ist nach dem Berichte des Inspektors Plath durch zwei ihr zugefallene Legate für längere Zeit der Nahrungssorgen überhoben. Draußen auf dem Missionsfeld bleibt die Mission am Ganges unter den Hindus das Schmerzenskind, aber unter den Kohls ist der Stillstand überwunden und es geht vorwärts, trotz der Schwierigkeiten, die das Eintreten der englischen und der jesuitischen Mission in jenes Gebiet bereitet.

Die Berliner Missionsgesellschaft unter den Heiden hat für ihr Werk eine warme Anerkennung von Seiten des Präsidenten der Transvaal-Republik, Paul Krüger und seines Unterrichtsministers Dütoit bei ihrem Besuch des Berliner Missionshauses gefunden. In der herzlichsten Weise wurden hier die Verdienste hervorgehoben, die sich die Missionare, namentlich die Deutschen, nicht blos für die Christianisirung der Heiden, sondern auch für Hebung des allgemeinen Staatswohls erworben hätten und zugleich denselben der Schutz und die energische Mithülfe zu ihrer Missionsarbeit zugesagt. Die älteste Station Bethanien feiert in diesem Jahre ihr 50jähriges Jubiläum, an dessen Feier Dr. Wangemann theilnehmen wird.

Das Evangelische Johannisstift war bei seiner Jahresfeier zwar nicht vom Wetter begünstigt, aber gleichwohl hatten sich eine Menge Freunde der Anstalt eingefunden. Ansprachen wurden gehalten von Superintendent Dryander und Hofprediger Schrader; den Jahresbericht gab P. Kirstein.

Von der Berliner Stadtmission, für deren Zwecke eine Versammlung am 10. Juni Vormittags im Evangelischen Vereinshause stattfand, wollen wir nur das Eine erwähnen, daß sie gegenwärtig wöchentlich 28,000 Predigten verbreitet.

Die Deutsche Evangelische Buch- und Traktatgesellschaft mit etwa 8000 Mitgliedern feierte unter zahlreicher Betheiligung ihr Jahresfest in der Dankeskirche. Der Verein, aus dem diese Gesellschaft hervorgegangen ist, hat in den 12 Jahren seines Bestehens 3½ Millionen christlicher Schriften unentgeltlich verbreitet.

Der Verein zur Verbreitung christlicher Zeitschriften konnte von einem Aufschwunge seines Werkes berichten. So hat das Sonntagsblatt in wenigen Jahren eine wöchentliche Auflage von mehr als 100,000 Exemplaren erlangt.

Ferner tagten noch der Verein zur Erhaltung der evangelischen Volksschule (4000 Mitglieder), die Conferenz für das Gefängnißwesen, die Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, und der Verein zur Pflege kirchlicher Kunst.

Die Eisenacher Conferenz deutscher evangelischer Kirchenregierungen ist am 12. Juni durch einen Gottesdienst in der Kapelle der Wartburg eröffnet worden. Es waren 34 Abgeordnete deutscher Kirchenregierungen erschienen, darunter ein Vertreter des evangelischen Ober-Kirchenrathes in Wien. Die Verhandlungen dauerten bis zum 18. Juni.

In den Verhandlungen vom 13. und 14. gelangte die vor 4 Jahren in Angriff genommene Herstellung eines Normaltextes für den kleinen Katechismus Luthers zum Abschluß. Im möglichsten Anschluß an das Original, aber unter Berücksichtigung einiger im kirchlichen Gebrauch eingelebter Ergänzungen, wird den evangelischen Kirchen Deutschlands ein sorgfältig bearbeiteter Text dargeboten, welcher voraussichtlich nach und nach der noch obwaltenden Verschiedenheit ein Ende machen, oder doch sehr enge Grenzen ziehen wird.

Ferner nahm die Conferenz an der Herausgabe der sogenannten Probebibel Anlaß ihre Freude darüber auszusprechen, daß die so wichtige Arbeit der Revision des deutschen Bibeltextes ihrem Abschluß näher rücke und sicherlich zur Vollendung kommen werde.

In der Sitzung vom 16. und 17. beschäftigte sich die Kirchenconferenz mit der Frage:

„Welche Maßregeln sind von deutschen evangelischen Landeskirchen zur Wahrung ihrer Ordnung gegen die in neuerer Zeit sich in bedenklicher Weise bemerkbar machenden separatistischen und sectirerischen Umtriebe zu ergreifen?"

Bei den Berathungen ergab sich eine erfreuliche Uebereinstimmung darin kund, daß es als die Hauptaufgabe der Kirche zu betrachten sei, die Angriffe durch Bethätigung innerer Kraft abzuweisen: Durch lautere, eindringliche und den Gemeinden nach Kräften nahe zu bringende Verkündigung von Gottes Wort und durch Wetteifer in der Befriedigung der berechtigten Wünsche der religiös gerichteten Gemeindeglieder, insbesondere auch der heranwachsenden bezw. erwachsenen Jugend, durch treue persönliche Seesorge, durch Vermehrung der Kirchen und Pfarreien, sowie durch Erhaltung bezw. Stärkung der parochialen Ordnung namentlich in den größern Städten.

Bei allem dem wurde indeß der selbstverständliche und von den Angreifern der Landeskirchen zur Erleichterung dieser Angriffe stets bekämpfte Grundsatz festgehalten, daß Niemand zu gleicher Zeit zwei Kirchengemeinschaften angehören könne. Als einfache Consequenzen daraus ergaben sich dann die weiterhin für gut befundenen Maßregeln, daß nämlich angestellte Geistliche, die sich offen einer Secte (wir würden hier in Amerika etwa sagen einer andern Denomination) anschließen, ihres Amtes zu entheben seien, faktische Mitglieder von Secten könnten in kirchlichen Vertretungskörpern nicht geduldet werden. Wenn angestellte Religionslehrer sich offen einer Sekte anschließen, so sei bei den betreffenden Behörden zu beantragen, daß solchen der Religionsunterricht entzogen werde. Vom Staate dürfe erwartet werden, daß wenn es sich darum handle, neu sich bildenden Religionsgemeinschaften Corporationsrechte zu ertheilen, derselbe nicht unterlassen werde, die nöthigen Garantien zu fordern, um sowohl einem öffentlichen Abfall vom christlichen Offenbarungsglauben, als einer den kirchlichen Frieden verletzenden, bewußten und fortgesetzten Agitation durch geeignete Vorbehalte vorzubeugen.

Am 17. Juni wurde ein Beschluß gefaßt, welcher den Kirchenregierungen empfiehlt regelmäßig alle zwei Jahre eine Kirchencollecte einzusammeln für die einer deutschen Landeskirche angeschlossenen deutschen evangelischen Gemeinden in der Diaspora außerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns.

Aus dem in der Schlußsitzung (18. Juni) abgegebenen Berichte des Präsidenten über das Resultat, welches die Beschlüsse für die wechselseitige Anerkennung der auf Grund theologischer Prüfungen ausgestellten Fähigkeitsatteste für das geistliche Amt hatten, war ersichtlich, daß in vielen Gebieten nach diesen Grundsätzen verfahren wird und bezüglich anderer zu hoffen ist, daß in Zukunft darnach verfahren werde.

Die Theologische Conferenz in Giesen ist in diesem Jahre zum ersten Male zusammengetreten. Sie besteht für die Provinz Hessen-Nassau, das Großherzogthum Hessen und den Kreis Wetzlar und hat es sich zur Aufgabe gemacht, den wissenschaftlichen Bestrebungen der Geistlichen zu dienen, einen fruchtbaren theologischen Gedankenaustausch zu schaffen und durch Vorträge und Referate über den Stand der Forschung in den einzelnen Zweigen der theologischen Wissenschaft zu orientiren. Die Conferenz soll jährlich gehalten werden. Zum Vorsitzenden wurde Prof. Dr. Harnack erwählt. Dr. Diegel hielt einen Vortrag über „die theologische Wissenschaft und das Pfarramt" und Prof. Dr. Bandissin über den gegenwärtigen Stand der alttestamentlichen Forschungen.

Die Hannover'sche Pfingst-Conferenz fand am 11. und 12. Juni statt. Daß es nicht ohne einige Seitenhiebe auf die Union abgehen konnte, ist am Ende selbstverständlich. Die vorgetragenen Referate behandelten die Themata: „Die verantwortliche Aufgabe des Pfarramtes in solchen Gemeinden, in denen wenig geistliches Leben zu spüren ist" und „Ueber Confirmandenbereitung".

Der Referent über das zweite Thema, P. Bückmann, vertrat eine von dem Gange des kleinen Luther'schen Katechismus abweichende Ordnung. Es empfehle sich mit der Taufe zu beginnen, weil man mit den Kindern als Getauften zu handeln habe, dann den Glauben, ferner das Gebet als das Leben im Geiste, alsdann die zehn Gebote als die Richtschnur für solches Leben und endlich Beichte und Abendmahl zu behandeln. Der ganze Unterricht müsse sein Absehen darauf richten, daß die Confirmanden „hineingebildet würden in das Bewußtsein der Wiedergeburt". Daß sich auch Gegner einer vom kleinen Katechismus abweichenden Ordnung fanden, versteht sich von selbst.

Interessant und, mutatis mutandis, auch für uns beachtenswerth ist die Aeußerung des Generalsuperintendenten Dr. Max Frommel: „Erwarten Sie, meine Brüder, nicht zu viel vom Kirchenregiment. Gottes Wort muß es thun. Dieses Wort ist aber den Pastoren anvertraut und darum fällt ihnen die Aufgabe zu Leben zu schaffen in den Gemeinden. Das Kirchenregiment kann mit all seinen Verordnungen nicht Leben wecken, sondern nur vorhandenes Leben regeln und ordnen. Es ist zu beklagen, daß die Stimmung des Pastorats gegen das Kirchenregiment viel zu wünschen übrig läßt. Es klingen die Reden manchmal, als ob das Regiment der geborene Gegner der Pastoren wäre, oder als wenn die Männer des Kirchenregiments lauter staatsgefangene Päpste wären. Das ist kein gesunder Zustand, und ich erkläre mir denselben aus der Verkennung, wie verschieden die beiderlei Funktionen sind. Soll ich es mit einem geflügelten Wort der letzten Wochen ausdrücken, so würde ich sagen: Die Pastoren sind die Heizer an der Lokomotive, das Kirchenregiment ist der Bremser am Zuge, auch der Stationsbeamte, dem die Controle obliegt, bis zur obersten Bahnbehörde, welche die Züge regelt und die Schienengeleise bestimmt. Die Funktionen sind verschieden, aber die Arbeit und ihr Ziel ist dasselbe: Das Gedeihen und das Wohl der Kirche. Lassen Sie uns über der Verschiedenheit der Funktionen doch nicht die Einheit der Aufgabe vergessen, sondern zu einander stehen in Einem Geist und herzlichem Vertrauen u. s. w.

Betreffs der Vereinigung der Hannover'schen und der Schleswig-Holstein-Lauenburg'schen Kirche machten sich auf der Pfingst-Conferenz ebenso diametral entgegenstehende Anschauungen geltend, wie auf dem nordwestdeutschen Protestantentag in Kiel.

Der allgemeine evangelisch-protestantische Missions-Verein hat sich am 4. und 5. Juni in Weimar constituirt. Schon am 11. April vorigen Jahres hatte auf Anregung der Schweizer Vermittlerpartei, vornehmlich des Pfarrer Buß in Glarus eine vertrauliche Vorversammlung in Frankfurt a. M. stattgefunden. In der nicht öffentlichen Generalversammlung am ersten Tage wurde nach einem Bericht über den Stand und die Aussichten des Vereins im Allgemeinen und der Landes- und Ortsvereine im Besondern in Betreff des Arbeitsprogrammes für die Zukunft beschlossen, daß die Thätigkeit des Vereins auf die Aussendung von Missionaren gerichtet sein und dabei Japan und Indien vorzugsweise in's Auge gefaßt werden sollten; die genauere Bestimmung über Zeit und Persönlichkeiten wurde dem Centralvorstand überlassen. Zugleich wurde

der Centralvorstand erwählt und die Vereinsstatuten angenommen. Nach denselben steht der neue Missionsverein auf dem Grunde des Evangeliums Jesu Christi und will christliche Religion und Kultur unter den nicht christlichen Völkern möglichst erfolgreich ausbreiten in Anknüpfung an die bei diesen schon vorhandenen Wahrheitselemente u. s. w.

Während die A. E. L. Kztg. den Missionsverein nur als einen neuen Anlauf des Protestantenvereins „im deutschen Volke das ein wenig wankend gewordene Ansehen zu befestigen und neuen Einfluß zu gewinnen" darstellt, sagt die Neue Ev. Kztg.: „Wir können es mit Dr. Warneck in seiner Kritik der Zusammenkunft in Frankfurt a. M. nur mit aufrichtiger Freude begrüßen, daß die Missionskritiker aus dem freiprotestantischen Lager sich endlich entschlossen haben, aus ihrer bisherigen bloßen Verneinung herauszutreten und zum praktischen Handeln überzugehen. Aber wir müssen mit demselben competenten Beurtheiler sagen, kommt es jetzt nicht zu nennenswerthen, kräftigen und siegreichen Thaten, so ist für die Unfruchtbarkeit der negativen, kritischen Richtung ein neuer überzeugender Beweis geliefert, und dieser Rückschlag wird um so stärker empfunden werden, als man dem neuen Verein sogleich einen so großen Namen gegeben hat: „Allgemeiner, evangelisch-protestantischer Missionsverein", während ihn das Berliner Tagblatt in seinem „Originalbericht" über die Tage von Weimar viel richtiger als einen „freisinnigen Missionsverein" bezeichnete.

Der deutsche Schulverein in Oesterreich hat seine diesjährige Hauptversammlung in Graz abgehalten. Dieselbe wird als die glänzendste bezeichnet, welche der Verein dort bisher gehalten hat. Die Zahl der Vereinsglieder betrug am 21. Mai d. J. 85,800. Die Gesammteinnahmen stellten sich für das Rechnungsjahr 1883 auf 222,946 Gulden, die Ausgaben auf 162,360 Gulden. Die Antisemitenfrage verursachte allerdings etwas Aufregung, aber zunächst ohne weitere Folgen. Der Gedanke der Gründung des Vereins ist erst im Sommer 1880 von einigen deutsch-gesinnten Männern angeregt worden. Welche Bedeutung der Verein seither erlangt hat, zeigen die oben angeführten Zahlen. „Der deutsche Schulverein — sagt die „N. Fr. Pr. — umfaßt Alles, was deutsch ist in Oesterreich. Alles, was gegen den Ansturm des Slaventhums reagirt, von der conservativsten Schattirung bis zur radikalsten Nuance schließt sich dieser organisirten Selbsthülfe an, welche der Erhaltung des Deutschthums durch Erhaltung der deutschen Schule dienen soll."

Die deutschen Pastoren von Nord-England hatten vom 5. bis 7. Mai eine Conferenz in Sunderland. Allgemein war der Wunsch, daß sich aus dieser Pastoralconferenz eine Conferenz von Nordengland mit Betheiligung der Gemeinden durch Deputirte entwickeln möge. Auch lebt man noch immer der Hoffnung, daß in Zukunft alle Geistlichen der deutschen evangelischen Gemeinden in England — also auch die sieben in London und der eine in Edinburg — sich noch zusammenschließen werden, um durch gemeinschaftlichen Austausch der Gedanken und Erfahrungen sich gegenseitig zu fördern für die schwere Arbeit in den deutschen Gemeinden der englischen Großstädte. Das Vorgehen des Centralausschusses für innere Mission wurde in der Besprechung über die deutsche Seemannsmission mit Freuden begrüßt und beschlossen noch eine besondere Conferenz über diesen Gegenstand auch unter Betheiligung der deutsch-evangelischen Geistlichen Londons und des Vertreters van Edinburg und Manchester abzuhalten.

Die Londoner Maimeetings d. h. diejenigen Jahresversammlungen, welche gewöhnlich von Mitte April an stattfinden, sollen in diesem Jahre zahlreicher gewesen sein wie sonst; die Zahl 150 soll erreicht, wenn nicht überschritten worden sein.

Das Jahresfest der Londoner Lumpenschulen (Ragged School Union) ist wohl das populärste aller Maimeetings. Mit jedem Jahre wächst der Enthusiasmus, der den greisen Earl Schaftesbury empfängt, wenn er den Präsidentenstuhl besteigt. Nach dem Jahresbericht des Sekretärs sind bis zu 400,000 Kinder dem Elend der Straße entrissen und zu tüchtigen Gliedern der menschlichen Gesellschaft gemacht worden. Es wurde darauf hingewiesen, daß neben dem Londoner School Board die Union noch genug Arbeit habe, weil der Board sich nicht mit derjenigen Seite des Er-

ziehungswerkes befasse, welches die Union vertrete und weil noch über 27 Prozent der Kinder in der Weltstadt von keiner Schule erreicht würden.

Bei der Jahresfeier der Londoner Stadtmission, die durch den Lord Mayor eröffnet wurde, wies der Bericht eine Einnahme von 62,970 Pfund (296,000 Dollars) 15,451 Pfund (72 000 Dollars) mehr als im Vorjahre. Die Ausgaben betrugen 51,505 Pfund (242,000 Dollars). Die Zahl der Missionare betrug 459, soll aber möglichst bald auf 500 erhöht werden. Die einzelnen Parochialkirchen, so wurde bemerkt, könnten mit ihren Organisationen die Massen nicht mehr erreichen, aber auch die jetzige Zahl der Stadtmissionare reiche nicht aus für Londons Bevölkerung, die sich nach den neuesten officiellen Nachweisen auf 5,933,995 Seelen belaufe.

Die religiöse Tractatgesellschaft hat ihr Jahresfest an demselben Tage gehalten, an welchem 1799 der erste Schritt zur Gründung einer solchen Gesellschaft geschah. Seitdem ist ihre Arbeit und ihr Einfluß fast stetig gewachsen. Die Jahreseinnahme betrug 212,906 Pfund (eine Million Dollars), die Ausgabe 209,350 Pfund. In 167 Sprachen verkündigt die Gesellschaft das Evangelium. Neuerdings ist für eine Anzahl Stationen die Einrichtung getroffen, daß Traktat- und Bibelgesellschaft gemeinsam arbeiten.

Die britische und ausländische Bibelgesellschaft konnte bei ihrer unter dem Vorsitz des Earl Schaftesbury abgehaltenen Jahresversammlung auf die höchste bis jetzt erreichte Jahreseinnahme 233,309 Pfund (1,097,000 Dollars) hinweisen, etwa 100,000 Dollars mehr als 1882. Die Ausgaben betrugen 222,431 Pfund. An Bibeln und Bibeltheilen hatte London 1,517,024 Stück, die ausländischen Niederlagen 1,601,208 abgegeben; damit war die 100. Million (100,035,933) überschritten worden. Um die Bibel auch dem Unbemittelsten zugänglich zu machen, ist in Aussicht genommen eine kleine vollständige Ausgabe auf gutem Papier zum Preise von einem Penny (10 Pfennig, 2 Cents) herzustellen.

Die großen englischen Missionsgesellschaften konnten im Allgemeinen mit Befriedigung auf das verflossene Jahr zurückblicken. Die Church Missionary Society hatte eine Gesammteinnahme von 232,372 Pfund (1,092,000 Dollars), die Wesleyanische Mission 150,000 Pfund (685,000 Dollars), ferner die Londoner Missionsgesellschaft 102,563 Pfund (482,000 Dollars).

Das Wiclifjubiläum in London am 21. Mai gehörte nicht zu den gewöhnlichen, sondern zu den außerordentlichen Maimeetings. Dasselbe bestand aus drei Theilen. Am Morgen hielt der Bischof von Liverpool in der überfüllten Sct. Annenkirche, in deren Nähe einst Wiclifs Sätze von den Prälaten verdammt worden waren, eine Predigt über 2 Petr. 1, 13, in der hervorgehoben wurde, daß Wiclif das Ansehen und die Sufficienz der heiligen Schrift vertheidigt, die Irrthümer Roms offen angegriffen und verworfen und die heilige Schrift zuerst in's Englische übersetzt habe.

Ein engeres Meeting fand unter dem Vorsitz des Lord Mayor im Mansion House statt; dem großen Exeter Hall Meeting präsidirte Earl Schaftesbury. Zu dem von Rev. Rogers beantragten Wicliffond (für eine Wiclifstatue, Veröffentlichung von Wiclifs Schriften, Unterstützung des biblischen Studiums in irgend einer passend erscheinenden Form) liefen am Abend noch Beiträge von über 400 Pfund St. ein.

Innerhalb der Synode der englischen Presbyterianer ist es wohl die Confessionsfrage, die die meiste Aufmerksamkeit erregt. In der Berathung eines Berichtes über die praktische Nutzbarmachung der Westminster Confession und ihre Stellung zu der Gemeinde bezeichnete Dr. Dykes, welcher den Commissionsbericht vertrat, eine neue Definition des presbyterianischen Glaubensgehaltes, trotz der Schwierigkeiten und Gefahren als eine Nothwendigkeit. Man werde es als eine große Erleichterung empfinden, daß man seine Unterschrift nicht zu einer bestimmten positiven Lehrdarstellung, sondern zu einem „System unbegrenzter Wahrheit" (system of infinite truth) zu geben habe. (Vergl. Theol. Zeitschrift 1883 Seite 190 und 191.)

Der Ritualismus arbeitet zwar weniger geräuschvoll als die Heilsarmee, aber er arbeitet immer noch. So hat in der Annunciationskirche zu Brighton der dor-

tige hochritualistische Vicar zur Erinnerung an John Keble und Dr. Pusey ein gemaltes Fenster einsetzen lassen, um das Jubiläum des „katholischen Revivals“ zu feiern. Im Zusammenhang mit den ritualistischen Ideen tritt übrigens neuerdings eine Bewegung an die Oeffentlichkeit, die sich zunächst gegen die Länge der üblichen Predigten richtet und dieselben auf 10 Minuten beschränkt wissen will, aber, soweit die Hauptagitatoren in Betracht kommen, die Beseitigung der Predigt überhaupt im Auge hat, um mehr Raum für „Anbetung“ — more worship ist das Schlagwort — für Gebete, Processionen, Gesang und anderes zu gewinnen.

Von den Generalversammlungen der schottischen Kirchen war die am 14. Mai in Edinburg geschlossene Conferenz der United Presbyterian Church der der Zeit nach die erste. Sie zählte 769 Mitglieder (444 Geistliche und 325 Aelteste) und konnte mit Dank gegen Gott auf einen 150jährigen Bestand zurückblicken, während welcher Zeit sie von 4 Pastoren zu 500 Gemeinden angewachsen war.

Die Verhandlungen der Established Church Assembly in Edinburg dauerten vom 22. Mai bis 2. Juni. Vertreter der Königin war auch diesmal wieder der Earl von Aberdeen. Derselbe erneuerte die Erklärung der Königin, die nationale Kirche in dem vollen Genuß ihrer Rechte und Privilegien erhalten zu wollen und gab bei einer passenden Gelegenheit dem Wunsche der Königin Ausdruck, daß ein Theil des der Kirche wiederum gewährten königlichen Geschenkes von 2000 Pfund zur Beförderung der Predigt des Evangeliums in gälischer Sprache verwendet werden möge. In einem der Berichte war der Heilsarmee nicht ohne eine gewisse Billigung gedacht worden. Aber Dr. Cunningham sprach sich, nachdem er einem Meeting der Armee, bei welchem weibliche Capitaine eine Rolle gespielt, beigewohnt, auf's Entschiedenste dagegen aus, daß von derartigen Dingen eine Hebung der Religiosität in Schottland zu erwarten sei.

Ebenfalls am 22. Mai eröffnete auch die „Freie Schottische Kirche“ ihre Generalversammlung. Ihre Einnahmen betrugen 628,222 Pfund St. (2,952,000 Dollars). An Collekten waren 20,661 Pfund (971,000 Dollars) gesammelt worden. Dagegen hat die Freie Kirche im vergangenen Jahre mehrere ihrer hervorragendsten Glieder durch den Tod verloren. So: Sir Henry Moncreiff und Dr. Begg, der hochangesehene Führer der conservativsten Partei der freien Kirche. In der wieder angeregten Orgelfrage wurde beschlossen, daß es beim Alten (vergl. Theol. Zeitschrift 1883, Seite 190) bleiben sollte. Die beiden Anträge Dr. Rainys, daß die Zeit gekommen sei, die Entstaatlichung der Kirche von Schottland mit Nachdruck den gesetzlichen Factoren vorzulegen, und daß das Parlament ersucht werde, die von der Regierung eingebrachte Universitätsbill (Theol. Zeitschrift 1883, Seite 188) für Schottland möglichst bald zu legalisiren, fanden selbstverständlich bedeutende Majoritäten.

Die evangelischen religiösen Gesellschaften Frankreichs können zwar keine so großen Geldsummen und Mitgliederzahlen aufweisen, wie diejenigen in England, sind aber mindestens ebenso interessant für uns, weil Frankreich nach dem officiellen Titel seiner frühern Könige und nach päpstlicher Anschauung das — „allerchristlichste“ Land auf Erden ist.

Die evangeliche Gesellschaft von Frankreich hat ihre diesjährige Hauptversammlung am 28. April in Marseille gehalten.

Ein im Jahre 1833 in den „Archives du Christianisme“ erschienener anonymer Brief gab den Anlaß, daß eine Anzahl gläubiger Männer einen Verein gründete, dessen einziger Zweck die Ausbreitung des Evangeliums in Frankreich sein sollte. Nicht nur in Frankreich selbst, sondern auch im Auslande fand der junge Verein lebhafte Theilnahme und auch materielle Unterstützung. Trotz der Hindernisse, welche durch jährlich wiederkehrende Deficits und drückende Maßregeln von Seiten der verschiedenen Regierungen Frankreichs verursacht wurden, war die Entwicklung der Gesellschaft eine rasche. In den ersten drei Jahren stiegen die Einnahmen von 7,000 Frs. auf 48,000 Frs. Im Jahre 1845 zählte sie 137 Arbeiter in ihrem Dienste. Im Revolutionsjahre 1848 hatte

die Gesellschaft in Folge des allgemeinen Geldmangels eine schwere Krisis zu bestehen. Dann kam die Napoleonische Zeit mit ihren Bedrückungen. Keine Versammlung, auch eine religiöse nicht, war erlaubt ohne polizeiliche Genehmigung; die Schulen der Gesellschaft ihre Kapellen und sonstigen Versammlungslokale wurden geschlossen — Jahre lang, einige zehn Jahre hindurch — und das Alles ohne Recht, ohne Veranlassung, ohne gerichtliches Urtheil. Man hielt Gottesdienst, wie zur Hugenottenzeit, in den Wäldern. „Wir werden Stand halten", sagten die Gläubigen; sie sind treu geblieben und die Gesellschaft besteht nach 51jähriger Thätigkeit in ungeschwächter Kraft und gesegneter Wirksamkeit. Sie hat bis 1883 im Ganzen 6,374,772 Frs. (circa 1,290,000 Dollars) aufwenden können.

Die Bibelgesellschaft von Frankreich hat 35,344 Bibeln und Bibeltheile während des Jahres 1883 verbreitet. Sie hat 50,000 Frs. aufgewendet und durch energische Anstrengungen ein Deficit von 15,000 Frs. getilgt.

Die Traktatgesellschaft stellte den sehr wichtigen Grundsatz auf, daß bei Verbreitung kleiner religiöser Schriften das Gewicht auf die Qualität des Gebotenen, und nicht auf die Quantität des Ausgegebenen zu legen sei; und daß man empfehlen müsse, die Traktate, so viel irgend möglich, zu verkaufen, nicht zu verschenken, da man erfahrungsmäßig das mehr beachte, was man mit eigenem Gelde bezahlt hat, als geschenkte Blätter. Die Gesammteinnahme betrug 53,146 Frs. (etwa 10,000 Dollars).

Die Jahresversammlung der Missionsgesellschaft war nicht so zahlreich besucht, als man hätte erwarten sollen. Den Vorsitz führte Leon de Bussieres. Derselbe wies den Vorschlag, die Mission unter den Bassutos in Folge der finanziellen und anderweitigen Schwierigkeiten aufzugeben, energisch zurück. Die Jahreseinnahme erreichte die Summe von 323,000 Frs. (60,940 Dollars). Nach Abzug von 43,000 Frs. außerordentlicher Geschenke zur Tilgung des Deficits blieb immer noch eine Mehreinnahme von 46,000 Frs. Dadurch ist das Deficit von 90,000 auf 50,000 Frs. herabgemindert; gleichwohl sah sich die Comite zu dem Beschluß veranlaßt, keinen neuen Missionar mehr auszusenden, wenn nicht die Mittel für seinen Unterhalt gesichert sind.

Der Hauptverein für Evangelisation unterhält eine Vorschule für Theologen. Abgesehen von der Gesammteinnahme des Hauptvereins im Betrag von 98,876 Frs. (18,650 Dollars) verwandten die Zweigvereine noch 230,000 Frs. (43,400 Dollars) — eine hohe Summe, wenn man neben der geringen Zahl der französischen Protestanten die große Zahl sammelnder christlicher Gesellschaften und wohlthätiger Vereine in Betracht zieht.

Der Verein für das protestantische Volksschulwesen, der eine Einnahme von 121,018 Frs. (22,800 Dollars) und eine Ausgabe von 119,600 Frs. aufweist, strebt gegenwärtig, mit allen Kräften dahin, freie Schulen zu gründen oder die bestehenden zu unterstützen und den Religionsunterricht für den vom Schulunterricht befreiten Donnerstag zu organisiren. Der Präsident des Vereins, Chr. Robert, constatirte auf der Jahresversammlung, daß es vor sieben Jahren 1000 öffentliche protestantische Schulen gab und mehr als 500 freie Schulen. Die ersteren — ein ganz unersetzlicher Verlust in einem so katholischen Lande wie Frankreich — sind fast sämmtlich in Folge des neuen Schulgesetzes eingegangen. Man sucht nun den freien Schulen nach Kräften zu helfen. Die Arbeit der Gesellschaft ist ein fortwährender Kampf, die Resultate sind wenig sichtbar und überall ist das Eintreten der ganzen Person für die Sache nöthig.

Der Verein für Diakonissensache tagte unter Vorsitz von Pastor Gout. Die Zahl der Diakonissen betrug im vergangenen Jahre 57. Eine Vorschule für Diakonissen zählt 10 Zöglinge. Der Arzt Morin bezeugte die vortreffliche Einrichtung des Hauses, und beklagte, daß es so viele Mütter gibt, welche ihre Töchter abhalten, in den Diakonissendienst zu treten.

Eine Reihe anderer Jahresversammlungen müssen wir übergehen. Im Ganzen bringt die an sich geringe Zahl der französischen Protestanten jährlich etwa eine Million Dollars für religiöse und wohlthätige Zwecke auf.

Berichtigungen für Nro. 7. — Seite 157 Zeile 17 v. o.: statt „englisch-evangelisch." lies: „englisch-evangelisch?"

Seite 159 Zeile 15 v. u.: statt „einst" lies: „nicht."

Seite 166 Zeile 3 v. o.: statt „Press par" lies: „Press, par."

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XII. September 1884. Nro. 9.

Lehre der zwölf Apostel.

(Schluß.)

Kap. 3. Mein Kind, fliehe vor allem Bösen und vor allem was ihm ähnlich ist. Sei nicht jähzornig; denn der Zorn führt zum Morde; sei auch nicht ein Eiferer noch streitsüchtig noch aufbrausend, denn aus dem allen werden Mordthaten geboren. Mein Kind, sei nicht ein Begehrer; denn es führt die Begierde zur Hurerei; auch nicht Schandworte redend noch die Augen hoch aufschlagend; denn aus dem allen werden Ehebruchssünden geboren[1]. Mein Kind, sei kein Vogelschauer, da das zum Götzendienst führt; auch kein Beschwörer noch Astrolog, noch der durch's Feuer gehen lasse; trachte auch nicht das zu schauen; denn aus dem allen wird Götzendienst geboren. Mein Kind, sei kein Lügner, da Lüge zum Diebstahl führt; auch keiner, der das Geld lieb hat noch der nach eitler Ehre geizig ist (*κενόδοξος*); denn aus dem allen entstehen Diebstähle. Mein Kind, sei kein Murmler (*γόγγυσος*), da das zur Lästerung führt, auch kein Frecher noch Uebelgesinnter; denn aus dem allen entstehen Lästerungen. Sei aber sanftmüthig; denn die Sanftmüthigen werden das Erdreich besitzen.[2] Sei großmüthig und barmherzig und ohne Falsch und gelassen und gut und zittere allezeit vor den Worten (Gottes), die du gehört hast. Du sollst dich nicht selbst erhöhen und deiner Seele keine Anmaßung gestatten.[3] Nicht soll deine Seele zu schaffen haben mit den Hochmüthigen, sondern mit Gerechten und Demüthigen sollst du wandeln. Die dir zustoßenden Ereignisse nimm als gute an, da du weißt, daß ohne Gott nichts geschieht.

Kap. 4. Mein Kind, dessen der dir das Wort Gottes sagt, sollst du gedenken Tag und Nacht, du sollst ihn aber ehren wie den Herrn; denn wo die Herrschaft redet,[4] da ist der Herr. Aufsuchen aber sollst du jeden Tag das Antlitz der Heiligen,[5] damit du erquickt werdest[6] durch ihre Worte. Trachte nicht nach Spaltung, bringe vielmehr die Kämpfenden zum Frieden; richte

1. Mehr nach Art der jüdischen prophylaktischen Vorschriften als identisch mit Matth. 5, 28. Vgl. Tholuck, Bergpredigt. 4. Aufl. S. 220. 2. Matth. 5, 5.

3. *οὐδὲ δώσεις τῇ ψυχῇ σου θρασος.*

4. *ὅθεν ἡ κυριότης λαλεῖται,* wenn das Medium für das Aktivum genommen werden darf; *ἡ κυριότης* wären dann die *κύριοι*, die Vorsteher der Gemeinde als Vertreter des Herrn. 5. Wahrscheinlich diejenigen Gläubigen, welche die hier angeredeten Katechumenen unterrichteten. 6. Vgl. Philem. 7.

gerecht; nimm nicht Partei, zu überführen wegen begangener Fehltritte. Zweifle nicht, ob es (das Erbetene?) geschehen wird oder nicht.[1] Sei nicht Einer, der zum Empfangen die Hände aufmacht, zum Geben aber sie zusammenzieht;[2] wenn du hast, so gib mit deinen Händen eine Lösung (λύτρωσιν) für deine Sünden.[3] Schwanke nicht zu geben und beim Geben murmle nicht; denn du wirst erfahren, wer des Lohnes herrlicher Erstatter ist. Weise den Bedürftigen nicht von dir zurück, sondern laß deinen Bruder an allem theilnehmen und sage nicht, es sei dein; denn wenn ihr in dem Unsterblichen Genossen seid, wie viel mehr in den sterblichen Dingen?[4] Ziehe deine Hand nicht ab von deinem Sohne oder von deiner Tochter, sondern von Jugend auf lehre sie die Furcht Gottes. Gebiete deinem Sklaven, oder deiner Sklavin, die auf denselben Gott hoffen, nicht in deiner Bitterkeit, damit sie nicht Gott nicht fürchten, (μήποτε οὐ μὴ φοβηθήσονται τὸν ἐπ' ἀμφοτέροις θεόν), der über Beiden ist; denn er kommt nicht, um nach Ansehen der Person zu berufen, sondern für welche es der Geist bereitet hat. Ihr Sklaven aber, seid euren Herren unterthan wie einem Abbilde (τύπος) Gottes in Scheu und Furcht. Hasse jede Heuchelei und alles, was nicht gefällig ist dem Herrn. Verlaß nicht die Gebote des Herrn, sondern bewahre was du empfangen hast, weder etwas hinzusetzend noch etwas wegnehmend.[5] In der Gemeinde bekenne deine Fehltritte, und gehe nicht zu deinem Gebete mit bösem Gewissen. Dies ist der Weg des Lebens.

Kap. 5. Aber des Todes Weg ist dieser: zuerst vor allem ist er böse und voll Fluchs; Mordthaten, Ehebruchssünden, Lüste, Hurereien, Diebstähle, Abgöttereien, Zaubereien, Giftmischereien, Räubereien, falsche Zeugnisse, Heuchelwesen, Achselträgerei, List, Ueberhebung, Schlechtigkeit, Frechheit, Habsucht, schamlose Reden, Eifersucht, Anmaßung, Hochmuth, Ruhmredigkeit, Verfolger der Guten, die Wahrheit hassend, die Lüge liebend, den Lohn der Gerechtigkeit nicht erkennend, nicht anhangend dem Guten noch gerechtem Gericht, wachend nicht zum Guten, sondern zum Schlimmen; von denen fern ist Sanftmuth und Geduld, die das Eitle lieben, die der Rache nachjagen, die sich des Armen nicht erbarmen, die nicht Leid tragen über den, der vom Leiden gebeugt ist, die nicht erkennen den, der sie gemacht hat, Kindesmörder, Zerstörer des Gebildes Gottes, vom Bedürftigen sich abwendend, niederdrückend den Trübseligen, Anwälte der Reichen, der Armen gottlose Richter, aller Sünden theilhaftig — möchtet ihr, o Kinder, von diesen allen gerettet werden!

Kap. 6. Siehe zu, daß dich nicht jemand abführe von diesem Wege der Lehre, indem er ohne Gott dich lehrte. Denn wenn du im Stande bist, das ganze Joch zu tragen, so wirst du vollkommen sein;[6] bist du es aber nicht im Stande, so thue doch das, was du kannst. Betreffs der Speise aber: was du kannst, das nimm auf dich; von Götzenopferfleisch aber halte dich gänzlich fern; denn es ist ein Dienst todter Götter.

1. Jak. 1, 6; vgl. Pastor Hermae Mand. IX, 5. 2. Sir. 4, 31 (36).
3. Dan. 6, 24. 4. Vgl. Röm. 15, 27. 5. 5 Mos. 12, 32.
6. Matth. 11, 29 fg.

Kap. 7. Was aber die Taufe anlangt, so tauft so: nachdem ihr das alles zuvor gesagt habt, taufet in den (εἰς τό) Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes in lebendigem Wasser. Hast du aber kein lebendiges Wasser, so taufe (βάπτισον tauche) in anderes Wasser; kannst du es aber nicht mit kaltem, dann mit warmem. Wenn du aber beides nicht hast, so gieße aus auf das Haupt dreimal Wasser auf den Namen des Vaters und Sohnes und heiligen Geistes.[1] Vor der Taufe aber soll der Taufende und der Täufling und einige Andere, die es etwa können, ein Vorfasten halten; du sollst aber dem Täufling gebieten, zu fasten einen Tag vorher oder zwei.

Kap. 8. Eure Fasten aber sollen nicht geschehen mit den Heuchlern;[2] sie fasten nämlich am zweiten (Tage) der Woche und am fünften;[3] ihr aber sollt fasten den vierten Tag und den Freitag (παρασκευήν).[4] Auch sollt ihr nicht beten wie die Heuchler,[5] sondern wie der Herr befohlen hat in seinem Evangelium,[6] betet so: Vater unser im Himmel, geheiliget werde dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe wie im Himmel auch auf Erden, unser tägliches (ἐπιούσιον) Brod gib uns heute und vergib uns unsre Verschuldung (τὴν ὀφειλὴν ἡμῶν), wie auch wir vergeben unseren Schuldigern, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel; denn dein ist die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.[7] Dreimal am Tage betet so.[8]

Kap. 9. Was aber die Eucharistie anlangt, so danksaget so: erstens betreffs des Kelches:[9] Wir danksagen dir, unser Vater, für den heiligen Weinstock[10] Davids deines Knechtes, welchen du uns kundgethan hast durch Jesum deinen Knecht;[11] dein sei die Herrlichkeit in Ewigkeit. Betreffs aber dessen, was gebrochen wird (κλάσμα): Wir danksagen dir, unser Vater, für das Leben und die Erkenntniß, die[12] du uns kundgethan hast durch Jesum deinen Knecht; dein sei die Herrlichkeit in Ewigkeit. Wie dieses Gebrochene zerstreut war auf den Bergen[13] und, nachdem es gesammelt war, eins wurde, so möge deine Gemeinde von den Enden der Erde gesammelt werden in dein Reich; denn dein ist die Herrlichkeit und die Kraft durch Jesum Christum in Ewigkeit. Niemand aber esse noch trinke von euerer Eucharistie, außer denen, die getauft sind auf den Namen des Herrn; denn auch darüber hat der Herr gesagt: gebet nicht das Heilige den Hunden.[14]

---

1. Also bereits hier auch Uebergießung. Gegen den Baptismus. — Daß hier noch nicht von Kindertaufen die Rede ist, ist natürlich. 2. Matth. 6, 16.
3. Montag und Donnerstag, die jüdischen Fasttage.
4. Vgl. Mark. 15, 42; Matth. 27, 62; Luk. 23, 54; Joh. 19, 31. 42.
5. Matth. 6, 5. 6. Ganz nach Matthäus.
7. Also bereits hier die Doxologie, ohne ἡ βασιλεία.
8. Nach jüdischer Sitte (Dan. 6, 10).
9. Auch 1 Kor. 10, 16 der Kelch voran.
10. Ps. 80. Joh. 15, 1 fg.? 11. Παῖς wie Apg. 3, 13; 4, 27.
12. Das Relativum bezieht sich auch auf das Leben mit.
13. Nämlich als Getreide. Vgl. Ps. 12, 16. 14. Matth. 7, 6.

Kap. 10. Wenn ihr aber gesättigt seid, so danksaget so: Wir danksagen dir, heiliger Vater, für deinen heiligen Namen, mit welchem du Wohnung gemacht hast in unseren Herzen,[1] und für die Erkenntniß und den Glauben und die Unsterblichkeit,[2] die du uns kundgethan hast durch Jesum deinen Knecht; dein sei die Herrlichkeit in Ewigkeit. Du, o allmächtiger Herr, hast alles um deines Namens willen geschaffen; Speise und Trank hast du gegeben den Menschen zum Genusse, damit sie dir danksagen; uns aber hast du geistliche Speise und Trank[3] und ewiges Leben geschenkt durch deinen Knecht. Vor allem danksagen wir dir, daß du mächtig bist; dein sei die Herrlichkeit in Ewigkeit. Gedenke, o Herr, deiner Gemeinde, daß du sie errettest von allem Bösen und sie vollendest in deiner Liebe,[4] und versammle sie von den vier Winden,[5] sie, die da geheiligt ist, in dein Reich, das du ihr bereitet hast; denn dein ist die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Es komme die Gnade und es vergehe die Welt. Hosianna dem Sohne[6] Davids. Wenn Einer heilig ist, der gehe ein; wer es nicht ist, der thue Buße; Maranatha.[7] Amen. Den Propheten aber erlaubet so viel zur Danksagung zu reden, als sie wollen.[8]

Kap. 11. Wer nun zu euch kommt und lehrt euch dies alles, das im vorigen Gesagte, den nehmet auf; wenn aber er, eben der Lehrende sich abwendend eine andere Lehre lehrt, die zur Zerstörung dient, so höret ihn nicht; kommt er aber, um hinzuzufügen[9] Gerechtigkeit und Erkenntniß des Herrn, so nehmet ihn auf wie den Herrn. Was aber die Apostel und die Propheten anlangt nach der Satzung des Evangeliums,[10] so handelt so: Jeder Apostel der zu euch kommt,[11] möge aufgenommen werden wie der Herr; er soll aber nicht da bleiben (über) einen Tag; es müßte denn eine Nöthigung vorliegen, dann auch den zweiten; bleibt er aber drei, so ist er ein falscher Prophet. Beim Hinweggehen aber soll der Apostel nichts empfangen außer Brot, (welches hinreicht), bis er wieder Nachtherberge findet; fordert er Geld, so ist er ein falscher Prophet. Und jeden Propheten, der da redet im Geist, versucht nicht noch zieht ihn in Zweifel; denn alle Sünde wird vergeben werden, diese Sünde aber wird nicht vergeben werden.[12] Indeß nicht jeder, der im Geiste redet, ist ein Prophet, sondern nur wenn er das Verhalten (*τρόποι*) des Herrn hat. Von seinem Verhalten also aus soll der falsche Prophet und der Prophet (der es wirklich ist) erkannt werden.[13] Und kein Prophet, der durch den Geist die Herrichtung eines Tisches anordnet,[14] wird von demselben essen, wenn er nicht eben ein falscher Prophet ist; jeder Prophet ferner, der die Wahrheit lehrt, ist, wenn er nicht thut, was er lehrt, ein falscher Prophet. Jeder Pro-

---

1. Joh. 14, 23? 2. Ignat. ad Eph. 20 *φάρμαχον ἀθανασίας*?
3. 1 Kor. 10, 3. 4. 4. Vgl. Joh. 17, 23. 5. Matth. 25, 32.
6. Die Hdschr.: *ὡσ ἀννὰ τῷ θεῷ* (!) 7. 1 Kor. 16, 22, d. h. der Herr kommt
8. Wohl in freier Rede nach der Eucharistie; wie 1 Kor. 12 auf Kap. 11 folgt.
9. D. h. zu mehren *προςθεῖναι*. 10. Vgl. Matth. 10; 23, 34; Luk. 11, 49.
11. Also Wanderapostel (= Wanderprediger) späterer Zeit.
12. Matth. 12, 31 und Parallelen. 13. Matth. 7, 20.
14. D. h. daß die Hungernden gespeist werden sollen.

phet aber, der bewährt erfunden ist, wahrhaftig, der da thätig ist in Bezug auf das irdische Geheimniß der Kirche,[1] wenn er nicht zugleich lehrt, man sollte thun, was er thut,[2] soll bei euch nicht gerichtet werden; denn bei Gott hat er sein Gericht; ebenso haben nämlich auch die alten Propheten gehandelt.[3] Wer aber durch den Geist spricht: gib mir Geld oder etwas anderes (von Werth), den sollt ihr nicht hören; wenn er aber in Bezug auf anderes, was ihm mangelt, sagt, man solle es ihm geben, dann mag ihn niemand richten.

Kap. 12. Jeder aber, der da kommt im Namen des Herrn, möge aufgenommen werden, dann aber prüft ihn und sucht ihn zu erkennen; denn ihr sollt Verständniß haben über rechts und links. Wenn der, der da kommt, ein Wanderer ist, so helft ihm so viel ihr könnt; er soll aber nicht länger bei euch bleiben, als zwei oder drei Tage, wenn's nöthig ist. Wenn er sich aber bei euch niederlassen will, da er ein Handwerk treibt, so möge er arbeiten und essen;[4] versteht er aber kein Handwerk, so überlegt nach euerem Verständniß, daß nicht ein Fauler bei euch lebe als Christ. Will er aber nicht demgemäß handeln, so ist er einer, der aus dem Christenthum Geschäft macht (*χριστέμπορος*); hütet euch vor solchen![5]

Kap. 13. Jeder wahrhaftige Prophet aber, der sich bei euch niederlassen will, ist seiner Speise werth. Deßgleichen ein wahrhaftiger Lehrer ist ebenfalls, wie der Arbeiter, seiner Speise werth.[6] Alle Erstlinge nun von dem, was dir einkommt in Kelter und Tenne, ebenso von Rindern und Schafen, die nimm und gib den Propheten; denn sie sind euere Hohenpriester.[7] Habt ihr aber keinen Propheten, so gebt es den Armen. Wenn du einen Teig machst, so gib den Abhub gemäß der Anordnung. Ebenso wenn du einen Weinkrug oder Oelkrug öffnest, so gib das Erste den Propheten; ebenso von Geld und Kleidung und jeglichem Besitz gib den Erstling, wie dir's recht dünkt, gemäß der Anordnung.

Kap. 14. Am Herrentage[8] kommt zusammen, brechet das Brot und danksaget, nachdem ihr auch (*προσ-*) euere Fehltritte bekannt habt, damit euer Opfer rein sei. Wer aber im Streite liegt mit seinem Genossen, der komme nicht mit euch zusammen, bis sie versöhnt sind, damit euer Opfer nicht gemein (d. i. unrein) gemacht werde;[9] denn das ist das vom Herrn ausgesprochene Gebot: an allem Orte und zu jeder Zeit soll man mir reines Opfer darbringen; denn ein großer König bin ich, spricht der Herr, und mein Name ist herrlich unter den Heiden.[10]

---

1. *Ποιῶν εἰς τὸ μυστήριον κοσμικὸν τῆς ἐκκλησίας* = die Ehe?; vgl. Eph. 5, 32. Heißt das: in der Ehe lebt? 2. Vgl. 1 Kor. 7, 6. 7.
3. Heißt das: sie lebten in der Ehe? 4. 2 Theff. 3, 8—12. 5. 1 Tim. 6, 5.
6. Matth. 10, 10 und Parallelen; 1 Kor. 9, 13 fg.; 1 Tim. 5, 18. Zu den Propheten und Lehrern in den Gemeinden vgl. Ap.-Gesch. 13, 1.
7. Ob wegen der *τιμή* (vgl. Kap. 14) die sie haben und welche Hebr. 5, 4 vom Hohenpriesterthum gebraucht ist?
8. *Κατὰ κυριακὴν Κυρίου*, d. i. Sonntag, Offb. 1, 10.
9. Matth. 5, 23. 24. 10. Mal. 1, 11. 14.

Kap. 15. Wählet[1] euch nun Bischöfe und Diakonen,[2] die des Herrn würdig sind, sanftmüthige und nicht geldliebhabende und wahrhaftige und bewährte Männer;[3] denn auch sie verrichten euch den Dienst (τήν λειτουργίαν) der Propheten und Lehrer. So seht nun nicht hochmüthig über sie hinweg; denn sie sind euere mit Ehrenamt Betrauten[4] sammt den Propheten und Lehrern.

Strafet euch aber untereinander nicht im Zorn, sondern in Frieden, wie ihr es habt (als Vorschrift) im Evangelium;[5] und so oft Einer unbesonnen handelt gegen den Anderen, mit dem rede niemand noch höre er von euch etwas, bis es ihn reut. Euere Gebete aber und Almosen und überhaupt euere Handlungen übt so, wie ihr's habt in dem Evangelium unseres Herrn.[6]

Kap. 16. Wachet wegen eueres Lebens (ζωή); euere Lichter mögen nicht ausgelöscht und euere Lenden nicht entgürtet werden,[7] sondern seid bereit; denn ihr wisset nicht die Stunde, in welcher euer Herr kommen wird.[8] Häufig aber sollt ihr zusammenkommen und suchen was eueren Seelen dienlich ist; denn die ganze Zeit, da ihr gläubig waret, wird euch nichts nützen, wenn ihr nicht am letzten Zeitpunkte vollendet seid. Denn in den letzten Tagen werden zahlreich sein die falschen Propheten[9] und die Verwüster, und es werden sich verwandeln die Schafe in Wölfe,[10] und die Liebe wird sich verkehren in Haß; indem die Ungerechtigkeit zunimmt,[11] werden sie einander hassen und verfolgen und überliefern,[12] und dann wird erscheinen der Weltverführer (κοσμοπλάνος) als ein Sohn Gottes und wird Zeichen und Wunder thun, und die Erde wird übergeben werden in seine Hände, und er wird Sittenloses thun, was nie geschehen ist in Ewigkeit.[13] Dann wird die menschliche Kreatur in den Feuerofen der Bewährung kommen, und es werden sich viele ärgern und verloren gehen; die aber beharrt haben in ihrem Glauben, die werden gerettet werden von eben dem, den jene verflucht haben.[14] Und dann werden erscheinen die Zeichen der Wahrheit:[15] erstens, das Zeichen des Sichaufthuns am Himmel, dann das Zeichen des Tones der Posaune und als das dritte die Auferstehung der Todten,[16] übrigens nicht aller, sondern wie gesagt ist: kommen wird der Herr und alle Heiligen mit ihm.[17] Dann wird die Welt sehen den Herrn, kommend auf den Wolken des Himmels.[18]

---

1. *Χειροτονήσατε οὖν ἑαυτοῖς ἐπισκόπους καὶ διακόνους*; vgl. Ap. 14, 23.
2. Presbyter werden nicht erwähnt; sie sind wohl in den ἐπίσκοποι mit enthalten; vgl. Phil. 1, 1. Es scheint noch nicht der monarchische Gemeindeepiskopat des Ignatius zu sein. Da bei den hier vorausgesetzten Verhältnissen (der Wanderapostel und Propheten) sich Uebelstände herausstellen mußten, war es begreiflich, daß sich bald eine straffere Gemeindeorganisation wünschenswerth machte.
3. Vgl. Tit. 1, 7 fg.
4. *Οἱ τετιμημένοι*; vgl. Hebr. 5, 4 ἡ τιμή.
5. Z. B. Matth. 5, 22; 18, 15—17.
6. Matth. 6.
7. Luk. 12, 35; 1 Petr. 1, 13.
8. Matth. 24, 42. 44.
9. Matth. 24, 11.
10. Matth. 7, 15.
11. Matth. 24, 10—12.
12. Matth. 10, 21. 22.
13. Matth. 24, 24 fg.; 2 Theß. 2, 8—12.
14. *ὑπ' αὐτοῦ τοῦ καταθέματος = ἀνάθεμα?*
15. Matth. 24, 30.
16. 1 Theß. 4, 13—17; 1 Kor. 15, 52.
17. Sach. 14, 5; 1 Theß. 3, 13.
18. Matth. 24, 30; Offb. 1, 7.

Streiflichter in ein dunkles Nachtgebiet.

(Eingesandt von P. L. Haas.)

III. Der Spiritismus.

1. Die Anfangsstufen.

„Es gehört jedenfalls zu den Aufgaben einer „„Evangelischen Kirchenzeitung““, diejenigen Erscheinungen des geistigen Lebens in Betracht zu ziehen und nach dem Maßstabe des göttlichen Wortes zu beurtheilen, welche Interessen der evangelischen Kirche in hervorragender Weise berühren oder derselben sogar feindselig gegenübertreten. Das ist aber unstreitig der Fall bei dem modernen Spiritismus. Man mag über denselben urtheilen, wie man wolle; man mag ihn in der Hauptsache für Humbug und Betrug halten oder als eine Art schwärmerischer Verrücktheit ansehen; oder man mag von einem höheren und richtigeren Standpunkt aus ihn von Einwirkungen der Nachtseite des Seelenlebens sowie von den damit so nahe verwandten dämonischen Einflüssen herleiten; oder man mag (wie es wohl das Richtigste ist) den Spiritismus für eine „Hexenküche“ halten, in welcher alle diese Ingredienzien zusammen gebraut werden, um die Geister der Menschen zu berauschen und zu verführen! Jedenfalls steht dies fest, daß buchstäblich Millionen Christen, die zumeist den sogenannten „gebildeten Ständen“ angehören, von dieser immer noch wachsenden geistigen Epidemie ergriffen sind, daß die Anhänger des Spiritismus sich bereits vielfach zu logenartigen religiösen Verbänden zusammengethan haben, daß sie ferner eine umfangreiche Literatur in's Dasein gerufen und weit verbreitete Zeitschriften in mehreren Ländern und Sprachen begründet haben (— es soll deren 33 geben!) und daß sie die durch die „Medien“ kundgegebenen Aussagen ihrer „Spirits“ für wirkliche Offenbarungen aus dem Jenseits halten und dieselben über die Lehren und Thatsachen des Christenthums stellen, mithin im Wesentlichen von demselben abgefallen sind. Ist es doch in der letzteren Hinsicht schon dahin gekommen, daß die Fortgeschrittensten unter den amerikanischen und deutschen Spiritisten ihre „neue Offenbarung“ geradezu als die Religion der Zukunft proclamirt, ja sogar eigene Glaubensbekenntnisse und Katechismen aufgestellt haben, gegenüber dem veralteten Christenthum.“ Nehmen wir noch dazu, daß auch Männer der exacten Wissenschaft nicht nur in Amerika (z. B. Robert Hare), sondern auch in England (Crookes, de Morgan und Wallace), in Frankreich (Flammarion, Babinet, Linais u. A.) und neuerdings auch in Deutschland (Zöllner und Weber) nach der genauesten und gewissenhaftesten Prüfung sich für die Realität der spiritistischen Phänomene ausgesprochen, und achtungswerthe Philosophen von positiver Richtung (wie J. H. Fichte, Ulrici und auch Fechner) in den psychischen Vorgängen das Offenbarwerden einer höheren, materiellen Welt offen anerkannt haben: so darf wahrlich eine so bedeutende und eigenthümliche Erscheinung des geistigen Lebens von Seite der Kirche und Theologie nicht länger unbeachtet bleiben. Man darf sie weder geringschätzen, noch

in wohlgemeintem aber blindem Eifer einfach nur verdammen. Sondern eingedenk der apostolischen Mahnung: „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind!" (1 Joh. 4, 1) und des Ausspruchs: „Der geistliche Mensch richtet alles" (1 Cor. 2, 15) muß die gläubige Theologie der Gegenwart eine besondere Aufgabe darin erkennen, auch jene mächtige und schwer zu beurtheilende Bewegung der Geister richtig zu würdigen und zu verstehen. Dann erst wird es auch möglich sein, mit größerem Erfolge als bisher ihr entgegenzuarbeiten und sie mit den Waffen des Geistes allmählich zu überwinden. Ja es wird sich dann zeigen, daß selbst in dieser bizarren, fratzenhaften Erscheinung des geistigen Lebens, wiewohl sie vorherrschend in das Gebiet eines seelenverderblichen Aberglaubens gehört, ein gewisses Etwas liegt, das schließlich dem Reiche Gottes dienen muß...... Das wird sich uns bei der nachfolgenden Untersuchung der spiritistischen Thatsachen immer mehr aufdrängen: Daß es eine jenseitige, immaterielle Welt des Geistes und der Geister gibt, der sichtbaren unmittelbar nahestehend und vielfach in sie eingreifend, sobald ihr die Hand dazu geboten wird; ferner daß aus jener unsichtbaren Sphäre innerhalb des Spiritismus manche physische Wirkungen hervorgehen, die wir — nach dem Maßstabe der diesseitigen Naturgesetze gemessen — durchaus für wunderbare halten müssen, und ebenso bisweilen geistige Eingebungen den sog. „Medien" zu Theil werden, die nur von jenseitigen Geistern (Dämonen oder abgeschiedenen Seelen) herrühren können, wenn auch Vieles — ja sogar das Allermeiste von ihren angeblichen Offenbarungen nur als Reflex ihres eigenen unbewußten mystischen Seelenlebens anzusehen, ja selbst von den wunderbaren physischen Wirkungen des Spiritismus Vieles auf Rechnung der magischen Kräfte des menschlichen Geistes zu setzen sein wird! Wenn sich aber diese Resultate aus einer gründlichen und unbefangenen Prüfung des modernen Spiritismus ergeben, so werden damit offenbar bis zu einem gewissen Grade sowohl die Wunder der hl. Geschichte wie auch gewisse Wahrheiten des Christenthums bestätigt, und einer der Todfeinde jeder positiven Religion und insbesondere des Christenthums, der Materialismus, schwer getroffen. Darin liegt, wie mir scheint, die positive Bedeutung des modernen Spiritismus!

Gleichwohl müssen wir jedwede Sympathie für die spiritistische Bewegung auf das Entschiedenste zurückweisen, da dieselbe auf einer bewußten oder unbewußten Lossagung von der eigentlichen göttlichen Offenbarung beruht und nach neuen Zeichen und Wundern jagt, die nicht aus dem Reiche des Lichts, sondern aus dem (natürlichen oder übernatürlichen) Gebiet der Nacht stammen und darum von Gott ableiten; da der Spiritismus ferner gegen das ausdrückliche Verbot der heiligen Schrift (5 Mose 18, 11 vgl. 1 Sam. 28, 7) „die Todten fragt"; da endlich, soweit wirklich jenseitige Geister durch die Medien reden oder schreiben, dies nur Dämonen oder unselige Menschengeister sein können! Wie könnte deßhalb ein gläubiger Christ wohl je-

mals in die Versuchung kommen, sich an spiritistischen Versuchen und Cirkeln zu betheiligen, oder ein gläubiger Theologe, dem Spiritismus das Wort zu reden!"

Dies die umfassende Einleitung, womit Fr. Splittgerber eine Reihe von Aufsätzen begonnen hat, welche s. Z. in der „Evangelischen Kirchenzeitung" von Prof. Dr. Zöckler erschienen sind.*) Diese Einleitung ist sicher auch für unseren Zweck genügend und rechtfertigt das Erscheinen dieses Artikels in einer „Theologischen Zeitschrift."

Ich möchte namentlich von vorn herein noch besonders darauf aufmerksam machen, daß im modernen Spiritismus allerdings eine Verquickung von Humbug und realen Thatsachen, von bewußtem Betrug und unbeabsichtigter Täuschung so bunt durcheinander geht, — daß auch die „Medien" so sehr theils als Betrüger, theils als Betrogene anzusehen sind, daß es in der That schwer hält in jedem einzelnen Fall zu sagen, wie diese oder jene Thatsache zu betrachten ist. — Durch die Zeitungen lief erst kürzlich die Nachricht von einem als Betrüger entlarvten „Medium," der durch den Kronprinzen Oesterreichs darauf ertappt wurde, als er selbst die verschiedenen Geister vorstellte. Im „Daheim" kam im 9. Heft des laufenden Jahres ein Artikel „Ein „Medium" des vorigen Jahrhunderts," in welchem mit größter Ausführlichkeit die Geschichte vom „Klopfegeist von Dibbesdorf" erzählt wird. Am Ende des Artikels wird bemerkt: „Das Klopfen dauerte vom 2. Dezember 1767 bis in den März 1768, dann hörte es auf. Damals aber entfernte sich auch jener Knecht, auf den die Kommission einmal als Urheber des Spukes Verdacht hatte, aus Dibbesdorf und kam in Stellung nach dem nahen Essehof, wo nun das Klopfen begann, während es in Dibbesdorf zu Ende war. Der Essehofer Bauer aber entfernte den Klopfegeist aus dem Hause, der dann im Dorfe Lehre, wo er als Knecht eintrat, fortklopfte. Auch der Dienstherr in Lehre, durch Ketelhuts Beispiel gewitzigt, entfernte den Mann, der nun verschollen war. Damit hatte die Sache ihr Ende erreicht, und es ist nur schade, daß der geschickte (? ?) Vorläufer der Herren Slade und Bastian uns nicht dem Namen nach bekannt ist, oder daß wir ein Porträt desselben besitzen, welches dann das Studirzimmer spiritusgläubiger deutscher Professoren und anderer Anhänger dieses alten und doch wieder modernen Schwindels schmücken könnte!" So das Daheim. Es will mich bedünken, daß mit diesem Schluß mit auffallender Leichtfertigkeit über die ganze räthselhafte Erscheinung des Spiritismus abgeurtheilt ist. Denn wenn auch Bastian als ein Schwindler entlarvt wurde, so lagen doch den von Professor Zöller u. A. mit Slade veranstalteten Experimenten solche unleugbare Thatsachen zu Grunde, daß man mit dem Urtheil „Schwindel" noch keineswegs darüber hinweg kommt. Kreyher sagt mit Recht in seinem Buch, „Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens": „Nicht darum handelt es sich, ob Undinge durch noch so zahlreiche Zeugnisse

*) Jahrgang 1882 Nr. 27 ff. „Zur Würdigung und zum Verständniß des modernen Spiritismus."

beglaubigt werden können. Die Frage ist vielmehr, ob es denkbar sei, daß zahlreiche Zeugnisse vernünftiger Menschen für Undinge abgegeben werden können, resp. ob ein solcher Fall schon jemals in der Geschichte vorgekommen ist? Die Last dieses Beweises wird denjenigen obliegen, welche behaupten, daß auch die bestbezeugten Wunderberichte auf Täuschungen beruhen. Ein solcher Beweis ist aber nicht damit erbracht, daß hie und da eine mystische Erscheinung als Betrug entlarvt wurde ...... Es kann nicht einmal zugegeben werden, daß die mystischen Zustände einer Person, die einmal auf einer Unwahrheit ertappt wurde, z. B. einer Somnambule durchweg simulirt waren. Die Schuld des Betruges liegt in solchen Fällen meist viel weniger an den Entlarvten als an den Entlarvenden. Wer bedenkt, mit welchen maßlosen Ansprüchen solche arme Wesen oft von Schaaren Neugieriger gequält werden, wie sie fortwährend Produktionen geben sollen, um nicht dem Spott der Skeptiker anheimzufallen, der wird es begreifen, wenn eine oder die andere beim Sinken ihres mystischen Vermögens demselben künstlich zu Hilfe zu kommen suchte, zumal dasselbe sicherlich noch kein Zeichen einer sittlichen Größe zu sein braucht." An anderer Stelle sagt derselbe Verfasser treffend: „Man muß daran erinnern, daß es nicht nur einen Köhlerglauben, sondern auch einen Köhlerunglauben gibt, über welchen selbst ein Humboldt klagte, und der eigentlich nur die Kehrseite des ersteren ist. Er besteht in der Beschränktheit, welche unfähig ist, sich mit Gedanken zu befreunden, welche außerhalb des breiten Geleises ihrer gewohnten Vorstellungen liegen."

Also es bleibt dabei: So viel durch Betrug und Täuschung, bewußt und unbewußt, mit unterläuft bei den spiritistischen Phänomenen, so darf das uns doch nicht abhalten, jene Thatsachen als Realitäten anzuerkennen, bei welchen jede Möglichkeit des Betrugs ausgeschlossen bleibt und wir haben an die Frage heranzutreten: Wie sind jene Thatsachen zu erklären?

Man erlasse mir eine genaue Darlegung geschichtlicher Entwicklung des modernen Spiritismus. Nur kurz seien die Stufen angedeutet, welche derselbe zu durchlaufen hatte. Ich folge im Wesentlichen hier der oben angeführten Arbeit von Fr. Splittgerber. Der erste Anfang der spiritistischen Bewegung der Neuzeit datirt aus Hydesville bei New-York, um's Jahr 1848. Dort wurden zuerst im Hause einer einfachen, unbescholtenen Bürgerfamilie Namens Fox eigenthümliche, helltönende Klopflaute gehört. Da keine natürliche Ursache zu finden war, verfiel man auf die Annahme, es möchte eine „intelligente" Ursache zu Grunde liegen. Man brachte die Klopftöne mit dem Alphabet und der feststehenden Ordnung der Buchstaben in Verbindung und stellte nun Fragen an den Klopfgeist. Auf die Frage, wer er sei und was er wolle, gab er an, der Geist eines Hausirers zu sein, der in diesem Hause erschlagen worden sei. Durch besondere Klopflaute deutete er die Stelle im Keller an, wo sein Leichnam verscharrt sei. Beim Nachgraben seien dort allerdings Reste eines menschlichen Leichnams gefunden worden, was aber neuerdings von Gegnern des Spiritismus bestritten wird.

Dieser Vorgang gab die Veranlassung, daß man bald in weiteren Kreisen versuchte, einen ähnlichen Verkehr mit den Geistern Verstorbener herbeizuführen. Und dazu entlehnte man von den Indianern das Mittel des Tischklopfens. Die ursprüngliche Weise dieser Korrespondenz bestand darin, daß eine Gesellschaft sich rings um den Tisch hersetzte und durch Aneinandersetzen der Finger eine „magnetische Kette" bildete. Nach kürzerer oder längerer Zeit setzte sich dann in der Regel der Tisch in Bewegung, indem er entweder vollständig von der Stelle rückte, — bisweilen mit solcher Gewalt, daß er die Gesellschaft förmlich mit sich zog — oder nur mit einem der sich erhebenden Füße Klopflaute hervorbrachte, die dann, gezählt und in der vorhin angegebenen Weise mit den Buchstaben des Alphabets in Verbindung gebracht, auf die von den Anwesenden gestellten Fragen entsprechende Antworten ertheilten. Später theilte man das Alphabet in vier Sectionen zu je 6 Buchstaben und wies jedem Tischfuß eine Section zu, was die Antwort um das Vierfache verkürzte. Spl. erzählt von einem selbsterlebten Fall vom Jahr 1853, als er als Hauslehrer bei einem Rittergutsbesitzer Anstellung hatte. Man machte einen Versuch mit einem runden Tisch, an welchem die Familie sonst Kaffee zu trinken pflegte. „Die meisten Theilnehmer waren von vorn herein ungläubig, man scherzte und lachte über unsere komische Sitzung und besonders der sehr hausbackene Inspektor des Guts versicherte, er werde schon dafür sorgen, daß der Tisch nicht mit uns durchgehe! So saßen wir eine gute halbe Stunde; da fühlte ich selbst und andere in der Gesellschaft empfanden dasselbe, daß eine nervöse Erregung durch unsere Körper ging; außerdem spürte ich deutlich eine aufsteigende innere Hitze und ein krampfartiges Ziehen in den Armmuskeln. Plötzlich hob sich der Tisch auf der einen Seite, indem der Fuß dort in die Höhe ging und heftig niederstampfte; die beiden andern Füße thaten dann dasselbe. Dies geschah immer schneller und heftiger, wiewohl der Inspektor mit aller Kraft den Tisch niederzudrücken und festzuhalten suchte. Wir alle mußten aufstehen und konnten die „magnetische Kette" kaum innehalten. Jetzt rückte der Tisch sogar von der Stelle unter fortwährendem Auf- und Niederstampfen der Füße und bewegte sich aus dem Saal in das benachbarte Damenzimmer. Bei der allgemeinen Aufregung und der heftigen Erschütterung des Tisches löste sich jedoch die Kette der Hände, und die Bewegung hörte nun auf. Natürlich waren wir alle durch dies auffallende Ereigniß sehr erregt, doch hatte Niemand Lust, das Experimeut zu wieder holen, da uns alle das Gefühl überkommen hatte, als ob unheimliche Mächte ihr Spiel mit uns getrieben hätten. Noch weniger dachten wir daran, dem Tisch Fragen vorzulegen.

Handelt es sich hier um die blose Bewegung des Tisches, so wäre die oft vorgebrachte Erklärung nicht ganz abzuweisen, daß nämlich der Tisch durch unbewußte Muskelthätigkeit bewegt werde, obwohl es kaum begreiflich wäre. Allein diese Erklärung reicht nicht hin, um folgende gut bezeugten Vorkommnisse mit zu befassen. Ein zuverlässiger Gewährsmann berichtet, „daß ein Tisch auf das allerheftigste klopfte, so daß, weil man ihn

nicht durch Niederdrücken beruhigen konnte, ein Mann sich mit seinem ganzen Gewicht darauf legte; sowie sich dieser aber erhob, begann das Klopfen von Neuem. Nun legten die an ihm beschäftigten Personen ihre Hände unter die Tischplatte; da erhob sich der Tisch höher und höher und schien nur noch ein Minimum von Gewicht zu haben." Bei einem von Dr. Bell angestellten Versuche ging ein schwerer Tisch, über welchen, ohne ihn zu berühren, fünf Personen ihre Hände hielten, in einer Höhe von 1½ Fuß aus einem Zimmer in das andere bis an dessen Ende und wieder zurück, im Ganzen 50 Fuß. — Ein wissenschaftliches Comite in London, das sich mit der Untersuchung des Tischrückens beschäftigte, machte folgendes Experiment. „Die Stühle von elf Personen wurden mit ihren Rücklehnen gegen den Tisch gekehrt, ungefähr 9" von denselben entfernt. Alle Anwesenden knieten hierauf auf ihre Stühle und legten ihre Arme auf die Rückenlehnen derselben. In dieser Stellung waren die Füße selbstverständlich vom Tische abgekehrt und konnten unmöglich unter ihn gesetzt werden, noch den Fußboden berühren. Die Hände wurden über dem Tische ungefähr 4" von dessen Oberfläche entfernt gehalten. In weniger als einer Minute bewegte sich der sonach gänzlich unberührte Tisch viermal. Zuerst ungefähr 5" nach einer Seite, alsdann ungefähr 12" nach der entgegengesetzten Seite, hierauf ungefähr 4" und zuletzt etwa 6". Die Hände wurden demnächst ungefähr einen Fuß entfernt gehalten. In dieser Stellung bewegte sich der Tisch abermals viermal über Räume von 4—6" Abstand. Hierauf wurden alle Stühle 12" vom Tische abgerückt. Alle knieten auf ihnen wie zuvor. Jede Person faltete die Hände auf den Rücken, während ihr Körper ungefähr 18" vom Tische entfernt war und die Rücklehne des Stuhles zwischen sich und dem Tische hatte. In dieser Stellung bewegte sich der Tisch wiederum viermal wie zuvor. Der Tisch wurde sorgfältig geprüft, ganz umgestürzt, in seine Theile zerlegt, aber nichts entdeckt. Das Experiment wurde bei vollem Gaslichte ausgeführt, es war keine Täuschung möglich." *) Eine rein physische Muskulaturbewegung erscheint hier als erklärende Ursache völlig ausgeschlossen. Wollte man es erklären aus einer durch die „magnetische Kette" möglich gewordenen Vereinigung der elekrisch-magnetischen Kräfte sämmtlicher Versuchspersonen, so möchte das zur Noth die Bewegung des Tisches begreiflich machen, aber es bliebe immer noch unerklärt, wie ein also sich bewegender Tisch durch Klopfen oder Stampfen mit den Füßen Fragen beantworten kann und zwar in so complicirter Weise, daß, wie oben angeführt, jeder Fuß des Tisches den Buchstaben einer Sektion des Alphabets stampft. Hier bleibt offenbar kein anderer Ausweg als eine intelligente Ursache für das Stampfen anzunehmen. Doch sind wir noch nicht genöthigt, an Geister oder Dämonen zu denken, indem durch unbewußte Seelenthätigkeit einer oder mehrerer Versuchspersonen als Erklärungsgrund angenommen werden könnte. Also schon hier werden wir jedenfalls aus dem rein Physischen in das psychische Gebiet hinüber gedrängt. Eine psychisch-

*) Krepher, a. a. O. pag. 293.

dynamische Strömung kann allein die nächste Ursache des Tischrückens sein; ob im Hintergrunde ein lebender Mensch oder ein abgeschiedener Geist zu denken ist, bleibe vorläufig dahin gestellt. In unserem Abschnitt über Magnetismus haben wir Beispiele von magischer Fernwirkung angeführt;*) dieser möge man sich erinnern, um sich das Verständniß des Tischrückens in analoger Weise zu ermöglichen. (Schluß folgt.)

Die assyrisch-babylonische Keilschrift-Literatur und das Alte Testament.

(Aus den deutsch-evangelischen Blättern.)

Layard, der glückliche Entdecker der unter dem Schutt der Jahrtausende begrabenen Riesenstadt Niniveh, fand in dem sogenannten Südwestpalast zu Kujjundschik, gegenüber der Stadt Mosul, die Bibliothek des ebenso kriegerischen wie kunstliebenden Königs Assurbanipal, des Sardanapel der Griechen. Wäre Papier oder Pergament das Material gewesen, so würde man in einer durch Feuer zerstörten Stadt vergeblich nach literarischen Schätzen gesucht haben. Aber wie beim Lapidarstil ihrer historischen Denkmäler, bedienten sich die Assyrier auch bei der Aufzeichnung anderer Geistesprodukte kleiner Thontäfelchen, die den ihnen anvertrauten Inhalt treu bewahrt haben. Ueber 20,000 solcher mit Keilschrift bedeckten Platten, theilweise freilich in arg beschädigtem Zustande, hat Layard nach London geschafft. Inzwischen ist durch die Entdeckungen Hormuzd Rassams, eines geborenen Orientalen, und des Geologen Loftus die Zahl derselben verdoppelt, und immer neue Fünde treten zu den bisherigen hinzu. Namenlose Mühe machte den Forschern das Aufsuchen der zusammengehörigen Texte, da die Täfelchen ohne Ordnung in Körben gesammelt und in Kisten verpackt worden waren; zum Theil ist bei dem fragmentarischen Zustande dieser Platten die darauf verwendete Arbeit bisher erfolglos geblieben. Aber soweit der Inhalt bekannt wurde, erregte er, zumal wegen der mancherlei Parallelen zu biblischen Schriftstücken, das größte Aufsehen, sodaß sich in England alsbald eine Gesellschaft behufs Aufbringung von Geldmitteln zu weiterer Entdeckung der assyrischen Alterthümer bildete. Ein junger Kupferstecher, George Smith, der bei der Herausgabe der Keilschrifttexte Verwendung gefunden hatte, gewann ein solches Interesse für diese assyrischen Inschriften, daß er ihrer Entzifferung sein Leben zu widmen beschloß. Er warf sich nachträglich auf das Studium der orientalischen Sprachen und, nachdem er als Assistent am brittischen Museum eine Anstellung gefunden, überraschte er 1872 die literarische Welt mit der Veröffentlichung des babylonischen Sintfluthberichts, den er beim Ordnen der Layard'schen Funde entziffert hatte. Die Eigenthümer der großen Londoner Zeitung „Daily Telegraph" sandten daraufhin den jungen Gelehrten auf eigene Kosten nach Assyrien. Es gelang ihm, dort noch weitere Reste der Bibliothek des alten Assyrer-

*) s. Jahrg. 1883 Heft 3, pag. 52. 53.

königs voll interessanter Beziehungen zu Stellen des Alten Testaments zu finden. Leider ward er ein Opfer seines Forschungstriebes, indem ihn auf seiner dritten Entdeckungsreise in Aleppo die Pest dahinraffte. Doch ist mit ihm nicht das Interesse an den assyrischen Fünden zu Grabe getragen. Er hat an dem bereits genannten Hormuzd Rassam, der einst Layards Genosse gewesen, einen eifrigen Fortsetzer seiner Bestrebungen erhalten. Ihm verdanken wir die Auffindung mehrerer assyrischen Tempel, sowie die Rettung weiterer 1400 Schrifttafeln aus jener verschütteten Königs-Bibliothek. Besonders erwähnenswerth ist sein Fund zu Balawat, einem Hügel, zwei Meilen nordöstlich von Nimrud. Dort brachte Rassam zwei prächtige Thürflügel von dem Palaste Salmanassars II. an's Tageslicht. Sie bestehen aus Cedernholz, das aber kunstvoll mit Bronceplatten überzogen ist, welche in Basreliefs die Thaten des Königs verherrlichen. Mit beharrlicher Begeisterung lebt Rassam seinem Berufe, ein „Entdecker der assyrischen Ueberreste" zu sein. Denn so pflegt er sich zu nennen, da weder Sprache noch Schrift Assurs ihm geläufig ist. Um so anerkennenswerther ist sein Eifer, die Alterthümer jener längst vergangenen Periode für die Wissenschaft zu retten.

Indeß würde man irren, wollte man die in den assyrischen Königspalästen gefundenen Literaturerzeugnisse auf assyrischen Ursprung zurückführen und danach benennen. Weit eher verdienen sie den Namen babylonische Literatur. Denn von Babylon sind diese Keilschrifttafeln erst nach Niniveh gekommen, indem die assyrischen Könige die literarischen Schätze Babyloniens entweder auf friedlichem Wege durch Abschriften vervielfältigen ließen oder dieselben als Kriegsbeute mit sich nahmen und den eigenen Bibliotheken einverleibten. Die Benutzung babylonischer Schriftwerke durch die Assyrier machte keine Schwierigkeit insofern, als die Sprache beider Nationen dieselbe war. Aber auch die Babylonier sind nicht als die Schöpfer dieser Geistesprodukte anzusehen. Vielmehr geht ihr Ursprung zurück auf die Ureinwohner des Landes, welche die Babylonier bei ihrer Einwanderung im Euphratgebiete, die von Arabien aus etwa im dritten Jahrtausend vor Christo erfolgte, bereits vorfanden. Man pflegt diese Urbevölkerung die Akkadier zu nennen nach einer auch in der Bibel erwähnten Stadt oder Landschaft. Die Sprache der Akkadier, deren Charakter an agglutinirende*) Idiome, wie den türkisch-tatarischen Sprachstamm erinnert, ist uns in den sogenannten protochaldäischen oder akkadischen Schriften erhalten, und diese wiederum haben durch die akkadischen Columnen der assyrischen Syllabare ihre Deutung gefunden. Die Akkadier haben später ihre Sprache zu Gunsten der semitischen Eroberer, der Babylonier, aufgegeben, während letztere die Schriftzeichen der unterworfenen Akkadier angenommen haben. Das ist eben die Keilschrift, deren Erfindung gleichfalls auf die Akkadier zurückgeht. Ursprünglich eine Bilderschrift wie die ägyptischen Hieroglyphen, bildete die Keilschrift sich allmälig zu einer Syl-

*) Unter einer agglutinirenden Sprache versteht man eine solche, welche die grammatischen Kategorieen durch Anfügung von Partikeln an unveränderliche Wurzeln ausdrückt: so auch die Sprache des ural-altaïschen Volksstammes.

benschrift um, die in Babylon den archaistischen Typus wahrte, in Assyrien dagegen mehr den Charakter der Cursivkeilschrift annahm. In diesem uralten Culturvolke, dessen Städte auch in der heiligen Schrift erwähnt werden,*) herrschte ein hohes Maß von Bildung, welche die einwandernden Semiten sich zu eigen machten. Die Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse haben die Babylonier von ihnen übernommen; die astronomischen Kenntnisse der noch zur Römerzeit berühmten Chaldäer und Magier stützen sich auf akkadische Aufzeichnungen. Die vorhandenen Schätze der akkadischen Poesie haben die Babylonier in ihr eigenes Idiom übertragen und haben dadurch sich zu selbstständigen poetischen Produktionen anregen lassen. Ein großer Theil aber der babylonischen, in Assur aufgefundenen Schriftwerke sind einfache Uebersetzungen akkadischer Geistesprodukte. So entstammt das geistige Leben Assyriens und Babyloniens, jener beiden Großmächte der ältesten Zeit, einer gemeinsamen Quelle, der erst durch die Entzifferung der Keilinschriften entdeckten akkadischen Urbevölkerung Babyloniens.

Eigenthümlich ist diese in den assyrischen Königs-Bibliotheken aufgefundene Literatur schon durch ihre Form: Thon und Alabaster ist durchweg das Material, auf welchem sie aufgezeichnet sind. Man mag im schilfreichen Mesopotamien auch die Bereitung und Benutzung des Papyrus gekannt haben, jedenfalls für uns sind alle derartigen Schriftstücke verloren. Nur die dem Thon oder Stein anvertrauten Buchstaben haben die gewaltsame Zerstörung beider Reiche überdauert. Dies unvergängliche Material fand aber nicht blos bei Monumentalinschriften Verwendung, wie bei den Sieges- und Prunkinschriften der Könige, die als Schmuck der Wände in den Palästen dienten und nun als historische Urkunden von unschätzbarem Werth auf uns gekommen sind. Vielmehr pflegte man auch zu Aufzeichnungen des gewöhnlichen Lebens, zu Kauf-Contrakten und Gerichts-Verhandlungen, grammatischen Syllabaren wie poetischen Schöpfungen sich kleiner Thontafeln zu bedienen. Beide Seiten eines solchen Täfelchens wurden beschrieben; die letzte Zeile derselben ward auf dem Beginne des zweiten Täfelchens wiederholt, um als Stichwort das Auffinden des Zusammenhanges zu erleichtern. So reiht sich Tafel an Tafel, gleich den Seiten unserer Bücher; den Einband vertrat ein Faden, der das Packet zusammenschnürte. Wir besitzen Schriftwerke, die den respektablen Umfang von 70 oder 100 Tafeln erreichen. Gewöhnlich aber ist die Zahl dieser Schrifttäfelchen nur gering, weil man es verstand, die Keilschriftzeichen mit so minutiöser Feinheit und Kleinheit auszuführen, daß man zu ihrer Entzifferung sich einer Loupe bedienen muß. Der Anfang eines

*) Daß Städte, wie Babel, Erech, Akkad, Kalneh nicht erst von den semitischen Babyloniern erbaut seien, behauptet auch das Alte Testament durch die Angabe ihrer Begründung durch den Kuschiten Nimrod, einen Enkel Hams, 1 Mose 10, 6—10. Unter den aus den akkadischen Inschriften entzifferten Königsnamen finden sich öfter Zusammenstellungen mit dem Worte Kudur, wie Kudurmabuk und Kudurnanchundi. An diese Kuduriden-Dynastie klingt an der elamitische Königsname Kedor Laomer, von dessen Kriegszug in's Jordanthal 1 Mose 14 berichtet wird. Kudurmabuk hatte sogar den Beinamen: „Beherrscher des Westlandes," d. h. Kanaans.

Werkes pflegte auch gleichsam als Titel zu gelten, der auf jeder einzelnen Tafel wiederholt wurde, um ihre Zusammengehörigkeit zu bezeichnen. So beginnt ein astronomisches Werk: „Als die Götter Anu, Ilu.“ Nach diesem Anfange werden die einzelnen Schrifttafeln bezeichnet: „Erste Tafel als die Götter Anu, Ilu,“ „zweite Tafel als die Götter Anu, Ilu“ ꝛc. Die Stelle unserer Kataloge auf jenen antiken Bibliotheken vertraten Thontäfelchen, angefüllt mit dem Verzeichniß der vorhandenen Werke; ovale Thontafeln orientirten über den Inhalt der mit Schriftwerken angefüllten Rubriken.

Den ersten Platz in der assyrisch-babylonischen Literatur nehmen die historischen Urkunden ein. Sie bilden gleichsam den Text zu den in Reliefs dargestellten Heldenthaten des Herrschers und laufen wie ein breites Band über alle die Alabasterplatten, welche die Wände der Paläste zieren. Oder sie befinden sich auf sechs- bis achtseitigen Prismen, gewöhnlich Cylinder genannt, die im Königspalaste aufgestellt wie ein Archiv von Stein die Friedenswerke und Kriegesthaten des jeweiligen Herrschers verkündigen. Durch diese Dokumente ist die Geschichte Assurs erst bekannt geworden, sodaß Max Dunker in der 4. Auflage seiner Geschichte des Alterthums die bisher in den Geschichtswerken üblichen Fabeln der griechischen Schriftsteller mit dem historischen Sachverhalte vertauschen konnte. Auch die Geschichte Israels, soweit sie Beziehungen zur assyrischen Großmacht bietet, wie auch die Sprache der Hebräer, hat durch die Entzifferung der assyrischen Funde vielfach das rechte Licht empfangen.

Dagegen sind die von Rassam in Babylon entdeckten Urkunden des Perserkönigs Cyrus wichtig für die letzten Zeiten und den Untergang des babylonischen Staates. Sie stellen die Niederlage des letzten Königs Naboned hin als verschuldet durch seinen Mangel an Eifer für den Cultus der Nationalgottheiten: ungeachtet der Wiederherstellung des Sintempels zu Erech und der zu Ehren der Götter veranstalteten Prozessionen, verließ der Götterkönig das Land und wandte sich von dessen Herrscher ab. „Da bat das Volk von Sumir und Akkad*), das in Trauer ging, Merodach zurückzukehren; er gewährte ihre Bitte, kam wieder und erfreute das Land, indem er einen König erwählte, welcher, seinem Wunsche gemäß, das Volk, das er seiner Sorge anvertraute, regieren würde. So rief er Cyrus, den König von Arsan, zum König über das ganze Land aus und machte allen Völkern diese Erhebung bekannt.“ Diesem lenkte Merodach das Herz, sodaß alles ihm zufiel und von dem früheren Herrscher sich losriß. „Den König Naboned, der ihn nicht anbetete, lieferte er in Cyrus Hand.“ Für diese Gnade der Götter erwies der neue König ihnen den gebührenden Dank. Er sagt in seinen Annalen: „Die Götter welche unter ihnen (den Babyloniern) weilten, ließ ich wieder an ihre Plätz

*) Dieser Doppelname ist stets die Bezeichnung Babylons. Denselben Titel führten auch die babylonischen Herrscher seit ca. 1500: „König von Sumir und Akkad.“ Vielleicht findet die Thatsache der doppelten Bevölkerung des Landes, der hamitischen Urbevölkerung und der semitischen Einwanderung, in diesem Doppelnamen ihren Ausdruck. Vgl. Schrader in Riehms Handwörterbuch des biblischen Alterthums, Seite 137.

stellen und sicherte ihnen eine ewige Wohnstätte...... Den Göttern von Sumir und Akkad bereitete ich auf Befehl Merodachs, des großen Herrn, einen ehrenvollen Sitz in ihren Heiligthümern. Und Tag für Tag bete ich zu Bel und Nebo, daß sie meine Tage verlängern und mein Glück erhöhen." So war der Perser **Cyrus**, der Anhänger der bildlosen Lichtreligion Zoroasters, doch staatsklug genug, die Neigung der besiegten Babylonier durch die öffentliche Verehrung ihrer Götter sich zu erwerben. Ebenso berichtet auch das alttestamentliche Buch Daniel von seiner Geneigtheit für den Gott des ebenfalls unter seine Botmäßigkeit gerathenen Volkes Israel.

Neben solchen historischen Annalen verdienen ein besonderes Interesse die Reste epischer Dichtungen wegen ihrer Beziehungen auf das klassische Alterthum und ihrer Parallelen zu den Berichten des Alten Testaments. Es ist, wie gesagt, die Entdeckung dieses literarischen Schatzes ein Verdienst von George Smith, dem die Entzifferung der von Layard aufgefundenen Schrifttafeln gelang.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Lehrstreit in der hannoverischen Freikirche ist eher als selbst die Gegner der Separation es vorauszusagen gewagt hätten, ausgebrochen und hat durch mehrere Schriften den Weg in die Gemeinden und in weitere Kreise gefunden. Es handelt sich in diesem Streite, welcher schon jahrelang auf den Conferenzen der separirten Pastoren geführt ist, wesentlich um die Frage nach dem Kirchenregiment und die zugehörigen Fragen der Pfarrwahl, Bildung der Synoden &c.

Wie ein Sturmvogel erschien schon in der Januarnummer des „Hermannsburger Missionsblattes" von 1883 eine Auslassung von Past. Th. Harms in Hermannsburg, in welcher er die „volle Freiheit für die Gemeinde" forderte. Sie, die ihr Kirchenwesen allein zu erhalten habe und ihre eigene Patronin sei, habe das Recht, ihre Pastoren, Lehrer und Beamten zu berufen, und die Pflicht, ihr Stimmrecht durch die von ihnen gewählten Abgeordneten auszuüben. Daneben her lief eine Polemik gegen „römische Amts- und Regimentslehre", deren Zweck an dieser Stelle man kaum verstand ohne die von Past. H. Gerhold in Verden gegebene Erläuterung, daß man ihn seitens der separirten Amtsbrüder einer „hessischen Amtslehre" oder auch „katholisirender Anschauungen" beschuldigt habe.

Waren damit die Lehrdifferenzen der Pastoren bereits aus dem Internum ihrer Pfarrkonferenzen vor die Gemeinden gezogen, so hat Past. Th. Harms auch den weiteren Schritt gethan, jene kurzen Notizen in einem eigenen Schriftchen weiter auszuführen und seiner Gemeinde vorzulegen. Die kleine Schrift führt den Titel: „Das Recht der ev.-lutherischen Gemeinde und das heilige Predigtamt" (Hermannsburg 1884, Missionshausdruckerei [16 S. 8]). In dieser Schrift fordert Past. Harms als Recht der Gemeinde: 1. die freie Pfarrwahl, 2. die letzte Entscheidung in Kirchenzuchtsfällen, bezw. das Schlüsselamt, 3. Stimmrecht auf den Synoden durch ihre erwählten Vertreter auch in Lehrfragen. Neben und über Predigtamt und Gemeinde gibt es kein Kirchenregiment nach göttlichem Recht, und auf Grund des vierten Gebotes kann dasselbe keinen Gehorsam fordern. Der Pastor hat der Gemeinde nichts zu befehlen, noch die Gemeinde dem Pastor. Die Ordination ist nur die Bestätigung dessen, was der Pastor durch die Berufung der Gemeinde erlangt hat. Past. Harms beweist diese Gedanken „1. aus der H. Schrift, 2. aus dem Bekenntniß, 3. aus den Schriften der Väter (Lehrer der Kirche) aus der Reformationszeit". Der Grundirrthum dieser ganzen Ausführung scheint uns darin zu

liegen, daß alles, was Schrift, Bekenntniß und Dogmatiker von der Gesammt-Kirche oder Gemeinde sagen, einfach auf die Einzelgemeinde übertragen wird. Dadurch wird die Gesammtkirche in lauter Einzelgemeinden atomisirt, und jede einzelne Gemeinde kirchlich souverän gemacht. Past. Harms ist hiermit dem vollen kirchlichen Independentismus verfallen. Der Begriff des Gesammtorganismus der Kirche, welcher den apostolischen Aussprüchen sowie den Bestimmungen unserer Bekenntnißschriften zu Grunde liegt, ist ihm abhanden gekommen. Er behält nichts als eine beliebige Summe von Einzelgemeinden, welche sich um der Ordnung willen beliebig zu Gemeinschaften zusammenthun können. Die Beweisführung ist eine äußerst mangelhafte, Auf 2½ Seiten (!) wird der Schriftbeweis absolvirt, d. h. sieben Schriftstellen werden oberflächlich ausgelegt und aus ihnen obiges Facit gezogen. Auf zwei folgenden Seiten soll das Bekenntniß reden. Past. Harms läßt aber nur den Anhang zu den Schmalkadischen Artikeln zu Worte kommen. Das Hauptbekenntniß der Augustana ist ganz übergangen. Zwei folgende Seiten tragen sieben Citate aus den „Vätern“ von Luther bis Baier, welche zum Theil das Gegentheil von dem aussagen, was sie hier beweisen sollen, z. B. Johann Gerhard: „Also ist das Recht, die Kirchendiener zu berufen, bei der ganzen Kirche.“ Past. Harms ist mit diesen Ausführungen einer geradezu vernichtenden Kritik seines Amtsbruders Past. Gerold in Verden verfallen. Zugleich sind ihm von demselben die größten Inkonsequenzen und Verstöße gegen diese Theorie nachgewiesen.

Neben dieser Forderung freier Gemeindewahl will Past. Harms noch fortwährend auf dem Boden der Lüneburger Kirchenordnung stehen, welche den Gemeinden nur ein Widerspruchsrecht (gegen Wandel, Lehre, Gaben) zugesteht. Past. Harms hat bei Ordination eines Missionars selber anders gehandelt, und muß nach seiner Theorie in Kirchenzuchtsfällen dem Beschluß einer Gemeindemajorität entweder sein Amt und Gewissen dienstbar machen oder sein Amt niederlegen. Auch kann er prinzipiell nicht leugnen, daß eine so souveräne Gemeinde sich eventuell mit ihrem Pastor dahin einigen könnte, das Kirchengut zu verkaufen und zu vertheilen.

Die schon mehr erwähnte Gerold'sche Kritik der Harms'schen Broschüre führt den Titel: „Die Pastoren Louis Harms und Theodor Harms in ihrer Stellung zu den brennenden kirchlichen Fragen der Gegenwart beleuchtet“ (Hannover 1884, Feesche [62 S. 8]). Dies ist nicht nur die umfangreichste, sondern auch die bedeutendste der bisher erschienenen Streitschriften. Obwohl in eiliger Zeit, mit vielen Unterbrechungen geschrieben, ist sie doch geistvoll und konsequent, wenn auch nicht ganz logisch geordnet. Sie enthält für uns viel Wahres und Beachtenswerthes, wenn wir auch den ganzen Standpunkt des Verfassers als eines Vilmarianers nicht theilen können. Er präcisirt ihn folgendermaßen (S. 28): „Der Herr Jesus Christus ist König; gegen das königliche Amt Christi hat sich der Satan heute besonders erhoben, und deßhalb handelt es sich für die Christen um die Frage: **Wie regiert der Herr Christus, der allein zu befehlen hat, seine Gemeinde?** Es sind die Gedanken der Revolution, welche seit mehr als 100 Jahren Staat, Familie und Kirche unterwühlen. Die Selbstherrlichkeit des einzelnen Menschen ist der eigentliche Boden, auf dem sie erwachsen sind, also das Wort des Teufels: „Ihr werdet sein wie Gott.“ Die Zerstörung aber aller Gottesordnungen ist das Ziel. Es ist nöthig, mit wenigen Worten auf diese Anschauungen hinzudeuten, welche zuerst auf politischem Gebiet geltend gemacht wurden. Alle Menschen seien von Haus aus, also von Natur gleichberechtigt. Wo Gemeinden, Staaten entstanden seien, da sei es nach Vertrag, nach gegenseitigem Uebereinkommen geschehen, wenn es recht zugegangen sei. Deßhalb sei der Fürst eines Volkes eigentlich nichts anderes als der Beauftragte seines Volkes, welcher dessen Willen nach den von diesem gegebenen Gesetzen auszurichten habe. Deßhalb dürften keine Gesetze gelten, wenn sie nicht von den Vertretern des ganzen Volkes anerkannt resp. gemacht wären, und Recht sei immer das, was die Majoritäten beschließen und festsetzen. Man sieht, wie diese Anschauungen auf der Leugnung des Wortes Gottes, ja eigentlich Gottes selbst ruhen, und es ist nicht schwer zu erkennen, wohin sie führen müssen. Diese Anschauungen hat man auf die Kirche übertragen. Eigentlich

ist jeder Gläubige nicht allein in Bezug auf seine persönliche Stellung zu Gott, was ja unbestreitbar ist, sondern auch in Bezug auf seine amtliche Stellung zu seinem Nächsten gleichberechtigt. Einige gläubige Christen treten zu einer Gemeinde zusammen und erwählen sich einen Pastor. Eigentlich hat jeder das Amt, nur der Ordnung wegen wird es einem übertragen. Mehrere Gemeinden treten zu einer Synode zusammen, in der die Vertreter der Gemeinden und Geistlichen Sitz und Stimme haben; denn jedem einzelnen Gemeindegliede steht nach Gottes Ordnung ebenso das Recht zu, über die allgemeinen Angelegenheiten der Kirche zu berathen und zu beschließen als jedem Geistlichen. Deßhalb müssen zuerst Kirchenvorsteher gewählt werden und aus diesen dann Abgeordnete zu den Synoden. Nur so können rechtmäßige Beschlüsse zu Stande kommen; denn nur so hat die Gemeinde entschieden."

Nach diesem Standpunkt sind nicht nur die von Past. Harms vertretenen independentistischen Gedanken, sondern schon alles synodale und presbyteriale Wesen „aus dem Unglauben, der Revolution und dem Abfall geboren." Nach einem von Past. Gerhold angeführten Abkommen der Pastoren untereinander sollten diese verschiedenen Anschauungen nicht kirchentrennend sein. Es liegt abar auf der Hand, daß so diametral verschiedene Ansichten nicht nebeneinander bestehen können, zumal nicht in einem so engen und ganz auf die Lehre gegründeten Gemeindewesen, wie die hannoverische Separation ist. Ohne Umkehr von der einen oder anderen Seite wird dieser Lehrstreit voraussichtlich mit diesem Broschürenkampf nicht abgeschlossen sein.

Past. Gerhold hat die Autorität des sel. Past. Ludw. Harms gegen dessen Bruder Past. Thdr. Harms in den Kampf geführt (vgl. den Titel). Darin ist er mit einem anderen zusammengekommen, jedenfalls ohne vorherige Verabredung, nämlich mit dem Past. em. K. Ernst, welcher äußerlich der Landeskirche zugehörig, trotzdem seine ganze Kraft der Separation zur Verfügung gestellt hatte, auch in Hermannsburg wohnte und erst infolge des Dissensus mit Past. Harms zur Uebersiedelung nach Celle bewogen sein soll. Seine Schrift lautet: „Was lehrt der sel. Past. L. Harms zu Hermannsburg über Kirchenregiment, Schlüsselamt, Berufung der Pastoren und Missionare? Nebst Aeußerungen von ihm über Wählen und Synoden" (Selbstverlag des Herausgebers [16 S. 8]) Diese Schrift soll nur die Einleitung zu einer vielleicht nachfolgenden genaueren Kritik der Past. Th. Harms'schen Broschüre sein und ist offenbar nur deßhalb in aller Eile fertig gestellt und separat herausgegeben, um gegen das fast erdrückende Gewicht des Namens „Theodor Harms" in den separirten Gemeinden ein Gegengewicht durch den Namen „Louis Harms" herzustellen. Ohne diese Rücksicht hätte auch Past. Gerhold einen weit passenderen Titel wählen können. Dem vorausgesetzten Zwecke nach hat die Ernst'sche Schrift eine rein lokale Bedeutung. Past L. Harms, groß als Bußprediger und Seelsorger seiner engeren und weiteren Missionsgemeinde, hatte nicht den Beruf, in allgemein kirchlichen Fragen entscheidend einzugreifen. Eine hochkonservative Natur, sind seine angeführten Aussprüche zum Theil anfechtbar, jedenfalls aber das gerade Gegentheil von den Sätzen seines Bruders Th. Harms und deßhalb hier herangezogen.

In den Streit hat nun viertens von außen her eingegriffen der Pastor der separirten ev.-lutherischen Trinitatis-Gemeinde in Dresden W. Hübener. Der Titel seiner Schrift ist bezeichnend für den Inhalt: „Ist es recht, wenn man, wie es von etlichen geschieht, die Gemeindeglieder der Hannoverschen Freikirche wie dumme Schafe behandelt? Wider Herrn Past. em. K. Ernst in Celle" (Separatabdruck aus der „Ev.-Lutherischen Freikirche.") Zwickau (14 S. 8). Der Ausdruck „dumme Schafe" erscheint auf den 11½ kleinen Oktav-Seiten fünfzehnmal (!) „Für die Ehre Gottes und seiner Kirche" (S. 1) wird hier tapfer losgezogen wider „herrschsüchtige Pfaffen", die durch ein „Vertheidigen des Irrthums" „teuflisch" handeln und als „geistliche Kirchenräuber" den Gemeinden „ihre priesterlichen und königlichen Rechte rauben" wollen. Die Schrift des Past. Harms findet und bezeichnet er als geradezu „unwiderleglich." Wenn er sich darüber beklagt, daß landeskirchliche Pastoren (er sagt „diese herrschsüchtigen Pfaffen") „solche Pastoren

nicht als zünftig anerkennen wollen, welche etwa nicht wie sie auf staatskirchlichen Universitäten studirenshalber sich aufgehalten haben, sondern auf einem praktischen Seminar eine wirklich praktische und für das heilige Predigtamt brauchbare Bildung genossen haben" (S. 5), so ist seine Schrift selbst ein Beweis mehr für als gegen diese von ihm angefochtene Abschließung. (A. E. L. Kztg.)

Die continentale Missionsconferenz hat in Bremen vom 20.—23. Mai getagt. Vertreten waren die alte Rotterdamer Missionsgesellschaft durch Dr. Drost und Past. Schuller tot Peursum, die Utrechter Missionsgesellschaft durch Inspektor Looyen, die schwedische Vaterlandstiftung durch Missionar Olßon, die dänische Missionsgesellschaft durch Past. Holm, die norwegische durch Dr. Borchgrewink aus Madagaskar, die Brüdergemeine durch Director E. Reichel, die Berliner Missionsgesellschaft durch Director Wangemann und Inspector Wendland, die Goßnersche durch Professor Plath, die rheinische durch D. Fabri und Dr. Schreiber, die Leipziger durch Direktor Hardeland, die Hermannsburger durch Candidat Harms, die Brecklumer durch Inspector Gröning, die norddeutsche durch Past. D. Vietor und Inspector Zahn, die Basler durch Pfarrer Kinzler und J. Hesse, die ostindische Missionsanstalt in Halle durch Director Frick. Besonders eingeladen waren Dr. Grundert aus Calw, Dr. Grundemann aus Mörz bei Belzig und Past. Kurze zu Schlöben, Sachsen-Altenburg. Außerden waren als Gäste Bremer Missionsfreunde aus dem Geistlichen- und Kaufmannsstande anwesend. Die Verhandlungen fanden auch diesmal in dem freundlich bewilligten Gartensaal des Herrn F. M. Vietor statt.

Die Verhandlungen wurden am 20. Mai durch Past. D. Vietor eröffnet und für den ersten Tag D. Wangemann und Dr. Hardeland zum Präsidium berufen. Nach der Ankunft D. Fabris übernahm dieser, wie immer, den Vorsitz.

Das von dem Herausgeber des Basler Missionsmagazins J. Hesse (früher Missionar in Indien) erstattete Referat über die Schule in der Mission handelte ausführlicher nur von der Heiden- oder Missionsschule im engeren Sinne, also von den Schulen vor der Taufe, welche für Heiden errichtet sind, um sie durch Unterweisung in verschiedenen Fächern, namentlich in abendländischen Wissenschaften und möglichst nach abendländischer Methode zugleich mit der christlichen Religion bekannt zu machen.

Nach einer Pause folgte das Referat von Dr. Schreiber über die „Fortschritte in den Anforderungen an die Gemeinden aus den Heiden in Bezug auf Selbständigkeit und Mitarbeit am Missionswerke". Während der Referent sagte, daß man mit der Belehrung über die Verpflichtung einer jeden Christengemeinde, sich selbst zu unterhalten, kaum zu früh anfangen könne, daß man aber mit den thatsächlichen Anforderungen warten müsse, bis gewisse Bedingungen erfüllt seien, so wollte in der Diskussion eine Stimme dem „nicht früh genug" ein „nicht zu früh" entgegengesetzt wissen, um nicht den Verdacht bei den Heiden zu erregen, als verfolge die Mission selbstsüchtige Zwecke. Andere machten darauf aufmerksam, daß die verschiedenen Missionsgebiete nicht nach Einer Schablone zu behandeln seien.

Am 21. Mai hielt D. Fabri aus Barmen sein Referat über die „Bedeutung geordneter politischer Zustände in der Mission." Indem seine Thesen die Stellung der Mission zu unkultivirten und dabei freien Völkerschaften, und zu den heidnischen Culturstaaten unterschieden, bezeichneten sie geordnete politische Zustände als eine Voraussetzung größerer Missionserfolge.

Hierauf wurden D. Warnecks Thesen über Mission und Kirchenregiment in der Abwesenheit des Verfassers von Inspector Zahn vorgelesen. So entschieden dieselben auch für den freiheitlichen Charakter der Heidenmission eintraten und vor der Gefahr einer Verkirchlichung der Mission warnten, so machten sie doch zugleich in Form von Fragen auf eine Reihe von Schattenseiten und Schwächen, wie sie mit dem gegenwärtigen freien Missionsbetrieb verbunden sind, aufmerksam und wollte gegen diese eine möglichste Correctur in Erwägung gezogen wissen. In der Debatte ergab sich im Allgemeinen Ueber-

einstimmung darin, daß eine Verkirchlichung der Mission unter den gegenwärtigen Umständen ein Rückschritt und ein Unglück sei. Zugleich aber wurden manche von Warnecks Vorschlägen als sehr beachtenswerth bezeichnet. „Freilich," so bemerkte ein Redner, „wollen wir uns hüten, den kleinen Finger zu geben; sonst wird uns die ganze Hand genommen."

Am 23. Mai trug Professor Plath sein Referat vor über die wachsende Zahl protestantischer Missionsherde." Indem er untersuchte, was für die immer reicher werdende Zahl protestantischer Missionsheerde und was dagegen spricht, bezeichnete er das Wachsen der Zahl der protestantischen Missionsheerde für die christliche Heimath und für die Heidenwelt als in gleicher Weise segensvoll, ohne damit freilich eine Aufmunterung aussprechen zu wollen, nun recht viele neue Gesellschaften zu gründen. Auch wurde von dem Referenten in seinem Schlußwort ausdrücklich anerkannt, daß manche von den Einwänden, die in der Discussion gegen die stets wachsende Zahl der protestantischen Missionsherde geltend gemacht wurden, nicht unberechtigt seien.

Mit den Gedanken des letzten Referats: „Welche Modificationen, resp. Einschränkungen bei der Anwendung des Lepsiusschen Standard Alphabets in der Missionsliteratur nöthig sind," erklärte sich die Versammlung nach kurzer Debatte im Allgemeinen einverstanden.

Das presbyterianische Generalconcil, oder wie der officielle Name lautet: Das Generalconcil der presbyterianischen Allianz ist am 24. Juni in Belfast eröffnet worden. Das erste Concil hatte im Juli 1877 in Edinburg, das zweite in Philadelphia im Jahre 1880 stattgefunden. Es ist nicht ein Kirchenconcil im gewöhnlichen Sinne des Wortes, da es weder gesetzgebende noch richterliche Autorität hat. Seine Entscheidungen können nur moralische Bedeutung beanspruchen. Sein Zweck ist vielmehr, die wesentliche Einheit der presbyterianischen Kirchen zur Darstellung zu bringen.

Die Zahl der Delegirten war eine große, etwa 325, die im Ganzen etwa 20,000 Parochien vertraten. Die presbyterianischen Kirchen Großbritanniens und Amerikas waren natürlich am stärksten repräsentirt. Doch fehlten auch Abgeordnete der Kirchen des europäischen Continents nicht. Aus Frankreich, der Schweiz, Italien, den Niederlanden, Belgien und Böhmen waren Delegirte anwesend. Am schwächsten war Deutschland repräsentirt. Dieser Umstand gab Veranlassung zu folgendem Abschnitt in der Abschiedsrede von Dr. Cairns. Derselbe ist charakteristisch für die Beurtheilung der Union von presbyterianischer Seite.

Dr. Cairns sagte: „Es drängt mich, mit einer Angelegenheit vor die Allianz zu treten, welche mir durch alle diese Sitzungen hindurch schwer auf dem Herzen gelegen hat, und in der künftig wenn irgend möglich Wandel geschafft werden sollte, obgleich ich wohl weiß, daß sie bereits im Presbyterianerconcil vorgelegen hat. Können wir uns nicht mit den Vertretern der deutschen reformirten Kirchen enger verbinden? Ich meine hier nicht die, welche der Union nicht angehören, deren Sache Dr. Brandes hier so geschickt vertritt. Ich habe hier vielmehr diejenigen im Auge, welche mit den Lutherischen in der unirten Kirche Preußens vereinigt sind. Ich verkenne die Schwierigkeiten nicht, welche ihrer Verbindung mit uns entgegenstehen, aber seit wann haben diese Brüder ihre Stelle unter den Reformirten verloren? Halten sie nicht auch innerhalb der Union fest an dem herrlichen Heidelberger Bekenntniß, das ihre Väter geschaffen haben? Stimmen diese Hunderte, ja Tausende von Gemeinden am Rhein, in Westphalen und anderswo nicht meistentheils in eben dem Grade wie wir selbst mit den Zwecken dieser Allianz überein? Hat nicht Dr. Monod uns den Beschluß einer rheinischen Synode mitgetheilt, welcher auf die Formulirung des Consensus hinzielt? Die deutschen Reformirten können ihr Recht, hier vertreten zu sein, durch ihre Verbindung mit dem Staat nicht verloren haben. Denn hier in dieser Allianz stehen Mitglieder von Staatskirchen an Eifer für die Zwecke der Allianz hinter den anderen, freikirchlichen nicht zurück. Ebenso wenig haben diese Reformirten durch die Union, die sie mit den Lutheranern eingegangen sind, ihren Anspruch auf eine Stelle in diesem Concil verwirkt.

Denn die Union bedeutet — wie sie überzeugt sind — keineswegs ein Aufgeben ihres besonderen Bekenntnisses. Zudem nähert sich die Verfassung der unirten Kirche mehr und mehr dem synodalen oder presbyterianischen Typus. Müssen wir schon nach dem Lutherfest in Wittenberg, an welchem D. Watts, Professor Salmond und Mr. Stalker nebst anderen im Sinne und Geiste unserer gesammten Kirche einen so warmen Antheil genommen haben, ein Zusammenwirken mit der lutherischen Kirche anstreben, wie viel mehr mit der Kirche Calvins, welche ja doch auch innerhalb der Union noch immer lebt und wirkt. Und wer möchte leugnen, daß dieselbe für christliche Theologie und christliches Leben in Deutschland in reichem Segen fortlebt und fortwirkt? Müssen wir nicht, wenn irgend möglich, eine direkte Verbindung mit diesen Reformirten suchen, die nicht erst durch Amerika vermittelt ist? Wie diese Verbindung hergestellt werden kann, wage ich in diesem Augenblick nicht näher zu bestimmen. Vielleicht könnte der Evangelische Ober-Kirchenrath in Berlin allen innerhalb der Union reformirt gebliebenen Gemeinden der Staatskirche oder doch wenigstens denen, die sich an den Versammlungen unseres Concils betheiligen wollen, gestatten, dnrch vollberechtigte Delegirte sich vertreten zu lassen. Und während der preußischen Staatskirche als solcher nicht zugemuthet werden kann, sich auf den Consensus der reformirten Kirche zu stellen, könnten nicht sämmtlichen Mitgliedern der unirten Kirche Preußens Gastrechte (d. h. alle Rechte mit Ausnahme des Stimmrechts) eingeräumt werden? So könnte der für die Reformation so unheilvoll gewordene Tag, an welchem Luther und Zwingli 1529 auseinandergingen, gesühnt, und der schöne Tag herbeigeführt werden, an welchem der gläubige Protestantismus in festgekitterter Einheit in allen Ländern gegen Rom und den Unglauben gemeinsam kämpft.

Gustav Werner, der durch seinen praktischen, christlichen Socialismus in weten Kreisen bekannt ist, hat am 12. März d. J. seinen 76. Geburtstag und sein 50jähriges Jubiläum gefeiert. Ein Brief des württembergischen Staatsministers v. Hölder hat ihm die herzlichsten Glückwünsche zu dieser Feier ausgesprochen.

Vor 50 Jahren hatte Gustav Werner als Pfarrvikar in dem Dorfe Walddorf bei Tübingen, von Liebe zu den Armen und Verlassenen in seinem Volke erfüllt, den ersten Anfang mit der Aufnahme hülfs- und rettungsbedürftiger Kinder gemacht. Von Jahr zu Jahr vergrößerte sich die Zahl der Kinder, die er aufnahm, und neue Mittel mußten geschafft werden. Nun zog er nach Reutlingen, und hier gelang es ihm, unterstützt von Freunden seines Werkes, zuerst ein Wohnhaus und später sogar ein Fabrikwesen sich zu erwerben. Durch seine und der Seinigen Hingebung, vor allem durch die Liebe mancher opferfreudigen Männer und Frauen, die sich an ihn anschlossen und in gewissem Sinn eine große Familie bildeten, wurde er in den Stand gesetzt, vom Mutterhaus in Reutlingen aus eine größere Anzahl von Anstalten im ganzen Lande zu gründen, die durch Landwirthschaft und Fabrikthätigkeit sich ihre Existenzmittel schafften. Nicht blos Kinder, sondern auch ältere körperlich und geistlich gebrechliche Personen fanden hier Zuflucht, Arbeit, leibliche und geistige Versorgung. Besonders war es auch die rastlos thätige Gattin Werners, die jahrzehntelang mit ihm in gleichem Sinne und Verständniß wirkte. Doch kam auch über seine Unternehmungen eine Zeit finanzieller Krisis, und der Konkurs drohte über sie hereinzubrechen. Aber wo die Noth am größten, ist Gott am nächsten. Dies zeigte sich auch hier. Eine von der Ständekammer verwilligte bedeutende Geldunterstützung und zahlreiche Beiträge von Privatleuten traten helfend ein; der kaufmännische Betrieb sämmtlicher Anstalten, unter denen sich vor allen anderen die rasch aufblühende und von Jahr zu Jahr günstiger gestaltende Papierfabrik in Oettingen an der Ems auszeichnete, wurde nun einem Comite übergeben. Heute sind es außer der Mutteranstalt in Reutlingen, abgesehen von 150 eigentlichen Hausgenossen, eine Anzahl von 200 Kindern, 200 Zöglingen und Lehrlingen und 400 Pfleglingen, die nicht Württemberg allein, sondern fast sämmtlichen deutschen Staaten, Oesterreich und besonders auch der Schweiz angehören, die in diesen Anstalten wohnen und hier ein Asyl, angemessene Arbeit und gute Verpflegung gewonnen haben. Für die körperliche und

geistige Pflege der Kinder in Reutlingen wurde im vorigen Jahre durch Erbauung eines Schul- und Kinderhauses in umfassender Weise Sorge getragen.

Der Ruf Werner's und seiner Schöpfungen ist weit über die Grenzen Deutschlands hinausgedrungen. Merkwürdig bleibt, daß dieser Mann mit seinem Herzen voll glühender christlicher Bruderliebe nicht innerhalb der Landeskirche selbst steht. Er ist einstens wegen seiner Hinneigung zur Lehre Swedenborgs aus ihr ausgetreten und hat als Reiseprediger bald da, bald dort, in Scheunen und Sälen für seine christlich-socialen Ideen gewirkt. Aber in neuerer Zeit ist er doch zu der Landeskirche wieder in freundliche Beziehung getreten, wenn er auch nicht in dieselbe völlig zurückgetreten ist. Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß einzelne seiner Schüler aus theologischen Kreisen, die einstens sein Werk fortführen werden, dies ganz auf dem Boden ihrer Kirche und mit der Unterstützung derselben ausführen. Er selbst aber möge noch die Freude erleben, daß sein langjähriger Wunsch ihm noch am Abend seines Lebens in Erfüllung gehe, ein Asyl zu erbauen für die große Zahl der zum Theil durch vieljährige, anstrengende Arbeit im Dienste der Nächstenliebe arbeitsunfähig gewordenen, ständiger Pflege und ärztlicher Behandlung bedürftigen Anstaltsangehörigen, verbunden mit einem Krankenhaus, das als nothwendiges Bedürfniß immer mehr heraustritt.

Am 19. Juni feierte C. H. Spurgeon seinen fünfzigsten Geburtstag. Das Tabernakel war in allen Theilen gedrängt voll. Auch von dem englischen Premierminister Gladstone war ein Schreiben eingegangen, das aber als privat bezeichnet war und deßhalb nicht verlesen werden konnte. Persönlich waren vertreten: in der Person des Grafen Shaftesbury die Arbeiter in der Inneren Mission und für philanthropische Zwecke; durch Kanonikus Wilberforce die englische Staatskirche und alle Verfechter der Temperenzbewegung. Von der Londoner Baptistenvereinigung mit ihren 150 Gemeinden und 45,000 Mitgliedern waren alle Beamte anwesend, außerdem Deputirte aus Nordamerika, Vertreter der kongregationalistischen Gemeinden und der Methodisten. Auch der Revivalist D. L. Moody fehlte nicht. Zum Schluß wurde Spurgeon ein Jubiläumsfond von 90,000 Mk. mit dem Bemerken überreicht, daß die Summe bedeutend größer geworden wäre, wenn er nicht seine Absicht ausgesprochen hätte, alles, was man ihm geben würde, seinen verschiedenen Instituten zu überweisen.

Dr. Isaak August Dorner starb am 9. Juli in Wiesbaden. Geboren am 20. Juni 1809 zu Neuhausen ob Eck bei Tuttlingen in Württemberg, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt er seine Vorbildung zuerst in Tuttlingen, seit 1823 auf den niederen theologischen Seminar in Maulbronn und studirte seit 1827 neben der Theologie besonders Philosophei. Im Herbst 1832 wurde er Vikar seines Vaters in Neuhausen, 1834 Repetent in Tübingen. Nachdem er 1836 die philosophische Doktorwürde erlangt und vorzüglich in der Absicht die reformirte Kirche aus eigener Anschauung kennen zu lernen, eine halbjährliche Reise nach Holland und England gemacht hatte, wurde er 1838 zum außerordentlichen Professor in Tübingen ernannt. 1839 folgte er einem Rufe nach Kiel als ordentlicher Professor der Theologie, welches Amt er bald mit der Stelle eines Professors und Consistorialrathes zu Königsberg und 1847 mit dem eines Professors der Bonner Universität und Mitgliedes des Koblenzer Consistoriums vertauschte. Seit 1853 lehrte er in Göttingen, seit 1861 in Berlin.

Als Theologe hatte Dorner sich besonders christologischen Forschungen zugewendet. Sein Hauptwerk ist die auf sorgfältiger Quellenforschung beruhende „Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi" (1839), welche er später einer Neubearbeitung unterwarf. (2 Theile in 4 Bänden. 1845—56). Sie ist ein Muster historischer Gelehrsamkeit und kritischer Speculation, zugleich aber auch ein Zeugniß persönlichen Glaubenslebens. Sein „System der christlichen Glaubenslehre" erschien 1879—81 in 2 Bänden. Außerdem schrieb er „das Princip unserer Kirche" (1841). „Ein Sendschreiben über Reform der evang. Landeskirchen im Zusammenhang mit der Herstellung einer evang. deutschen Nationalkirche" (1848), eine „Geschichte der protestantischen Theologie" (1867). An der Arbeit der inneren Mission hat er sich neben Bethmann-Holl-

weg und Wichern hervorragend betheiligt. Nach Wicherns Erkrankung leitete er 1879 den Magdeburger Congreß für innere Mission.

Dr. Joh. Peter Lange starb am 9. Juli in Bonn. Geboren 10. April 1802 in der Gemeinde Sonnborn bei Elberfeld, Sohn eines Fuhrmannes und Ackerwirthes, nahm er anfänglich an den Beschäftigungen des Vaters theil, erwarb sich aber durch Lektüre mancherlei Kenntnisse und lernte auch Lateinisch. In der Absicht, die theologische Laufbahn einzuschlagen, besuchte er nach anderthalbjährigem Privatstudium seit Ostern 1821 das Gymnasium zu Düsseldorf und widmete sich dann seit Herbst 1822 zu Bonn dem Studium der Thologie. Nachdem er einige Zeit als Hülfsprediger bei Krummacher zu Langenberg thätig gewesen, erfolgte im Frühjahr 1826 seine Berufung als zweiter Pastor der Gemeinde Wald bei Solingen, von wo er in gleicher Eigenschaft im November 1828 nach Langenberg übersiedelte. Im August 1832 wurde er zweiter Pfarrer in Duisburg. Hier wirkte er, bis er Ostern 1841 einem Rufe als ordentlicher Professor für das kirchenhistorische und dogmatische Fach an die Hochschule zu Zürich folgte. Im Frühjahr 1854 ging er als Professor der systematischen Theologie nach Bonn, wo er dann mehr als 30 Jahre, (1860 zum Consistorialrath, 1875 zum O.-Consistorialrath ernannt) als Docent, lange auch als Examinator in Koblenz thätig war.

Als Schriftsteller war er ungemein thätig. Seine wissenschaftlichen Hauptwerke sind: „Das Leben Jesu; nach den Evangelien dargestellt" (3 Bde. 1844—47), die „Christl. Dogmatik" (3 Bde. 1849—52) und „Die Geschichte der Kirche" (1. Thl. „Das apostolische Zeitalter." 2 Bde. 1853—54). Hierzu kommt das „Theol. homiletische Bibelwerk" (1857—77), dessen Redaktion er übernommen und für welches er selbst die Genesis, die Evangelien des Matthäus, Markus und Johannes, den Römerbrief und die Apokalypse geliefert hat. Eine große Anzahl seiner kleineren Schriften hat er in „Vermischte Schriften" (4 Bde. 1840—41; N. F. 3 Bde. 1860—64) zusammengestellt. Außerdem veröffentlichte er eine kirchliche Hymnologie"(1843), verschiedene Predigtsammlungen und eine große Anzahl geistlicher Dichtungen lyrischen und didaktischen Inhalts, in denen sich Geistesfülle und blühende Phantasie bekunden. Aber auch noch die letzten Jahre seines Lebens brachten die kürzeren Werke über die „Psychologie in der Theologie" (1873), den „Grundriß der theologischen Encyklopädie" (1877), den „Grundriß der biblischen Hermeneutik" (1878), den „Grundriß der christl. Ethik" (1878), das geharnischte „Die Menschen- und Selbstverachtung als Grundschaden unserer Zeit" (1879) und die weit verbreitete „Bibelkunde" (1881).

Dr. Karl Richard Lepsius, Geheimer Ober-Reg.-Rath, Oberbibliothekar und Professor starb am 10. Juli in Berlin. (Geboren 23. December 1810 zu Naumburg). Dem berühmten Aegyptologen, dem bewährten Freunde König Friedrich Wilhelm's IV., ausgerüstet mit Forschergeist, reichem Wissen, Sprachgenie und genauer Kenntniß Aegyptens konnte Gen.-Sup. Dr. Kögel am Grabe bezeugen, daß er der Kirche als Uebersetzer des Markus-Evangeliums in die Nuba-Sprache gedient habe und als ein treuer Jünger des Herrn nach der Feier des heiligen Abendmahls von den Seinen geschieden sei. Als eine besondere Aufgabe hatte sich Lepsius bereits seit 1855 die Aufstellung und praktische Einführung eines allgemeinen linguistischen Alphabets auf der Grundlage der lateinischen Schrift gestellt und diese wenigstens so weit erfüllt, daß die vorgeschlagene Umschrift der fremden Laute von einer Anzahl Gelehrten auf dem sprachvergleichenden Gebiete und von dem größten Theil der Missionare in Afrika und anderen außereuropäischen Ländern angenommen worden ist. In der zweiten, sehr vermehrten Ausgabe seines 1855 zuerst (deutsch und englisch) herausgegebenen „Standard alphabet for reducing written languages and foreign graphic systems to a uniform orthography in European letters" (1863) waren bereits 120 verschiedene Sprachen auf dieses Alphabet zurückgeführt worden.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord=Amerika.

Jahrgang XII. October 1884. Nro. 10.

Streiflichter in ein dunkles Nachtgebiet.

(Eingesandt von P. L. Haas.)

(Schluß.)

Der Tisch blieb aber immerhin ein schwerfälliges und langsames Correspondenzmittel für den angeblichen Verkehr mit der Geisterwelt. Man erfand daher bald ein viel bequemeres, leicht bewegliches, den „Psychographen." Dieser war etwas ähnlich construirt wie der „Storchschnabel" des Malers oder Zeichners. Er bestand aus einem Holzgestell mit beweglichem Arm, auf welchen die Hände gelegt wurden. An dem einen Ende des Arms befand sich ein hölzerner Stift, welcher nach unten wies. Darunter wurde ein Alphabet gelegt, so daß bei den Drehungen des hölzernen Arms der Stift dicht über dem Alphabet hin und her fuhr. Bei der Anwendung des Apparats geschah es dann häufig, daß der Stift bald bei diesem bald bei jenem Buchstaben sichtlich inne hielt, oder auf eine der unter dem Alphabet befindlichen Zahlen hindeutete. Auch hierüber erzählt Spl. eine selbsterlebte Erfahrung. Eine Dame des Hauses, die einen sehr lebhaften Geist hatte, bestand darauf, einen Versuch mit dem Psychographen machen zu wollen......Bald überraschte sie uns mit der Nachricht, daß derselbe alle ihre Fragen beantworte, selbst wenn sie dieselben gar nicht ausspräche, sondern nur in ihrem Innern bewegte, ihr Alter, die Zahl der Geldstücke in ihrer Tasche und ähnliche Dinge richtig angegeben und selbst gesagt habe, was in der entlegenen Küche oder im Keller in jenem Augenblick vorgegangen sei. Ja noch mehr: Wenn jene sehr lebhafte Dame die Hand auf das Holzgestell legte, brachte es — auch in unserer Gegenwart — sogar längere Reden und Gedichte hervor, die übrigens völlig den Anschauungen und dem Gesichtskreise des Mediums entsprachen und deßhalb nicht gerade übernatürliche Einflüsse verriethen, wenn gleich von einer bewußten Täuschung nimmermehr die Rede sein konnte! — Nur einmal hatten wir den Eindruck, als ob eine dämonische Einwirkung im Spiel sei. Als nämlich der Psychograph eines Tages in das Familienzimmer gebracht wurde und dort eine Probe seiner Kunst unter den Händen der Damen ablegte, schalt mein biederer Prinzipal in kräftiger Weise auf denselben und nannte ihn „ein Teufels Ding". Da gerieth aber der Apparat alsbald in die heftigste Aufregung und schüttete eine wahre Fluth von ordinären Schimpfworten über jenen aus, während doch die Damen, welche die Hände darauf gelegt hatten, weit davon entfernt waren, so häßliche und ehrenrührige Dinge

von dem Hausvater zu denken oder gar kund geben zu wollen! — In Folge dessen wollten denn auch mehrere Personen durchaus nichts mehr mit dem Psychographen zu schaffen haben und weigerten sich beharrlich, die Hände darauf zu legen. Eines Abends jedoch überredete man schließlich die älteste Tochter des Hauses und auch mich dazu, während mein ältester Schüler mit dem Bleistift in der Hand daneben stand und alle Uebrigen gespannt zusahen. Richtig setzte sich der Psychograph allmälig in Bewegung, erst langsam, dann immer schneller, zuletzt so schnell, daß mein Schüler Mühe hatte, die Buchstaben aufzuschreiben, auf die der Holzstift nach einander hinwies. Bald war eine Seite des Blattes vollgeschrieben, dann stand der Stift plötzlich stille und rückte nicht mehr von der Stelle! Jetzt fingen wir an die Buchstaben zu verbinden — und siehe da, zu meiner nicht geringen Ueberraschung kamen Wort für Wort und Satz für Satz zum Vorschein! Der Inhalt aber, auf den ich mich in der Hauptsache noch besinne, war folgender: „„Alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu! Auch du, Mensch, mußt sterben; aber du weißt deine Stunde nicht. Darum bestelle dein Haus, ehe es zu spät ist; bekehre dich noch heute, damit du im Frieden Gottes sterben kannst."" In diesem Sinne ging es fort bis zum Schluß, der sogar aus einer förmlichen Doxologie bestand. Sofort erinnerte ich mich, daß mir Nachmittags bei einem Spaziergang über die herbstlichen Felder, als ich das fallende Laub und die verwelkten Blumen angesehen hatte, jene Gedanken durch den Sinn gegangen waren, die jetzt — mir selber unbewußt — durch den Holzstift des Psychographen sich kund gaben. Ich erkannte daher sogleich, daß hier eine unbewußte Seelenthätigkeit vorliege, die aus dem eigenen Innern hervorgegangen sei, mithin an sich weder übernatürlichen, noch insbesondere dämonischen Ursprungs sei."

So Splittgerber. Man muß zugeben, daß durch unbewußte, magische Einwirkung der Seele, auch ohne die Beihilfe abgeschiedener Geister diese Wirkungen am Psychographen erklärlich sind. Aber der Eindruck dämonischer Einwirkung war doch auch da nicht ganz abzuweisen in einem besondern Fall. Und daß ein solcher dämonischer Einfluß leicht stattfinden kann, können wir wohl begreifen, wenn wir uns die Sache klar machen, wie diese Experimente sich vollziehen. Die in solchen Momenten offenbar erregte Seele wirkt durch ihren Astralgeist oder gar durch die zu einem und demselben Zweck vereinigten Astralgeister sämmtlicher Versuchspersonen, die Hand an den Apparat legen, auf diesen Apparat ein. Sie gibt nun entweder solche Worte und Gedanken, die der Seele selbst im (von uns sogenannten) unmittelbaren Bewußtsein vorschweben, oder aber eingegebene, eingesprochene Gedanken. Dieses Offenbaren der geheimen Gedanken der Seele geht aber nicht durch den physischen Denkapparat, kommt also nicht in's vermittelte Bewußtsein. Vielmehr wirkt die Seele nur auf die motorischen Nervenfasern, welche ihrerseits magisch auf den Psychographen wirken. Ob nun die Gedanken eingeborene oder eingesprochene sind, das ist in der That sehr schwer zu entscheiden. Denn auch

in den edlen Seelen schlummert im Hintergrunde ein verborgenes dämonisches Prinzip, so daß nicht alles Gemeine und Lästerliche, das der Psychograph ausspricht, nothwendig auf fremde Einflüsterung zurückzuführen ist, sondern sich eben so leicht aus dem jeder Menschenseele noch verborgen einwohnenden dämonischen Prinzip erklären läßt, das eben hier zur offenen und unverblümten Aussprache kommt. Aber auch wenn fremder dämonischer Einfluß stattfindet beim Psychographen, so haben wir uns die Sache doch nur so vorzustellen: Der fremde Dämon flüstert der arbeitenden Seele die Gedanken ein und diese bringt sie zum Ausdruck, indem sie durch die motorische Region ihres Nervengeistes eine magische Wirkung auf den Psychographen ausübt. Es ist also hier die Seele der Canal für die unreine Fluth dämonischer Leidenschaften, die durch diese geöffnete Pforte der Unmittelbarkeit aus dem Reich der Geister in diese sichtbare Welt hereinströmt. Wo der Psychograph Fragen beantwortet über Dinge, die der Fragesteller selbst im Augenblick nicht weiß, oder die Niemand der Anwesenden weiß, da ist sehr oft ein magisches Hellsehen, ähnlich wie bei ekstatischen Somnambulen oder dergl., als Erklärungsgrund ausreichend. Ueber dieses Hellsehen haben wir im ersten Abschnitt wohl genügend uns ausgesprochen, auf welchen hier deßhalb wieder verwiesen werden soll.

So viel steht jedenfalls im Rückblick auf die jetzt angeführten Beispiele fest, daß physikalische Wirkungen durch psychische Kräfte nicht nur möglich sind, sondern thatsächlich ausgeübt werden. Wir haben als Vermittlung den der Seele als Hilfsprinzip dienenden Astral- oder Nervengeist zur Erklärung beigezogen. Hören wir, was ein Naturforscher, Professor Crookes, über den Punkt schreibt: „Die Theorie der psychischen Kraft ist an sich selbst nur Anerkennung der jetzt beinahe unbestrittenen Thatsache, daß unter gewissen Bedingungen, welche bis jetzt nur unvollkommen ermittelt sind, und innerhalb einer begrenzten, aber bisher unbestimmten Entfernung aus den Körpern gewisser Personen, welche eine gewisse Nerven-Organisation haben, eine Kraft hervorwirkt, durch welche ohne muskulare Berührung eine Wirkung in die Ferne verursacht wird und sichtbare Bewegungen, sowie hörbare Töne, in festen Substanzen hervorgebracht werden. Da die Gegenwart einer solchen Organisation für die Erscheinung nothwendig ist, so wird daraus vernunftmäßig geschlossen, daß die Kraft auf irgend eine bis jetzt unbekannte Weise aus dieser Organisation hervorgeht. Da der Organismus selbst in seiner Struktur durch eine Kraft bewegt und gelenkt wird, welche entweder selbst Seele ist, oder von der Seele ausgeht, so ist es doch ein gleich vernünftiger Schluß, daß die Kraft, welche die Bewegung über die Grenzen des Körpers hinaus verursacht, dieselbe Kraft ist, welche die Bewegungen innerhalb der Grenzen des Körpers zu Stande bringt. Und insofern die äußere Kraft oft von Intelligenz gelenkt wird, ist es ein gleich vernünftiger Schluß, daß die, die äußere Kraft lenkende Intelligenz, dieselbe Intelligenz sei, welche die innere Kraft lenkt. Dies ist die Kraft, welcher der Name der psychischen Kraft von mir beigelegt ist und von der ich somit behaupte, daß sie auf die Seele oder den Geist des Men-

schen als ihre Quelle zurückzuführen ist. Aber ich und Alle, welche diese psychische Kraft als Agens annehmen, durch welches die Erscheinungen hervorgerufen werden, beabsichtigen nicht, damit zu behaupten, daß diese Kraft nicht zuweilen auch von einer anderen Intelligenz als derjenigen des Psychikers ergriffen und beherrscht werden kann." In vorstehendem Citat ist gesagt, daß eine gewisse Nervenorganisation dazu gehöre, um solche physikalische Wirkungen durch psychische Kräfte hervorzubringen. Crookes meint darunter die eigenartige Anlage der sogenannten spiritistischen „Medien," und sagt, es sei noch unvollkommen ermittelt, unter welchen Bedingungen solche Wirkungen eintreten. Mir will es scheinen, daß eine Naturanlage mancher Menschen von Kindesbeinen an schon sie prädisponirt, so daß ihr Nervensystem unbewußt reagirt, sobald sie in Contakt kommen mit außerordentlichen psychischen Kräften, die durch Vermittlung des Nervengeistes sich kund geben. Um deutlich auszusprechen, was wir meinen, sei nur an das Faktum erinnert, daß viele Menschen, z. B. die Seherin von Prevorst, von Kindesbeinen an die Annäherung eines Geistes fühlen, so daß sie z. B. auf kein Grab treten können, und zum Theil sogar deutlich die schattenhaften Umrisse einer Person wahrnehmen als auf dem Grabe schwebend. Die Bedingungen aber, unter welchen z. B. somnambule Erscheinungen eintreten können, haben wir früher in einem Citat aus Baader ausgesprochen: *) „Wenn der individuelle Astralgeist so geschwächt ist, daß er der Einwirkung seines Elementarleibes unterliegt (schwächer wird als dieser Leib), so verliert er eben dadurch seine eigene aktive Kraft, wird fortan nicht nur ein mehr passives Werkzeug des universellen Astralgeistes, sondern der Mensch wird in solchen Fällen von einem anderen aktiven individuellen Astralgeist abhängig, nämlich zu seiner Fixirung in seiner leiblichen Wirksamkeit bedürftig." Das möchte auch hier Licht geben. Wenn der Astralgeist eines Individuums aus irgend welchen Ursachen geschwächt oder wenigstens in seiner aktiven Kraft etwas reducirt ist, so steht er leichter passiv und receptiv offen entweder für andere individuelle Astralgeister oder für den Universal-Astralgeist, (zu dessen Annahme wir gewiß dasselbe Recht haben, wie die Physiker zu der unbeweisbaren Hypothese des sogenannten Weltäthers.)

Bei Somnambulen findet nun aber doppelte Beeinflussung statt, nämlich theils von den Astralgeistern lebender Menschen, theils von denen Verstorbener. Geschwächte Personen dieser Art ziehen fast von jedem kräftigen, ihnen sympathischen Menschen, unbewußt und unwillkürlich Kräfte an. Erinnern wir uns hier, daß auch hypnotische Medien dem Willen eines fremden Menschen unterliegen, so daß dieser mit ihrem Astralgeist und mit ihrem Leibe willkürlich operiren kann, so mag uns dies auch das Verständniß öffnen für die Vorgänge, die mit bedeutenden spiritistischen Medien offenbar in engster Verbindung stehen. Durch die sogenannte „magnetische Kette" mag leicht eine solche starke Gesammtwirkung auf den Astralgeist des Mediums ausgeübt werden, daß dieser nun sich öffnet und so der Einwirkung von

*) Theol. Zeitsch. Märzheft 1883 pg. 54.

allen Seiten her offen steht, so daß theils die eigene Seele, theils fremde lebende Menschen ihre Ideen durch den Astralgeist des Mediums unbewußt zum Ausdruck bringen können, theils kann auch durch die offene Pforte der Einfluß Verstorbener eindringen und sich geltend machen. Baader sagt einmal, daß Individuen höher oder tiefer gelegener Regionen immer nur durch individuelle Vermittlung in eine andere Region hereinschauen oder hereingreifen, wenn gleich ein derartiger individueller Rapport nicht immer zum Bewußtsein des betreffenden Vermittlers kommt oder von den Zuschauern bemerkt wird. — So mag es sich erklären, daß der „Klopfegeist" von Dibbesdorf sich durch jenen Knecht bemerkbar machte, ohne daß dieser eine Ahnung hatte, daß er dabei die Rolle des „Mediums" spielte. Ebenso mag der erste Anfang des spiritistischen Spuks in der Familie Fox in Hydesville auf einem völlig unbewußten Rapport beruhen, welcher sich zwischen dem Geist des Hausirers und der Kate Fox entwickelte und erst als ein systematischer Verkehr daraus entstand, mögen auch andere Geister beigelockt worden sein. Denn sicher hat Schiller völlig wahr gesprochen:

„Leicht aufzureizen ist das Reich der Geister,
Sie liegen wartend unter dünner Decke,
Und leise hörend stürmen sie herauf."

Wir haben die Entwicklung des Spiritismus bis zur Erfindung des Psychographen verfolgt und gesehen, daß zwar unbewußte Seelenthätigkeit in vielen Fällen zur Erklärung der Vorkommnisse ausreicht, daß aber doch auch zuweilen Dämonisches dabei hereinspielt. Hiefür sollen noch zwei Beispiele von Splittgerber angeführt werden. „In einem benachbarten Pfarrhause, in welchem ich sehr viel verkehrte, weil ich mit der Familie verwandt war, beschäftigten sich die erwachsenen Töchter — zwei junge Mädchen zwischen 17 und 20 Jahren — viel mit dem Psychographen. Es geschah das hinter dem Rücken des Vaters und verlief anfangs völlig harmlos. Der Psychograph beantwortete die gewöhnlich gestellten Fragen meist richtig, wobei er bisweilen eine überraschende Kenntniß dessen zeigte, was in anderen Häusern vorging, wiewohl die jungen Mädchen das aus sich selbst unmöglich wissen konnten. Auch behielt er bisweilen recht, wenn sie ihn Lügen strafen wollten. So namentlich einmal, als ein Schlüssel verlegt worden war, gab der Psychograph beharrlich die Antwort: Sucht in der Schatulle! Und richtig wurde er eines Tages unverhofft in einer entlegenen Schatulle gefunden. Gefragt, wie der antwortende Geist heiße, gab er den höchst drolligen, völlig unmöglichen Namen: „Peter Uwo", gleich als wäre er ein neckischer Kobold, der die wißbegierigen Damen zum Besten haben wollte! Außerdem aber gab er an, daß er der Sohn eines früheren Pastors sei, der vor 900 Jahren (!) gelebt habe und keine Ruhe finden könnte. Daß jedoch hinter diesem angeblichen Hausgeist eine *finstere, dämonische* Macht stand, sollten die jungen Mädchen bald zu ihrem Schrecken spüren. Als sie eines Abends spät noch mit ihrem Orakel sich unterhalten hatten und dann in ihrer Schlafkammer zu Bett gegangen waren, hörten sie plötzlich über sich ein *furchtbares Ge-*

räusch, als ob in der Oberstube Jemand mit gewaltigen Schritten auf- und niederginge, und zwar so heftig, daß die Decke des Zimmers über ihren Köpfen förmlich zu erzittern schien: Entsetzt sprangen sie aus dem Bett und zündeten das Licht an, voll Angst um ihren jüngsten Bruder, der dort oben schlief, da sie befürchteten, daß ein Räuber in's Haus gebrochen sei und jenen überfallen habe. — Sie fanden jedoch den Bruder im tiefsten Schlaf und war derselbe nur mit Mühe daraus zu wecken. Er wußte von nichts und hatte nichts gehört, und war sehr verwundert über die Mittheilung der Schwestern. An eine absichtliche Aengstigung der Schwestern war bei dem Bruder nicht zu denken. Und dagegen sprach auch ein anderes Spuk- und Klopfphänomen, das sich ungefähr um dieselbe Zeit zutrug. Als nämlich die Mädchen eines Abends das Licht gelöscht hatten, vernahmen sie ein heftiges Schütteln an der Hausthüre, deren eiserner Drücker mit aller Gewalt gerüttelt wurde, wie wenn Jemand auf das Dringendste Einlaß begehrte. In der Meinung, es wolle Jemand den Vater zu einem Kranken oder Sterbenden rufen, eilten sie zuerst an's Fenster, um sich zu überzeugen. Aber trotz des hellen Mondscheines konnten sie Niemand draußen sehen, wiewohl das Schütteln und Rütteln an der Hausthür ununterbrochen fortdauerte. Dennoch aber faßten sie sich ein Herz und gingen mit angezündetem Licht auf den Hausflur. Sobald sie aber denselben betraten, hörte das Geräusch auf, Niemand war zu entdecken. Diese wiederholten Klopf- und Spukphänomene hatten zur Folge, daß die beiden Mädchen einen heilsamen Schreck bekamen und ihr hölzernes Orakel, mit dem sie bis dahin ein naives Spiel getrieben hatten, dem Feuer überantworteten.

Von einem Freunde berichtet Spl. merkwürdige Erfahrungen, die jener mit dem Psychographen machte. Derselbe war ein entschieden gläubiger Christ, der sich mit geistlichen Dingen und Schriften gern beschäftigte. Er legte darum auch dem Psychographen Fragen dieser Art vor — und siehe da, derselbe antwortete in durchaus christlichem Sinn! Er gab allerlei erbauliche Gedanken kund und machte sogar Gedichte, in denen biblische Wahrheiten und Anklänge an geistliche Lieder unverkennbar hervortraten. Dabei aber zeigte sich zugleich die beachtenswerthe Erscheinung, die auf den subjektiven Ursprung dieser Kundgebungen deutlich hinwies, daß die bezüglichen Reden und Gedichte der sprachlichen Form und Rechtschreibung nach durchaus dem Bildungsstande des Mannes entsprachen, welcher in seiner Jugend nur die Volksschule besucht und sich nur mühsam die Kenntnisse erworben hatte, um in seinem Fache Meister werden zu können. Ein dämonischer Hintergrund sollte aber bei folgender Gelegenheit sich offenbaren.

Der Mann hatte einen Vetter, der, ein Freimaurer, nur noch an „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit" glaubte, von einem Teufel, bösen Geistern und der Hölle aber nichts wissen wollte. Dieser kam einst ausdrücklich in der Absicht, um den Psychographen über diese Dinge zu fragen. Seine erste Frage war: „Wer bist du?" Der Apparat buchstabirte sogleich: „Ein Geist!" „Was für ein Geist bist du?" — Der Apparat fuhr unruhig hin und her,

aber wies auf keinen Buchstaben hin, gleich als wollte er nicht heraus mit der Sprache. Der Freimaurer ließ nicht nach, sondern fragte bestimmter: „Bist du ein guter oder ein böser Geist?" Wieder drehte sich der Apparat ohne Antwort zu geben. Da fing der Freimaurer an: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, der im Himmel wohnt, daß du uns die Wahrheit sagst! Bist du ein böser Geist?" Da antwortete der Psychograph: „ein böser." „Wie heißt du denn mit Namen?" Wieder fuhr der Apparat auf das Heftigste hin und her, als verweigerte er entschieden jede weitere Antwort. Auf wiederholtes Drängen aber antwortete er endlich: „Legio!" „So seid ihr also euer viele?" „Ja!" war die Antwort. „Und wie heißt euer Oberhaupt?" forschte jener weiter. Langsam buchstabirte der Apparat: „Satan!" — Da fuhr der Freimaurer entsetzt zurück und rief seinem Verwandten zu: „Vetter, jetzt glaube ich an den Teufel!" Auch jener Freund kam nun zu der Einsicht, daß die Beschäftigung mit dem Psychographen für einen aufrichtigen Christen nichts tauge, weil eine Berührung mit dem Reich der Finsterniß darin stattfinde. Darum verbrannte er auf der Stelle seinen Psychographen und hat sich seitdem nie wieder mit dem Spiritismus befaßt.

So wurden auch einfache arithmetische Aufgaben gelöst, Briefe herausbuchstabirt durch den Psychographen. Im Allgemeinen wird es dabei bleiben, daß die psychographischen Aufschlüsse nicht von jenseitigen Geistern, sondern von dem gesteigerten, hellsehenden Geistesleben der Medien selbst herrühren; doch läßt sich ab und zu dämonischer Einfluß sowohl in den Antworten selbst als auch in den begleiteten Phänomenen verspüren.

Ueberhaupt ist es als ein durchschlagender Gesichtspunkt für die Beurtheilung des gesammten Spiritismus festzuhalten, daß die ganze Nachtseite des Seelenlebens das Grenzgebiet zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt bildet und darum auch die sich darin bewegenden spiritistischen Medien stets den Einflüssen jenseitiger Geister ausgesetzt sind, *welche in den entbundenen magisch-körperlichen und mystisch-seelischen Kräften der Medien die Anknüpfungspunkte finden*, um durch sie (verhüllter oder deutlicher) ihre jenseitigen Wirkungen zur Verführung der Menschen in der sichtbaren Welt erscheinen zu lassen.

Dies Alles wird jedoch noch um vieles deutlicher hervortreten, wenn wir von den Vorstufen zum eigentlichen Spiritismus übergehen und diesen mit seinen ganz außerordentlichen physischen Vorgängen und physischen Kundgebungen genauer untersuchen werden.

Die assyrisch-babylonische Keilschrift-Literatur und das Alte Testament.

(Fortsetzung.)

Eine solche Parallele findet sich auf einem nur handgroßen Täfelchen, das den berühmten Bericht von jener Fluth enthält, der mit der hebräischen Erzählung von der Sintfluth so vielfache Berührungen aufweist. Hassadra, in

welchem Namen Lenormant den Xisuthros wiedererkennt, dem der chaldäische Priester Berosus (schrieb 300—260 v. Chr.) den babylonischen Sintfluthsbericht in den Mund legt, offenbart dem Izdubar seine Rettung aus der Wassersnoth in folgender Weise:

„Die Götter, die in der alten Stadt Surripak am Euphrat wohnten, fühlten sich bewogen, eine Fluth auf Erden anzurichten. Der Gott Hea aber wies den Hasisadra an, ein großes Schiff von bestimmten Dimensionen zu bauen und durch dasselbe zu retten, was Leben hatte. Dieser machte Einwendungen: „Wenn ich thue, wie du geboten, verlachen mich Hoch und Niedrig." Doch der Gott wiederholte seinen Befehl und fügte hinzu: „Bei der Fluth, die ich euch schicken will, gehe hinein und schließe die Thür des Fahrzeugs. Mitten hinein bringe dein Korn, dein Geräth und deine Habe, deine Familie, deine Mägde und deine Knechte; des Feldes Vieh, des Gefildes Wild allzumal will ich sammeln, will sie schicken zu dir, auf daß sie bewahrt bleiben in deinem Fahrzeug." Jener that also: „Ich setzte das Dach darauf,...... ich fuhr darin zum sechstenmale, prüfte es beim siebentenmale; sein Inneres prüfte ich beim achtenmale. Seine Planken ließen noch Wasser eintreten: ich sah Risse und besserte das Fehlende nach. Drei (Maß) Erdpech goß ich über die Innenseite, drei (Maß) Erdpech goß ich über die Außenseite."

So rettete Hasisadra sein Hab und Gut, seine Familie und Untergebenen, Feld- und Hausthiere nebst erforderlichem Speisevorrath in die Arche. „Und als Samas (hebr. Schemesch, der Sonnengott) die bestimmte Zeit brachte, sprach eine Stimme: Am Abend werden die Himmel Verderben regnen. Herein brach jene Fluth, von der er gesprochen." Bin̊ und Nebo, Adar und der Pestgott betheiligten sich nun an dem Zerstörungswerk: „Himmelan stieg die Fluth des Gottes Bin,...... vertilgte alles Leben vom Antlitz der Erde. Himmelan stieg die Fluth über alles Volk. Der Bruder sah den Bruder nicht mehr an, die Menschen kannten einander nicht mehr." Selbst den Göttern ward bange vor dem entfesselten Element, sie suchten Zuflucht in Anu's Himmel und „drückten sich wie die Hündlein am Boden," voller Wehklagen über das angerichtete Unheil. Sechs Tage und Nächte wüthete das Unwetter, am siebenten legte sich der Sturm. „Die Wasser nahmen ab, die Sturmfluth hatte ein Ende. Inzwischen ward ich ob dem Meere getragen; das Menschengeschlecht war dahin, wie Baumstämme trieben seine Leichen. Auf that ich das Fenster und Licht fiel auf mein Antlitz; da zuckt' ich zusammen, saß nieder und weinte." Nun treibt das Schiff des Hasisadra nach dem Lande Nizir, dessen Berge seinen Lauf hemmen. Am siebenten Tage sendet er eine Taube aus, „und sie flog fort, flog hin und wider, fand keinen Ruheplatz und kehrte zurück." Ebenso ergeht es einer Schwalbe. Ein Rabe dagegen findet Nahrung an den Leichen auf den Wassern und kommt nicht wieder. Da entläßt der Held die Thiere aus der Arche, und bringt auf einem Berggipfel ein Opfer dar: Bei dem Duft sammelten sich die Götter,...... wie Fliegen schaarten sie sich zum Opfernden." Er selber aber spricht: „Bei dem Geschmeide meines Halses! Diese Tage werde ich nie vergessen! Mögen

die Götter kommen zum Altar! Doch Bel nicht komme zu meinem Altar! Denn er hat nicht des Mitleids gedacht und hat die Fluth angerichtet und mein Volk hat er preisgegeben dem Verderben." Dennoch erscheint Bel und zürnt den Göttern, daß ein Mensch dem Verderben entronnen sei. Hea aber, der allwissende Gott, straft Bels Unbesonnenheit: „Warum hast du unüberlegt die Fluth angerichtet? Auf den Sünder laß fallen seine Sünde, auf den Frevler laß fallen seine Frevel! Der gerechte Fürst nicht werde vertilgt, nicht vernichtet der Gläubige! Statt daß du fürderhin eine Fluth anrichtest, mögen Löwen sich mehren und der Menschen Zahl mindern." Auch Leoparden, Hungersnoth und Pest mögen in Zukunft unter den Menschen aufräumen. Er, Hea, habe auf Beschluß der Götter ohne Wissen Bels den Hasisadra durch einen Traum gewarnt. Da besann sich Bel, trat in das Schiff, legte des Helden und seiner Gattin Hände freundlich zusammen und sprach segnend: „Bisher war Xisuthros ein Mensch; doch jetzt sollen Xisuthros und sein Weib vereint den Göttern gleich sein. Wohnen aber soll Xisuthros in der Ferne, an der Ströme Mündung." Dorthin versetzen ihn dann die Götter*).

Aus den Fragmenten der zwölften Tafel geht hervor, daß der kranke Held Izdubar durch Hasisadra Heilung findet und nach Erech zurückkehrt, wo er um seinen Freund Heabani eine feierliche Todtenklage veranstaltet. Doch dessen Seele hat weder in der Unterwelt noch in Nergals Stätte für die abgeschiedenen Helden Aufnahme gefunden, sondern weilt ruhelos auf der Erde. Hea gewährt die flehenden Bittgebete, und Merodach läßt den Geist Heabanis aus der Tiefe, in welcher sein Leichnam lag, in's Land der Seligen emporsteigen. Seine Heldenthaten und seine schmerzlichen Leiden haben ihm (wie dem Herakles der Griechen) zur Vollendung verholfen. So schließt das große babylonische Nationalepos.

Was die darin enthaltene Fluthsage betrifft, welche von den Babyloniern und Assyriern erst später (spätestens im 17. Jahrhundert) der uralten akkadischen Ueberlieferung entlehnt ist, so sind die Berührungspunkte mit dem Sintfluthberichte des Alten Testaments so in die Augen springend, daß wir nach den bisherigen Andeutungen auf ihre Hervorhebung verzichten; die Parallele zwischen dem frommen Hasisadra und dem gottesfürchtigen Noah, die allein von allen Menschen durch göttliche Veranstaltung vom Verderben der großen Fluth errettet werden, läßt sich bis in unbedeutende Einzelheiten verfolgen. Aber neben der scheinbaren Aehnlichkeit der Erzählungen sind nicht minder groß ihre Differenzen: die Babylonier, die Anwohner des persischen Meerbusens, lassen den Hasisadra ein Schiff bauen, und erwähnen in ihrem Epos den Stapellauf und die Fahrtversuche, den Steuermann und die Schiffsleute. Der biblische Bericht dagegen gehört dem Binnenvolk der Hebräer an: die Arche, die Noah erbaut, ist kein Schiff, sondern ein großer Kasten. Demgemäß findet auch keine Uebereinstimmung statt in den Schiffsmaßen (soweit sie überhaupt leserlich sind), wie auch in der Zahl der geretteten Menschen und

*) Analog Henochs Enthebung von der Erde: „Gott nahm ihn hinweg und ward nicht mehr gesehen," 1 Mose 5, 24.

Thiere. Der Hauptunterschied ist indeß durch die polytheistische Färbung des babylonischen Berichts bedingt: eine Anzahl von Göttern verwüstet die Erde, bedroht damit aber zugleich den Himmel. Von den übrigen Göttern, die wehklagend sich flüchten, wagt es einer, einen frommen Menschen mit seinem Hause zu retten und hernach den Anstifter des Unheils mit ernstem Wort zurechtzuweisen. Mehr noch, der eine wegen seiner Frömmigkeit gerettete Mensch erkühnt sich, bei dem den Göttern dargebrachten Dankesopfer sich die Gegenwart des Gottes Bel zu verbitten und an seinem Zerstörungswerke Kritik zu üben. Die Götter handeln, getrieben von ihren Launen und Leidenschaften; das ethische Motiv der göttlichen Vernichtungsabsicht fehlt zwar nicht ganz, ist aber bei weitem nicht genug betont, — daß nämlich die Sintfluth sein solle eine Sündfluth, ein verdientes Strafgericht der waltenden Gottheit an der in Sünden und Schanden entarteten Menschheit. Das aber ist der treibende Gedanke in der biblischen Darstellung: durch Vertilgung der unerträglich gewordenen Bosheit der Menschen, den göttlichen Gnadenwillen auszuführen, — die Menschheit auf der verjüngten Erde zu erneuern. Trotz der großen Uebereinstimmung in Aeußerlichkeiten sind doch gerade die specifisch religiösen Grundgedanken des babylonischen und des hebräischen Fluthberichtes von einander abweichend.

Gleichwohl bleibt die Thatsache bestehen, daß keine der andern Fluthsagen, die uns bekannt sind, eine solche Uebereinstimmung mit dem mosaischen Bericht aufweist, wie die babylonische*). Es kann eben nicht zweifelhaft sein, daß beide Erzählungen der gemeinsamen Erinnerung an dieselbe Thatsache entstammen; beide erklären sich als verschiedene Darstellungen einer gewaltigen Katastrophe, von der Südbabylonien (oder wie andere wegen der Erwähnung des fernen Berges Ararat [1 Mose 8, 4] meinen: das nördliche Mesopotamien) in vorhistorischer Zeit heimgesucht worden sein mag. Den Kern dieser Kunde, wie überhaupt einen Grundstamm alter Ueberlieferungen nebst dem semitischen Idiom, das er sprach, hat Abraham bei der Auswanderung aus seiner südbabylonischen Heimath †) als ein nationales Erbgut in's Westland Kanaan mitgenommen. Im Volk der Hebräer, dessen Stammvater Abraham ward, hat sich die ursprüngliche monotheistische Anschauung reiner erhalten, als in seiner dem Götzendienst immer mehr verfallenden Heimath, und so hat die uralte Erinnerung an eine große Fluth unter dem Einfluß der alttestamentlichen Offenbarungs-Religion in dem mosaischen Bericht ein so geläutertes Gepräge angenommen.

Ueberhaupt bieten die keilschriftlichen Funde interessante Parallelen auch zu andern Erzählungen der biblischen Urgeschichte. Gleich der Anfang des

*) Denn die griechische Sage, welche sich an die Namen Ogyges und Deukalion anknüpft, hat nachweislich erst unter vorderasiatischem Einfluß sich der biblischen Darstellung genähert, während die ältere Gestalt dieser Sage bedeutend davon abweicht. — Auffallend ist, daß es einige Völker des Alterthums gibt, bei denen sich eine Fluthsage nicht nachweisen läßt; so die Perser und Aegypter.

†) Ur in Chaldäa, das heutige Mugeir, 1 Mose 11, 31.

Alten Testaments, der Schöpfungsbericht, hat sein Analogon in einem babylonischen Weltentstehungs-Mythus. Freilich finden sich nur äußerliche Anklänge, und vielleicht hat man die Aehnlichkeiten beider größer gemacht, als sie in der That sind. Seit Smith durch die Entdeckung und Veröffentlichung des Sintfluthberichts in England das größte Aufsehen hervorgerufen, lag für die Orientalisten die Gefahr nahe, möglichst viele Beziehungen zum Alten Testament in den Keilschriften finden zu wollen. Als Smith daher mit der Herausgabe seiner „Chaldäischen Genesis" begann, welche auch den Fall der Engel, das Sechstagewerk, den seligen Urzustand der Menschen und den Sündenfall, endlich den Thurmbau zu Babel in sich schließt, sah Rawlinson sich veranlaßt, ihn öffentlich vor einer Sensationswissenschaft zu warnen. Sind doch gerade die hier in Frage kommenden Texte äußerst fragmentarisch, und die bisher erschienenen Uebersetzungen derselben weichen noch derartig von einander ab, daß ein endgültiges Urtheil kaum möglich ist.

Ein Bruchstück handelt von der Erschaffung der Thiere: „......Prächtig waren die starken Ungeheuer...... Die Götter ließen werden lebendige Wesen, Vieh des Feldes, Thiere des Feldes und Gewürm des Feldes...... und der Gott Ninsiku ließ werden zwei......", da bricht das Fragment ab, ohne unsere Vermuthung zu bestätigen, daß entsprechend dem sechsten Tagewerk der mosaischen Urkunde im Anschluß an die Erschaffung der Thiere die Schöpfung des ersten Menschenpaares berichtet sei.

Nach der biblischen Darstellung findet das große Schöpfungswerk seinen krönenden Abschluß in der Stiftung des Sabbaths. So wird der Gedanke angedeutet, daß der Bundesgott schon bei der Schöpfung der Welt sein Absehen auf die Gründung eines Gottesreiches in Israel gerichtet habe. Interessant ist, daß der Sabbath auch in den Keilschriften bezeugt ist. Friedrich Delitzsch fand in einem assyrischen Synonymenverzeichniß den Begriff „Ruhetag" durch sabbatuv (Sabbath) erklärt*). Nicht nur für den Namen des Sabbaths, sondern auch für die Sache selbst, die Ruhe und Arbeitsenthaltung am siebenten Tage, ebenso für die Eintheilung des Monats in vier Wochen, für die Eintheilung der Woche in sieben Tage, gemäß der den Semiten heiligen Siebenzahl bezeugt ein aufgefundener Kalender den babylonischen Ursprung.

Auch der babylonische Schöpfungsbericht scheint, wie das mosaische Sechstagewerk, einzelne Schöpfungsakte von einander unterschieden zu haben, vermuthlich so, daß jeder derselben auf einer besonderen Thontafel verzeichnet war. Eine weitere formelle Aehnlichkeit läßt sich darin finden, daß der hebräischen Formel: „Gott sahe, daß es gut war", mit der jede einzelne Schöpfungsthat schließt, im babylonischen Texte die Ueberschrift der einzelnen Schöpfungsberichte entspricht: „Prächtig war alles hergerichtet; prächtig waren die starken Ungeheuer". Die Schöpfung aus einem Chaos (Tiamat), die Dreitheilung der Thiere in Vieh, Wild des Feldes und Gewürm, die Bestimmung

*) Assyrisch: um nu uh-lib-bi, hebräisch jom unach leb, Tag der Ruhe des Herzens, d. h. Ruhetag.

von Sonne und Mond, das alles sind Parallelen zum biblischen Schöpfungsbericht. Sogar den Namen des Schöpfungsmenschen will Smith auf einem Fragment entdeckt haben; er heißt admu, der biblische Adam (d. h. Mensch.)

Aber trotz der gemeinsamen Quelle ist auch hier die Verschiedenheit beider Berichte in die Augen fallend: von der Idee des einen Gottes, welche die Babylonier ursprünglich gehabt zu haben scheinen, versanken sie immer tiefer in polytheistische Verkommenheit, während das Volk Israel das ihm anvertraute religiöse Erbe reiner bewahrte und unter dem segensvollen Einfluß der Offenbarung des Einen Gottes die uralten Ueberlieferungen der heidnischen Stammesverwandten zu ethischer Bedeutung vertiefte. Israel kennt den Einen, ewigen Gott, der himmelhoch erhaben ist über die Theogonieen des babylonischen Pantheons; der nicht etwa die Welt aus seinem Wesen oder aus dem Chaos emaniren läßt, sondern mit freiem Willen die einzelnen Schöpferakte vollbringt. Nach dem biblischen Bericht handelt Gott unter dem teleologischen Gesichtspunkt, den Menschen, das Ziel und die Krone der irdischen Schöpfung, zur Gottebenbildlichkeit zu führen. Diese tiefen Gedanken voll unvergänglicher religiösen Wahrheit würde man in den verworenen Berichten der Reste der babylonischen Schöpfungssage vergeblich suchen.

Dem Bericht von der Schöpfung folgt in der Bibel die Erzählung vom Sündenfall: Der Mensch unterliegt der Versuchung, die in der Gestalt der listigen Schlange an ihn herantritt. Ohne Zweifel liegt dieser Anschauung eine uralte mythologische Vorstellung der Semiten zu Grunde. Zwar ein babylonischer Bericht des Sündenfalls, den Smith aus einem Fragment herausgelesen haben will, existirt nur in seiner Phantasie, aber nicht in Wirklichkeit; die Neigung, eine interessante Parallele zur Bibel zu finden, hat ihn bei seiner Uebersetzung irre geleitet. Dafür aber ist die Sache selbst nachgewiesen. Auf einer altbabylonischen Gemme ist ein Baum, rechts mit drei links mit vier Zweigen versehen, dargestellt; unterhalb derselben hängt auf jeder Seite eine Frucht herab. Nach diesen Früchten greifen zwei menschliche Gestalten, die durch den Baum getrennt auf Sesseln einander gegenüber sitzen; die eine Gestalt ist mit Stierhörnern ausgestattet; hinter der andern, die durch eine besondere Kopfbedeckung unterschieden ist, befindet sich eine sich aufbäumende Schlange. Diese Abbildung ist ein so frappantes Seitenstück zu dem mosaischen Bericht (1 Mose 3), daß man auf den erhobenen Einwand dieses Bild des kleinen Cylinders könne noch vieles andere, als gerade den Sündenfall darstellen, wohl zu der Gegenfrage berechtigt ist: was es denn sonst darstellen könne? (Schluß folgt.)

Eine moderne apologetische Frage im antiken Gewande.

Von Hermann Schultz in Göppingen.

(Abdruck aus den „Studien und Kritiken".)

1. Der geistige Kampf, welchen die christliche Kirche im zweiten und dritten Jahrhundert gegen die Angriffe der heidnischen Bildung geführt hat, hinterläßt bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck, als ob er endgültig

und unwiderbringlich blos der Vergangenheit angehöre und nur geschichtliches Interesse in Anspruch nehmen könne. Die Anschuldigungen und Mißverständnisse, welche aus dem blinden Haß und Mißtrauen der Volksmassen und aus der vornehmen, kühlen Abneigung der philosophisch geschulten Kreise hervorgingen, klingen uns zum Theile unbegreiflich aberwitzig, zum Theil wenigstens als der Ausdruck einer abgestorbenen und für immer verschwundenen Lebens- und Weltanschauung. Die Gegensätze, in welche gegenwärtig das Christenthum gestellt ist, — die Fragen, mit welchen seine wissenschaftlichen Vertreter ringen — die Abneigung, die ihm aus den Kreisen der weltlich gerichteten Bildung entgegengetragen wird, — das alles steht so vollständig anders aus als alles, was uns in den Schriften der alten Apologeten begegnet, daß wir unser christliches Gefühl von den Kämpfen und Sorgen jener Zeit kaum lebhaft erregt fühlen. Und auch die Beweismittel sowie die Kampfesart jener alten Christen müßten dem gegenwärtigen Theologen wenig vertrauenerweckend erscheinen. Logik und Methaphysik einer vergessenen Schule, allegorische Willkürlichkeiten als ernsthafte Beweismittel gebraucht, pathetische Berufung auf Zauberwirkungen der neuen Lehre, — völlig ungerechte und ungeschichtliche Beurtheilung der außerchristlichen Religionen, — dies und vieles andere machen uns die Denkweise der alten Vertheidiger des Christenthums fremd.

Aber der Eindruck ändert sich, wenn man in dieser leidenschaftlich erregten und von Geist und Leben durchglühten Gedankenwelt heimisch wird. Das Fremdartige verschwindet wie eine bloße Hülle, und der ewige Kampf der Religion des lebendigen Gottessohnes gegen die Welt, die ihn nicht erkennt und nicht liebt, — der Kampf, welchen die Christenheit unserer Tage so gut zu kämpfen hat wie das christliche Alterthum, — bleibt mit all seinem unmittelbaren Interesse und seiner praktischen Bedeutung für uns vor unsern Augen zurück. Ja, es wird uns bald klar, daß wohl kaum eine Zeit in der Geschichte der Kirche mit jener alten Zeit eine so auffallende Aehnlichkeit aufweist als gerade die unsre. Und aus der Masse des Streitmaterials der alten Christen, welches uns nicht mehr dienen kann, heben sich bald für unser Verständniß die festen und bewährten Waffenstücke heraus, zu denen das Christenthum immer wieder greifen muß, wenn es den Kampf gegen die alten Feinde, die ihm in stets neuen Gestalten nahen, mit Erfolg durchfechten will.

Ja es treten uns zu unserer Ueberraschung Gegensätze entgegen, welche wir gewohnt sind, gerade als Erzeugnisse der allerneuesten, wissenschaftlichen Entwickelungsstufen anzusehen. So hat bereits Keim*) darauf hingewiesen, daß der Satz von der Unmöglichkeit der Durchlöcherung des Naturzusammenhanges schon bei Celsus gegen die teleologische Weltanschauung des Christenthums in's Feld geführt wird. Und wie dieser Angriff ein nothwendiges Ergebniß des auf dem Boden der Naturreligion erwachsenen Denkens ist †), so

*) Keim, Celsus' wahres Wort (Zürich 1873), S. 47, Note 1.

†) Natürlich vor allem der Stoa.

möchte ich auf eine ähnliche Erscheinung ebenfalls aus dem Buche des Celsus und der Entgegnung des Origenes hinweisen.

Der entscheidende Punkt, in welchem sich die christliche, ja jede höhere religiöse Weltanschauung von der irreligiösen unterscheidet, ist der Glaube an eine einzigartige, von allem bloßen Naturleben durchaus qualitativ unterschiedene Bedeutung der vernünftigen Persönlichkeit. Mit diesem Glauben steht und fällt die biblische Religion. Ein göttliches Ziel der Welt, welches zugleich Ziel der Menschheit ist, — ein Reich Gottes, zu dem die Menschen berufen sind, — ein Heilsweg Gottes mit den Menschen, um dessentwillen Gottes eigenes Wesen menschlich verwirklicht in die Geschichte eintritt —, das alles sind Thorheiten, ja wahnsinnige Anmaßungen der Menschen, wenn der Mensch im Grunde nur eine besondere Art des Naturlebens darstellt, wenn der Unterschied zwischen ihm und den anderen belebten Wesen dieser Erde nur ein Stufenunterschied ist, der für eine höhere Betrachtung mehr oder weniger verschwindet. Hier also ist ein Angriffspunkt gegeben, von dem aus antiker und moderner Naturalismus die biblische Religion in ihren Grundfesten zu untergraben hoffen kann. Und so sehen wir, wie in der naturwissenschaftlichen Philosophie unserer Zeit, so schon bei Celsus das Losungswort ausgegeben: „Die Kluft zwischen Mensch und Thier ist künstlich durch menschlichen Dünkel erweitert. In Wahrheit ist der Uebergang ein vielfach unmerklicher. Darum ist die biblische Religion auf Selbsttäuschungen der menschlichen Eitelkeit gebaut." Natürlich steht in diesem Streite die idealistische Philosophie des Alterthums wie der Neuen Zeit auf Seiten des Christenthums. Das auszuführen liegt außerhalb meiner Absicht. Aber das Denken, welches sich eigentlich folgerichtig auf dem Boden der Naturreligion erhebt, kann ein schlechthin von der Natur unterschiedenes und über sie erhobenes Leben der Persönlichkeit nicht anerkennen. Und von solchen Voraussetzungen aus*) greift Celsus das Christenthum mit Gründen an, welche vielfach klingen, als ob sie aus dem Munde eines der gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Gegner des Christenthums kämen. Ich möchte hier den Angriff des Celsus †) und die Abwehr des Origenes kurz darstellen, um die entscheidende Wichtigkeit der von beiden behandelten Frage auch für die gegenwärtige Apologetik zum Bewußtsein zu bringen.

2. Der erste Vergleich, welchen Celsus zwischen Menschen und Thieren anstellt, hat noch nicht eigentlich den Charakter einer grundsätzlichen Bekämpfung der Einzigkeit der Vernunftwesen überhaupt. Er dient nur dem bitteren Spott des Philosophen gegen die besonderen Ansprüche der Juden und Christen auf Berücksichtigung von Seiten Gottes. Celsus vergleicht

*) Vgl. Zeller, Thl. III, Abthlg. 1, Hälfte 1 (2. Aufl.), S. 383 ff. 460 ff. Die Frage, ob Celsus in diesem Punkte seiner sonstigen philosophischen Stellung getreu bleibt, oder blos im Kampfe zu Waffen greift, die ihm zur Schädigung des Gegners dienlich scheinen, berühre ich hier nicht.

†) Ich citire der Einfachheit wegen nach der deutschen Uebersetzung bei Keim a. a. O. Die Stellen selbst sind natürlich schon von Alters her gewürdigt (vgl. z. B. Neander, Allgem. Geschichte der christlichen Religion, A. 3, S. 92).

beide Religionsgenossenschaften mit „einem Knäuel von Fledermäusen oder Ameisen, welche aus einem Loche hervorkommen, — oder Fröschen, welche an einer Pfütze Sitzung halten, — oder Regenwürmern, welche in der Ecke eines Schlammes zur Kirche kommen — — — und sagen: alles offenbart uns zuerst Gott und kündigt es vorher an." Der heidnische Philosoph verhöhnt seine Gegner, indem er solche Würmer im Stiele der Thierfabel sprechen läßt: „Es ist ein Gott; dann nach ihm kommen wir, die wir von ihm geworden, sind durchaus Gott ähnlich, und uns ist alles unterworfen — — und unsertwegen ist alles und uns zu dienen ist alles geordnet — — und da einige unter uns fehlen, wird Gott kommen oder seinen Sohn senden, damit er die Ungerechten verbrenne und wir übrigen mit ihm ewiges Leben haben." Aber mit diesem Spotte wird doch im Grunde nicht blos der Anspruch der Christen und Juden auf das Reich Gottes und auf eine besondere Vorsehung verhöhnt, sondern es klingt doch schon der Gedanke durch, daß es überhaupt ein thörichtes Verlangen der Menschen sei, sich als Gegenstände besonderer göttlicher Liebes- und Versöhnungsgedanken und als Zweck der Welt zu fühlen, — ebenso thöricht, als wenn Thiere von ihrem Gesichtspunkte aus sich als Mittelpunkt und Ziel der Weltentwickelung betrachten wollten.

Von IV, 69 an wird dieser Gedanke dann im Zusammenhange und mit scharfer Folgerichtigkeit weiter erörtert. „Nicht dem Menschen ist das Sichtbare gegeben; vielmehr entsteht Jegliches und vergeht des Heils des Ganzen wegen." Damit wird die christliche Weltanschauung in ihrem Mittelpunkte angegriffen. Die vernünftige Persönlichkeit hat sich einfach wie jede einzelne Erscheinung in der Welt in den unabänderlichen Kreislauf der Dinge einzufügen, in dessen Zusammenhange sie allein ihre Bedeutung hat, — und darf nicht wähnen, daß das Natürliche ihr als Mittel zu dienen habe.

Die natürlichen Güter und Erscheinungen, so heißt es dann, um diesen Satz näher zu begründen, dienen dem Thiere so gut wie dem Menschen. Wenn der Mensch die Thiere beherrscht und benutzt, so wird er ebenso gut ihre Beute, und der Unterschied ist jedenfalls ein fließender. So heißt es IV, 74 bis 80: „(Aus der Naturgeschichte und aus dem Scharfsinn, welchen die Thiere an den Tag legen) kann man zeigen, daß nicht in höherem Grade der Menschen als der Thiere wegen alles geworden ist. Donner und Blitz und Regen — — geschehen nicht mehr uns, den Menschen zur Nahrung, als den Pflanzen, Bäumen, Gräsern und Disteln — — und wie magst du sagen: diese wachsen mehr den Menschen, als den wilden, unvernünftigen Thieren? Wir nähren uns unter Anstrengungen und Aufbietung von Strapazen kaum und mühsam. Ihnen aber wächst alles ungesät und ungepflügt — —. Auch den Ameisen und Fliegen tritt die Nacht zur Ruhe ein, der Tag aber zum Säen und Thätig-sein. Und wenn einer uns die Fürsten der Thiere nennen würde, da wir die andern Thiere jagen und verspeisen, so werden wir sagen: warum sind nicht vielmehr wir wegen jener geworden, da jene uns jagen und fressen." Und Celsus verstärkt diese Behauptung noch durch die Hinweisung darauf, daß die Thiere ohne künstliche

Werkzeuge die Menschen überwinden können, und daß im Anfange der Menschengeschichte die Menschen jedenfalls im Kampfe gegen die Thiere sehr im Nachtheile gestanden haben müssen.

Bis dahin richtet sich der Angriff des Heiden nur gegen jene falsche Teleologie, welche das Behagen der natürlichen Existenz des Menschen als den entscheidenden göttlichen Zweck der Welt ansieht, — statt denselben in der Herrschaft der Vernunft zu finden. Mit IV, 81 aber geht der Angriff gegen den Mittelpunkt der feindlichen Stellung vor, indem Celsus den Unterschied des Menschen vom Thiere auch in Vernunft, Sittlichkeit und Religion zu einem bloßen Stufenunterschiede herabsetzt.

Die menschliche Vernunftthätigkeit, welche Staat, Gesetz und Ordnung geschaffen hat, erscheint ihm von der Vernünftigkeit, welche Bienen und Ameisen zeigen, nicht grundsätzlich verschieden. Mit beredten Worten weist er (bekannten griechischen Vorbildern folgend) auf den Staat der Bienen hin mit seiner Ordnung und Polizei, — und daneben auf die vernunftmäßige Fürsorge der Ameisen, welche sich gegenseitig unterstützen, die Gestorbenen begraben und sich mit einander unterreden, „also allgemeine Begriffe einiger das Ganze betreffenden Dinge haben und Sprache und Signalisirung der Vorkommnisse." Besonders betont er, daß die Ameisen von den Früchten, die sie aufspeichern, die Keime abthuen, damit die Früchte nicht keimen, sondern sich aufbewahren lassen. So meint er: für einen vom Himmel Blickenden würde der Unterschied zwischen dem vernünftigen Thun dieser Thiere und dem der Menschen kein bedeutender sein.

Ja, auch auf den höchsten Gebieten des Geisteslebens sucht er Parallelen zwischen den Thieren und den Menschen. Schlangen und Adler kennen Gegenmittel gegen Gift und Uebel und geheime Kräfte der Steine sind also in diesen Stücken Meister der Menschen in der Zauberkunst. Und wenn der Mensch seine einzigartige Würde auf die Erkenntniß der göttlichen Gedanken stützen will, so sind ihm auch darin viele Thiere gleich. Das Göttlichste ist doch das Vorauserkennen und Vorausahnen der Zukunft. Diese aber lernen ja die Menschen von den Thieren, vor allem den Vögeln. So müssen also diese wohl den göttlichen Willen besser wissen als wir, also von Natur „näher bei dem göttlichen Umgange, weiser und gottgefälliger sein." Daß aber diese Thiere wirklich selbst des göttlichen Willens bewußt sind und sich darüber verständigen, das glaubt Celsus aus den Berichten der „Verständigen" als anerkannt voraussetzen zu dürfen*). Sodann betont er mit Pathos die beliebten Erzählungen des Alterthums von der Eidestreue und der Glaubensfestigkeit der Elephanten, welche doch auf Erkenntniß der göttlichen Dinge hinweisen, — von der Pietät und Kindesliebe der Störche und von dem Phönix, der seinem gestorbenen Vater göttliche Grabesehren bereitet.

*) Die klassischen Parallelen zu diesen und den folgenden Behauptungen vgl. bei Keim, S. 62 u. 63.

Mit diesen Beweisen glaubt er hinreichend den Gedanken entkräftet zu haben, daß der Mensch sich als Zweck der Welt betrachten oder als Gegenstand besonderen Liebens und Zürnens ansehen könne. Die Welt ist für ihn so wenig wie für Löwen, Adler oder Delphine gemacht, sondern sie ist um ihrer selbst und um ihrer göttlichen Vollkommenheit willen da, und Gott zürnt eben so wenig um der Menschen willen, wie er etwa der Affen und der Fliegen wegen zürnt, sondern jedes Wesen hat seine Stelle im Ganzen und darin seinen eigenthümlichen Werth. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Centralausschuß für innere Mission in Berlin hat kürzlich eine Denkschrift ausgehen lassen: „Die Aufgabe der Kirche gegenüber den wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart.“ (Berlin, W. Hertz, Bessersche Buchhandlung.) Dieselbe erkennt den tiefen Nothstand der Zeit in dem „feineren oder gröberen Materialismus, welcher von der ausschließlichen Diesseitigkeit der menschlichen Bestimmung ausgehend, den Zweck des Lebens in der möglichst hohen Befriedigung irdischer Bedürfnisse erblickt,“ und findet diesen bösen Grundzug einerseits in der einseitigen individualistischen Richtung, deren Ideal die pure Entschränkung des Individuums behufs möglichst hohen Erwerbs irdischer Güter ist; andererseits in der Socialdemokratie mit ihrem Anspruch auf gleiche irdische Befriedigung. Dem gegenüber ist das der christliche Standpunkt, das wirthschaftliche Leben nicht als Selbstzweck, sondern als Unterlage und Mittel für die Erreichung der höheren und ewigen Bestimmung des Menschen und der Menschheit anzusehen, und von diesem Standpunkte aus ist das Wirthschaftsleben in allen seinen Beziehungen zu versittlichen, sittliche Motive, Stützen, Schranken, Triebkräfte in dasselbe einzusetzen. Wie das geschehen könne und müsse, wie insonderheit das Verhältniß des Arbeitgebers und Arbeiters zu gestalten sei, und welch ein — wesentlich schirmender — Antheil der Staatsgesetzgebung hiebei zufalle, wird in trefflicher Weise ausgeführt. Die Aufgabe der Kirche und ihrer innern Mission ist eben diese Durchdringung des Wirthschaftslebens mit sittlichem Geiste, mit Kräften der Liebe und Zucht, und ihre Mittel dazu sind keine andern, als die Verkündigung des göttlichen Wortes und die dienende Liebe. Nur wenn auch auf diesem Gebiete die Verwirrung von Kirche und Nationalökonomie aufhört und das Richtige zu klarer Erkenntniß kommt, wird das Gerede von dem socialen Uebergewichte der römischen Kirche aufhören und sich die Ueberzeugung herausbilden, daß nicht der Besitz großer financieller oder politischer Machtmittel es ist, was eine Kirche auch in socialer Beziehung stark macht, sondern die Kraft der von ihr verkündigten und in ihrem kirchlichen und geistigen Leben bewiesenen Wahrheit.

Von **Dr. Wangemanns Una sancta** sind noch vor seiner Abreise nach Südafrika wieder drei Hefte erschienen. Das erste ist ein scharfer Angriff auf die Separation und eine Apologie der preußischen Regierung, das zweite eine dogmatische und historische Erörterung über die lutherische und reformirte Sacramentslehre, nebst Ausführungen über Wesen und Gestalt der lutherischen Kirche; das dritte eine in großem Styl angelegte Geschichte der Union bis in die Einzelheiten hinein. Für die letztere Arbeit ist es Dr. Wangemann sehr zu Statten gekommen, daß die Cabinetsacten des Königs Friedrich Wilhelm III. dem Staatsarchiv überwiesen und von Wangemann mit seinem bekannten Fleiß benutzt sind. Jedenfalls werden die Gegner der Union, Alt- wie Neulutheraner, durch diese Publikation gezwungen werden, ihre Anschauungen über die Union, zumal über die Intentionen des Königs, zu mustern und zu verbessern. Mag man einwenden, daß geheime Cabinetsacten nicht den objectiven Bestand der Geschichte, sondern

nur die Meinungen der Betheiligten offenbaren, und daß zur Vervollständigung des Bildes eben auch von anderer Seite die Farben genommen werden müssen: so viel steht fest, daß nach diesen Acten die Gestalt Friedrich Wilhelms III. in kirchen-historischer Größe um eines Hauptes Länge über seine Räthe und Theologen hervorragt, daß seine Absicht nicht darauf geht, die lutherische Kirche in Preußen aus Unionsfanatismus untergehen zu lassen, sondern daß er keinen andern Gedanken hat als den, die evangelische Kirche aus dem Geiste Luthers heraus zu erneuern und daß die Einführung der Agende wie die Union in eminentem Sinne reformatorische Thaten des Glaubens genannt werden müssen. Es wird nach der Wangemannschen Darstellung historisch gewiß, daß der König nicht blos einer der besten Lutherkenner, sondern einer der besten Lutheraner war und aus dieser Glaubens- und Bekenntnißstellung heraus sein Werk unternahm. Wenn er dabei fehlte und sich vergriff, so muß man bedenken, daß er mit seinen Ideen fast einsam dastand und das Allermeiste selbst that, daß nur seiner staunenswerthen Energie und seiner nach dem Endziel schauenden Zuversicht gelang, was Jedem unmöglich scheinen mußte. Es ist interessant, neben dieser Charakteristik des Monarchen auch eine Rettung Altensteins zu finden, die wenigstens das Eine beweist, daß dieser Minister, weit entfernt ein Gegner der Kirche zu sein, sich dem König als der sorgsamste und zuverlässigste Berather in diesen Kirchensachen erwies.

Mit den Gegnern des Königs fährt Dr. Wangemann nicht immer säuberlich; man darf auch sagen, daß sie vielfach ohne Verständniß und aus kleinlichen Beweggründen handelten. Von Schleiermacher gilt dies nicht; aber in ihm bäumte sich die reformirte Kirchenanschauung gegen das wesentlich lutherische Kirchenideal des Königs. Der Sieg des großen Theologen wäre ein Sieg des reformirten Typus über den lutherischen gewesen; der Sieg des Königs war wenigstens in der Agendensache zweifellos ein Sieg des lutherischen Geistes. Dies mit neuen Argumenten und Thatsachen nachgewiesen zu haben, ist Dr. Wangemanns unbestreitbares Verdienst. Wir glauben nicht, daß es für seine Gegner auf die Dauer möglich sein wird, zu schweigen oder mit Kleinigkeiten zu antworten. Seine Anschauung muß widerlegt oder zugegeben werden. Wir halten das Erste für unmöglich und meinen, daß ein gerechteres Urtheil über die Union vielleicht schon bei den unbefangenern Gegnern von heute, jedenfalls aber bei den Lutheranern der Zukunft die Frucht des Wangemannschen Buches sein wird. (N. Ev. Kztg.)

Das dreihundertjährige Jubiläum der Hochschule zu Herborn fand am 12. August d. J. statt. Obgleich die im Juli des J. 1584 durch den Grafen Johann VI. den Aelteren von Nassau-Oranien gegründete reformirte, nach ihm Johannea benannte Universität seit beinahe siebenzig Jahren in dem früheren Umfange nicht mehr besteht, indem nach Auflösung der universitas seit dem J. 1817 nur mehr das Predigerseminar für Nassau in Herborn belassen wurde, so hat man es mit Rücksicht auf die Bedeutung, welche jene Hochschule längere Zeit hindurch, besonders für die reformirte Kirche nicht nur Deutschlands, sondern auch vieler auswärtiger reformirter Kirchenkreise gehabt hat, doch für passend erachtet, den dreihundertjährigen Gedächtnißtag ihrer Gründung nicht unbeachtet und ungefeiert vorübergehen zu lassen.

Unter dem Klange der Glocken bewegte sich in der Frühe des Festtages ein stattlicher Zug von dem Rathhause zu der alten hochgelegenen Kirche, in welcher viele Lehrer der Hohen Schule begraben liegen. Die Festpredigt hielt im Anschluß an Joh. 17, 3 Dekan Prof. W. Maurer zu Herborn, der auch „Zum dreihundertjährigen Gedächtniß der Hohen Schule zu Herborn" einen kurzen Ueberblick der Geschichte der Anstalt gegeben hat (Herborn 1884, Buchh. des Naussauischen Colportagevereins, 20 S. gr. 8). Er zeichnete den Tag der Feier als einen Tag dankbaren Gedächtnisses, demüthiger Selbstprüfung und betenden Aufblickes zu Gott. In der vortrefflichen und mit Wärme gehaltenen Predigt führte der Redner, besonders im ersten Theile, eine Reihe anschaulich und lebendig entworfener Lebensbilder vor. An den Gottesdienst schloß sich der Festaktus in der altehrwürdigen Aula der Hochschule an. Direktor Lic. Sachsse gab hier in freier, schwungvoller Rede ein prägnantes Bild der Geschichte der ersten fünfzig Jahre der Hohen Schule und eine kurze Uebersicht ihres späteren Niederganges. Der Bruder Wil-

helms von Oranien, Johann der Aeltere, der die nassauischen Stammlande regierte, ist der Stifter der Hochschule. Sie war bedeutsam durch ihre Lehre, ihre Lehrer, ihren weitreichenden Einfluß. Mit Entschiedenheit vertrat sie das Studium der Schrift, hielt sie auf praktische Frömmigkeit und ernste Kirchenzucht. Unter ihren Lehrern ragt hervor ein Olevian, der Mitverfasser des Heidelberger Katechismus, der freilich schon 1587 starb. An seine Stelle trat Joh. Piscator, wohl der bedeutendste unter allen Herborner Lehrern. Er wirkte hier von 1584—1626. Er war der Magnet für die Studirenden und verursachte den Flor der Hohen Schule. Sein Gebiet war die Erklärung der hl. Schrift. Er gab ein Bibelwerk heraus, ferner gelehrte Kommentare über sämmtliche biblische Bücher. Neben ihm nennen wir Georg Pasor, den Verfasser des ersten Wörterbuchs des Neuen Testaments. Endlich Joh. Heinrich Alsted, der das gesammte Gebiet der Theologie und Philologie beherrschte und in großen Encyklopädien darstellte. Die Schule wurde als Sitz reiner reformirter Lehre weit bekannt. Aus allen reformirten Gegenden Deutschlands und des Auslandes strömten die Schüler herzu: vom Niederrhein, aus dem Bergischen, der Mark, Ostfriesland, den Seestädten, ja aus Böhmen, Mähren, Ungarn, der Schweiz, Holland und Schottland. Herborn hatte berühmte Schüler. 15?5 wurde Joh. Burtorf, 1610 Amos Comenius immatrikulirt. Zweimal wurde die Schule nach Siegen verlegt: 1594—1599 und 1606—1609, das zweitemal wegen der Pest. Seit dem großen Kriege ging es bergab. 1626 legte eine große Feuersbrunst 200 Häuser in Asche. Darauf brach die Pest aus, und alles zerstreute sich. 1628 nahm der Erzbischof von Trier die Stadt ein und entzog der Schule ihre Einkünfte. Der damalige Rektor Irle suchte die Schule zu halten, indem er den Professoren ihren Gehalt aus eigenen Mitteln bezahlte. Aber 1634 kam eine neue völlige Plünderung der ganzen Gegend und die Pest, sodaß sich die Schule genau nach fünfzig Jahren auflöste. 1643 wurde sie zwar wieder eingerichtet. Graf Johann Moritz erwirkte sogar, daß der Kaiser sie 1652 zur Universität erhob. Allein es fehlte an Geld, bedeutende Lehrkräfte konnten nicht herangezogen werden; es fehlten sogar die Mittel, das kaiserliche Diplom zu bezahlen. Langsam siechte die Schule dahin, bis sie im Frühjahr 1817 aufgehoben wurde. Nur die theologische Fakultät ließ man als solche und zugleich als Seminar für Kandidaten reformirter Konfession fortbestehen, die hier vor Erlangung eines geistlichen Amtes wenigstens ein halbes Jahr lang unter Anleitung von zwei theologischen Professoren sich praktisch vorbereiten sollten, weil zwei Stiftungen von 30,000—40,000 Fl. die ausdrückliche Bestimmung enthielten, daß solche, sobald die reformirt-theologische Fakultät in Herborn aufhöre, an die Universitäten Marburg und Heidelberg fallen sollten. Mit Einführung der Union in Nassau hörte der rein reformirte Charakter des Seminars auf. Dasselbe wurde nunmehr zu einer Anstalt der unirten Kirche Nassaus, für alle Kandidaten des christlich-evangelischen Predigerstandes bestimmt, und hatte zuerst zwölf Schüler, welche Zahl später vorübergehend größer war, in der Zeit des Kandidatenmangels aber nicht erreicht ward.

Direktor Sachsse stellte drei Forderungen und Ziele am Schlusse seiner Rede für die heutige Zeit: das Wort Gottes allein, das Evangelium Jesu und die Lehre der Apostel sollen maßgebend sein, und daran ist alle menschliche Satzung zu messen. Die Gottesfurcht und Frömmigkeit muß so gelehrt werden, daß sie sich sittlich im Leben ausgestaltet und nicht nur das kirchliche, sondern das gesammte sittliche und sociale Leben durchdringt und bestimmt. Auch das Herborner Seminar soll dazu mitwirken und die Hand reichen, daß die Gemeinden zur Mündigkeit, Selbständigkeit und Selbstverwaltung angeleitet und hingeführt werden, damit sie es lernen, selbst auch für ihre religiösen Bedürfnisse einzutreten und zu sorgen. Den Gefahren gegenüber, welche von Rom her der neu gegründeten kirchlichen Gemeinschaft, der Kirche des Evangeliums drohten und ihr noch heute drohen, betonte er die Bedeutung und Wirksamkeit Melanchthons und bedauerte die allzu herbe und schroffe Haltung, welche in den hinter uns liegenden Jahrhunderten die Theologen und Landesherren des reformirten und lutherischen Bekenntnisses vielfach zu einander oder zu den Unterthanen einer anderen Konfession eingenommen haben.

Prof. Dr. Heinrici aus Marburg betonte in seiner Ansprache die Verwandtschaft

von Herborn und Marburg, erinnerte besonders an die beiden hervorragenden Theologen Piscator und Hyperius und an die Verbindung, in welcher in früherer Zeit beide Universitäten durch den wechselnden Besuch der Studenten gestanden, wie z. B. im J. 1611 ganze Schaaren von Marburger Studenten die Johannea zu Herborn bezogen, und wie das J. 1614 einen Wechsel in umgekehrter Richtung gebracht. Prof. Dr. Gottschick aus Gießen erinnerte an die Veranlassung zur Gründung der Gießner, auf lutherischer Grundlage stehenden Universität, sah indeß in der Haltung früherer Theologen mannichfach „engherzige Leidenschaft und ein enges, zugleich irrendes Gewissen“ und erklärte sich für eine rege Pflege der Wissenschaft und Vertiefung des Glaubens, sodaß die beiden Schwesterkonfessionen in Lehre wie Kultus sich gegenseitig ergänzten und näher träten und eine jede die anders geartete Individualität besser zu verstehen und zu würdigen im Stande sei. Wir bemerken nur noch, daß gelegentlich dieser Jubiläumsfeier die theologische Fakultät zu Marburg den Direktor Lic. Eug. Sachsse h. c. zum Doktor der Theologie kreirte, nachdem unmittelbar vorher des letzteren Werk über „Ursprung und Wesen des Pietismus“ als „Festschrift zum dreihundertjährigen Gedächtniß der Gründung der Hohen Schule zu Herborn im Juli 1584“ erschienen war (Wiesbaden, Niedner, 382 S. gr. 8). Das Buch schildert Art und Wesen des Pietismus, sein Auftreten und seine Ausbreitung in Frankfurt, Leipzig, Erfurt, Hamburg, Lüneburg, Halberstadt, Gotha, Halle (1692—1705), Berlin und wirft zuletzt einen kurzen Blick auf pietistische Bestrebungen und Regungen in Mittel- und Süddeutschland.

Ueber das Verhältniß der Curie zur preußischen Regierung hat der römische Berichterstatter des „Hamburger Correspondent“ insofern überraschende Mittheilungen gemacht, als Herr von Schlözer dem betreffenden Berichterstatter etwas mitgetheilt hat, was Jeder, der Augen hat zu sehen, schon längst weiß, was Rom hartnäckig leugnet und ein Diplomat nicht immer sagen darf, nämlich die Wahrheit in Betreff des Verhaltens der Curie. Nach den gemachten Mittheilungen sei eine baldige Beilegung der Differenzen in Beziehung auf das Erzbisthum Posen-Gnesen nicht zu hoffen, weil der Curie gar nichts daran liege, diesen Streitfall oder den Kirchenzwist überhaupt zu beseitigen. Leiste derselbe doch den Intriguen Vorschub, welche gegen das deutsche Reich und dessen Regierung in der päpstlichen Residenz fortwährend gesponnen würden. Die Interessen der Religion und die der neun Millionen deutscher Katholiken lägen den in der Curie dirigirenden Prälaten wenig oder gar nicht am Herzen; alles handle sich bei ihnen um hierarchische, um politische Interessen. Die Frage, welche Candidaten die preußische Regierung für den erzbischöflichen Stuhl von Posen-Gnesen vorgeschlagen habe, weigerte Herr von Schlözer zu beantworten, weil er Staatsgeheimniß nicht verrathen dürfe, äußerte aber, es sei wünschenswerth bekannt werden zu lassen, daß der Reichskanzler Fürst Bismark strenge darauf halte, daß den Rechten des Kaisers, des Staates und der Regierung der Curie gegenüber nichts vergeben werde, daß der Fürst also keineswegs vor dem Vatican zu Kreuze gekrochen sei. Ferner soll Herr von Schözer versichert haben, daß ihm seine Mission in Folge der erwähnten Intriguen, über welche er sich nicht weiter auslassen möchte, unendlich erschwert werde.

Es ist nun freilich bald darauf ein Dementi erfolgt, insofern als die Norddeutsche Allgem. Ztg. erklärte, sie sei über den Vorgang hinreichend unterrichtet, um versichern zu können, daß die Mittheilungen des „Hamburger Correspondenten“ über jene Unterredung ungenau sind. Daß die Ultramontanen mit dieser Erklärung nicht zufrieden sind, versteht sich von selbst. Denn welche Aussicht hat man der preußischen Regierung noch viel abzuhandeln, wenn die Versicherung der Curie, daß es sich beim Culturkampf nur um das Seelenheil der deutschen Katholiken handle, nicht einmal mehr officiellen Diplomatenglauben findet.

Die Conferenz der preußischen Bischöfe hat vom 6. bis 8. August in Fulda stattgefunden. Zwischen dieser Conferenz und der letzten liegen elf Jahre. Man wird deßhalb diesen Berathungen eine gewisse Wichtigkeit nicht absprechen dürfen. Die Bischöfe von Fulda, Ermland, Trier, Münster und Hildesheim waren vom 6. bis 8. August persönlich in Fulda gegenwärtig, der Bischof von Osnabrück Dr. Höting war noch im

Laufe des 6. August in Fulda eingetroffen. Breslau, Kulm, Limburg und Paderborn hatten sich vertreten lassen. Die beiden Erzbisthümer Köln und Posen-Gnesen waren unrepräsentirt geblieben, — ob aus Rücksicht auf die Staatsgewalt, oder in demonstrativer Absicht möge unentschieden bleiben. Jedenfalls gingen Gerüchte durch die öffentlichen Blätter, als hätte Melchers troß der Enthebung vom Kölner erzbischöflichen Stuhl persönlich erscheinen wollen und wäre nur durch die dringenden Vorstellungen seiner Freunde von diesem gefährlichen Schritt abgehalten worden.

Die Berathungen der Conferenz dauerten mit Unterbrechung einer Mittagspause an jedem der beiden Tage von früh 8 bis Abends 7 Uhr. Es liegt auf der Hand, daß über die Gegenstände der gepflogenen Verhandlungen nichts Bestimmtes behauptet werden kann, bis die Bischöfe selbst sich darüber geäußert haben. Als sicher dürfte indessen bezeichnet werden, daß die „Gesangbuchsfrage" erörtert und der Beschluß gefaßt worden ist, eine Anzahl von Meß- und Festgesängen zusammenstellen zu lassen, welche für alle Gemeinden gleichmäßig obligatorisch werden sollen, während in besonderen „Anhängen" die jeweiligen Lokalbedürfnisse ihre Befriedigung finden können. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die „Vorbildungsfrage" in den Bischofsconferenzen nicht unerörtert geblieben, wenn auch die Frage nach der Errichtung einer theologischen Facultät in Marburg, nach der „Fuldaer Zeitung" nicht berührt worden sein sollte. Wenn die „Germania" in einem „Privattelegramm" von Fulda sich schreiben ließ, die nothwendige Vorbedingung für die Errichtung einer solchen katholisch-theologischen Facultät sei „die Simultanisirung der Universität, welche in Marburg und bei der Regierung auf Opposition stoßen werde", so zeigt das nicht gerade von Bescheidenheit, wenn man für die Gewährung einer katholischen Facultät gleich eine ganze Universität simultanisirt haben will. Der Staat soll geben, damit die römische Kirche gleich noch mehr und Größeres in Empfang nehmen könne. Gewiß drückt auf die deutsche katholische Kirche der „Seelsorgsmangel". Aber warum kann denn, wie die „Germania" behauptet, „Leo XIII. nach Lage der Dinge die Nachsuchung der Dispense nur für dieses Mal gestatten"? Warum stehen denn der Eröffnung der Priesterseminare „bisher unüberwundene Hindernisse" im Wege? Und ist es die Schuld der Regierung, wenn die Verhandlungen mit dem heiligen Stuhle zufolge ihrer Weigerung „die zwei Vorbedingungen Leo's XIII.; 1. die Freiheit der kirchlichen Jurisdiction und 2. die Freiheit der Erziehung des Clerus zuzugestehen", stocken?

Das Concil der amerikanischen Bischöfe ist durch den Erzbischof Gibbons von Baltimore in Gemäßheit eines Schreibens des Papstes auf den 9. November nach Baltimore berufen worden. In Ansehung des bedenklichen Gesundheitszustandes des greisen Kardinals McCloskey in New York ist Erzbischof Gibbons vom Papste zum Vorsitzenden der Versammlung ernannt worden. Sämmtliche röm.-kath. Erzbischöfe und Bischöfe der Vereinigten Staaten werden in dem Einberufungsschreiben ersucht, zur Erledigung der erforderlichen Vorbereitungen im kommenden August je einen Koncilstheologen nach Baltimore zu senden. An dem Koncil selbst werden außer den Erzbischöfen und Bischöfen auch die Rektoren der Priesterseminare, sowie die Provinziale der verschiedenen kirchlichen Orden theilnehmen. Da alle Vorlagen und wesentlichen Vorarbeiten für das Koncil schon von der im November und December v. J. in Rom stattgehabten Konferenz amerikanischer Bischöfe erledigt worden sind, werden die Koncilsverhandlungen selbst nur kurze Zeit in Anspruch nehmen.

Von einer Gemeinde im hohen Norden, an welcher dieses Jahr eine Kirchenvisitation abgehalten wurde, wird aus Island berichtet. Es handelt sich um eine der vom Weltverkehr fernsten ev.-luth. Gemeinden: auf der Insel Grimsö. Dieses kleine felsige Eiland liegt sechs Meilen nördlich von Island, innerhalb des Polarkreises, ist ¾ Meile lang und ¼ Meile*) breit und hat, wie sich aus den Basaltbildungen schließen läßt, früher mit Island zusammengehangen. Es wächst dort weder Baum noch Strauch und nicht einmal Haidekraut. Die einzige baumartige Pflanze, die hier gedeiht, ist eine nur einen

*) Deutsche Meilen. D. R.

Zoll über dem Erdboden ragende Salix herbacea. Dennoch ist das Klima verhältnißmäßig mild. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 1,4 Gr. C., was dem unweit der Insel dahinziehenden „Irminger Arm“ des Golfstromes zu verdanken ist.

Hier leben 88 Seelen um einen Mann zu einer kleinen Gemeinde geschart, der als Pastor zugleich alle Aemter in seiner Person vereinigt. Sera (so tituliren die Isländer ihre Seelsorger) Pjetur Gudmundsson, einer der fruchtbarsten geistlichen Dichter Islands und zugleich eifriger Meteorolog, hat nun schon 16 Jahre lang freiwillig mit seinen Pfarrkindern das armselige Loos getheilt und von seinem Recht, nach sechsjähriger Dienstzeit eine bessere Pfarrstelle zu erhalten, keinen Gebrauch gemacht. Als er 1868 mit seiner Frau dort seinen Einzug hielt, fand er das Pfarrhaus von so mangelhafter Beschaffenheit, daß er den ersten Sommer im Kirchlein selber wohnen mußte. Mit dem Bauer, dem er seine Schafweiden in Pacht gegeben, und einem Knechte mußte er selbst in einem Boot die Fischerei betreiben, bis es ihm gelang, Besitzer eines Bootes zu werden. Später konnte er sich seine Wohnung leidlich ausbauen und schätzt sich jetzt glücklich der Herr von dreißig Milchschafen zu sein. Der Reichthum seiner zwölf „Bauern“ besteht ebenfalls in Schafen und je einem Boot, welches sie geschickt zu tummeln verstehen. Außer von der Fischerei leben die Bewohner von dem Einsammeln der Vogeleier, die sich in großer Zahl an den über dem wildstrandenden Meere 3—400 Fuß hoch ragenden Felsen finden, aber stets nur mit Lebensgefahr gewonnen werden. DiGr imsöer sind ein tüchtiger, kerngesunder Volksschlag, lebensfroh und religiös zugleich und lauter fromme Kirchgänger. Wenn dort ein Gemeindeglied einmal die Kirche aus besonderen Gründen versäumt, so ist meistens der Grund der, daß es wegen der Eisverhältnisse unmöglich war, von Island her das nöthige Fußzeug zu beschaffen. Während der langen Polarnacht, wo sie gänzlich von der Außenwelt abgeschnitten sind, und die Geschäfte ruhen, entfaltet sich in den Häusern ein reiches geistiges Leben. In heiterm Beisammensein wird dann die isländische Sagenliteratur gelesen, und es werden „rimur“ (gereimte Erzählungen) vorgetragen. Geistige Getränke, dem Polarklima entsprechend, sind nicht ausgeschlossen, aber Unmäßigkeit kommt nicht vor. Im Schachspiel sind die Grimsöer große Meister. So führt dieses Völkchen dort oben im höchsten Norden „im Schatten der Kirche“ ein in Gott zufriedenes Leben.

Die Conferenz der bischöflichen Methodisten in Deutschland und der Schweiz tagte in ihrer 29. Sitzung vom 26. Juni bis 1. Juli in Zürich. Es waren dort im Ganzen 82 Prediger, wovon noch 10 Probeprediger waren, anwesend. Wir entnehmen dem Berichte des Apologeten Folgendes: „Bei der Eröffnung der Conferenz war es eine Freude, den geliebten früheren Professor nun als Bischof begrüßen zu können und zum ersten Male seit 28 Jahren einen Bischof zu haben, der ohne Vermittlung eines Dollmetschers auch Alles, was geredet ward, verstand. Die Grüße, die er uns von der Mutterkirche und auch von Bischof Harris überbrachte, waren uns dadurch doppelt werthvoll. Die Berichte der Vorst. Aeltesten lauteten durchweg erfreulich. Es hatten sich 1741 neu angeschlossen, aber fast auf allen Bezirken hatte man die Kirchenbücher gesäubert und mit den so lange schon getragenen Unentschiedenen aufgeräumt, so daß mit den Ausgewanderten, Gestorbenen 2c. ein Gesammtabgang von 1343 zu verzeichnen war, aber doch noch eine Reinzunahme von 398 verblieb, so daß die Gesammtgliederzahl sich auf 12,864 beläuft. In finanzieller Beziehung hatten wir bei der Ausdehnung des Werkes mit Schwierigkeiten zu kämpfen; doch glauben wir, daß im Allgemeinen Jeder das Seine gethan hat. Die Gesammtsumme der aufgebrachten Gelder beläuft sich auf 254,178 Mark, wovon 66,330 Mark für das Predigtamt, ein Mehrbetrag gegen voriges Jahr von 6052 Mark. Per Glied gerechnet, macht der Gesammtbetrag ca. 20 Mark.

Die schwierigste Aufgabe hatte das Finanz- und Appropriations-Committee. Bei der immer weiteren Ausdehnung und dem sonstigen Fortgang des Werkes steigern sich die Bedürfnisse desselben; die Missionsgesellschaft hat, trotz unserer wiederholten Bitte, ihre Unterstützung nicht erhöht; die Gemeinden können wir nicht so viel mehr belasten und vom Buchgeschäft nicht mehr als den wirklichen Reingewinn, der entbehrlich ist, erwarten. Was sollten wir nun thun? Da war guter Rath theuer. Es blieb uns nichts

Anderes übrig, als 5 Prozent von dem so dürftigen Gehalt der Prediger zu streichen und für den noch fehlenden Rest den Missionsboard um einen Nachtrag zu bitten. Sollte uns in Zukunft keine größere Unterstützung zu Theil werden, so haben wir, menschlich erachtend, nichts Anderes vor uns, als von jeder weiteren Ausdehnung des Werkes abzusehen und endlich unsere Predigerseminare zu schließen, was der Herr in Gnaden verhüten wolle. Zur Abwendung dieses Uebelstandes suchen wir wenigstens zu thun, was möglich ist. Es ist ein Committee ernannt, welches auf Mittel und Wege sinnen und ernstlich erwägen soll, wo und wie in dem Haushalt unseres Werkes noch etwas gespart werden kann. Andererseits hoffen wir, daß uns das Missionsboard keine Fehlbitte thun läßt."

Die Evangelische Gemeinschaft in Deutschland zählt zur Zeit 4766 Glieder. Neu aufgenommen wurden im letzten Jahre 846; doch beträgt der Zuwachs an Gliedern nach Abzug der Gestorbenen, Ausgeschlossenen und Fortgezogenen nur 101 Personen. Als Organe dienen der Gemeinschaft der „Botschafter für das Heil in Christo", der „Kinderfreund" und der „Missionsfreund".

Die russische Traktatgesellschaft, an deren Spitze der verabschiedete Oberst v. Paschkow und Graf Korff stehen, ist aufgelöst worden. Paschkow und Korff sind des Landes verwiesen und haben Rußland bereits verlassen. Alle Traktate der Gesellschaft die mit Erlaubniß der Censur erschienen waren, sollen v rbrannt werden. Bemerkenswerth wird die Sache noch dadurch, daß auf diese Weise zwei russische Unterthanen des Landes verwiesen werden, wobei die Angelegenheit noch dadurch verwickelter wird, daß beide, namentlich Paschkow, große Besitzungen in Rußland haben. Paschkow, ehemaliger Oberst der Chevalier-Garde, seinerzeit einer der glänzendsten Vertreter aristokratischen Genußlebens, besitzt in St. Petersburg ein großes, schönes Haus, hat Güter in den Gouvernements Moskau, Nischny-Nowgorod, Tambaw, Fabriken in den Gouvernements Orenburg, Ufa; ebenso hat Graf Korff Güter in den Ostseeprovinzen und im Innern. Was hat nun Oberst Paschkow eigentlich verbrochen? Die „Bekehrung" hat sich bei ihm vor zehn Jahren vollzogen, als Lord Radstock aus London zwei Winter nacheinander in St. Petersburg war und zuerst in der Kirche der amerikanischen Botschaft und dann in den Kreisen der russischen Aristokratie seine religiösen Vorträge hielt. Unter den zahlreichen Anhängern, die er sich gewonnen, befand sich auch der reiche Oberst Wassili Alexandrowitsch Paschkow, der nun, der Radstockschen Lehre Folge leistend, daß ein Jeder, der innerlich gläubig ist, die Bibel auslegen und deuten kann, in seinem eigenen Salon zweimal in der Woche Gebetsversammlungen veranstaltete, zu denen der Zutritt ohne weiteres jedem von der Straße Kommenden freistand. Von dem Formalismus der russischen Kirche, welche der Seele so wenig Nahrung bietet, in welcher alles aus Aeußerlichkeiten sich zusammensetzt, sich unbefriedigt abwendend, predigte Oberst Paschkow, daß der Glaube die Hauptsache, und daß alle Ceremonien, wie die russische Kirche sie fordert, leerer Tand seien. Er näherte sich in seiner Auffassung unzweifelhaft der evangelischen Lehre, wie denn auch bei den allgemeinen Versammlungen in's Russische übersetzte deutsche Kirchenlieder gemeinsam gesungen wurden. Unter der Regierung des verstorbenen Kaisers, der viel toleranter war als die jetzige Regierung, konnte Paschkow sein Wesen ziemlich ungestört treiben. Als aber mit dem J. 1881 Pobedonoszew als General-Prokurator des H. Synod an's Ruder kam, wurden ihm diese Versammlungen verboten. Als er dann zu Zwecken religiöser Unterweisung in Arbeitervierteln Sonntagsvorträge eröffnete und hierbei auch Traktate vertheilte, wurde ihm auch dieses untersagt, während zugleich er selbst aus Petersburg ausgewiesen wurde. Auf seinen Gütern setzte er jedoch sein Werk fort, und zwar mit Erfolg, und nun scheint der H. Synod ihm auch dies legen zu wollen, indem er ihn selbst ausweist und seine Schriften verbrennt. Daß dies ohne alle gerichtliche Procedur geschieht, illustrirt trefflich die Verhältnisse. Freilich hätte wohl jedes Gericht in Rußland ohne alle Ausnahme Paschkow freigesprochen. Gegenüber mindestens 15 Millionen Sektirern in Rußland (im Bauernstande) glaubt man die byzantinische Kirche immer noch retten zu können. Wie fruchtlos das Bemühen ist, beweist das stetige, und zwar rapide Wachsthum des russischen Sektenwesens, namentlich der rationalistischen Sekten.

Das Verhältniß des französischen Volkes zur römischen Kirche ist bei Gelegenheit der Madagaskarfrage wieder einmal in recht eigenthümlicher Weise zu Tage getreten. Von der Deputirtenkammer wurde am 21. Juli der von der Regierung für Madagaskar geforderte Credit von 5 Millionen mit 372 gegen 83 Stimmen bewilligt. Perrin sprach sich gegen die Bewilligung aus. Frankreich habe auf die Insel keinerlei historische Ansprüche. Es sei eine gefährliche Täuschung, daß Frankreich im Kampfe gegen die Howas auf die Sakalaven rechnen könne. Bischof Freppel erklärte dagegen Madagaskar für ein Erbgut Frankreichs und forderte sogar den unverzüglichen Marsch nach der Hauptstadt Tananariva. Der Deputirte Delafosse wies wieder einmal auf die feindlichen Umtriebe der englischen Methodisten hin, durch welche die Howas aufgereizt würden. Ferry gestand, daß man mit großer Vorsicht werde vorgehen müssen. Die Regierung werde aber verstehen, die neue Politik mit Klugheit durchzuführen. Bemerkenswerth ist, daß auch der Oppositionsmann Freppel sich aus diesem Anlaß in einen Anhänger der Regierung verwandelte, ja, daß ihm die Regierung noch lange nicht weit genug geht. Uebrigens erfuhr — wie die „Köln. Ztg." mit Recht bemerkte — aus den Kammerverhandlungen Niemand, mit wie viel Opfern an Menschenleben der Erfolg der katholischen Mission auf Madagaskar erkauft worden ist.

Am 3. und 11. Juli hatte der Chefredakteur des „Univers" zwei große Artikel über die Madagaskarfrage veröffentlicht. Sie zeigen von Neuem, wie sehr diese Expedition nach dem Herzen der Jesuiten ist, die auf Madagaskar der protestantischen Mission den Todesstoß versetzen möchten. Um dies Ziel mit Hülfe der Republik zu erreichen, gebietet „Univers" seinem sonstigen Haß gegen die Republick für einen Augenblick Schweigen.

Durch die Gebiete des Mohammedanismus geht gegenwärtig eine religiös-politische Bewegung hindurch, die immer noch im Steigen begriffen ist. Man mag, sagt der 23. Jahresbericht des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem v. Jahre 1883, die Ursache dieser Erregung in den dem Volke allgemein wohlbekannten alten Weissagungen suchen, die dem Islam für die gegenwärtigen Jahre bedeutende Veränderungen prophezeien; oder man mag sie in dem unaufhaltsamen Einfluß der Kulturvölker von Westen her suchen, der allerdings den Mohammedanismus bedroht und die gläubigen Mohammedaner erbittert. Denn wenn diese schon, wie besonders in Arabien und Afrika, die Herrschaft der doch mohammedanischen Türken nur mit Widerwillen ertragen, wie viel weniger die jetzt doch zahlreich in den Orient eingedrungenen Christen und ihre civilisatorischen Bestrebungen. Eine gereizte Stimmung aller Muselmanen gegen die Christen ist stark im Wachsen begriffen und wird sichtlich auf politischem und religiösem Gebiet von oben herab genährt und gepflegt. Dieser Erregung entspricht das Auftreten eines Reformators (Mahdi) sowohl in den östlichen Gebieten des Islam, in Persien, als eines solchen in den südlichen, im Sudan. Beide machen von verschiedenen Seiten gegen das Centrum der mohammedanischen Welt Fortschritte und bedrohen im Grunde den Sultan in Konstantinopel nicht weniger als Civilisation und Christenthum im Orient. Die Aufregung unter den Moslims hatte bei dem Syrischen Waisenhause zunächst die praktische Folge, daß der Pascha in allen mohammedanischen Dörfern die Einrichtung eigner Bürgerschulen anordnete, die von einem Glaubensgenossen zu halten seien, damit strebsame Mohammedaner nicht mehr in die Hände der Christen fallen. Die Regierung nahm vier mohammedanische Knaben, darunter selbst einen Blinden, aus der Schule weg und sperrte den Vater des einen sogar ein, weil er ihn in die Anstalt gegeben habe. Daneben suchte man alle Mohammedaner, welche Christen geworden waren, auf und steckte die gefundenen unter das Militär. Auch in Jerusalem traf es ein paar solche, und die Behörde erklärte, es geschehe dies auf Befehl von Konstantinopel. Die Regierung meint: lieber sollen die Kinder betteln als unter den Händen von Christen sein, und die lateinischen Priester treiben die Leute auf's Aeußerste im Beichtstuhl. Lieber sollen die Kinder leiblich verderben als durch die Protestanten ihrer Kirche entfremdet werden. Aus diesen Gründen sind von 17 Kindern sieben wieder weggekommen. Unter den am Jahresschluß der Anstalt verbliebenen Zöglingen, nämlich 111 Knaben und 9 Mädchen, befanden sich 110 Vollsinnige und 10 Blinde. Die Einnahme betrug 42,176, die Ausgabe 40,659 Frs. Vom Staate hofft man ein geeignetes Terrain um einen Gnadenpreis zu erwerben. Der Ansiedelungsfond ist auf ca. 68,000 Frs. gestiegen.

Berichtigung: In Nummer 9 der Th. Z. Seite 199 Zeile 4 v. u. lies „immateriellen" statt „materiellen"; Seite 202 Zeile 21 v. u. lies „auch" statt „durch"; Seite 204 Zeile 5 v. u. lies „auch" statt „durch".

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XII. November 1884. Nro. 11.

Die assyrisch-babylonische Keilschrift-Literatur und das Alte Testament.

(Schluß.)

Der mosaische Sündenfallsbericht schließt mit der Notiz (3, 24): „Gott lagerte vor den Garten Eden die Cherubim mit einem bloßen hauenden Schwert, zu bewahren den Weg zu dem Baum des Lebens." Es ist höchst wahrscheinlich, daß mit diesen Cherubim der Hebräer jene assyrischen Steinkolosse sich decken, welche gleichsam als Wächter die Eingänge der assyrischen und babylonischen Tempel und Paläste bewachen. Entweder sind es geflügelte Menschengestalten mit einem Adler- oder Geierkopf, oder jene eigenthümlichen Thiercompositionen eines geflügelten Stiers mit menschlichem Haupt und bärtigem Mannesantlitz, die als Wächter des Königthums und als Beschirmer des Glücks an den Portalen der Gemächer einander gegenüberstanden*). Auf einer neuerdings gefundenen babylonischen Amuletinschrift werden diese Steinkolosse geradezu Krubu genannt und sind durch das davorgesetzte Determinativzeichen als göttliche Wesen charakterisirt. Die Hebräer, unter denen die Cherubsvorstellung von jeher heimisch gewesen, verstanden ursprünglich unter den Cheruben geflügelte Wesen, welche die Träger des in seiner Herrlichkeit erscheinenden Gottes sind, zugleich aber seine Heiligkeit vor unberufenem Anblick zu bewahren haben. Dieses Amt üben sie auch als Paradieseswächter, als Hüter des vom sündig gewordenen Menschen verscherzten Glückes. In späterer Zeit findet eine Bereicherung dieser Vorstellung statt, namentlich in der Cherubsvision des Propheten Ezechiel (Kap. 1, Kap. 10 f.), auf den ohne Frage die zahlreich vorhandenen Thiercompositionen, die er in Babylonien (V. 1 und 3) stets vor Augen hatte, einen anregenden Einfluß ausgeübt haben. Selbst zu dem „bloßen hauenden Schwert" des Cherub (1 Mose 3, 24) hat sich eine Analogie gefunden, die in der Angabe eines Keilschriftfragmentes, daß der Baum des Lebens von einem nach allen vier

*) Mannigfach sind die Analogieen zu solchen geflügelten Wesen in der Mythologie des Alterthums, zumal im Orient; so die geflügelten Menschen mit Raubvogelkopf bei den Aegyptern, oder die geflügelten Greife mit Löwenklauen, Adlerschnäbeln und flammenden Augen, eine Thiercomposition, die durch die griechischen Colonien am Pontus zu den Hellenen gekommen ist, vergl. Prof. Riehms Handwörterbuch, Art. Cherub.

Himmelsgegenden sich drehenden Schwerte bewacht werde. Ebenso berichtet ein anderes Bruchstück, daß „Merodach seine Hand das Schwert halten ließ vor dem Haine seines Vaters, des Gottes Anu", — vermuthlich um „zu bewahren den Weg zum Baum des Lebens" (1 Mose 3, 24).

Von der Sintfluthgeschichte, von der die nächsten Abschnitte der Genesis handeln, ist bereits oben geredet. Es folgt im ersten Buch Mose (Kap. 11) der Thurmbau und die Sprachenverwirrung. Auch hierzu will Smith eine Parallele entdeckt haben; doch hat er vielleicht mehr aus den Keilschriften entziffert, als in denselben steht. Sollte indeß in einer Inschrift wirklich von einem Bau die Rede sein und die Lesung sich bestätigen: „er verwirrte ihre Sprache", so würde die Möglichkeit eines Zusammenhangs mit der biblischen Erzählung sich nicht bestreiten lassen. Ueber den gewaltigen Backsteinbau, in welchem man die Reste des babylonischen Thurmes erblickt, den Birs Nimrud, ist in einem früheren Artikel das Erforderliche erwähnt. (Theologische Zeitschrift 1884, S. 90.)

So bietet die Assyriologie reichen Gewinn auch für das Studium des Alten Testaments. Es ist eine gewöhnliche Betrachtungsweise, das Judenthum als eine Vorstufe des Christenthums anzusehen. Hier aber lernen wir den Grund und Boden kennen, auf welchem der Baum des Judenthums selber gewachsen ist. In überraschender Fülle mehren sich die Beziehungen des Volkes Israel zu den heidnischen Stammesgenossen, deren Wohnsitze der Stammvater des jüdischen Volkes vor seiner Auswanderung in's Westland Kanaan getheilt hat. Zugleich aber liegt im Alten Testamente zu Tage, in wie hohem Grade der Geist der Offenbarungs-Religion die mit den ethnischen Religionen gemeinsamen Schätze einer uralten Ueberlieferung geläutert hat. Die alttestamentliche ist nur als eine Religion fortgehender Offenbarungen des einen überweltlichen Gottes zu verstehen, während die kosmischen Religionen in ihrer Zersplitterung der Gottesidee zu einer Vielheit von Göttern die natürliche Entwicklung des religiösen Geistes in der Menschheit darstellen.

Ueberhaupt spielen die phantastischen Erzeugnisse der Mythologie eine große Rolle in der religiösen Literatur der Babylonier. So findet sich der gelegentlich des Sündenfalls erwähnte Drachenkampf des Gottes Bel auf dem Fragment eines in Nimrud gefundenen Cylinders besungen. Es ist gleichsam der Text zu den häufigen Darstellungen der Assyrer, wie der geflügelte Gott in der Gestalt eines bärtigen Mannes, ein Bündel Donnerkeile in jeder Hand, sich gegen ein ebenfalls geflügeltes Ungethüm wendet, das durch Schuppenpanzer und Hörner geschützt mit weitgeöffnetem Rachen die Löwentatze gegen den andringenden Gott erhebt.

Interessante Einblicke gestatten uns die alten Dokumente auch in das gesammte Gebiet der Rechtspflege. So besitzen wir ein von Smith in Kujjundschik gefundenes Täfelchen mit Vorschriften über den Segen eines guten und den Unsegen eines schlechten Regiments. Es enthält eine Art Constitution, die der König von Assur zur allgemeinen Kenntnißnahme in seinem Palaste öffentlich hatte aufstellen lassen. Sie beginnt: „Wenn der König

nicht dem Gesetz gemäß Recht übt, so geht das Volk zu Grunde und das Land wird entvölkert. Wenn er nicht nach dem Gesetze des Landes das Recht handhabt, so ändert der Gott Hea, der König aller Verhängnisse, sein Geschick und ersetzt ihn durch einen anderen. Wenn er nicht dem Herkommen gemäß Recht übt, so wird sein Land überfallen. Wenn er nach dem Gesetzbuch das Recht handhabt, so sieht er sein Land in Gehorsam. Wenn er einen Bürger der Stadt Sippara schlagen läßt und als Sklaven verschenkt, so wird der Sonnengott, der Himmel und Erde richtet, einen andern Richter in seinem Lande bestellen und einen gerechten Fürsten statt des ungerechten berufen" 2c. Der Schluß lautet: „Fürst oder Priester oder Feldherr, wer immer zu Sippara, Nipur und Babylon als Tempelhüter bestellt ist, soll die Ehrfurcht vor den Tempeln der großen Götter verbreiten."

Ferner existiren Gesetzbücher in akkadischer Sprache*) und beigefügter Uebertragung in assyrische Sprache und Verhältnisse, welche Angaben über einzelne Vergehen und die dafür festgesetzten Strafen enthalten. Letztere sind nach unsern Begriffen ziemlich willkürlich und enthalten ein sonderbares Gemisch von religiöser Strenge und falscher Milde: so wird ein Weib zur Strafe für den Ehebruch im Flusse ertränkt, während Verstümmelung oder Tödtung eines Sklaven und seiner Kinder mit Zahlung einer geringfügigen Quantität von Getreide gesühnt wird. Täglich mußten die Richter von neuem einen Eid leisten, der sie zu gewissenhafter Handhabung des Gesetzes verpflichtete.

In's Unermeßliche aber sind solche Privaturkunden vermehrt, seit Smith die Thontafeln gefunden hat, auf denen die Gelder und Rechnungen eines großen Bank- und Schatzhauses verzeichnet stehen. Egibi und Söhne war die Firma dieses alten Geschäfts, das von Nabopolassar an bis zum Ende der Regierung des Darius Hystapis durch fünf Generationen blühte. Das Haus war der babylonische Rothschild; es lieh den Herrschern Gelder und effektuirte die Bankgeschäfte des königlichen Hofes. Araber entdeckten die großen irdenen Krüge, welche für die Schuldverschreibungen und für die belangreiche Geschäftsführung als ein feuerfester Gewahrsam dienten. Unter den dort aufbewahrten Dokumenten fand man auch den Geschäftskalender des Bankhauses, in welchem die Feiertage genau eingetragen, auch die glücklichen oder unglücklichen Tage pünktlich vermerkt waren. Durch Rassams Forschungseifer sind die Thontafeln des Hauses Egibi bereits auf die Zahl 3000 gestiegen.

Die eben erwähnten glücklichen oder unglücklichen Tage führen uns zu dem Gebiet der Sternbeobachtung und Sterndeutung, die eine große Rolle im Alterthum spielten. Die Babylonier legten sich frühe auf Astronomie und genossen Jahrtausende lang einen Ruf als Astrologen. Wir besitzen eine große Menge officieller Berichte über den Lauf und die Constellation einzelner Gestirne. Denn jeder größere Ort hatte seine Sternwarte in der Form einer nach den Himmelsrichtungen orientirten Pyramide, und den Beamten dersel-

*) Vergl. Paul Haupt, die sumerischen Familiengesetze, 1879.

ben lag die Pflicht ob, über ihre Beobachtungen resp. über die Verhinderung derselben durch Regen oder Bewölkung dem Direktor der Beobachtungen oder gar dem Könige selber Mittheilungen zu machen. Eine Probe eines solchen Specialberichts an den König Assurbanipal ist folgende kurze Eingabe:

„Dem Könige, meinem Herrn, dein Diener Istar-Iddina, Oberastronom von Arbela. Friede dem Könige, meinem Herrn! Möge Nebo, Merodach und Istar von Arbela dem Könige, meinem Herrn, gnädig sein. Am 29. vorigen Monats stellten wir Beobachtungen an. Auf dem Observatorium war Nebel, sodaß wir den Mond nicht sehen konnten." Folgt das Datum.

In Sinkara war die Bibliothek berühmt wegen der darin enthaltenen mathematischen Werke; einige Tafeln derselben hat Loftus aufgefunden und mitgebracht. Sie enthielten geometrische Figuren und arithmetische Berechnungen, sodaß die Angaben der Griechen und Römer über die mathematischen Kenntnisse der Babylonier nunmehr ihre volle Bestätigung gefunden haben. Das britische Museum besitzt einige Reste eines großen astronomischen Werkes, das den Titel „die Beobachtungen des Bel" führte. Es war 72 Bücher stark und auf Befehl Königs Sargon I. verfaßt, später abschriftlich mehrfach verbreitet, sogar durch Berosus in's Griechische übersetzt. Die Babylonier übernahmen bereits von den alten Akkadiern die siebentägige Woche und die Namen der Tage nach Sonne, Mond und fünf Planeten. Sie theilten das Jahr in 12 Monate zu 360 Tagen und schalteten einen Monat ein, wenn die Uebereinstimmung mit den Jahreszeiten hergestellt werden mußte. Sie benannten die Zeichen des Thierkreises, sie theilten die Ekliptik, „das Joch des Himmelsgewölbes," in 365 Grade. Sie versuchten die Sterne zu Sternbildern gruppirt graphisch darzustellen, sie beobachteten ihren Lauf und berechneten ihre Bahnen so genau sie eben konnten. In den von den Sternwarten ausgegebenen Berichten findet sich darum öfter die Angabe, der Mond sei „den Berechnungen zufolge" oder er sei „den Berechnungen entgegen" verfinstert. Es ist staunenswerth, zu welch exacten Resultaten die treue Naturbeobachtung trotz ihrer mangelhaften Instrumente die Babylonier geführt hat.

Ferner ist aus dem Archiv des Herrschers eine große Anzahl schriftlicher Aufzeichnungen auf uns gekommen, die uns einen Blick in die assyrische Staatsverwaltung thun lassen. Da finden sich politische Berichte und militärische Rapporte; Anmeldung eines Löwentransports für den Thiergarten des Königs nebst Angaben über Einreichung der Rechnung; Rechtfertigung der Beamten gegen die wider sie erhobenen Beschuldigungen der verschiedensten Art; die Tributlisten der Provinz Syrien, auf dem Avers der Tafel die Namen der Städte nebst der geforderten Geldsumme, auf dem Revers die Quittung für die geleistete Zahlung sowie die Anweisung des Finanzministers über die Verwendung der vereinnahmten Gelder.

So ist also, wie sich ergeben hat, eine reiche Mannigfaltigkeit historischer Denkmäler und literarischer Produkte vorhanden, die uns, soweit sie überhaupt entziffert sind, ungeahnte Blicke in die politischen und gesellschaftlichen Zustände eines uralten Volkes gestatten. Während uns vor Kurzem die Geschichte

jener zwei antiken Culturvölker am Euphrat und Tigris noch so unbekannt war, daß wir auf die wenigen Berichte und Fabeln der klassischen Schriftsteller angewiesen waren, beginnt nun das Dunkel immer mehr sich zu erhellen. Denn durch die Entdeckung der im Boden von Ninive̊h und Babylon ruhenden Schätze ist soviel Material gewonnen, daß die gelehrte Entzifferungsarbeit, wie von Kennern behauptet wird, noch für Jahrzehnte Beschäftigung finden wird. Nur langsame und behutsame Fortschritte kann sie machen, um sicher zu gehen. Denn der polyphone Charakter der Schrift bereitet der Entzifferung große Schwierigkeiten, und die zahlreichen Ideogramme bieten dunkle Probleme. Schon im Alterthum empfand man die Schwierigkeit einer so complizirten Schrift wie die Keilschrift; daher galt die Kenntniß der Schrift als ein Beweis der Gelehrsamkeit; selbst den schriftkundigen Magiern des Königs Belsazar versagt ihre Entzifferungskunst bei der Deutung der geheimnißvollen Inschrift an der getünchten Wand seines Palastes (Dan. 5, 5 ff). Wieviel größer aber ist die Schwierigkeit für die heutigen Forscher, die das Räthsel einer unbekannten Schrift in einer fremden Sprache erst mühsam haben lösen müssen! Dennoch bieten trotz mancher noch offenen Frage die gefundenen Alterthümer und die entzifferten Inschriften bereits so interessante Resultate, daß sie einen Schluß gestatten auf die überraschenden Ergebnisse, welche die stetig fortschreitende junge Wissenschaft der Assyriologie in den nächsten Jahrzehnten zu Tage fördern mag.

Oldenburg. Divisionspfarrer Dr. Brandt.

Eine moderne apologetische Frage im antiken Gewande.

Von Hermann Schultz in Göppingen.

(Schluß.)

3. Die Gründe, mit welchen Origines diesen Angriff der Naturreligion zurückweist, sind der Form nach zum Theile unserer Anschauung sehr fremd. Dem Sinne nach aber decken sie sich im ganzen mit den verschiedenwerthigen Beweismitteln der neuern Apologetik, gegenüber der naturalistischen Abschwächung der Einzigkeit der vernünftigen Wesen.

Den Mittelpunkt der apologetischen Gedanken berührt Origines schon IV, 25. „Das Vernunftwesen kann überhaupt nicht in Wahrheit mit einem Wurm verglichen werden, weil es die Fähigkeit zur Tugend hat (*ἀφορμὰς ἔχων πρὸς ἀρετήν*). Denn diese der Seele eingeprägte Fähigkeit leidet nicht, daß man mit einem Wurme diejenigen vergleicht, welche das Vermögen der Tugend besitzen und den Samen der Tugend schlechthin nicht verlieren können. — Sonst aber läßt er sich zuerst auf das Gebiet des menschlichen Naturlebens ein; IV, 74 stellt er gegen den Einwurf des Celsus, daß offenbar die Vorsehung für die Thiere so gut wie für die Menschen sorge, den interessanten Gedanken auf: „Ich glaube, daß wie in den Städten die über den Verkauf und Markt gesetzten Beamten sich für nichts anderes als für die Menschen bemühen, aber doch Hunde und andere Thiere Mitgenuß haben von

dem Vorrathe, — so die Vorsehung in erster Linie für die Vernunftwesen sorgt, aber in der Folge dann auch die vernunftlosen Wesen das genießen, was für die Menschen geschieht." Daraus folgert er dann, daß man ebenso wenig die (zwecksetzende) Vorsehung Gottes für die Menschen mit seiner Sorge für die Naturwesen gleich stellen könne, wie die Sorge der Beamten für die Hunde mit der für ihre Untergebenen.*) So glaubt er das Recht zu haben, schon in Bezug auf die Naturbedingungen des Daseins den Menschen als eigentlichen Zweck der Vorsehung aufzufassen und sieht die gegentheilige Ansicht als epikuräische Gottlosigkeit an. Er erkennt dabei richtig, daß mit der Leugnung der Zweckstellung des Menschen in der Welt folgerichtigerweise nothwendig die Leugnung der religiösen Weltanschauung überhaupt verbunden ist, daß also in dieser Frage eine Scheidung der Weltanschauungen sich offenbart, bei der eine Verständigung zunächst überhaupt nicht möglich ist. Aber er will diese Ueberzeugung noch ganz naiv auf einem Gebiete geltend machen, wo sie den ernstesten Bedenken unterliegt, indem er eine auf das sinnliche Wohl des Menschen gerichtete Teleologie nachweisen zu können meint. — Bedeutsamer ist es schon, wenn er IV, 76 darauf hinweist, daß gerade die größeren Schwierigkeiten, die im Unterschiede vom Thiere der Mensch für seine äußere Existenz zu überwinden hat, die Quelle aller höheren geistigen Austrengungen für ihn werden, daß also der scheinbare Vorzug der Thiere an Wohlsein gerade ein Zeugniß für ihre Beschränkung auf das Naturleben ist, während der scheinbare Nachtheil des Menschen das Siegel seiner höheren Würde genannt werden kann. Aber Origines fällt doch im Ganzen in die niedrigere Betrachtungsweise zurück, wenn er an die Thatsache erinnert, daß die Menschen alle Thiere theils zähmen und gebrauchen lernen, theils wenigstens kämpfend besiegen und sie so als Reizmittel für ihre Tapferkeit und Klugheit benutzen. Und eben so wenig brfriedigt es, wenn er gegen den Gegner, welcher auf den Anfangszustand der Menschen zurückblickend, behauptet hatte, sie seien in ihrer Schwachheit und Wehrlosigkeit den Thieren gegenüber offenbar von Gottes Vorsehung ursprünglich nicht mit besonderer Liebe ausgestattet gewesen, einwendet, daß die biblische Anschauung für die Anfangszeiten, die sich jeder sonstigen geschichtlichen Kenntniß entziehen, einen Schutz der Menschen durch Gott und die Engel voraussetze, welcher anzunehmen erlaube, daß Gottes Vorsehung trotz der Waffenlosigkeit der ersten Menschen von Anfang an für ihre Sicherheit genügend gesorgt habe.

Dann aber kommt Origenes (IV, 81 ff.) wieder auf die Hauptsache. Wer die von der Weltvernunft (dem uranfänglichen Gottessohne) in die Natur gelegte Vernünftigkeit (wie sie in den Einrichtungen der Ameisen und Bienen hervortritt und den Menschen gleichsam ein Vorbild gibt) mit der auf Zwecke gerichteten sittlichen Thätigkeit der Menschen für gleichbedeutend hält, der muß, so entwickelt der Apologet, mit dem Christenthume zugleich überhaupt jede höhere An-

*) Matth. 10, 21; 6, 26.

schauung von der Welt verwerfen. Vielmehr ergibt sich zwischen beiden ein qualitativer Unterschied. In den menschlichen Staatseinrichtungen z. B. „handelt es sich um sittliche Zwecke und Leistungen oder wenigstens um den Schein derselben, — bei jenen Thieren nur um eine wunderbare Wirkung der göttlichen Natur, welche eine Nachahmung des Vernünftigen bis auf das Unvernünftige ausdehnt, — vielleicht um dadurch den Menschen Mahnung und Beispiel zu geben.“ So weist Origenes die Vergleichung des Bienen- und Ameisenstaats mit dem menschlichen Staatsleben zurück. In den Thieren ist die Gottheit zu bewundern. Der Mensch aber wirkt gewissermaßen mit der göttlichen Vorsehung zusammen und setzt selbst Zwecke, — so gut wie die göttliche Vorsehung.*)

Und die Sorge und Zweckmäßigkeit, mit welcher die Ameisen für ihren Unterhalt und ihre gegenseitige Förderung sorgen, hält mit menschlicher Vorausſorge ebenso wenig einen Vergleich aus. Die Zusammenstellung beider ist nur geeignet, das sittliche Urtheil zu verwirren und die Tugenden der Nächstenliebe und des Mitleids durch ungerechtfertigtes Zusammenwerfen mit thierischen Erscheinungen herabzudrücken, was doch nicht blos dem Christenthume, sondern aller guten Philosophie zuwider ist. Die von den Ameisen berichtete Vorsichtsmaßregel gegen das Auskeimen des Getreides „hat ihren Grund nicht in der Vernunft der Ameisen, sondern in der Allmutter Natur, die auch die unvernünftigen Wesen ausgeschmückt hat, so daß auch das Geringste nicht ohne die Spur der Naturvernunft geblieben ist.“ Nur derjenige kann dem Celsus beistimmen, welcher Menschen- und Thierseelen für einerlei Ursprungs hält und nicht bedenkt, daß die menschliche Seele zum Bilde Gottes geschaffen ist und unmöglich ihre Grundzüge verlierend in Thierleibern eine andere Daseinsform empfangen kann. †)

Nachdem Origenes dann die Vorstellung von einem Reden der Ameisen als lächerlich zurückgewiesen hat, weil zum Reden eine Stimme, die Bestimmtes ausdrücken will, gehöre, verspottet er die Meinung, daß einem vom Himmel Schauenden das Thun der Bienen und Ameisen schwerlich von dem der Menschen sehr verschieden erscheinen werde. Ein vom Himmel Blickender, so meint er, werde nicht die allerdings verschwindenden Unterschiede der Körpergröße ansehen, sondern den Unterschied einer von Vernunft getriebenen und vernünftigen Seele von einer ohne Vernunft durch Trieb und Einbildung geleiteten. Das göttliche Auge werde sich auf die Quelle des Handelns richten, die auch bei den gewaltigsten Thieren immer Vernunftlosigkeit

---

*) Dabei fällt Origenes auch hier in die vulgäre Teleologie zurück, indem er als Zweck des Bienenstaats den Nutzen des Honigs für den Menschen hinstellt.

†) Die antike Seelenwanderungslehre stellt in ähnlicher Weise wie die moderne Descendenzlehre den Versuch dar, die Einzigartigkeit der vernünftigen Persönlichkeit zu verwischen. Nur ist die erstere als spekulativ und phantastisch jeder Einfügung in eine höhere Weltanschauung unfähig, während die letztere, so weit sie nur die Daseinsbedingungen der menschlichen Persönlichkeit empirisch erklären will, sich ganz wohl in christliche Gedanken einfügen läßt.

bleibe, bei dem Menschen aber die Vernunft, welche ihn mit den Himmelswesen zusammenstelle und wegen welcher er zum Bilde Gottes geschaffen heiße.

Noch entschiedener verwirft Origenes natürlich die Anwendung der dem religiösen Gebiete angehörigen Prädikate auf die Thiere. In IV, 86 und 87 sucht er die Schlüsse zu entkräften, welche Celsus aus der Kenntniß bestimmter Heilmittel durch Schlangen und Adler gezogen hat. Er betont — ohne die Thatsache an sich zu bestreiten —, daß solche etwaige Kenntniß bei jenen Thieren nicht aus Vernunft stamme, sondern Naturwirkung sei, — bei den Menschen aber das Ergebniß von Erfahrung, Kenntniß und Nachdenken. Daß es sich so verhalte, daß man also bei den Thieren in solchen Fällen nur von Naturtrieb (Instinkt) reden könne, — das scheint ihm schon daraus zu folgen, daß solche Kenntnisse bei den Thieren immer vereinzelt und zerstreut vorkommen, während sie bei den Menschen zusammenhängend und einheitlich erscheinen, daß also bei den Thieren offenbar nur eine für eines jeden Natur heilsame Einrichtung der Weltvernunft (Logos) angenommen werden könne. Hier also stützt sich Origenes überall auf die noch heute viel gebrauchte, aber wissenschaftlich wenig klare Unterscheidung zwischen dem Instinkte, als dem Ausdrucke der der Welt immanenten Vernünftigkeit, und der bewußten Vernunft.

In Beziehung auf die Geschichten seines Gegners von Frömmigkeit und Sittlichkeit der Thiere weist Origenes zuerst ganz richtig auf die Unsicherheit aller derartigen Berichte und auf den Streit darüber in den Philosophen-Schulen hin. Er betont, daß auch bei denen, die an Weissagung der Vögel glauben, darüber gestritten werde, ob die Bewegungen und Töne wirklich ein Beweis für ein Bewußtsein von der Zukunft, oder nur eine Wirkung der sich jener Thiere bedienenden göttlichen Mächte seien. Nur im ersteren Falle würde man auf ein wirkliches Gottesbewußtsein der Thiere schließen können. Wenn man nun im Sinne des Celsus ein solches bewußtes Mittheilen göttlicher Botschaft durch Thiere annähme, dann würde die Absurdität sich ergeben, daß es richtig wäre, den Glauben an eine göttliche Offenbarung durch menschliche Mittler zu verwerfen, aber solche Thiere wirklich als Offenbarungsträger anzuerkennen. Daß aber in Wirklichkeit nur an ein Benutzen der Thiere durch höhere Mächte, ohne eigenes höheres Wissen der Weissagungsträger, angenommen werden müsse, schließt Origenes aus dem Umstande, daß diese selben Thiere für sich und die Ihrigen Nachstellungen und Gefahren zu erkennen nicht im Stande sind und so den Menschen zur Beute fallen. So führt Origenes, indem er in echt antikem Sinne die Realität solcher Orakel annimmt, diese Weissagungen durch Thiere auf böse Geister zurück, welche, weil sie frei vom irdischen Körper und demzufolge im Stande sind, Geheimnisse und Zukünftiges zu erkennen, sich mit Vorliebe unreiner Thiere bedienen, um durch die Körper derselben oder durch ihre Einbildungskraft Weissagungen auszusprechen und dadurch die Menschen zum Götzendienste zu führen. Daraus leitet er es auch ab, daß gerade räuberische und gewaltthätige Thiere die bevorzugten Orakelträger sind, und daß diese

Thiere im mosaischen Gesetze ohne Ausnahme als unrein gelten. Die einzelnen unreinen Geister denkt er mit bestimmten Gattungen unreiner Thiere verwandt. Den Schluß aber, auf höhere religiöse Würde solcher Träger der Weissagung, widerlegt Origenes in echt antiker Weise. Wenn die Werkzeuge der Weissagung deßhalb schon auch selber göttlichen Geistes sein müßten, so wäre die Magd (Odyssee 20, 116 ff.) göttlicher als Odysseus. Dann müßte das Niesen, weil es ein Omen ist, auch das Zeichen einer göttlichen Kraft in der Seele sein. Vielmehr muß man annehmen, daß das Wissen der Zukunft an sich überhaupt noch nichts Göttliches ist, sondern etwas Indifferentes, Bösen und Verderbten ebenso zugänglich wie den Guten, wie ja auch Aerzte und Schiffer das Kommende voraus berechnen, gleichviel, ob sie gut oder böse sind. Gesetzt also auch, Thiere wüßten die Zukunft, so wären sie deßhalb noch nicht den Menschen vergleichbar, welche als fromm und sittlich zu Werkzeugen der Offenbarung Gottes gewählt werden. Man wird nicht leugnen können, daß in dieser Unterscheidung des sittlichen und religiösen Gebietes von dem der theoretischen Erkenntniß ein wirklich fruchtbarer Gedanke vorliegt.

Bis dahin bewegt sich die Beweisführung ganz auf dem Boden der antiken Weltanschauung und ist in dieser Form für unsere Theologie unbrauchbar. Wichtiger ist das, womit Origenes diese Erörterungen schließt. Zuerst weist er darauf hin, daß diese ganze Erhebung der Thiere bis zu den Menschen, ja über dieselben hinaus, etwas innerlich Unsittliches und Unerträgliches ist. Daß Gott die Thiere mehr als die Menschen lieben sollte, ist eine Blasphemie. Wird doch Niemand den nothwendigen Schluß daraus zugeben, daß es wünschenswerther sei, ein Thier als ein Mensch zu sein. Die Behauptung, daß die Thiere unter sich reden und zwar klüger und heiliger als die Menschen, verdient nur Spott als ein Ammenmärchen. Höchstens kann man zugestehen, daß auch durch solche Dinge die bösen Geister ihr Betrügerwerk an der Menschheit üben. Die Geschichten von Eid, Treue und Gotteserkenntniß der Elephanten gehören unter die Fabeln, da auch bei diesen Thieren der Rückfall in die alte Wildheit vorkommt. Denn obwohl allerdings viel Wunderbares von dieser Thiere Sanftheit bekannt ist (ἡμερότης), weiß man doch nichts von ihnen, was wirklich für das sittlich-religiöse Gebiet entscheiden könnte. Die Kindesliebe der Störche erklärt sich aus Instinkt und ist vielleicht von der Natur geordnet, um den Menschen dadurch ein Beispiel zu geben. Aber zwischen dieser instinktiven Tugend (ἀλόγως καὶ φυσικῶς) und der von Vernunft getragenen Tugend der Menschen (λόγῳ) ist ein prinzipieller Unterschied. Dasselbe müßte man annehmen, wenn die Geschichten von dem wunderbaren Phönix, die man erzählt, auf Wirklichkeit beruhten.

Origenes hat damit die Angriffe des Celsus auf dem Boden der antiken Weltanschauung selbst zurückgewiesen und nicht ohne ermüdende Breite und vielfache Wiederholungen den Unterschied von Mensch und Thier siegreich vertheidigt. Und so meint er zum Schluß, im Siegesbewußtsein dem Gegner

entgegentreten zu können. Er gibt ihm zu, daß man in der Unversehrtheit und Vollkommenheit des Weltganzen den göttlichen Weltzweck sehen könne. Aber er findet den anderen Satz, daß die Vernunftwesen insbesondere der Zweck der Welt seien, mit diesem schönen Gedanken nicht in Widerspruch, sondern als sein nothwendiges Ergebniß. Diese Vernunftwesen aber, auch die gefallenen, will Gott durch sein Zürnen und seine Strafen, wie durch seine Lenkung, in die Einheit seines Lebens zurückführen. Und in diesem Sinne sind nur sie, nicht die Thiere, Gegenstand seiner Vorsehung, und ihre Sünde hat für Gott allerdings eine andere Bedeutung, als die dem Menschen unerfreulichen Natureigenschaften mancher Thiere.

4. Wenn wir schließlich fragen, was von dem ganzen Streite zwischen den beiden Gegnern für die Gegenwart noch lebendiges Interesse behält, so müssen wir ja von beiden Seiten vieles als blos der Zeitgeschichte angehörig abziehen. Die wahrsagenden Vögel, die frommen Elephanten und die Phönix-Sagen des Celsus gehören der Vergangenheit. Und ebenso sehr die Gegengründe des Origenes von den bösen Geistern, welche durch die Thiere wirken, und von den für die Menschen und ihr äußerliches Wohl besonders geordneten Natureinrichtungen. Und seine Psychologie mit ihrer schroffen Ableugnung zwecksetzenden Bewußtseins bei den Thieren, besteht nicht vor einer besseren Kenntniß des höheren Thierlebens. Aber der entscheidende Gegensatz ist derselbe geblieben. Auf der einen Seite steht auf Grund liebevoller Vertiefung in das Seelenleben der vollkommeren Thiergattungen und unter dem Antriebe einer Weltanschauung, welche alle Entwickelung der lebendigen Wesen auf einfache, in ihnen selbst und in der Natur der Dinge liegende Gesetze zurückführt, die Neigung, das Seelenleben der Menschen mit dem der Thiere möglichst gleichzustellen, Sittliches mit Naturvorgängen in eine Klasse zu ordnen, und in dem Gedanken, daß die Vernunftwesen der Zweck der Welt seien, den phantastischen Hochmuth derselben Weltanschauung zu sehen, aus der einst auch die jetzt belächelten teleologischen Erklärungen des Naturlaufs entstanden sind. Auf der andern Seite steht das Bewußtsein, daß bei aller wunderbaren Begabung mancher Thierarten und bei aller Thorheit der schlechten teleologischen Gedanken doch die kindlich-naive Selbstbeurtheilung der alten Menschheit, die sich als göttlichen Geschlechts aus der Thierwelt ausgeschieden wußte, weiser gewesen ist, als die anspruchsvolle Weisheit der „unparteiischen Naturbetrachtung". Und die Gewissensüberzeugung, daß ohne diesen Glauben und ohne die prinzipielle Unterscheidung zwischen menschlicher Sünde und unerfreulichen Naturanlagen, zwischen sittlichen und Naturvorgängen, nicht blos das historische Christenthum mit seiner Gottmenschheit und seinem Gottesreiche zum Wahne wird, sondern jedes höhere religiöse und sittliche Streben überhaupt seinen Boden verliert.

Und auch unsere Zeit wird nichts anderes zum Beweise für die christliche Seite dieses Gegensatzes sagen können, als was Origenes in seiner Art angedeutet hat. Es gibt bei aller Verwandtschaft thierischen und menschlichen Seelenlebens ein Gebiet, auf welchem sich beide schlechthin scheiden und in

welchem das Thierleben höchstens Reflexe des menschlichen zeigt, wie Spiegelbilder der Vernünftigkeit in der Natur. Das wahre Denken, welches die innere Nothwendigkeit der Dinge versteht und dessen Zeugniß die menschliche Sprache ist, — die menschliche Sittlichkeit, welche nach einheitlichen Grundsätzen das Wollen bestimmen kann und von allen Naturvorgängen qualitativ verschieden ist, — die Religion, welche ein Unsichtbares und Einheitliches, das in allem Sichtbaren und Einzelnen auf uns wirkt, fühlen und aufnehmen kann, — das ist der Adelsbrief der Menschheit. Und was man als thierische Parallelen dazu herbeibringt, das ist entweder Fabel, oder, wie die Familienliebe, die Treue und die Disziplin mancher höher stehenden Thiere, der Ausdruck dafür, daß dieselbe Vernunft, welche in den persönlichen Wesen bewußt wird, auch den Bau des Universum trägt und ihr Bild in dasselbe eingeprägt hat. Und wie Origenes werden auch wir heute hinzufügen müssen, daß der letzte Grund, weßhalb wir uns in dieser Frage für die apologetische Seite entscheiden, nicht in Erwägungen der theoretischen Vernunft liegt, sondern in der unmittelbaren praktischen Ueberzeugung davon, daß der wahre Werth unseres Daseins, die Erträglichkeit unsrer Selbstbeurtheilung und die Gewißheit des sittlichen Handelns diese Parteinahme fordern. Und wir könnten hinzufügen: die in Christus erschlossene Aufgabe der Menschheit und die in seinem Tode offenbarte weltüberwindende Macht der erlösenden Liebe machen schon an und für sich einen Zweifel über diesen Punkt unmöglich, mag auch die theoretische Erkenntniß der Welt, welche das Einzelne ansieht und den Zusammenhang des Ganzen nicht zu überblicken vermag, sich immer wieder durch solche Zweifel im Stile des Celsus beunruhigt fühlen. Christus ist der Beweis für den Adel der Menschheit und darum die eigentliche Apologie des Christenthums.

Das Wunder.

Referat von P. L. Haas.

Wir müssen, wenn wir vom Wunder reden wollen, vor Allem beachten, daß der gemeine Sprachgebrauch mit dem Worte „Wunder" einen anderen Begriff verbindet, als die christliche Theologie es thut und thun muß.

Um den Unterschied des gemeinen Wunderbegriffs vom ächt theologischen leicht begreiflich zu machen, wollen wir vor Allem darauf hinweisen, daß jedes Wunder zwei Betrachtungsweisen darbietet. Die eine sieht nur auf die Ursache, auf die in dem Wunder zu Grunde liegenden und dasselbe bewirkenden Kräfte; die andere aber sieht nicht sowohl auf den Grund, als vielmehr auf den religiösen (oder nicht religiösen) Zweck.

Der gemeine Sprachgebrauch definirt das Wunder nur mit Rücksicht auf die wirkende Ursache. Das heißt: „Alle Erscheinungen, welche von dem gewöhnlichen, erfahrungsmäßigen Naturlauf abweichen, sich

aus den bekannten Naturgesetzen und -Kräften nicht erklären lassen, werden da als Wunder bezeichnet. Es ist aber klar, daß es gar viele Erscheinungen in Natur und Geschichte gibt, die wir in diesem Sinne als Wunder bezeichnen müssen, ohne daß sie darum für uns den Werth und die Bedeutung haben, welche die Wunder der heiligen Schrift für uns haben. Auch wird, wenn der Wunderbegriff auf den bewirkenden Grund aufgebaut wird, der Begriff selbst etwas Unsicheres und Schwankendes bleiben.

Wird nämlich nur die bewirkende Ursache zu Grund gelegt, wird das Wunder physikalisch betrachtet, so bleibt stets bei jedem Wunder die Hauptfrage die: Ist das, was geschehen ist, wirklich nicht erklärbar aus den von Gott in die Welt gelegten Naturkräften? Müssen wir hier ein Wunder constatiren? Es ist klar, daß wir diese Frage in jedem einzelnen Fall nur dann lösen könnten, wenn wir eine vollkommene Erkenntniß der gesammten Natur und ihrer Kräfte hätten. Denn nur dann könnten wir mit Sicherheit entscheiden: das oder das ist nach den Gesetzen der Natur möglich und das ist nicht möglich, muß also auf eine göttliche Machtwirkung und dergleichen zurückgeführt werden. Nun haben wir aber thatsächlich nur eine unvollkommene Erkenntniß der Natur. Es bleibt somit stets die Möglichkeit offen, daß das, was wir jetzt als naturunmöglich, d. h. als Wunder betrachten, in hundert oder tausend Jahren als naturmöglich erkannt wird, und in diesem Fall würde es aufhören ein Wunder zu sein. Ist ja doch für den Laien gar Vieles ein unbegreifliches Wunder, was der Naturforscher als etwas ganz Gemeines und Alltägliches kennt.

Bei dieser Betrachtungsweise spielt denn auch der Unterschied zwischen absoluten Wundern und relativen Wundern eine bedeutende Rolle. Wird nämlich angenommen, daß eine Thatsache ganz und gar allem Naturzusammenhang entnommen ist und aller gesetzmäßigen Erfahrung der gesammten Naturerscheinungen widerspricht, so heißt sie ein absolutes Wunder und wird ganz und gar auf die göttliche Allmachtswirkung zurückgeführt. Wird aber angenommen, daß die wunderbare Thatsache doch durch natürliche Vermittelungen hindurch ging, die wir nur in der Regel nicht erkennen oder durchschauen, so wird sie als ein relatives Wunder bezeichnet. — Es ist klar, daß der Wunderbegriff unsicher und schwankend bleiben muß, wenn wir nur die wirkende Ursache in's Auge fassen, denn es wird uns nicht möglich sein, in jedem einzelnen Fall zu entscheiden: das ist ein absolutes Wunder oder das ist ein relatives Wunder; hier haben wir eine neuschaffende göttliche Machtthat, hier aber nur etwa einen beschleunigten und potenzirten Naturproceß vor uns.

Will die Theologie der schwankenden Unsicherheit entgehen, so muß sie bei ihrem Wunderbegriff die physikalische oder Naturseite des Wunders ganz und gar aus dem Spiel lassen, d. h. sie darf nicht auf die muthmaßlichen, ursächlichen Kräfte ihren Wunderbegriff aufbauen, sondern sie muß bei ihrer Definition sich leiten lassen durch den Blick auf den Zweck oder die Bedeutung des Wunders. Steht eine wunderbare That-

sache in einem nachweisbaren engen Zusammenhang mit dem Reiche Gottes, ist deutlich der Zweck zu erkennen, daß durch die betreffende Thatsache etwas soll geleistet werden zur Verherrlichung Gottes und zur Errettung der Menschen, eventuell zur Beseitigung oder Bestrafung des Bösen, so bildet eben dieser klar nachweisbare Zweck dasjenige Element, das uns berechtigt, die betreffende Thatsache als ein göttliches oder religiöses Wunder in Anspruch zu nehmen. Oder, wie Dr. Haupt sich in einer Recension ausdrückt: Der Offenbarungscharakter ist für den religiösen Begriff des Wunders constitutiv (d. h. das wesentlich Wichtigste).

Wird das Wunder so definirt mit Rücksicht auf seinen Zweck, dann verliert zunächst der Streit über relative und absolute Wunder alle religiöse Bedeutung; es ist für unsern Glauben eine völlig gleichgiltige Sache, ob ich eine wunderbare Thatsache als relatives oder als absolutes Wunder zu betrachten habe. Das kann ich getrost denen zur Entscheidung überlassen, die in diesen Dingen besser Bescheid wissen, wenn nur das Eine feststeht: Hier habe ich es mit einer Machtthat zu thun, welche in offenbarem Zusammenhang mit dem Reiche Gottes in dieser sichtbaren Welt steht, so bleibt das Wunder völlig unangetastet, wie immer die naturwissenschaftliche Erklärung darüber ausfallen möge. Der religiöse Werth des Wunders hängt von seiner Eigenschaft als Zeichen (σημεῖον) ab, insofern als es eben etwas zeigt von den göttlichen Heilsabsichten mit der Menschheit.

Dieser hier gegebene Begriff des Wunders ist freilich neueren Datums und entspricht nicht dem der alten Dogmatiker. Denn diese erkennen ein Wunder nur da, wo etwas nicht in dem Bereich des Naturmöglichen liegt, während neuere Theologen durch den Widerspruch des Rationalismus sich bewogen sahen, den Begriff des absoluten Wunders überhaupt aufzugeben und blos noch relative Wunder anerkennen wollen. Diesen letzteren Standpunkt nimmt namentlich Kreyher ein in seinem Buche: „Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens." Er hat aber, wie Dr. Haupt ihm mit Recht nachweist, die biblischen Wunder ihres religiösen Charakters und Werthes entkleidet und sie auf eine Linie gestellt mit den wunderbaren Thatsachen, die der Verfasser aus dem Profangebiet der alten, neuen und neuesten Zeit reichlich anführte.

Unsere Absicht ist nun die, eben das religiöse Wunder, wie wir es vorstehend mit Rücksicht auf seinen Zweck und organischen Zusammenhang mit dem Reich Gottes erklärt haben, noch eingehender zu behandeln. Mit Recht sagt Reiff (Dogmatik, Vorhalle, S. 100): Bei einer organischen Auffassung sind wir jedenfalls genöthigt, die Wunder in den Zusammenhang des Ganzen der Offenbarung, in den großen Organismus der Heilsgeschichte hineinzustellen, worin Christus das Centrum ist.

Indem wir das zu thun versuchen, wird auch die Möglichkeit, die Nothwendigkeit, die Bedeutung und Beweiskraft und der Unterschied der religiösen Wunder von anderen wunderbaren Thatsachen sich am besten ergeben.

Das einzig richtige Verständniß des religiösen Wunders ergibt sich, meines Erachtens, aus der Erkenntniß der ursprünglichen Stellung und Bestimmung des noch ungefallenen Menschen zu Gott und zu der äußeren Natur. — Der ursprüngliche Mensch stand in Eintracht mit Gott und mit der gesammten Natur, er war der Mittelpunkt, das Centrum, der Schöpfung. In dieser centralen Stellung war *sein Erkennen und sein Wirken in der Natur auch ein centrales*, er beherrschte vom Centrum aus die Peripherie, d. h die äußere Natur. Das heißt er erkannte und wirkte in der Natur nicht blos von außen in *mechanisch-logischer* Weise, sondern sein Verhältniß war von innen heraus ein intuitiv-magisches Schauen und ein dynamisch magisches Wirken. „Dies ist die Bedeutung der Namengebung der Thiere. Denn Namen sollen die Signaturen sein, die das Wesen des Benannten derartig in der Tiefe fassen, daß der den Namen Aussprechende an diesem Namen einen wirklichen Besitz hat, in dem Zeichen zugleich Blick und Griff in das Bezeichnete ist." (Auberl. Offb. II., S. 136.) Das magische Wort spricht daher Wesen und Sache aus und übt zugleich eine bestimmende Macht und Gewalt aus über das mit Namen Genannte, drückt dem Naturwesen den Herrscherstempel des Namengebers auf. Was Zinzendorf im Liede dem Glauben zuspricht, das war dem ersten Menschen natureigen:

> „Wenn Einer nichts als glauben kann,
> So kann er Alles machen,
> Der Erden Kräfte sieht er an
> Als ganz geringe Sachen."

Die Kräfte der Natur müssen als dem ersten Menschen unterworfen gedacht werden. Wir können uns den ersten Menschen nicht denken als einen so armseligen Sklaven der äußeren, irdischen Natur, als abhängig von Klima, von Kälte und Hitze, von den Elementen der Natur, so groß, so gewaltig, so imponirend sie auch sein mögen. Wir können uns den Menschen nur als gebietenden und beherrschenden Herrn und Meister aller Naturkräfte und Naturelemente denken; also z. B. auch nicht dem Gesetz der Schwere unterworfen und dergleichen. — War er aber das,*) so ist klar, daß er in ganz anderer Weise auf die äußere Welt einwirken konnte, als es nach dem Sündenfall möglich ist. So lange der Mensch zu seinem Gott in richtiger, centraler Stellung stand, so lange stand er auch zur Welt und diese zu ihm im richtigen Verhältniß. Die Welt war so lange dem Menschen hörig, als der Mensch Gott hörig war. Als aber der Mensch durch den Sündenfall aus dem Centrum wich, sich versetzte in Beziehung auf Gott, trat sofort auch eine Versetzung ein in Bezug auf sein ihm untergebenes Herrschaftsgebiet, d. h. er verlor sowohl die centrale Schau, das centrale Erkennen, als auch das centrale Wirken in der Natur. Durch den Sturz des Menschen wurde das Naturcentrum geöffnet für die feindseligen Einflüsse eines bösen, gott- und

*) Das ist gerade die Frage, *ob* er es war. Wir wenigstens können uns einen aus Staub von der Erde (עָפָר מִן־הָאֲדָמָה) gebildeten Menschen, der aber dem Gesetz der Schwere nicht unterworfen sein soll, absolut nicht denken. D. R.

menschenfeindlichen Geistes, der nach der Schrift jetzt sich als Gott und Herr der Welt geberdet. Der Mensch aber wurde ein Knecht der Natur und der Sinnlichkeit. Der ursprüngliche Sinn, welcher die sympathetischen und magischen Rapporte mit der Außenwelt herstellte, ist in die Brüche gegangen und als schwache Ersatzmittel traten die Sinne des Leibes an seine Stelle. Die Erkenntniß ist jetzt nur durch äußerliche Beobachtung, durch Scharfsinn, durch Combination und logisches Urtheil möglich, und kommt sehr langsam und schwerfällig zu Stande im Gegensatz zu dem centralen intuitiven Einschauen der ersten Zeit. Und trotz allem Forschen und Suchen bleibt's bei der traurigen Wahrheit: „In's Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist.“ Und so ist auch das Wirken des Menschen in der Natur nur eine rohe, mechanische Naturbewältigung, die überdies den Fluch nicht aufzuheben vermag und die feindseligen Kräfte, welche sich der Natur bewältigt haben, nicht hinauszudrängen im Stande ist.

Nun wird uns auch die Erlösungsmacht und die damit in engem Zusammenhang stehende Bedeutung des Wunders verständlicher werden. Vor Allem steht uns fest, was Rocholl irgendwo sagt: „Die Majestät des paradiesischen Menschen ist nicht verloren, sondern diese hohen Kräfte liegen nur in ihm gebunden, ihm selbst verborgen, in seine grobe Leiblichkeit gefesselt, ja sie sind, sagen wir mit Schubert, in materieller Bildung befangen. So gewinnen wir denn die Erklärung einer doppelten Existenz des Menschen in einer Tag- und Nachtseite des Wirkens und Wissens.“

Soll nun der Mensch erlöst werden, so hat diese Erlösung offenbar nach zwei Seiten hin ihre Bedeutung. Wir dürfen die Erlösung nicht blos in Beziehung auf Gott in's Auge fassen als Versöhnung, sondern mit der Versetzung des Menschen in sein ursprüngliches Verhältniß zu Gott muß nothwendig auch das richtige Verhältniß zur äußeren Natur, wie wir es oben kennen lernten, wieder hergestellt werden.

Christus, als der Erlöser, muß daher betrachtet werden als ein wieder in's Centrum allmälig einrückender Mensch; d. h. innerlich, prinzipiell steht Er, als der Sündlose, von Anfang an im Centrum. Aber vermöge der Selbstentäußerung trägt er noch die Knechtsgestalt des aus dem Centrum gewichenen (excentrischen) Menschen und rückt erst faktisch in die Herrscherstelle ein nach seiner Auferstehung. Wenn daher Christus vor seiner Himmelfahrt sagt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden,“ so erkennen wir darinnen nicht mehr und nicht weniger als die ursprünglich dem ersten Menschen zugedachte Herrscherstellung nur in ihrer wiederhergestellten und vollendeten Gestalt. — Von dieser centralen Stellung Christi zur Welt, die schon vor der Auferstehung prinzipiell und potentiell vorhanden war, erklären sich nun die religiösen Wunder und rechtfertigen sich zugleich in schönster Weise.

Alle Wunder, die Christus thut, offenbaren nur die eine große Thatsache, daß Christus wieder in die ursprünglich dem Menschen zugewiesene Herrscherwürde über die Natur einzurücken im Begriff steht. Das Wunder stellt sich demnach jetzt dar nicht sowohl als ein mehr oder weniger willkür-

liches Eingreifen der göttlichen Allmacht in den gemeinen Naturlauf. Vielmehr unter der gegebenen Voraussetzung, daß des Menschen Verhältniß zur Natur ein gestörtes und seiner ursprünglichen Bestimmung nicht entsprechendes sei, muß nothwendig von einem Erlöser der Menschheit erwartet werden, daß bei ihm diese Störung wieder aufgehoben ist. Der Erlöser muß eben auch dadurch sich als Erlöser ausweisen, daß die Wunder der Erkenntniß und der Macht in und über die Natur bei ihm wieder sich zeigen. Wo der Ruin der Sünde aufhört, da müssen nothwendig jene Machtthaten des Weltherrschers aufblitzen, die Wiederherstellung des Urverhältnisses zwischen dem Menschen und der Natur ist die nothwendige Folge der Wiederherstellung des richtigen Verhältnisses zu Gott. (Schluß folgt.)

Eine Warnung vor der Deutschen Evangelischen Synode von Nordamerika.

Daß unsere Synode von lutherischen Blättern von Zeit zu Zeit einmal angegriffen und in einer oder der anderen Hinsicht verdammt wird, ist etwas so regelmäßig Wiederkehrendes, wie die Verlesung der Bulle „In coena domini" *) an jedem Gründonnerstag. Für diesmal sind wir bei einem Mitarbeiter des Kirchenblattes der Jowasynode daran gekommen. Derselbe hatte nämlich wieder einmal für nöthig gefunden, vor den Unirten zu warnen, die sich evangelisch nennen und doch nicht bei der Lehre des reinen Evangeliums bleiben. Da heißt es nun aber von diesen Unirten weiterhin: „Ihnen ist jeder recht, der kommt und sie lassen jeden glauben, was er will; was besonders beim heil. Abendmahl zu Tage tritt. Sie wagen bei der Feier desselben kein bestimmtes Bekenntniß abzulegen und sagen daher bei der Austheilung nicht einfach: „das ist der Leib Christi, das ist das Blut Christi;" sondern sie sagen: Unser Herr Christus spricht: Das ist mein Leib u. s. w. Gegen solche stehe hier ein Zeugniß Luthers." Dieses Zeugniß folgt sodann und schließt mit den Worten: „Darum wer solche Prediger hat, oder sich deß zu ihnen versieht, der sei gewarnt vor ihnen, als vor dem leibhaftigen Teufel selbst." —

Es wird uns wohl nicht übel genommen werden, daß wir diese Warnung nicht auf uns selbst, d. h. unsere Evang. Synode bezogen haben, denn erstens wissen wir, daß wir uns zu der Lehre des reinen Evangeliums bekennen, zweitens ist es nicht wahr, daß uns jeder recht ist, der kommt, drittens lassen wir nicht jeden glauben, was er will, sondern verlangen von ihm, daß er, wie wir, die heilige Schrift als die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens erkenne und viertens ist uns auch kein einziger Fall in unserer Synode bekannt, in welchem die referirende Spendeformel beim heiligen Abendmahl gebraucht worden wäre.

*) Die Bulle spricht nämlich den Fluch des Papstes „über eine immer mehr anwachsende Schaar von Ketzern aus."

Der Ehrw. Präses des 5. Distrikts, P. Schwarz, hatte nun noch ein Uebriges gethan und in einem Schreiben an die Redaction des „Kirchen-Blattes" Verwahrung eingelegt, indem er auf die in unserer Agende enthaltene Spendeformel aufmerksam machte. Darauf erwidert derselbe Schreiber in einem zweiten Artikel:

Hiezu haben wir nun folgendes zu bemerken: Es findet sich diese Formel allerdings in der Agende der deutschen evangelischen Synode von N. A. und wir wollen dem Herrn Pastor Schwarz glauben, daß sie allgemein in seiner Synode gebraucht wird, obgleich keineswegs bei allen Pastoren und Gemeinden jener Synode die Synodalagende im Gebrauch ist. (1) Wir haben uns also darin geirrt, daß die Austheilungsformel „Christus spricht: das ist mein Leib u. s. w." auch bei den hiesigen Unirten allgemein im Gebrauch ist. Speciell haben wir von der Evang. Synode von Nord-Amerika nicht geredet, sondern von den Unirten überhaupt. Herr Pastor Schwarz wird kaum bestreiten wollen, daß die herkömmliche Spendeformel beim heil. Abendmahl in der Union nicht die ist, welche sich in der Agende seiner Synode findet, sondern diejenige, welche wir in unserem Aufsatz angeführt haben.

Hebt nun aber die Information, welche uns Herr Pastor Schwarz wegen der in seiner Synode gebrauchten Spendeformel gibt, den Vorwurf auf, daß die unirte Kirche und auch seine Synode ein klares und bestimmtes Bekenntniß beim heil. Abendmahl nicht hat und ablegt, sondern jeden glauben läßt, was er will? Will die Evang. Synode von Nord-Amerika mit ihrer Austheilungsformel denn wirklich klar und bestimmt bekennen und dies Bekenntniß ihren Pastoren und Gemeinden in den Mund legen, daß da im heil. Abendmahl der Leib und das Blut Christi, nicht ein Sinnbild, nicht eine Kraft, sondern wie die Worte Christi klar und bestimmt lauten, der Leib und das Blut ausgetheilt und genommen werden? Wir haben von ihr selbst das bestimmteste Zeugniß, daß sie das nicht will und fordert. Sie hat nach ihrer eigenen Constitution in den Lehr- und Glaubensunterschieden, welche zwischen der lutherischen und der reformirten Kirche bestehen, kein bestimmtes Bekenntniß, wie will sie denn ein solches beim heil. Abendmahl haben. Wir nehmen den 2. Paragraphen der Constitution dieser Synode vor uns, der von ihrem Bekenntniß handelt, da lesen wir: Die deutsche Evang. Synode.... bekennt sich zu der Auslegung der heil. Schrift, wie sie in den Symbolischen Büchern der Lutherischen und Reformirten Kirche, als da hauptsächlich sind die Augsburger Confession, Luthers Katechismus und der Heidelberger Katechismus, niedergelegt ist, insofern dieselben mit einander übereinstimmen; in ihren Differenzpunkten aber (d. i. in den Unterscheidungslehren beider) hält sich die deutsche evang. Synode von N. A. allein an die darauf bezüglichen Stellen der heil. Schrift und bedient sich der in der evangelischen Kirche hierin obwaltenden Gewissensfreiheit." Der Leser achte insonderheit auf die von uns unterstrichenen Worte. Nach diesem Paragraphen hat die Evang. Synode vom heil. Abendmahl kein festes Bekenntniß; denn in der Lehre und im Glauben vom heil. Abendmahl stimmen der Katechismus Luthers und der Heidelberger Katechismus ganz und gar nicht überein. Da kann sich also jeder die Worte der Schrift deuten und auslegen, wie es ihm zusagt, er kann sie nehmen, wie sie lauten, wie die luth. Kirche thut, oder er kann sie mit Zwingli und Calvin umdeuten und aus dem Leib und Blut Christi ein bloßes Zeichen, Bild, Symbol machen. Es steht das seinem Gewissen frei. Wenn eine Synode auf einem solchen Bekenntnißparagraphen steht, der den Glauben und das Bekenntniß vom heil. Abendmahl wie von anderen Glaubenspunkten, darin Lutheraner und Reformirte sich unterscheiden, den Pastoren und Gemeinden frei gibt und darin die Gleichgültigkeit, den Indifferentismus als Grundlage hinsetzt, da ist es doch eine Täuschung, wenn man von einem festen und klaren Bekenntniß beim heil. Abendmahl reden will.

Summa Summarum: Wir haben uns darin geirrt, daß auch bei den hiesigen

Unirten die herkömmliche unirte Spendeformel „Christus spricht 2c." im allgemeinen Gebrauch ist und berichtigen diesen Irrthum. Aber der schwere Vorwurf, daß die Unirten beim heil. Abendmahl nicht klar und bestimmt bekennen, daß da der Leib und das Blut Christi gegenwärtig ist, ausgetheilt und empfangen wird, sondern darüber einen jeden glauben lassen, was er will, bleibt auch der deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika gegenüber bestehen, und wir müssen alle luther. Christen vor derselben, wie vor jeder unirten Gemeinschaft warnen. J. Gg.

Der von uns angeführte Theil (etwa drei Viertel) dieses Artikels ist wirklich für die Erkenntniß der Tactik und der Waffen des Schreibers zu werthvoll, als daß wir ihn hätten übergehen können. Aus dem bei Nummer Eins (1) Gesagten entnehmen wir nur die Mahnung zur Einführung und zum Gebrauch unserer Agende seitens sämmtlicher Synodalpastoren, damit auch dieses Quellchen, aus dem die Verdächtigungssucht ein Tröpflein schöpfen kann, verstopft werde.

Nun frägt der Verfasser des Artikels weiter: Will die evang. Synode u. s. w. Eine Frage, die seinem Scharfsinn alle Ehre macht! Die Thatsache, daß wir es bekennen, kann er ja nicht mehr leugnen, aber es läßt sich von der Evangelischen Synode am Ende auch bezweifeln, daß sie das will, was sie thut. Freilich scheint der Schreiber des betr. Artikels (J. Gg. zeichnet er) zu übersehen, daß unsere Synode zur Annahme ihrer Agende weder durch irgend welche äußere Macht gezwungen, noch durch den Wunsch etwa des Königs von Preußen genöthigt wurde, noch ihr auch nur ein Orden „propter Agenda" verliehen wurde, sondern, daß sie dieselbe durch einen Beschluß der Generalsynode angenommen hat, also höchstwahrscheinlich ist, daß die Synode die Agende mit Willen angenommen hat und das auch bekennen will, was sie bekennt.

Aber wie sehr auch diese heuchlerischen Unirten ihren bösen Willen hinter guten Bekenntnissen zu verbergen verstehen, dem Scharfsinn J. Gg's entgehen sie nicht. „Wir haben von ihr selbst das bestimmteste Zeugniß, daß sie das nicht will und fordert." (Was fordert sie denn?) Wer so im Superlativ mit gesperrter Schrift schreibt, ist seiner Sache so sicher, daß wir ihm nicht weiter zu entgegnen wagen. Wir waren bis jetzt fest überzeugt, daß wir ein bestimmtes Bekenntniß vom heil. Abendmahl wollen, und daß wir uns deßhalb an die darauf bezüglichen Stellen der heiligen Schrift halten, als das bestimmteste, was in dieser Hinsicht zu finden ist, und nun kommt J. Gg. und spricht so. Wenn der Mann kein Herzenskündiger ist, dann ist er jedenfalls ein guter Ketzerrichter und es ist schade, daß er nicht wenigstens ein Zeitgenosse Speners war.

Wir wollen also nicht weiter mit ihm streiten, sondern zusehen, auf welchem Wege er zu seiner so zuversichtlich und bestimmt ausgesprochenen Behauptung gekommen ist. Das werden wir aber wohl schwerlich ergründen, wenn er es uns nicht selbst sagt und so wollen wir denn uns damit begnügen, zu sehen, auf welchem Wege er seine Leser zum Glauben an seine Worte zu bringen sucht.

„Wir nehmen den zweiten Paragraphen der Constitution dieser Synode

vor uns, u. s. w." Das freut uns, denn wir haben schon einmal einem unserer Gegner erklärt: „Die Lehrstellung unserer Synode als solche muß nach unserem Bekenntniß beurtheilt werden" (Theol. Ztsch. 1884, Seite 94). Und wie sorgfältig und gewissenhaft J. Gg. verfährt! Das am wenigsten Wichtige unterstreicht er, das Wichtigere läßt er ununterstrichen und das Allerwichtigste läßt er weg. Wenn seine Leser nicht schon vorher überzeugt waren, daß unsere Synode die „reine Lehre" nicht habe, so sind sie es jetzt ganz gewiß. Nur Schade, daß er uns nicht auch überzeugt hat. Wenn J. Gg. sagt, „der Leser achte auf die von uns unterstrichenen Worte, so sagen wir, der Leser achte auf das, was J. Gg. *nicht unterstrichen* und vor allem auf das, was er weggelassen hat. Das lautet aber: „Die Deutsche Evangelische Synode von Nord-Amerika, als ein Theil der evangelischen Kirche, versteht unter der evangelischen Kirche diejenige Kirchengemeinschaft, welche die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments für die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens erkennt und sich dabei bekennt zu der Auslegung u. s. w." Wir fragen nun J. Gg.: Kann er als Lutheraner mit gutem Gewissen und aus voller Ueberzeugung behaupten, daß eine Kirchengemeinschaft, welche die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments für das Wort Gottes und für die alleinige Richtschnur des Glaubens und Lebens erkennt, nicht bei der Lehre des reinen Evangeliums bleibt. Er muß es wohl können. Wie steht es aber mit der Autorität der Schrift und mit ihrer Genugsamkeit (Sufficienz), wenn die, welche sich an die Schrift halten, das reine Evangelium nicht haben?

Ferner fragen wir: Steht in diesem Paragraphen: „in ihren Differenzpunkten aber hält sich die Deutsche Evang. Synode von N. A. allein an die darauf bezüglichen Stellen der heiligen Schrift," oder steht es nicht darin? Es steht darin; J. Gg. läßt es abdrucken und behauptet sofort: „Nach diesem Paragraphen hat die Evang. Synode vom heiligen Abendmahl kein festes Bekenntniß; denn u. s. w." Gut, also sind die betreffenden Stellen der heil. Schrift unbestimmt, also sind sie eben nicht fest. Es sind aber auch die Einsetzungsworte des Herrn selbst unter diesen Stellen. Wir bekennen uns zu den Worten des Herrn und schämen uns nicht zu gestehen, daß wir nichts besseres und festeres als diese haben. Marc. 8, 38.

Oder macht vielleicht J. Gg. den Schluß: Weil der Katechismus Luthers und der Heidelberger Katechismus nicht übereinstimmen, darum sind auch die Worte der Schrift unsicher und sie können kein festes Bekenntniß bilden? Was nun weiter gesagt wird: Wenn eine Synode auf einem solchen Bekenntnißparagraphen steht u. s. w., das ist doch einer näheren Beachtung werth. Unsere Synode erklärt (wir müssen das noch einmal wiederholen, denn J. Gg. scheint kein Gedächtniß dafür zu haben), daß sie die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments als das Wort Gottes u. s. w. erkennt und erklärt dann, noch einmal in ebendemselben Paragraphen, daß sie sich in gewissen Punkten allein an die darauf bezüglichen Stellen der heil. Schrift halte. Diesen Paragraphen nun, der so ausdrücklich und nachdrück-

lich die heilige Schrift als Grundlage hinstellt, nennt der Lutheraner J. Gg. einen Bekenntnißparagraphen, der die Gleichgültigkeit und die Indifferenz als Grundlage hinsetzt. Das ist in dieser Hinsicht das Stärkste, was, bis jetzt wenigstens, zu unserer Kenntniß gekommen ist. Selbst Bellarmin ist noch viel bescheidener; er sagt nur: Non ignorabat Deus multas in ecclesia exorituras disputationes circa fidem, debuit igitur judicem aliquem ecclesiæ providere. At iste judex non potest esse scriptura, quia varios sensus recipit, nec potest ipsa dicere, quis sit verus. (Gott wußte wohl, daß in der Kirche viele Streitigkeiten in Betreff der Lehre entstehen würden, mußte also einen Richter für die Kirche verordnen. Aber die Schrift kann nicht jener Richter sein, weil sie verschiedener Auslegung fähig ist und nicht selbst sagen kann, welche die richtige ist.)

Muß aber J. Gg. nicht auch vor der Concordienformel warnen? Diese sagt nämlich in ihrem ersten Artikel (Wir glauben, lehren und bekennen, daß die einige Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilt werden sollen, seien allein die prophetischen und apostolischen Schriften alten und neuen Testaments) dasselbe, was unser Bekenntnißparagraph auch sagt. Es ergibt sich also die sonderbare Thatsache, daß das Bekenntniß der „hiesigen Unirten" mit dem ersten Artikel der Concordienformel stimmt, während die Behauptungen eines hies'gen Lutheraners die Sätze Bellarmins noch weit überbieten. Es führen viele Wege nach Rom, aber J. Gg. scheint einen gefunden zu haben, der noch weiter führt und wenn seine Behauptungen nur ebenso unfehlbar wären, als sie dreist sind, dann könnte er schon Papst, wenn nicht noch mehr sein. Denn wenn man Leuten gegenüber, von denen man ausdrücklich eingestehen muß, daß sie das heilige Abendmahl mit den Worten „das ist der Leib u. s. w." spenden, behaupten kann, daß sie nicht klar und bestimmt bekennen, daß der Leib und das Blut Christi gegenwärtig sei, ausgetheilt und empfangen werde, sondern jeden glauben lassen, was er will, so bedarf es dazu entweder einer das Innerste aller Menschenherzen durchdringenden Erkenntniß, oder einer die heiligste aller menschlichen Versicherungen verhöhnenden Frechheit.

Wer ist und bleibt ein guter Lehrer?

(Referat von Lehrer Wm. Riemeier.)

Wer das Schwimmen lernen will, muß in's Wasser und wer das Lehren lernen will, muß in die Schule. Die Praxis lernt man nur durch die Praxis und das Lehren nur durch's Lehren; daran läßt sich nun ein- für allemal nichts abmarken.

Wenn einer das Schwimmen ohne Anleitung und Aufsicht zu erlernen versucht und dabei im Wasser ertrinkt, so sagt man, er sei ein leichtsinniger Bursche gewesen. Schlimmer aber ist es doch jedenfalls, wenn einer das Lehrgeschäft auf's gerathewohl anfängt, ohne zu wissen, was ihm zu thun obliegt und wie er zu seinem Ziele kommen will. Mancher möchte da vielleicht ein-

wenden: „Probiren geht über Studiren;“ — allein die Meisten machen die Erfahrung, daß es — nicht geht!

Daß ein solcher Lehrer sich vor den Kindern blamirt, wäre noch das Geringste; tausendmal schlimmer ist es, daß ein pädagogischer Pfuscher ganze Generationen zu Grunde richten kann. Es handelt sich hier eben um das Wohl und Wehe künftiger Geschlechter.

Um uns nun gegenseitig in der rechten Ausübung dieses hohen und heiligen, aber auch schweren Lehrerberufes zu fördern, ist ja Zweck unseres Vereins. Sollte nun diese geringe Arbeit dazu mit beitragen, so wollen wir die darauf verwandte Zeit nie bereuen.

„Wer ist und bleibt ein guter Lehrer?“

Wir stellen uns erst (noch einmal) die zwei Fragen:

1. Was ist die Aufgabe des Lehrers?
2. Wie löst er die Aufgabe gut?

Die pädagogische Praxis unterscheidet Unterricht und Erziehung; dies ist die doppelte Aufgabe des Lehrers. Der Lehrer soll seinen Schülern in bildender Weise zur Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten auf den verschiedenen Unterrichtsgebieten, insofern es eben der Jugend möglich ist, behülflich sein. Mehr noch! Es ist die Aufgabe des Lehrerberufes, die auf Jesu Christi Namen getauften Kinder durch christliche Unterweisung und Zucht zu Christo zu führen, damit sie rechte Jünger des Herrn werden. Matth. 19, 14. Aus Gesagtem ergibt sich nun auch die doppelte Bestimmung des Menschen, die irdische und himmlische.

Unsere Jugend wächst schnell heran, und bald tritt sie ein in die Rechte und Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft. Damit sie nun in dieser Stellung als tüchtige Bürger und nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft gelte, muß man sie auch für dieselbe tüchtig heranbilden.

Am besten und allein sicher kann man das nur, wenn man sie ihrer himmlischen Bestimmung gemäß erzieht. Der Jugend nun behülflich zu sein durch Unterricht und Erziehung zur Erreichung der irdischen und himmlischen Bestimmung, ist die Aufgabe des guten Lehrers.

Wie der Lehrer nun diese Aufgabe gut löst, wollen wir in Folgendem weiter ausführen, indem wir fragen:

a. Wer ist ein guter Lehrer?
b. Wer bleibt ein guter Lehrer?

Wenn wir nun die erste Frage suchen zu beantworten, so möchten wir unsere Aufmerksamkeit richten auf zwei nothwendige Erfordernisse, nämlich auf den Glauben und auf die Berufstüchtigkeit.

Da die höchste Bestimmung des Menschen die himmlische ist, nämlich die Eroberung der Seligkeit, und da wir nur durch den Glauben an den Herrn Jesum selig werden: so drängt sich uns von selbst zuerst die Frage nach dem Glauben des Lehrers auf, weil er ja die Kinder zu solchem seligmachenden Glauben erziehen helfen soll.

Der gute Lehrer muß vor allem selbst ein gläubiger Christ sein. Nicht

blos seines **Amtes** wegen, sondern vornehmlich seiner **Person** wegen. Derjenige, welcher Lehrer werden und sein will, muß zuerst selbst darnach trachten, daß er zur himmlischen Bestimmung erzogen werde; ja, ein jeder Mensch, insonderheit ein jeder Christ, soll darnach trachten. Dann aber muß der Lehrer gläubig sein seines **Amtes** wegen. Fragen wir nun, worin der Glaube des Lehrers bestehen soll, so finden wir Matth. 16, 15 u. 16 auf die Frage des Heilandes: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?" in dem Bekenntniß Petri: „Wir haben geglaubet und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes," das Wesen des Glaubens ausgedrückt. Der Lehrer soll sein **evangelisch gläubig**. Wie die christliche Kirche nur durch gläubige Boten des Evangeliums erbaut werden konnte, so kann sie auch nur durch gläubige Lehrer und Prediger forterbaut und erhalten werden. Das Christenthum fordert, wie von allen seinen Bekennern, so insbesondere von den Lehrern charaktervolle Entschiedenheit im Bekenntniß der Wahrheit. Darum muß eines guten Lehrers Verkündigung Ja sein, das Ja ist; und Nein, das Nein ist. Mit andern Worten: Ein guter Lehrer muß nicht anders lehren, denn das Wort Gottes lehrt; er ist durch Amt und Gelübde gebunden, auf's Gewissenhafteste nach dem Evangelio zu lehren, das eine Kraft Gottes ist, selig zu machen Alle, die daran glauben. Bloße Kenntniß der biblischen Geschichten, bloßes Fürwahrhalten derselben reicht nicht aus. Es reicht überhaupt für keinen Christen aus, am wenigsten für Erzieher junger Christen.

Das Amt eines christlichen Erziehers ist, in gar mancher Beziehung, ein schweres und beständige Ausdauer und einen beständigen frohen Muth erforderndes. Ein treuer Lehrer sieht sich gar manchmal in seinen besten und gerechtesten Hoffnungen getäuscht; aber dennoch soll er vor seinen Kindern nie muthlos noch verdrießlich erscheinen. Wo aber soll er Kraft hernehmen, getrost zu hoffen, wo er doch nichts sieht und einen frohen Muth zu behalten bei aller Widerwärtigkeit, wenn nicht aus der beständigen Gemeinschaft mit seinem Heilande. Die innere Gemeinschaft mit Christo ist unerläßlich erforderlich bei der täglichen Erziehungsarbeit. Verliert der Lehrer diese, so wird er gar bald in ein gewohnheitsmäßiges Treiben und in allerlei Untreuen fallen, und aller Segen seiner Arbeit geht dann verloren!

Als zweites Erforderniß nennen wir die Berufstüchtigkeit und denken dabei an die **Liebe**, an das **Talent** und an eine **specielle, tüchtige Ausbildung**.

Den Lehrerberuf hat der Heiland selbst eingesetzt, indem er Matth. 19, 14 die Apostel darauf hinweist, daß auch die Kindlein ihm zugeführt werden sollen. Den Petrus frägt der Herr: „Simon Johanna, hast du mich lieb?" Joh. 21, 15, und erst nachdem der betreffende Jünger dreimal bejahend geantwortet hat, erhält er den Auftrag: „**Weide meine Lämmer.**"

O, ein herrliches Amt, die Lämmer Christi zu weiden! Um Christi willen sich vieler Mühsale zu unterziehen und seine Kräfte dem Dienste des Heilandes zu widmen an seinen Lämmern: — das ist die große Gnade, de-

ren der Lehrer gewürdigt wird. — Der gute Lehrer muß von der Liebe Christi durchdrungen sein und aus Liebe und in Liebe muß er seine amtliche Thätigkeit an den Kindern verrichten. Aus dieser Liebe zum Heiland quillt dann auch die Liebe zum Mit- und Nebenmenschen. In Liebe und aus Liebe geschieht dann auch alle nöthige Zucht. Ein Lehrer wird bald ausfinden, daß zum Unterrichten und Erziehen die Zucht nöthig ist. Leider ist auch schon in den zarten Kinderherzen das Böse vorhanden, das beseitigt werden muß, um dem Guten Platz zu machen. Was unter der Zucht zu verstehen ist, wollen wir hier nicht weiter ausführen, nur so viel sei gesagt, daß aller Zucht die Liebe zu Grunde liegen muß, um den Schüler vom Bösen ab und zum Guten hinzuführen. Dabei darf jedoch der Lehrer wohl seinen Widerwillen gegen das Böse durch Geberden und Worte und auch durch Härte der Strafe kundgeben. Nur nicht liebkosend strafen, nur nicht lächelnd rügen; sondern heiliger Ernst und Eifer trete in den Vordergrund, und die Liebessonne darf sich wohl hinter eine Eiferswolke flüchten, wenn ernste Zucht zu handhaben ist — auch für eine längere Zeit, bis der Trotzige sich beugt — dann lasse man die Sonne der Liebe wieder scheinen. Das übt einen heilsamen Einfluß aus auf die ganze Schule!

Um im rechten Sinne aus Liebe und in Liebe Zucht zu üben, schaue der Lehrer selber fleißig in sein eigenes Herz und übe vor Allem zuerst an sich selber heilige Zucht. Solches Selbstprüfen wirkt dann auch die rechte Demuth als Schwester der Liebe, denn: „Die Liebe blähet sich nicht." 1 Cor. 13, 4. Dann befehle er solche Saat und Arbeit dem Segen des Herrn; das wirkt Hoffnung als Dritte im Bunde.

Zur Berufstüchtigkeit ist zum andern erforderlich: das Talent.

Wie das rechte Erziehen, so ist auch das rechte Unterrichten eine Kunst. Wer eine Kunst erlernen will, muß Talent dazu haben. Die angeborene Lehrbefähigung nennt die Schrft, weil sie ein vom Schöpfer verliehenes Geschenk ist, eine Gnadengabe. 1 Cor. 12 ff.

Eine allgemeine Gabe zu lehren besitzen eigentlich alle Menschen. Was wir hier unter Talent verstanden haben wollen, ist eine besondere Begabung, die der Kunstunterricht der Schule fordert. Daß nun nicht Jedermann diese besondere Lehrgabe besitzt, will Paulus bedeuten mit der Frage 1 Cor. 12, 29: „Sind sie alle Lehrer?" und Jakobus mit dem warnenden Zuruf an unberufene Lehrer: „Unterwinde sich nicht Jedermann, Lehrer zu sein." Jak. 13, 1.

Das Vorhandensein der angeborenen Lehrgabe zeigt sich bei dem Kinde oft schon früh durch Lust und Trieb, andere Kinder zu belehren, welches dann mit einer natürlichen Geschicklichkeit geschieht.

Zum andern wollen wir zum Talent auch die Lerngabe rechnen. Wer ein guter Lehrer werden und sein will, muß auch eine gute Lerngabe besitzen.

Aber das Vorhandensein beider allein genügt nicht, denn auch das Talent muß ausgebildet werden. Somit kommen wir an das dritte Er-

forderniß zur Berufstüchtigkeit: Eine specielle, tüchtige Ausbildung.

Wer lehren will, muß zuvor lernen, was er lehren soll (denn wer nichts hat, kann auch nichts mittheilen), und zum andern muß er lernen, wie er lehren muß, denn das Lehren selbst ist eine schwere Kunst. Wie vorsichtig geht der Goldschmied um mit seinen Edelsteinen! Der Lehrer aber hat weit edlere Juwelen zu handhaben: Wesen nach dem Bilde Gottes geschaffen, unsterbliche Seelen, die der erhabendsten Bestimmung entgegengeführt werden sollen. Er hat Kinder mit wunderbar herrlichen geistigen Anlagen und Fähigkeiten, die er auf naturgemäße Weise zu bilden und zu entwickeln hat. Darum fordert der Lehrerberuf vor vielem andern eine ernste und gründliche Vorbereitung. Darum wir auch eine tüchtige Ausbildung in unserm Proseminar betonen und genügende Zeit für dieselbe anempfehlen und tüchtige Lehrkräfte in demselben unterstützen mit Rath und That.

Wir wünschen Glück und Segen zu dem Bestreben, einen tüchtigen, kenntnißreichen, zu allen Obliegenheiten des amtlichen Dienstes wohl vorbereiteten Lehrerstand heranzubilden. Darum gereicht es uns auch zur Freude, daß neben der wissenschaftlichen und technischen Bildung auch die praktische Ausbildung seit neuerer Zeit zur Geltung kommt. (Schluß folgt.)

Der Gesangunterricht in unseren Gemeindeschulen.

Referat von Lehrer H. Brodt.

In unzähligen Gedichten ist der Gesang, diese herrliche Gottesgabe, gepriesen und gefeiert worden. Keine Sprache dringt beredter zum Herzen, als die Sprache des Liedes. Das Singen ist eine Kunstübung des Ohres, der Stimme und des Taktes und ein vorzügliches Mittel zur ästhetischen Bildung. Wie hoch Luther Gesang und Musik achtete, ist bekannt. Er sagt: „Wer diese Kunst kann, der ist guter Art und zu allem Guten geschickt. Ein Schulmeister besonders muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an." Zwei Gründe waren es hauptsächlich, die ihn bewogen, der Musik und dem Gesang das Wort zu reden: 1. Diese Künste vertreiben böse Gedanken und bewahren vor böser Gesellschaft; auch machen sie die Leute gelinder, sanftmüthiger und vernünftiger. 2. Der Gesang soll auch dazu dienen, daß „das Wort Gottes unter den Leuten bleibe." Viele Zeugnisse ließen sich dafür anführen, daß er sich in keinem dieser Punkte geirrt hat. Der Gesang wirkt in wunderbarer Weise auf das Volksleben und den Volkscharakter ein, ja beides ist so eng mit einander verbunden, daß man von einem auf's andere richtig schließen kann. Deßhalb sagt Sering: „Choral und Volkslied verkünden deutlich und vernehmbar die Volksstimmung in christlich religiöser und nationaler Beziehung. Und was diese herrlichen Gesänge enthalten, können sie auch geben. Für die Erweckung der erhabensten Güter in Kirche, Familie und Staat können sie nicht entbehrt werden." —

Gerade von einem Schulmeister verlangt Luther, daß er singen könne, weil es seine Ansicht war, daß durch denselben die Jugend zu dieser Kunst gewöhnt werden müsse. Luthers gewaltigem Einflusse ist es daher zu danken, daß neben der Religion und dem Lesen auch das Singen in die deutschen Schulen aufgenommen wurde, und daß sich dasselbe darin ohne alle Unterbrechung erhalten hat. Infolge dessen werden alle Schichten der deutschen Nation von der Muse der Tonkunst und der Muse des Gesanges beherrscht und begeistert. Und gerade die fröhliche Jugend, die Kinderschar klinget und singet am meisten. Ist doch das Singen dem Kinde so recht ein Bedürfniß, gehört es doch so recht zur Poesie der Kindheit. Schon früh macht daher das Kind von dieser schönen Gottesgabe Gebrauch; lange bevor es die Schule betritt singt es, veranlaßt durch seinen Nachahmungstrieb; fast alle seine Spiele begleitet es mit Gesängen, zu denen es häufig Text und Melodie selbst erfindet. Daher kommt die Schule nur einer natürlichen Forderung des Kindes entgegen, genügt nur einem tiefinneren Bedürfniß desselben, wenn sie den Gesangunterricht mit dem Eintritt des Kindes in die Schule beginnen läßt. Sind auch die Leistungen mancher Kinder anfangs nichts weniger als musikalisch, so wird doch auch bei ihnen rechtzeitig der Sinn für Gesang erweckt und das musikalische Gehör gebildet. Auch das kleinste Kind singt gern sein Liedchen; es singt, so gut es kann und mit all der Fröhlichkeit und Inbrunst, deren das Kindesherz fähig ist. Ohne Gesang sollte man, wie Raumer sagt, die Kinder nicht aufwachsen lassen, aus denen man wahrhaft gebildete Menschen machen will.

Außer den nothwendigsten technischen Uebungsstoffen bilden Choräle, geistliche Lieder und Volkslieder das Pensum im Singen. Dasselbe soll aber nicht in der unerträglich langweiligen Weise absolvirt werden, daß man, wie zu Pestalozzis Zeit, zunächst alle jene Uebungsstoffe mit den Kindern durcharbeitet und erst dann, nachdem sie die nöthige technische Fertigkeit erlangt haben, zu Chorälen und Liedern fortschreitet, sondern Uebungsstoffe und Lieder sollen miteinander geübt werden. Weil der Gesangunterricht formal und material bilden muß, so sollen, wie Hentschel sagt, ein besonderer Elementar- und ein besonderer Liederkursus während der ganzen Schulzeit neben einander herlaufen. Ersterer soll lückenlos fortschreiten und sich auf Gehör-, Stimm-, Treff- und Taktübungen erstrecken, und letzterer soll das gesammte Leben des Kindes in und außer der Schule in's Auge fassen und ausschließlich nur Inhaltsvolles und Schönes aufnehmen. Die Art und Weise, wie die Kinder die Lieder lernen, soll abhängig sein von dem Grade, bis zu welchem ihr Tonvermögen entwickelt ist. Daraus folgt, daß sie erst blos nach dem Gehör, dann unbewußt nach Noten mit Unterstützung durch das Gehör und endlich bewußtvoll nach gegebenen schriftlichen Zeichen singen lernen. — Es muß jedoch namentlich für unsere Gemeindeschulen als wünschenswerth erscheinen, bei dem eben beschriebenen Hentschel'schen Verfahren einige Modifikationen eintreten zu lassen. So z. B. müßte eine Beziehung zwischen Elementar- und Liederkursus stattfinden, zwar nicht

in der von einigen Gesanglehrern angestrebten Weise, daß man die Lieder dem ersteren zuliebe wählt und bei der Auswahl ganz von ihrer Beziehung auf das Kirchen-, Schul- und Naturjahr absieht, sondern indem man die betreffende technische Uebung dem einzuübenden Liede anpaßt, selbst auf die Gefahr hin, daß die Lückenlosigkeit und Reihenfolge des methodischen Stufenganges im Elementarkursus gestört würde. Die Hauptsache ist und bleibt ja immer, daß die Kinder eine Anzahl von Chorälen und Liedern wirklich sicher und gut singen lernen und die Erfüllung dieser nicht abzulehnenden Forderung beschränkt den Elementarkursus, erheischt so viel Mühe und Arbeit, daß namentlich für die eigentlichen Treffübungen keine Zeit in unseren Gemeindeschulen übrig bleibt. Können doch auch die aus denselben scheidenden Kinder von dieser Fertigkeit im späteren Leben keinen rechten Gebrauch machen, ist doch die Fertigkeit im Treffen ohne allen Einfluß auf ihre allgemeine Bildung und darum recht wohl zu entbehren. Ja selbst das bewußte Singen nach Noten ist für unsere einklassigen Schulen eine schwer zu erreichende und dabei noch sehr zweifelhafte Sache; das Einüben eines Liedes nach dem Gehör wird in denselben immer das praktischste Verfahren sein. Und auch in mehrklassigen Schulen, wo man das Singen nach Noten mehr betonen kann, erwarte man nicht zu viel davon. Es ist eben nicht jedermanns Sache, von Noten singen zu lernen. Dazu gehören besondere Anlagen.

Wirklich sicher von Noten singen, die Töne innerlich hören, lernen nur wenige; die anderen singen zwar auch nach Noten, oder besser gesagt, sie richten sich nach den Noten, insofern sie nämlich daran erkennen, ob ein Ton mehr oder weniger steigen oder fallen muß und wie lange er auszuhalten ist, aber von einem inneren Erfassen und Vergegenwärtigen des Tones kann bei ihnen nicht die Rede sein. Daß nun auch ein solches unbewußtes Singen nach Noten immerhin noch Vortheile vor dem bloßen Singen nach dem Gehör bietet, ist wohl klar. Ueberall aber, wo man es mit einer größeren Zahl von Sängern zu thun hat, wird man trotz der Noten die Lieder bald mehr, bald weniger nach dem Gehöre einüben müssen. Auch die Kinder einer einklassigen Schule werden Nutzen davon haben, wenn man ihnen ein Gesangheft mit Noten in die Hand gibt; namentlich werden die in demselben enthaltenen Vortragszeichen dazu benutzt werden können, sie zu einem angenehmen Gesange anzuleiten.

Für dieses Gesangheft gilt nun ebensowohl, wie für alles, was die Schule angeht, die bekannte Regel: „Für die Schule ist nur das beste gut genug.“ Es muß Lieder enthalten, die in dem Kinde den Sinn für das Wahre, Gute und Schöne wecken und beleben. Die Lieder müssen Einfluß auf das Gemüth, das Denken und den Willen des Kindes haben und um deßwillen ernster und heiterer Art sein, überhaupt die mannigfaltigste Abwechslung bieten. Sie sollen Rücksicht nehmen auf das Kirchen-, Schul- und Naturjahr, auf Heimath und Vaterland, auf Tages- und Jahreszeiten. Bei der Auswahl und Zusammenstellung ist auch Rücksicht auf die verschiedenen Altersstufen der Kinder zu nehmen. In die Unterklasse gehören Choräle und

Lieder mit leicht in's Gehör fallenden, heiteren Melodien. Lieder, welche sich im langsamen, schweren Tempo bewegen, eignen sich nicht für diese Altersstufe; sie widersprechen der gerade in dieser Zeit so beweglichen Kindesnatur. Daraus folgt jedoch nicht, daß Liedchen ernsten Inhalts auszuschließen wären, im Gegentheil, Lieder, denen ein Gebet, eine Bitte oder ein ähnlicher religiöser Gedanke zu Grunde liegt, sind recht wohl zu berücksichtigen. Mit den Jahren nimmt das Kind zu an Reife; was es früher gern singen mochte, sagt ihm dann nicht mehr ganz zu; es will andere Lieder singen, seinen Liederschatz erweitern und vergrößern. Diesem Bedürfniß muß der Lehrer entgegenkommen und vor allen Dingen dahin streben, daß sich das Kind die in den Kirchen der Evang. Synode gebräuchlichsten Choralmelodien aneignet und so befähigt werde, an dem Kirchengesang theilzunehmen. Es ist nicht blos wünschenswerth, sondern sogar dringend anzurathen, einen besonderen Kinderchor einzurichten, durch welchen die Kinder zugleich zum Besuche des Gotteshauses angehalten werden und oft, recht oft die Eltern und Geschwister mit in die Kirche ziehen; denn aus dem Munde der Unmündigen hat Gott sich eine Macht zugerichtet. Außer den Chorälen sind aber auch andere Lieder geistlichen Inhalts und Volkslieder einzuüben. In Bezug auf dieselben sollte der Lehrer es sich zur Regel machen, nur gute Melodien mit entsprechenden Texten auszuwählen. Es wäre dringend wünschenswerth, daß so manche unpoetische, geschmacklose Lieder aus den Gesangheften entfernt und bessere dafür aufgenommen würden. Man trifft noch genug läppische, alberne Texte mit ebenso faden, nichtssagenden Melodien, die durchaus zu verwerfen sind. In Amerika namentlich hat man Volksweisen oder volksthümlich gewordenen Melodien die wunderlichsten Texte untergelegt, oder man hat die Texte in einer schrecklichen Weise umgemodelt. Dergleichen Sachen sind schwerlich imstande, den ästhetischen Geschmack des Kindes zu bilden. Wir haben wahrlich so schöne, herrliche Lieder, Lieder, die hinsichtlich des Textes und der Melodie werthvoll sind, Lieder, die die Kinder gern singen und die eine nicht hoch genug anzuschlagende Mitgabe für's Leben bilden, daß es eines solchen Verfahrens nicht bedarf. Ja kein anderes Volk besitzt einen so reichen Schatz an guten Volksliedern, als das deutsche. Abgesehen von den Liedern mit schweren, kunstvollen Melodien, die nicht in die Schule gehören, bleibt uns doch noch ein so großer Reichthum an ungekünstelten, lieblichen, innigen, wahrhaft empfundenen und zum Herzen sprechenden Melodien, daß wir durchaus nicht nöthig haben, unsere Zuflucht zu der auf diesem Gebiete wirklich ärmlichen englischen Poesie und Musik zu nehmen. Und gerade von so einfachen, deutschen Volksliedern gilt, was Herder sagt: „Ein einfaches, schönes Lied, nach unserer Ansicht ein Kunstwerk hoher Gattung, eine Melodie aus den Tagen der Kindheit weckt des Greises starre Jugendträume, zaubert ihm in wenig Takten seine schönsten Rosenauen wieder hervor, über welche die mannigfachen Stürme halber Jahrhunderte entblüthend und entblätternd hinweggeweht haben.“ — (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die achte Versammlung der Evangelischen Allianz in Kopenhagen war allerdings nicht in dem Maße besucht, wie es frühere Versammlungen gewesen sind. Es konnte überhaupt billigerweise nicht erwartet werden, daß nach dem fehlgeschlagenen Versuche in Stockholm zu tagen, die diesmalige Versammlung eine besonders glänzende sein würde. Bedenken hatten auch hier in Dänemark dem Tagen der Allianz entgegengestanden. Daß diese beseitigt wurden, ist hauptsächlich das Verdienst des Dr. Kalkar, der troß seiner 84 Jahre dennoch für die Zwecke der Allianz ungemein thätig war.

An fremden Gästen, von denen jedoch in Wirklichkeit nicht wenig ausgeblieben sind, nennt die Präsenzliste aus England 91, aus Amerika 22, aus Holland 10, aus Belgien 4, aus Deutschland 56 (darunter etwa zehn aus dem benachbarten Schleswig-Holstein), aus Frankreich 10, aus der Schweiz 15, aus Italien 1, aus Griechenland 1, aus Rußland 2, aus Oesterreich 1, aus Spanien 1, aus Norwegen 22 (darunter fünf Pastoren), aus Schweden 206 (darunter ca. 30 Pastoren); mithin 442 Ausländer. Die Zahl der Inländer beträgt 902, von denen indeß nur ca. 150 (darunter ca. 50 Pastoren) Nicht-Kopenhagener waren. Unter den Inländern befanden sich ca. 270 unverheirathete Damen. Es beziffert sich danach officiell die Gesammtbetheiligung auf ca. 1350. Ein Theil der fremden Gäste fand gastliche Aufnahme in Familien und erhielt freie Rückfahrt bis zur Landesgrenze. Als Versammlungslokale hatte der „Kirkelig Forening for indre Mission," der in den letzten Jahren eine höchst bedeutsame Thätigkeit zur Erweckung eines regen kirchlichen Lebens geübt hat, der Allianz die schönen und weiten Räume seines seit zwei Jahren bestehenden Vereinshauses „Bethesda" zur Verfügung gestellt. Zum Gebrauch bei den Zusammenkünften war eigens eine mit Noten versehene Sammlung von 79 geistlichen Liedern veranstaltet worden, von denen die wichtigsten in zwei oder sogar vier verschiedenen Sprachen gesungen werden konnten.

Am 30. August versammelte man sich zur Eröffnungsfeier in dem mit herrlichen historischen Gemälden geschmückten Festsaal der Universität, welche letztere auch insofern offciell mitfeierte, als die theologische Fakultät auf ministerielle Anordnung ihre Ferien um acht Tage verlängert hatte. Der ganze Saal war gedrängt voll. Man vermißte nur die Abwesenheit der königlichen Familie. Den Anfang machte, in vier Sprachen gesungen, das Lutherlied „Ein feste Burg." Ein kräftiger Sängerchor hielt den viersprachigen Gesang. Dr. Kalkar sprach mit großer Bewegung die einleitenden Worte. Er wies auf das erste Pfingstfest hin als auf einen Vorboten, der davon weissage, daß die Zersplitterung der Christenheit ein Ende haben solle. Er begrüßte die Vertreter der einzelnen Nationen, in erster Linie die Engländer, in deren Heimath der Allianzgedanke zuerst erwacht sei, sodann die einzelnen Kirchen.

Darauf folgten Begrüßungsansprachen der Gäste. Zuerst der Lordmayor von London, Fowler, sodann Graf Bernstorf, der namentlich an das Gebet Jesu um das Einssein der Kinder Gottes erinnerte. Die Versammlung schloß mit dem in vier Sprachen gesungenen Liede: „Großer Gott wir loben dich."

Die erste Versammlung fand am 1. September statt. Dr. Kalkar wurde auf derselben zum Vorsitzenden erwählt. Es folgte nun eine Reihe von 48 Vorträgen, die sich durch die sechs Versammlungstage hinzogen.

Auffallender Weise fehlten die Berichte des englischen, schottischen und irischen Zweiges über die dortigen kirchlichen Zustände. Günstig lautete der Bericht über Dänemark, weniger günstig der über Schweden, indem dort gerade jetzt die Wogen des Kampfes zwischen der Landeskirche, der Waldenström'schen Bewegung, den Methodisten und namentlich den Baptisten sehr hoch gehen. Ferner wurde über Frankreich, Belgien, Griechenland und Spanien berichtet.

Der Bericht über Deutschland wurde von Pastor Baumann von Berlin erstattet; er bezeichnete das praktische Christenthum als den Grundzug der neuesten Phase kirchlichen

Lebens. Erfreulich war es zu hören, wie Dr. Fabri, Pastor Dalton und Dr. Cairns den Fortschritt im kirchlichen Leben Deutschlands aus eigener Wahrnehmung bestätigten.

Interessant war der von Professor Oetli gegebene Bericht über die Schweiz. Derselbe wies auf eine große Anzahl freier kirchlicher Vereine hin, die sich aus den Trümmern der kirchlichen Zersetzung heraus bildeten. Das Auftreten der Heilsarmee bezeichnete er als unevangelisch und gefährlich. Diesem Vortrage gegenüber suchte „Oberst" Clibborn die Heilsarmee zu vertheidigen, fand aber bei zahlreichen Rednern entschiedenen Widerstand; er scheint auch, wie die N. E. Kztg. berichtet, die Erfolglosigkeit seines Besuchs gefühlt zu haben, indem er Kopenhagen noch vor Schluß der Allianzversammlung verließ.

Die achtunddreißigste Hauptversammlung des Gustav Adolph-Vereins hat vom 9.—11. September in Wiesbaden getagt. Bei der ersten öffentlichen Versammlung wies der Vorsitzende, Professor Fricke, darauf hin, daß vor 32 Jahren die zehnte Hauptversammlung in Wiesbaden gehalten worden sei, und daß der Verein nun über das Sechszehnfache der damaligen Einnahmen verfüge. Nach dem Berichte des Schriftführers, Lic. v. Criegern, stellt sich die Anzahl sämmtlicher Zweigvereine auf 1779, die der Frauenvereine auf 392. Die Einnahmen betrugen 858,535 Mark. Der Berichterstatter wies ferner darauf hin, wie die Lage der Diaspora sehr gefährdet sei. Dabei gehe leider durch die obern Gesellschaftsklassen ein katholisirender Zug, der auch evangelische Geistliche in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit, angeblich wegen des gemeinsamen Kampfes gegen den Unglauben, der katholischen Kirche ganz bedenkliche Zugeständnisse machen lasse. Bei der Abstimmung über die große Festgabe von 17,500 Mark wurde dieselbe der Gemeinde Weißbriach in Kärnthen zugewiesen. Die beiden andern sich ebenfalls um dieselbe bewerbenden Gemeinden Kamberg in Nassau und Rosenheim bei München mußten sich je mit einer Gabe von beinahe 5000 Mark begnügen.

Wenn das Organ des Centrums über die Warnung von Criegerns sich auf keinen Fall mit Rom einzulassen sehr entrüstet zeigt, so kann es sich keinenfalls darauf berufen, daß es solche Bündnisse mit den Evangelischen einzugehen geneigt sei, oder gar dieselben aufrichtig zu halten gedenke. Gerade über die Auslassung des Canonicus Franz auf der Katholikenversammlung in Breslau sagt Graf Matuschka, ein hervorragendes Glied dieser Versammlung, in einer Zuschrift an die Schles. Ztg.: „Ich, sowie eine große Zahl meiner Glaubensgenossen sind empört, solche Worte aus dem Munde eines hochgestellten katholischen Geistlichen vernommen zu haben. Glaubt man etwa dadurch die Beseitigung der Maigesetze herbeizuführen, daß man unsere gläubigen Katholiken zu Bündnissen mit dem Unglauben aufhetzen will? Eitle Menschen.... Es wird auch nicht ein Haar anders kommen, als Gottes heiliger Wille es vorschreibt trotz aller unnützen und gottlosen Reden."

In der Amberger Katholikenversammlung, welche als die 31. Generalversammlung der Katholiken vom 31. August bis 4. September abgehalten wurde, hat Rom wieder seine Herbstmanöver in Deutschland abgehalten. Es galt, wie die „Germania" sagt, die Scharte von Würzburg auszuwetzen, da nämlich in der dortigen Versammlung 1877 Baiern sich nur schwach betheiligt hatte. Darum hatte die vorbereitende Comite dieses bairische im 16. Jahrhundert protestantisch gewordene und dann später an Rom zurückgefallene Städtchen gewählt, und es sind „die schönsten Hoffnungen" der Germania „erfüllt und die höchsten Erwartungen übertroffen worden."

Der Papst hatte in einem Grußschreiben an die Versammlung „durch Fürsprache der gütigen Gottesgebärerin" den Gästen die Gnade Jesu Christi erfleht und seine Ueberzeugung ausgesprochen, „daß die heilige Mutter Gottes huldvoll auf alle herniederblicke, die den Anliegen des Glaubens ihre Kräfte weihen."

Die erste öffentliche Generalversammlung war der socialen Frage gewidmet. Hier wurde wieder für opportun erachtet, der Welt zu verkündigen, daß mit der Säkularisation das Proletariat geboren sei, und daß nur die Kirche das Princip der Unabhängigkeit und Freiheit der Personen hoch halte; es gelte vor allem das Centrum zu stärken; also: ihr Katholiken thut bei den bevorstehenden Wahlen eure Schuldigkeit. — In der

Abendunterhaltung ließ Dr. Windthorst diese Gedanken weiter fortklingen: „an dem Tage, wo in Deutschland die Freiheit der Kirche errungen ist, ist sie es für die ganze Welt! So bildet in jedem Wahlkreise Wahlcomites; keine Compromisse! unter keinen Umständen ein Nationalliberaler! „Wenn die Wahlen gut gehen, erlebe ich vielleicht noch das Ende des Culturkampfes. Aber dann darf keiner von den Wahlen fortbleiben; mit einer Armee, die zu Hause bleibt, kann man keine Schlachten schlagen."

Der Höhepunkt war der letzte Tag, ein Ehrentag von Windthorst, der ihm auch das Ehrenbürgerrecht der Stadt Amberg eintrug. In der geschlossenen Versammlung brachte er in Betreff der Beraubung der Propaganda den diplomatisch vorsichtigeren Gegenantrag zur einstimmigen Annahme: „Die Maßnahmen der italienischen Regierung, durch welche die heilige Congregation der Propaganda in Bezug auf ihren immobilen Besitz der Bestimmungen des Conversionsgesetzes unterworfen wird, sind ein Attentat gegen die Würde und Freiheit des heiligen Stuhles und verletzen gleichzeitig die Rechte und Interessen der Katholiken der ganzen Welt. Deßhalb legt die 31. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands dagegen Verwahrung ein und spricht die Erwartung aus, daß die verbündeten deutschen Regierungen, in Wahrung der Rechte ihrer katholischen Unterthanen, geeignete Schritte thun werden, damit die heilige Congregation der Propaganda in dem ungeschmälerten Eigenthumsbesitze aller, insbesondere auch der unbeweglichen Güter verbleibt".*)

Ungezwungen äußerte sich Dr. Windthorst in der letzten öffentlichen Versammlung. Er sei nach Baiern gekommen, zum ersten Male, um solch einer Versammlung beizuwohnen. Baiern sei der größte katholische Staat Deutschlands und habe deßhalb die bedeutsame Aufgabe, die Interessen der Katholiken Deutschlands zu wahren. Sie seien dem Reiche nicht feindselig, weil der zeitweilige Kaiser und sein Haus protestantisch wären. Er kenne aber kein protestantisches deutsches Reich (— nur ein katholisches Baiern mit seinem Drittel Protestanten? —), in dem die volle Parität herrsche. Aber dennoch hätte man bei der Errichtung des Reiches sofort für Garantien im Interesse der katholischen Bevölkerung sorgen müssen. Das sei gar nicht so schwer gewesen. „Es hätte unter Baierns Vorsitz ein besondrer Ausschuß gebildet werden können, mit der Aufgabe, dafür zu sorgen, daß der katholischen Minorität Deutschlands nicht zu nahe getreten werde." Diese Garantien suche und fordere er aber auch noch jetzt und deßhalb sei er nach Baiern gekommen, um auf bairischem Boden laut zu rufen: „B a i e r n m u ß v o r a n g e h e n, u m d i e s e D i n g e u n s z u s c h a f f e n!" Durch demüthiges Bitten und Flehen erreichen wir nichts. Niemals Gnade, aber unser Recht! Und darum: Congresse, aus allen Ländern zu beschickende Congresse von Katholiken, um zu überlegen, mit welchen Mitteln namentlich dahin zu streben ist, daß dem heiligen Vater seine weltliche Herrschaft wieder gewonnen wird! Das wäre die Hauptaufgabe eines solchen Congresses. Einstweilen aber: „ungeheuer thätig" bei unsern Wahlen, wie die Gegner; das Centrum die entscheidende Partei, denn nur im Schatten des Hirtenstabes des heiligen Vaters können die Völker sicher leben!"

Daß dieser Schatten sehr dünn ist, hat sich der Redner wahrscheinlich nicht klar gemacht. Wir haben aber über die Amberger Versammlung genau berichtet; das Urtheil überlassen wir dem Leser.

Der achte Congreß der Altkatholiken hat dieses Jahr in Krefeld vom 29. bis 31. August getagt. In seiner Antwort auf die Begrüßungsrede des Stadtverordneten Zehlen bemerkte der Vorsitzende, Dr. v. Schulte, daß in den zwölf Jahren seit dem ersten Congresse in Köln die Meinung, es seien die Altkatholiken die Hätschelkinder der Regierung, durch die seitherige Geschichte allen und jeden Halt verloren habe. In dieser Zeit

*) In seinem zweiten Theile lautete der Protest gemäß einem Antrag des Freiherrn Felix v. Loe wörtlich: „Indem die 31. Generalversammlung gegen alle und jede Verletzung der Rechte der Kirche und des hl. Stuhles protestirt, fordert sie im Hinblick auf die an der Propaganda verübte Gewaltthat wiederholt zum Schutz der Unabhängigkeit des hl. Vaters die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft desselben, welche alle Katholiken als unveräußerliches Recht und völkerrechtliche Nothwendigkeit festhalten müssen."

seien auch viele, die sich aus anderen als religiösen Gründen angeschlossen hätten, wieder zurückgetreten. Die Altkatholiken stünden heute ebenso fest, wie vor zwölf Jahren; ehe hundert Jahre vergingen, werde das von ihnen bekämpfte System zusammenbrechen.

Eine der Resolutionen sprach an ihrem Schluß die Hoffnung aus, daß ein auf deutschem Boden tagendes Concil dereinst im altkatholischen Geiste die wahre Reform der Kirche an Haupt und Gliedern vornehmen werde. Dr. v. Schulte klagte über das Verhalten der Indifferenten und Freidenker und ebenso über das Benehmen der, wie er sagte, um die Gunst des Centrums buhlenden hochkonservativen Presse.

Am 31. August Nachmittags fand eine öffentliche Versammlung statt, an der 3000 Menschen theilnahmen. Dr. Rieks, Bischof Reinkens, Geh. Rath v. Schulte redeten zu der gespannt zuhörenden Menge. Der Verlauf des Congresses hat nach den darüber vorliegenden Berichten die Theilnehmer in besonderem Maße befriedigt und dem Altkatholizismus vielfach neue und warme Sympathie gewonnen.

Ueber die Heilsarmee in der Schweiz wird aus Bern gemeldet, daß eine große in Biel abgehaltene Volksversammlung beschlossen habe, den Bundesrath um das Verbot der Versammlungen der Heilsarmee und Ausweisung der ausländischen Officiere derselben zu ersuchen.

Da die öffentlichen Versammlungen der Heilsarmee ohnehin im Kanton Bern dem Verbot der am 9. Juli vereinbarten Resolution unterliegen, so konnte diese Volksversammlung nur das Verbot auch auf die Privatversammlungen ausgedehnt wissen wollen. Es ist auch in der That ohne Zweifel, daß die Volksbewegung, aus der die skandalösen Auftritte von Biel hervorgegangen sind, sich auch gegen die privaten Zusammenkünfte der Heilsarmee richtete, die unter den Schutz des Gesetzes gestellt waren. Der Berner Regierungsrath ist dieser Bewegung insoweit entgegengekommen, als er in einer außerordentlichen Versammlung beschlossen hat, bis auf Weiteres alle Zusammenkünfte der Heilsarmee in Biel zu untersagen. Die zur Verhütung weiterer Excesse nach Biel gesandte Companie Infanterie ist nebst Cavallerie von dort wieder zurückgekehrt. Man hofft, daß keine weiteren Ruhestörungen vorkommen, da die Salutisten die Stadt verlassen haben und ihre Vereinigungen, selbst die privaten, untersagt bleiben.

Eine so strenge Ahndung übrigens auch die rohen Gewaltthaten in Biel erfordern, so muß doch bemerkt werden, daß das ganze Verhalten der Salutisten provocatorisch war. Nicht nur, daß sie ihr Blatt „En avant" an den Kirchthüren vertheilten, sondern sie begingen auch die, gelinde gesagt, grobe Tactlosigkeit, in der Stadt, ungeachtet der gegen sie in hohem Grade gereizten Stimmung der Bevölkerung, in ihren Uniformen spazieren zu gehen.

In England ist Canterbury von einem Einfall der Heilsarmee bedroht und gedenkt sich durch Annahme eines Ausnahmegesetzes gegen die Ruhestörungen zu schützen, wie sie oft die Abwesenheit der Heilsarmee in anderen Städten im Gefolge gehabt hat. Die neue Verordnung macht es zu einem mit einer Geldbuße von nicht über 5 Lstr. zu bestrafenden Vergehen, wenn irgend Jemand auf der Straße oder in der Nähe von Häusern innerhalb der Stadt auf einem musikalischen Instrument bläst, spielt oder Lärm macht, und davon nicht absteht, nachdem ein Hausbewohner oder Constabler die den Lärm verursachende Person dazu aufgefordert hat.

Wenn sich auf diese Weise englische Städte bereits gegen das Auftreten der Heilsarmee schützen wollen, so wird man den Schweizer Republiken ihre Maßregeln gegen die Salutisten nicht allzusehr verdenken können. Die „Times" bezeichnete freilich die Ausweisung von in der Schweiz geborenen Salutisten vom schweizerischen Boden als eine Handlung „rücksichtsloser und willkürlicher Natur. —"

In **Worthing** kam es nach der „A. Z." am 7. September wieder zu argen Auftritten zwischen der „**Heilsarmee**" und der „**Skelettarmee**." Während die Salutisten ihren Nachmittagsgottesdienst abhielten, rückte die „Skelettarmee" gegen die Caserne der „Heilsarmee" und richtete einen solchen Steinhagel gegen die Fenster, daß fast sämmtliche Scheiben zerbrochen wurden. Dann zogen sie vor das Haus eines Salu-

tisten Namens Head, der bei dem jüngsten Krawall auf die „Skelettarmee" gefeuert hatte. Kaum hatten die Skelettisten den üblichen Steinhagel begonnen, als Head an einem Fenster erschien und abermals auf die Menge feuerte, wodurch ein Knabe eine schlimme Halswunde davontrug. Head wurde verhaftet, und die durch Specialconstabler verstärkte Ortspolizei stellte schließlich die Ordnung wieder her. —

Aus dem Bericht des Oberprokurators des H. Synod für das Jahr 1882 geht hervor, daß die Verwaltung der russischen Kirche bestand: aus den Metropoliten von Nowgorod, St. Petersburg, Kijew und Moskau; ferner aus den Erzbischöfen von Cholm-Warschau, Kasan (jetzt Kischinew) und Rjäsan (jetzt Kasan); endlich aus dem inzwischen verstorbenen kaiserl. Beichtvater Baschanow und dem Vorsteher der kleinen Kirche des Winterpalais, Roshdertwensky († 10. Okt. 1882). Abwesend waren die Synodalmitglieder: Erzbischof von Kartalinien (im Kaukasus), Exarch von Grusien und Erzbischof von Mohilew. Es bestanden 59 Eparchien, von denen vier zum griechischen Exarchat gehörten. Sie standen unter drei Metropoliten, 16 Erzbischöfen und 40 Bischöfen, denen 26 Vikariat-Bischöfe beigegeben waren. Die Missionen hatten einen guten Erfolg in Sibirien, wo unter Leitung eines Archimandriten, von 18 Geistlichen und 17 Psalmensängern, sowie drei getauften Lamas, welche als Dolmetscher dienten, 18 Stationen sich befanden. In der Biltschirskyschen Mission wurde auf Kosten der Heiden ein Tempel erbaut, in welchem 120 Menschen getauft wurden. In einer anderen Station, der Jelavzinskyschen, wurde auf Kosten eines Kaufmannes ein Missionshaus errichtet. In der Irkutzkschen Mission wurden 1724 Heiden bekehrt; die Missionsschulen besuchten 311 Kinder. In dem Gebiete jenseits des Baikal wirkten unter der Leitung des bischöflichen Vikars zwei Aebte, sieben Hieromonachen, 19 Priester und verschiedene getaufte Buriaten, unter denen eine Frau, die als Lehrerin arbeitete. Hier wurden bei der Stadt Tschita eine hölzerne Kirche und eine Schule gestiftet. Ungeachtet des Widerstandes der Lamaiten wurden hier mehr als 300 Heiden und Mohammedaner getauft. Im Gouvernement Tomsk nahmen mehr als 400 meist mohammedanische Kirgisen das Evangelium an.

Nach der neuesten Statistik besteht der Bund der Baptisten, deren erste kleine Gemeinde vor 50 Jahren in Hamburg entstand, jetzt aus 158 Gemeinden, von denen 100 auf Deutschland und die Schweiz kommen, während 58 Gemeinden sich außerhalb Deutschlands befinden. Von den 100 Gemeinden besitzen 68 Kapellen oder Versammlungshäuser, und 32 Gemeinden sind ohne Eigenthumsbesitz. Das Eigenthum der 68 Gemeinden hat einen realen Werth von 1,359,449 Mark; doch ruht daran im Ganzen eine Schuld von 577,568 Mark, zu deren Verzinsung eine jährliche Ausgabe von 23,180 Mark erforderlich ist. Von den 68 Gemeinden sind erst zehn im Besitz der Korporationsrechte, während 58 dieselben noch entbehren. — Der Zuwachs der Baptisten in Dänemark ist im letzten Jahre ein sehr geringer gewesen. Nach der Statistik für 1883 zählen die 21 dänischen Gemeinden 2207 Mitglieder; jetzt haben sie höchstens 10—15 Mitglieder mehr. Größer war der Zuwachs in Schweden. Dort befanden sich zu Anfang des Jahres 1884 in 16 Vereinigungen 371 Baptistengemeinden, von welchen 46 Gemeinden während des letzten Jahres gegründet worden sind. Die Gemeinden, welche 145 Versammlungen und 402 Prediger besitzen, zählen 25,277 Glieder. Der reine Zuwachs im Jahre 1883 betrug 2926 Glieder.

Zur Nachricht!

Mit der gegenwärtigen Nummer erscheint die Theol. Zeitschrift um einen halben Bogen stärker als bisher. Diese so gewonnenen acht Seiten sollen zur Veröffentlichung von Aufsätzen und Nachrichten über Pädagogik, also zunächst im Interesse des Lehrervereins und damit auch im Interesse unserer gesammten Synode verwendet werden.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XII. December 1884. Nro. 12.

Das Wunder.

Referat von P. L. Haas.

(Schluß.)

Werden so die Wunder im organischen Zusammenhang des göttlichen Welt- und Erlösungsplans betrachtet, so sind sie eben dadurch auf's Beste begründet bezüglich ihrer Möglichkeit und ihrer Nothwendigkeit. Als vermessene Thorheit muß uns da eine Theologie erscheinen, welche die Wunder des Christenthums als unwesentlich betrachtet. Es würde dem Welterlöser ein sehr wesentliches Stück seiner Würde fehlen, wenn nicht durch die Knechtshülle Strahlen seiner Hoheit und Majestät hindurchbrechen würden, die uns zeigen, daß er das ist, was er zu sein beansprucht.

Und auch ihre Beweiskraft tritt in dieser Betrachtungsweise klar hervor. Christi Wunder heißen bei Johannes: „Werke" (ἔργα); damit ist angedeutet, daß sie keine willkürliche Spielerei waren, sondern einem hohen heiligen Zweck dienten. Die bei weitem größte Zahl der Wunder Christi sind Thaten zur Aufhebung irgend einer Störung in der Natur: „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf." In all diesen Thaten zeigt sich die Macht des Erlösers über das in die Natur des Menschen eingedrungene Böse. Indem Er Wind und Meer machtvoll gebietet, zeigt sich Seine Herrschaft über die wild empörten Naturelemente. Indem Er Wasser in Wein wandelt, Brod vermehrt zur Speisung von Tausenden, Fische zur Speisung schafft u. drgl., zeigt sich theils Seine Herrschaft über die Natur im Allgemeinen, theils Sein Hoheitsrecht „die Mängel des Lebens auszufüllen," die ja auch Folge der Sünde sind. Sein Wandeln auf dem Meer zeigt uns Seine Herrschaft über das Gesetz der Schwere; indem Er wunderbar den Händen Seiner Feinde entgeht, wird, meines Erachtens, Seine Hoheit über alle Räumlichkeit offenbar, was natürlich nach der Auferstehung noch klarer hervortritt. — Aber alle diese Wunder Christi sind nur Wirkungen in's Einzelne, nicht in's Große und Ganze. Denn die allgemeine Welterlösung ist erst möglich, wenn die Menschheit in Christo vollendet ist.

Von den Wundern Christi ergibt sich nun aber auch das richtige Verständniß nach rückwärts in's alte Testament und nach vorwärts in's neue.

Die ganze alttestamentliche Geschichte fällt unter den Gesichtspunkt der **Vorbereitung der Erlösung**. Es kann darum nicht überraschen, wenn die göttlichen Werkzeuge des alten Bundes, die Propheten, mit Wundermacht ausgerüstet erscheinen. Wie der Glaube an den Erlöser schon im alten Bunde eine vorläufig rechtfertigende Kraft und Giltigkeit hatte, so mußte der in den Knechten Gottes wirkende künftige Welterlöser auch schon Erlösungsthaten vollbringen können durch Seine Werkzeuge; besonders dann, wo es galt einem ganz in Rohheit und Götzendienst versunkenen Volke die Majestät und Hoheit des erlösenden Bundesgottes in möglichst drastischer Augenfälligkeit zu bezeugen.

Und vollends kann es nicht überraschen, wenn in der **Zeit des neuen Bundes** die an Christum Gläubigen nun auch mit Wundermacht ausgerüstet sind. Ist das Christenthum Wahrheit, ist Christus der Erlöser, so müssen auch die durch Christum Erlösten Theil haben an Christi Weltherrschaft. Jedes erlöste und begnadigte Gotteskind muß durch Christum wieder in's Centrum eingerückt werden. Dieses Centrum aber ist jetzt Christus. Christus aber hat verheißen: „So ihr in Mir bleibet und Meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt und es wird euch widerfahren." Es hängt also einzig davon ab, wie viel wir von uns selber los und durch den Glauben mit Christo eins und verbunden werden. Durch den Unglauben binden wir uns und Gott die Hände. Dagegen: „Je tiefer der Gotteshunger der Seele, um so reichlichern Einzug kann Gott mehr halten und um so großartiger wird seine Operationsbasis im Menschen. Es ist deßhalb etwas ganz natürliches, daß Glaubensheroen wie die Apostel, welche die attrahirende (anziehende) Kraft ihrer Seele stets nach oben gerichtet hielten, eine solche Atmosphäre von Gotteskräften um sich her verdichteten, daß es bei ihnen Gebetserhörungen und Wunder im Namen Jesu geradezu regnete. Denn von den Leibern derer, die da glauben, sollen Ströme lebendigen Wassers fließen. Strömen und fließen soll's, nicht tröpfeln, wie in unserer theuern Zeit, in der der Name des lebendigen Gottes rar geworden ist unter den Menschenkindern." (Kulmanns Eth., S. 179 f.)

So stellen sich also die Wunder der Knechte Gottes im alten und neuen Bund als ein Wirken durch das Centrum dar, in welchem jederzeit die Möglichkeit offen steht, auf die Peripherie, die äußere Natur, einzuwirken. Durch das Vorstehende ist nun auch schon angedeutet, was wir davon halten, daß man sich so leicht darüber beruhigt, daß den Christen unserer Tage die Wundermacht entzogen ist. Es ist ein Zeichen des Unglaubens und eine Folge des Unglaubens, daß uns diese Macht genommen ist und es heißt aus der Noth eine Tugend machen, wenn man uns weis machen will: Wir brauchen keine Wunder mehr! Man sage doch lieber gleich: Wir brauchen keinen Heiland und Erlöser mehr! Die Wunder sind ein so wesentlicher Theil der Erlösung, daß es nur ein Beweis davon ist, wie wenig man den ganzen kosmischen Umfang der Erlösung erkannt und im Glauben ergriffen hat,

wenn man so leichthin das Recht der Erlösung von dem Fluch, der in der Natur auf uns lastet, preisgibt.*)

Es erübrigt uns noch ein kurzer vergleichender Umblick auf andere wunderbare Thatsachen, die unleugbar allerwärts und zu allen Zeiten vorkommen, ohne doch den Werth religiöser Wunder zu haben.

Wir haben oben angedeutet, daß der erste Mensch nicht in einem äußerlich-mechanischen Verhältniß zur Natur stand, sondern in einem innerlichen, centralen, so daß ihm die Naturerkenntniß durch innere, sogenannte intuitive Centralblicke erschlossen ward und er durch das magische Wort zugleich eine Kraftwirkung zu üben vermochte über die Natur. Wir sagten auch, diese Kräfte seien nicht verloren, sondern nur verschüttet, verborgen, gebunden unter die Fesseln der Materialität.

Hier nun müssen wir einsetzen, um nichtreligiöse Wunder richtig zu verstehen und zu würdigen. Es gab zu allen Zeiten Menschen, bei welchen auf irgend eine Weise sich die Fesseln der Materie gelockert zeigten und da blitzte denn je und dann ein Strahl der ursprünglichen Hohheit des Menschen hervor. Mit kurzen Worten gesagt: Es gibt noch eine natürliche Begabung zum Wunderbaren, die an sich weder ein sittliches Verdienst des Betreffenden ist, noch weniger aber ihm zum Vorwurf gemacht werden kann, so lange er keinen unerlaubten, unsittlichen oder unreligiösen Gebrauch davon macht. Meist aber tritt diese natürliche Begabung als etwas Krankhaftes auf, wie z. B. im höheren Somnambulismus. Ich verweise hier auf das, was ich über diesen Gegenstand veröffentlicht habe. —

Außer der natürlichen Begabung kann aber namentlich die religiöse, Ascese (Enthaltsamkeit) zu mancherlei wunderbaren Vorkommnissen führen, namentlich, wenn sie in Schwärmerei ausartet, wobei leicht sich gesteigerte Seelenzustände einstellen, die von Erscheinungen begleitet sind, die ganz denen des Magnetismus und Spiritismus analog sind. Massenhaft kommen solche Dinge bei den verfolgten Camisarden und Jansenisten in Frankreich vor. Wir haben keine Ursache, die festbezeugten Thatsachen zu bezweifeln; werden aber auch dieselben weder als religiöse, göttliche Wunder noch als teuflische betrachten, sondern als die natürliche Folge einer gewissen religiösen Ekstase oder Verzückung, welche die schlummernden Geisteskräfte weckte und erstaunenswerthe Wunder, namentlich Heilungen und dergl. hervorbrachte.

Aber allerdings gibt es, wie auch die Schrift deutlich zu erkennen gibt, Wunder, die weder als religiöse, göttliche Wunder, noch als natürliche zu betrachten sind, sondern die in directem Gegensatz zu den göttlichen Wundern stehen: Es gibt satanische Wunder. Darunter verstehen wir solche wirkliche Wunder, die direct oder indirect der Menschheit oder den einzelnen Menschen zum Schaden gereichen.

*) Es ist doch wohl etwas einseitig, die Begabung mit Wundermacht zum Maßstab des Glaubens zu machen. Von Abraham, dem Vater aller Gläubigen, berichtet die Schrift auch nicht an einer einzigen Stelle, daß er mit Wundermacht begabt gewesen sei. D. R.

Wir sahen, daß durch den Fall des Menschen der Fürst der Finsterniß einen Machteinfluß auf das Reich der Natur bekommen hat. Nun gab es zu allen Zeiten böse Menschen, welche sich mit dem Reich der Finsterniß so tief eingelassen haben, daß sie durch eine Art Ekstase oder Verzückung in's Reich der Finsterniß befähigt wurden, Aufschlüsse vom Geist der Finsterniß zu bekommen. Die Zauberbücher der alten und neuen Zeit dürfen wir nicht nur als einfältige Thorheit verlachen. Es gab und gibt eine wirksame Zauberei zum Schaden der Menschen. Und es gab und gibt Gegenzauber, der aber keine Erlösung von der Macht des Bösen bringt, sondern nur darauf ausgeht, den Menschen noch tiefer zu knechten unter die Macht des Bösen.

Nach allem bis jetzt Ausgeführten muß zum Schluß nochmals betont werden: Das einzig sichere Erkennungszeichen für ein wahrhaft religiöses Wunder ist das, daß es in deutlichem Zusammenhang mit dem wahren, lebendigen Glauben an Christum steht und den Zweck erkennen läßt, daß es zur Verherrlichung Gottes und zur Förderung Seines Reiches dient.

Die weitere Ausbildung unserer synodalen Organisation.

Eingesandt von P. Th. Tanner.

Eine Frage von schwerwiegendem Einfluß auf unsere synodale Organisation soll von der nächsten Generalsynode entschieden werden. Viele Uebelstände der gegenwärtigen Eintheilung der Synode in acht Distrikte haben sich fühlbar gemacht, und verlangen Abhülfe. Diese wird gesucht in einer, den Bedürfnissen besser entsprechenden, neuen Eintheilung der Synode. Da eine Comite ernannt worden ist, welche dahinzielende Vorschläge der Generalsynode vorzulegen hat, so würde es unschicklich sein, dieser Comite vorzugreifen oder sie mit Hülfe der Synodalorgane zu beeinflussen. Dies soll auch mit nachfolgenden Vorschlägen um so weniger geschehen, als diese etwas Anderes bezwecken als das, was die Aufgabe jener Comite ist. Sie soll mit ihren Vorschlägen *stehen bleiben auf dem gegenwärtigen System* unserer Synodalorganisation, diese Zeilen aber wollen *einer weitern Ausbildung dieses Systems* das Wort reden, was um so eher statthaft ist, als unsere gegenwärtige Organisation ja auch ein *Produkt geschichtlicher Entwicklung* ist.

Solange die Synode klein war, konnte eine Generalversammlung sämmtlicher Glieder stattfinden, und jede weitere Organisation war unnöthig. Das rapide Wachsthum der Synode machte bald eine Eintheilung der Synode in drei Distrikte, und mit ihr das Repräsentativsystem nothwendig. Es wurde sozusagen eine Doppelwährung eingeführt, und dieser Doppelwährung die Statuten angepaßt, derart, daß die Generalsynode als die, die Gesammtsynode repräsentirende Obrigkeit mit kirchenregimentlicher Gewalt anerkannt, und den Distrikten ein gewisses Maß Mitregierung und eine relative Selbstverwaltung in ihren Grenzen zuerkannt wurde. Dies ist heute noch der gesetzliche Stand in der Synode, welche nun in acht Distrikte gegliedert ist.

Im Laufe der Zeit sind nun aber Uebelstände, ja Gefahren an's Licht getreten, welche im Verhältniß zum äußern Wachsthum der Synode immer offenkundiger werden müssen. Die Uebelstände sind: Eine schwerfällige, mit großen Opfern an Geld und Zeit verbundene Geschäftsführung. Die Gefahr ist: Eine allmälige Umwandlung unsrer Union in eine Conföderation. Je mehr die Generalsynode im Laufe der Zeit ihrer Autorität entkleidet, und dieselbe auf die Distrikte übertragen wird, je größeren Antheil die Distrikte am Regimente fordern, und an Stelle einer relativen, eine absolute, keiner Controlle unterworfenen Selbstverwaltung zu setzen bemüht sind, um so schneller wird die Zeit kommen, wo für die Unabhängigkeit der Distrikte eine rechtliche Grundlage in der Statuirung der Conföderation gesucht werden wird, nach Analogie der, im General-Council vereinigten lutherischen Synoden. Wir haben jetzt noch Union, dort ist Conföderation.

Eine weitere Distriktseintheilung (nehmen wir an, eine solche würde nach dem sogenannten Staatenprinzip durchgeführt) würde nun gewiß nicht die Uebelstände beseitigen, ganz gewiß aber die Gefahr einer Auflösung der organischen Einheit unsrer Synode nahe rücken. Ja, die Uebelstände würden bei einer Vermehrung der Distrikte größer. Es möchte zwar etwas an Reisekosten gespart werden, und weit mehr Gemeinden würden im Stande sein, eine Synode in ihrer Mitte tagen zu sehen und deren Segen zu genießen, aber die Distrikte würden gegenseitig innerlich sich entfremden. Wer sollte auch noch die zwölf, fünfzehn, zwanzig und mehr Protokolle mit Interesse lesen können? Wie könnte, bei einer großen Anzahl von Distrikten, einer auf den andern Rücksicht nehmen? Wie müßte die Generalsynode es schließlich anfangen, um ihre Geschäfte abzuwickeln, so doch zu einem gültigen Beschluß derselben (die Einführung neuer, oder die Abänderung bestehender Einrichtungen betreffend) ein gleichlautender Antrag oder die Zustimmung einer Mehrheit der Distrikte erforderlich ist? Ein Antheilnehmen der vielen Distrikte nach Maßgabe der jetzigen Distriktsrechte würde wohl die schwerfälligste Regierungmaschinerie, die nur gedacht werden kann, zur Folge haben. Man denke einmal an die vielen Beisitzer im Direktorium, welche diese Behörde beeinflussen, ohne selbst irgend welche Verantwortlichkeit zu haben; an die so mannigfachen Distriktswünsche, durch welche die ständigen Comiteen und Verwaltungsbehörden von den Distrikten bevormundet werden, obschon die letzteren auch keine Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen gesonnen sind; man denke an die in's Ungeheuerliche sich steigernden Verpflichtungen des Synodalpräses, an die erhöhten Schwierigkeiten in Ausübung der Controlle über die Distrikte durch die Generalsynode 2c. 2c. 2c. und man wird sehen, daß ohne wesentliche Abänderung unsrer Synodalstatuten eine Vermehrung der Distrikte unthunlich ist. Wollte man aber einer Vermehrung der Distrikte eine Abänderung der Statuten zum Opfer bringen, so würden sich nur zwei Wege dazu bieten, welche leider nichts werth sind: Entweder eine größere Centralisation zu Gunsten der Generalsynode, d. h. eine Verminderung der Distriktsrechte und Befugnisse, oder eine Decentralisation

zu Gunsten der Distrikte. Der erste Weg führt zu synodalem Absolutismus, der zweite zur Auflösung der Union als organischer Einheit, in eine Conföderation souveräner Distrikte unter eine autoritätslose Generalsynode!

Diesem vorzubeugen, unsere Synode als eine organische Einheit zu bewahren, und dabei der, durch § 25 der Statuten permanent erklärten Unsicherheit in Bezug auf Eintheilung die Spitze abzubrechen, möchte Schreiber dieses (auf dringendes Ansuchen hin), zur Erwägung folgender Vorschläge veranlassen:

1. Die Synode, gedrängt durch ihr gesegnetes Wachsthum, geht auf dem Wege der Organisation einen Schritt vorwärts.
2. Zu den vorhandenen zwei Gliedern unserer Organisation, Generalsynode und Distrikt, fügt sie ein drittes Glied, die Kreissynode.
3. Die Gesammtsynode wird in sieben bleibende, geringfügiger Grenzabänderung unterworfenen Distrikten eingetheilt.
4. Jeder Distrikt gliedert sich in Kreissynoden, deren Grenzen etwa mit denen der Pastoralconferenzen zusammenfallen.
5. Die Kreissynoden mit Zuziehung der Delegaten der zum Kreise gehörenden Gemeinden versammelt sich jährlich einmal.
6. Die Distrikte versammeln sich jedes zweite Jahr.
7. Die Generalsynode versammelt sich jedes vierte Jahr.
8. Dem Geschäftskreis einer Kreissynode werde zugewiesen: die Visitation, Disciplin, Justiz in erster Instanz, Besetzung vakanter Gemeinden und Vorschläge für die Distriktssynoden. (Prüfung, Ordination, Aufnahme in die Synode und Zuwendung von Pastoren an die Kreise bleibt, wie alles Uebrige, Sache der Distrikte.)
9. Die Distrikte sind repräsentativ, wie die Generalsynode. Von je drei Gliedern einer Kreissynode wird ein Glied zur Distriktssynode, von je drei Gliedern einer Distriktssynode ein Glied zur Generalsynode abgeordnet.
10. An Stelle der bisherigen jährlichen Distriktscollekte tritt eine jährliche Synodalcollekte, welche von den Kreisen erhoben wird; die Kreiskassen führen einen festzustellenden Betrag an die Distriktskassen, und diese einen solchen an die Generalkasse behufs Führung der Geschäfte ab.
11. Die Kreise stehen unter der Controlle der Distrikte resp. deren Präsides. Ihre Protokolle werden nicht gedruckt.
12. Am Tage vor Beginn der Kreissynode, oder am Tage nach Schluß der Sitzungen versammeln sich die zum Kreise gehörenden Pastoren zur Pastoralconferenz.

Diese Vorschläge veranlassen nun in keiner Weise eine wesentliche Abänderung der Synodalstatuten. Ihre Annahme würde im Gegentheil dieselben vor prinzipiellen Aenderungen schützen. Unser gegenwärtiges System schließt eine weitere Organisation nicht aus, sondern sie bedingt vielmehr einen Fortschritt auf diesem Gebiete. In Ansehung der Geld- und

Zeitersparniß (welch letztere besonders für Delegaten ein wichtiges Moment ist), im Hinblick auf die jetzt schon schwierige Handhabung der Kirchenzucht, der Visitation und Justiz; in Erwägung, daß die Stellenbesetzung die Distriktspräsides geradezu überbürdet, und daß unter gegenwärtiger Sachlage eine Controllirung der Distrikte von Seiten der Generalsynode immer schwieriger, und bei einer Distriktsvermehrung die Geschäftsführung ungemein erschwert werden wird, ist ein Fortschritt auf dem Wege der Organisation wünschenswerth und geboten.

Jede neue Distriktseintheilung, und eine solche würde beim alten System fort und fort verlangt werden, hat viele Unzuträglichkeiten im Gefolge. Neue Kreissynoden aber können zu irgend einer Zeit gebildet werden, ohne daß dies einen größeren Einfluß auf die Distrikte oder auf die Gesammtsynode ausüben würde, als etwa eine Neubildung eines oder mehrerer Counties einen Einfluß auf den Staat oder die Union auszuüben vermag.

Die Vortheile, welche bei einer Vermehrung der Distrikte geltend gemacht werden können, finden sich alle bei obiger Erweiterung unserer Organisation, aber ohne die Nachtheile, welche eine Vermehrung der Distrikte in kurzer Zeit als einen schweren kirchenpolitischen Fehlgriff erscheinen lassen würden.

Ist die Geltendmachung eines sonderconfessionellen Standpunktes innerhalb unserer unirten Kirche berechtigt und wenn, in wieweit?

(Referat von P. Alb. Schory.)

Daß diese Frage keine müßige, sondern vielmehr eine sehr wichtige ist, an deren Beantwortung uns alles gelegen sein muß, wird gewiß ein Jeder zugeben, der auf die Bewegungen innerhalb unserer Synode in den letzten Jahren Acht gehabt hat. Wie oft ist nicht schon die in unserem Bekenntnißparagraphen garantirte Gewissensfreiheit beanstandet worden und wie Mancher hat sich nicht schon durch den Vorwurf, der uns von unsern Gegnern gemacht wird, wir hätten eigentlich gar kein Bekenntniß, sondern wären nur ein loser, zusammengewürfelter Haufe, beunruhigen und irre machen lassen! Darum muß es gewiß für einen jeden evangelischen Prediger von Wichtigkeit sein, sich über den Standpunkt seiner Kirche, über das, was sie ist und anstrebt, Klarheit zu verschaffen.

Wir fragen zuerst, auf welchen Voraussetzungen beruht die von unserer Kirche verwirklichte Union? Suchen wir wirklich zu vereinigen, was sich, wie unsere Gegner behaupten, diametral entgegensteht und sich gegenseitig abstößt? Wir behaupten: nein; wir wollen nicht vereinigen, was sich abstößt und fremd ist, sondern was dem innersten Grunde nach zusammengehört, was aber durch die List des Feindes und durch den Unverstand und den Eigensinn der Menschen auseinander gerissen worden ist. Wäre die Behauptung unserer Geg-

ner begründet, daß wir gegenseitig sich Abstehendes und einander Aufhebendes vereinigen wollten, dann müßte freilich unsere Arbeit nicht nur als eine verfehlte, sondern mehr noch als eine, das Gewissen eines jeden Rechtdenkenden verletzende erscheinen. Suchen wir das durch einige Beispiele zu erläutern: Es gibt eine Partei in der christlichen Kirche, welche die wesentliche Gottheit Christi leugnet und sein, für die Sünden der Welt vollbrachtes Opfer am Kreuze zu einem bloßen Zeugentode, wie ihn auch die Märtyrer vielfach erlitten, herabdrückt, während doch die Schrift ausdrücklich bezeugt, daß er Gott sei, gelobet in Ewigkeit und mit einem Opfer in Ewigkeit vollendet habe, alle die zu Gott kommen sollten. — Ferner, die katholische Kirche lehrt im Widerspruch mit dem Apostel Paulus, der da behauptet, daß der Mensch gerecht werde nicht aus des Gesetzes Werken, sondern allein aus Gnaden durch den Glauben, daß unsere Werke verdienstlich seien und die Seligkeit durch dieselben erworben werden könnte; ja, daß es sogar Menschen gäbe, die einen Ueberfluß an solchen Werken hätten, so daß aus diesem Ueberfluß und aus dem, was Christus mehr gethan habe, als zur Erlösung der Menschheit nöthig gewesen wäre, ein Schatz gebildet worden sei, aus welchem der Papst, als Christi Stellvertreter, Ablaß zu gewähren, bevollmächtigt sei. — Das sind Gegensätze und zwar solche, die sich nimmer vereinigen lassen, sondern sich gegenseitig aufheben. Wer sich zu dem Einen bekennt, der muß das Andere verwerfen. Mit einem solchen Gegensatze eine Union eingehen wollen, wäre nicht nur ungereimt, sondern eine Sünde.

Wie verhält es sich nun mit den Unterschieden, welche zwischen der gemäßigt lutherischen und der gemäßigt reformirten Kirche in ihren Lehrauffassungen bestehen? Stehen sich diese auch so diametral gegenüber, so daß wir uns in Betreff derselben vor ein Entweder, Oder hingestellt sehen? Wir behaupten, nein, und wollen das vorläufig nur an der Lehre vom heiligen Abendmahl nachzuweisen suchen. In dieser Lehre soll ja doch der Hauptunterschied zwischen beiden Kirchen bestehen und am sichtbarsten zu Tage treten. Was lehren die beiden Kirchen, wenigstens in ihren gemäßigten Vertretern, von dem Wesen des heiligen Abendmahls? Antwort: beide Kirchen lehren, daß Leib und Blut Christi im Abendmahl wahrhaftig gegenwärtig seien und zur Nahrung des durch Gott in uns gewirkten neuen Lebens mitgetheilt und empfangen werden. Darin lehren die beiden Kirchen gleich.*) Worin gehen sie denn auseinander? Antwort: in dem, Wie diese Mittheilung des Leibes und Blutes Christi geschehe. Ob Leib und Blut Christi in Brod und Wein eingeschlossen und in denselben mit dem Munde empfangen werde, oder ob in der Handlung selbst der Genießende auf eine geistliche Weise Leib und Blut Christi empfange. Also nicht um das Was, sondern um das Wie handelt es sich. Was antwortetet die Evangelische Kirche da? Sie antwortet: Wie diese Mittheilung geschieht, ist ein göttliches Geheimniß, das wir glauben, das wir aber bei dem gegenwärtigen Stück-

*) Wer das bezweifelt, der lese noch: Z. Ursinus, Com. on the Heidelberg Cat. oder Carl Sudhoff, Fester Grund christl. Lehre, oder die Marburger Artikel.

werk unseres Wissens und unseres Erkennens nicht vollkommen zu erkennen oder zu begreifen vermögen. Gleich wie wir viele Dinge, selbst in der Natur, nicht zu begreifen im Stande sind und doch nicht im Geringsten an ihrem Vorhandensein zweifeln. So wissen wir, um nur ein Beispiel anzuführen, durchaus nicht, wie bei der Entstehung des Menschen der unsterbliche Geist sich mit dem sterblichen Leib vereinigt. Daß es geschieht, zu irgend einer Zeit und in irgend einer Weise geschieht, daran zweifeln wir nicht, aber das Wie dieses Geschehens ist uns ein Geheimniß, das wir vergeblich zu enträthseln suchen. —

Ebenso verhält es sich mit der streitigen Frage im heiligen Abendmahl. Der Streit kann sich nur um das Wie der Mittheilung Christi in demselben drehen. Grade da eben stehen wir vor einem göttlichen Geheimnisse, das wir wohl anzustaunen und anzubeten Ursache haben, das wir aber ebensowenig zu begreifen im Stande sind, wie jene obengedachte Vereinigung zwischen Leib und Seele.

Ist es uns nun deswegen, weil das in Frage stehende Wie dieser Mittheilung ein göttliches Geheimniß ist, verwehrt über dasselbe nachzudenken und den Versuch zu machen, eine möglichst richtige Vorstellung von demselben zu gewinnen? Gewiß nicht. Wenn schon die Engel gelüstet, hineinzuschauen in das Geheimniß der Erlösung, obgleich sie dieses Geheimniß ebensowenig als wir vollkommen zu erfassen vermögen, so ist es auch uns erlaubt, darüber nachzudenken, wie es sich mit obiger Frage verhalten möge. Aber eine unverzeihliche Anmaßung wäre es, wenn Einer nun meinte, darum, weil er sich eine Vorstellung darüber gemacht habe, wie solche Mittheilung des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl stattfinden möge, so müsse diese Vorstellung nun auch die einzig richtige und darum eine von Allen zu acceptirende sein. Wenn wir über solche göttliche Geheimnisse jetzt schon einen völlig richtigen Begriff hätten, so hätte ja das Stückwerk unseres Wissens und unserer Erkenntniß aufgehört und das Vollkommene wäre bereits erschienen. Das wird aber doch hoffentlich Keiner behaupten wollen.

Ist aber unser Wissen noch Stückwerk und unsere Erkenntniß Stückwerk, so werden wir auch zugeben müssen, daß Keiner in seiner Auffassung göttlicher Geheimnisse unfehlbar sei und darum unser aller Ansichten noch gar mancher Modification bedürfen möge.

Unter dieser Voraussetzung haben gemäßigte Lutheraner und gemäßigte Reformirte sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigt und sich bei solcher Vereinigung wohl befunden. In der Sache sind sie ja eins; in dem Wie glauben sie vor einem göttlichen Geheimnisse zu stehen, über das nachzudenken und sich darüber eine Ansicht zu bilden, sie sich gegenseitig das Recht zugestehen, aber niemals sich gestatten können, die gewonnene Ansicht als eine unfehlbare auszugeben und zu einer Streitfrage in der Kirche zu machen. Sobald das Einer gewissenshalber meint, thun zu müssen, stellt er sich außerhalb des Bodens der Evangelischen Kirche und hört auf, ein gemäßigter Lutheraner oder gemäßigter Reformirter zu sein, sondern stellt sich auf einen sonder-

konfessionellen Standpunkt und hat kein Recht mehr, sich als zur unirten Kirche gehörend zu erklären.

Wir stellen darum das Recht der Geltendmachung eines sonder confessionellen Standpunktes innerhalb der unirten Kirche entschieden in Abrede und wissen einem Bruder, der sich in seinem Gewissen wirklich gebunden fühlt, solchen Standpunkt einzunehmen, keinen andern Rath, als den: prüfe dein Herz nochmals recht und suche genau zu erforschen, was dich zu solcher Stellung treibt und wenn du dann, nach solcher Prüfung, nicht anders kannst, als auf solchen sonder confessionellen Standpunkt zu verharren, so trete aus einer Verbindung aus, die du doch nicht als eine schriftgemäße und Gott wohlgefällige erkennen kannst und schließe dich einer solchen an, mit der du dich im Geiste eins weißt, aber wolle nur nicht in die Evangelische Kirche hineintragen, was ihr von vornherein jedes Existenzrecht streitig machen würde. Denn das thut jedes Geltendmachen eines sonder confessionellen Standpunktes. Erklärte sich unsere unirte Kirche unbedingt für die lutherische Auffassung der oben genannten Frage, so hätte sie kein Recht mehr, sich eine unirte Kirche zu nennen, sondern sie wäre eine lutherische geworden und dasselbe würde der Fall sein, wenn sie sich für die reformirte Auffassung erklärte, sie wäre gezwungen, wenn sie ehrlich sein wollte, sich den Namen reformirt beizulegen.

Hier drängt sich uns aber eine Frage auf, die wir nicht unbeantwortet lassen dürfen. Sie lautet: Wenn denn aber jeder Einzelne unter uns sich entweder der einen oder andern der oben genannten Kirchen in der besprochenen Frage mehr oder weniger nähert, warum scheiden wir uns dann nicht und treten, die Einen der lutherischen und die Andern der reformirten Kirche bei? Antwort: weil in beiden genannten Kirchen sich mehr oder weniger ein intoleranter Geist kund gibt und um sich greift, und darum solchen Schritt unmöglich macht. Wir sind uns unserer Zusammengehörigkeit zu sehr bewußt, als daß wir diejenigen als Gegner bekämpfen könnten, die wir als Brüder lieben. Würden die lutherische und die reformirte Kirche in dem brüderlichen Verhältniß zu einander stehen, in dem sie zu einander stehen sollten, so würde es uns nicht schwer fallen, oben bezeichneten Schritt zu thun. Bei der Bitterkeit aber, mit welcher sich die beiden Kirchen seit der Reformation und besonders seit Luthers Tod bekämpft haben, wäre es uns unmöglich, in eins der genannten feindlichen Lager zu treten, sondern fühlen uns gedrungen, dem Motto unserer Synode: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens," nach besten Kräften nachzukommen.

Daß noch Differenzen unter uns herrschen, stört uns nicht und braucht der Liebe keinen Abbruch zu thun, denn es herrschen, wahrlich auch unter den Lutheranern und unter den Reformirten, Differenzen und zwar noch größere als unter uns und wir würden, wollten wir, um diesen Differenzen zu entgehen, zu der einen oder der andern der obengenannten Kirchen übergehen, nur vom Regen in die Traufe gerathen. Ich erinnere nur an den Gna-

denwahlstreit in der lutherischen und an den Ritualstreit in der reformirten Kirche. —

Seien wir darum dankbar, daß unsere unirte Kirche uns über die oben genannten Differenzpunkte kein Gewissen macht, sondern einem Jeden es frei stellt, nicht nur nach Gottes Wort sich ein Urtheil zu verschaffen, sondern auch demselben gemäß zu leben. Seien wir dankbar, daß die Erfahrung es bisher gezeigt, daß Lutheraner und Reformirte, als Schößlinge eines Stammes, wohl mit einander leben und wirken können und sich wohl in solcher Gemeinschaft fühlen. Wir lassen uns durch all die Unheilsprophezeihungen unserer Gegner, als müsse es auch bei uns noch zu confessionellem Hader und in Folge dessen zu einem Auseinandergehen kommen, nicht erschrecken. Wer von uns solchen Hader liebt, weiß ja wo er ihn finden kann, er braucht ihn nicht erst mit vieler Mühe bei uns künstlich zu erzeugen, er kann gleich direct an die Quelle gehen und seinen Durst stillen. Wir haben bei dem Stückwerk unseres Erkennens gelernt, uns in unsern kleinen Differenzen zu tragen und auf die Zeit zu warten, wo das Stückwerk aufhören und das Vollkommene erscheinen wird. Dann werden auch die kleinen Meinungsverschiedenheiten, die uns jetzt manchmal noch trennen, aufhören und wird dann in Wahrheit die Kirche des Herrn ein Herz und Seele sein. Bis dahin wollen wir um die rechte Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens, fleißig beten und Keiner dem Andern ein Gewissen daraus machen oder ihn anfeinden, weil er noch nicht in allen Stücken gleicher Meinung sein kann. Das Christenthum ist überhaupt nicht Kopfsache, sondern Herzenssache und so sehr uns auch daran gelegen sein muß, in allen Stücken das rechte Verständniß der Schrift zu erlangen, so dürfen wir doch auch nie vergessen, daß das Wissen allein noch keinen Menschen selig macht, sondern daß es vor allen Dingen gilt, Christum zn ergreifen, zu haben und zu besitzen. Das ist und bleibt das Wichtigste und das kann auch bei verschiedenen Auffassungen stattfinden, wie die Erfahrung lehrt.

Der Bericht über die kirchlichen Zustände der Schweiz,

welcher auf der Allianzversammlung in Kopenhagen durch Prof. Oettli aus Bern gegeben wurde, ist nicht nur interessant für uns, sondern auch lehrreich. Zunächst insofern als das Volksleben, aus dem die dort geschilderten Zustände erwachsen sind, in seiner republikanischen Staatsform und in der Mischung verschiedener nationaler Elemente dem unsrigen ähnlich ist, dann aber auch besonders dadurch, daß dort in Folge der kirchlichen Zersetzung dieselbe Freiheit innerhalb eines und desselben äußern kirchlichen Verbandes rechtlich gegeben ist, welche durch die bunte Mannigfaltigkeit der Denominationen hier zu Lande thatsächlich dargeboten wird und endlich, daß hier drei Dinge besprochen werden, die uns in Amerika auch nahe liegen: die Temperenzfrage, das moderne Erweckungswesen und die Heilsarmee.

Wir geben im Folgenden den ersten und die beiden letzten Abschnitte des betreffenden Vortrages beinahe vollständig wieder.

Die Aufgabe über die kirchlichen Verhältnisse der Schweiz Bericht zu erstatten begegnet von Anfang an der Schwierigkeit, daß wir es mit einer Viel-

heit von Kirchenbildungen zu thun haben, denen neben Zügen der Verwandtschaft auch das trennende nicht fehlt. Der Gegenstand unserer Berichterstattung ist nicht ein einheitlicher, sondern eine bunte Mannigfaltigkeit; denn jeder Canton mit protestantischer Bevölkerung hat seine eigene Kirche mit eigener Verfassung und eigenen Organen, und neben den staatlich geordneten Kirchen stehen in mehreren Cantonen auch bedeutende Freikirchen, von den kleinern religiösen Gemeinschaften, für welche unsere kirchlichen Zustände ein überaus fruchtbarer Boden sind, ganz zu schweigen. Soll anders unsere Betrachtung sich nicht in unzählige Theilbilder zersplittern, so muß unser erstes Augenmerk darauf gerichtet sein, den einheitlichen Zug zu finden, welcher durch unsere so verschiedenartigen kirchlichen Entwicklungen hindurchgeht. Und das ist, wenn wir recht sehen, auf dem kirchlichen wie auf dem politischen Gebiet der demokratische Zug, der den Einzelnen von jeder herkömmlichen, ihm innerlich fremden Norm ablöst und auf die Füße eigener Arbeit um eigene Ueberzeugung stellt. Nicht nur fallen die letzten Schranken verpflichtenden Bekenntnisses für die kirchliche Lehrthätigkeit, sondern auch die Stellung zur Schrift ist im weitesten Maße freigegeben, ja sogar die Bedeutung des Sakraments für Aufbau und Bestand der Kirche ist da und dort offiziell in Frage gezogen; keinerlei gemeinsames Bekenntniß, weil kein gemeinsamer Glaube, keinerlei bindende kirchliche Ordnung, es sei denn in den unwesentlichsten Außendingen, keine fest gezogenen Schranken zwischen pastoraler Willkür und dem Recht der christlichen Gemeinde, zwischen dem Belieben zufälliger Majoritäten und dem Rechte des kirchlichen Amtes, eine jede einzelne Kirchgemeinde, daß ich nicht sage jeder einzelne Pfarrer und jedes einzelne Kirchenglied kirchlich souverain — das ist das Resultat unsers kirchlichen Auflösungsprozesses, von den Einen als das Ende der Kirche mit unverhohlener Freude begrüßt, von den Andern als ein Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte bejammert. Indeß, über Freude und Jammer steht uns die Gewißheit: der Herr ist nun und nimmer nicht von seinem Volk geschieden. Darin sieht allerdings schon der erste Blick in unsere schweizerischen Kirchen recht, das was man bisher Kirche nannte, sind die nicht mehr; eher freie Vereinigungen mit der Aufgabe, religiöse Gesinnungen und Stimmungen zu erhalten und zu pflegen, ausgeweitet zum Vollgenuß individueller Freiheit, ja Willkür; ja im Grunde nichts anderes mehr als die hergebrachte Volksgemeinschaft, vom religiösen Standpunkte in seiner unbestimmtesten Allgemeinheit aus gefaßt. Es ist klar, daß damit die schwersten Gefahren für Bestand und Gesundheit des christlichen Lebens in unserm Volke gegeben sind. Wenn in dem Zeugniß der Kirche die entgegengesetzten Antworten auf alle Lebensfragen gleiches Recht besitzen, wenn z. B. von derselben Kanzel am Morgen der Auferstandene gepriesen, am Nachmittag der Stein wieder vor sein Grab gewälzt wird, wenn die Kirche im vollen Ernste die Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? zu ihrem einzigen und höchsten Bekenntniß erhebt, so begünstigt sie selbst das Eindringen einer höhnischen Skepsis oder kecken Unglaubens in breite Schichten des Volks und macht sich, zerrissen und zersplittert bis in das hinein, was ihr heiligster

Lebensgrund sein sollte, untauglich zur Lösung ihrer Aufgabe, der nur die gesammelte Kraft einer auf Christum gegründeten und in ihm zur Einheit verbundenen Gemeinschaft gewachsen wäre. Gilt es also, ihr den Rücken wendend neue Kirchenbildungen zu versuchen? Viele unserer Brüder bejahen die Frage, und die Freikirchen der französischen Cantone beweisen, daß auch auf diesem Wege Canäle geistlicher Segnungen sich eröffnen können. Allein abgesehen davon, daß selbst bis in diese fest umhegten Gemeinschaften hinein die Strömung dringt, welche den Einzelnen von dem Herkommen, die Gegenwart von der Vergangenheit emancipiren will, wie die im Schooße der Freikirchen immer wiederkehrenden Reibungen und Schwierigkeiten in der Fassung und Geltung des Inspirationsbegriffs und des kirchlichen Amtes bezeugen, so geben wir uns ferner keiner Täuschung darüber hin, daß das Beharrungsvermögen die ungeheure Mehrzahl unseres Volkes in der hergebrachten Kirche zurückhält, diese mithin durch jene Ausscheidung nur innerlich noch mehr zu verarmen droht, während die Ausgeschiedenen, im heiligsten vom Gesammtleben ihres Volkes losgetrennt, leicht sektenhafter Verengung verfallen. Wir halten dafür, daß der Sinn des Herrn der Kirche auf das Ganze geht und so lange er sie erträgt und trägt, geziemt uns nicht sie zu verlassen oder zu zerbrechen. Um so weniger, wenn wir in der gegenwärtigen Krisis mit ihren Auflösungsbildern doch auch einige Lichtseiten erkennen. Die Luft unserer Kirchen begünstigt, ja fordert heraus die volle Aufrichtigkeit des öffentlichen Zeugnisses. Wenn alle fremdartigen Rücksichten schweigen und kirchliches Fortkommen ganz unabhängig von der Glaubensstellung zu erwarten steht, so kann bei uns von den Dächern gepredigt werden, was man anderwärts noch leise in den Kammern flüstert; wir kennen keinen Zwiespalt zwischen der Studirstube und der Kanzel, zwischen still gehegter persönlicher und laut vertretener amtlicher Ueberzeugung. Und was noch weit wichtiger, das blos überlieferte, angelernte, angewöhnte Christenthum hält bei uns, wo die Kirche gar kein deutliches Wahrheitszeugniß mehr abgibt, nicht länger vor. Das geringste Glied unserer Kirchen ist genöthigt, wenn es anders festen Grund gewinnen will, die Bibel selbst aufzuschlagen, ob es das lebendige Wort Gottes in ihr vernehme und zu dem Herrn Christus selbst hinzutreten, ob er sich dem Suchenden persönlich offenbare. Ein so gewonnenes Christenthum hat aber ganz anders als das nur kirchlich gezeugte und genährte den Segen heller Heilserkenntniß und den Drang wie des Heilszeugnisses, so der Liebesbethätigung unter den Brüdern. Wenn sich überhaupt unter uns Glaube zeigt, so wird er sich so selbstbewußt, so lebendig, so energisch thätig im Streiten und Bauen zeigen, wie nur irgendwo. Mitten im Walten zerstörender Mächte dürfen wir hierin geradezu die unmittelbare Leitung des Herrn anerkennen. Er führt uns in Zustände zurück, die mit denjenigen der ersten Gemeinde eine gewisse Analogie aufweisen. Sie hatte kein fest formulirtes Bekennntniß, keine ausgebildete kirchliche Organisation; die gläubig wurden, wurden es durch die unmittelbare Berührung mit dem erhöhten Jesus und ihr Glaube schloß sie sofort zur Gemeinschaft zusammen, mit dem Berufe, die Welt für

ihn zu erobern. Aehnlich wird auch unter uns kein offiziell kirchliches Zeugniß mehr, dafür aber desto mächtiger manches persönliche Zeugniß von Christo laut, und in ihm erzeigt sich Christi Kraft wirksam, weckt, gewinnt und bindet viele direkt an ihn, und baut so in dem wankenden Gerüste der sog. Kirche dennoch die Gemeinde, welche die Pforten der Hölle nicht überwinden werden.

* * *

Der Lösung einer Fülle religiöser und sittlicher Aufgaben an einer dem Evangelium Christi in hohem Grade entfremdeten Zeit ist die offizielle Kirche bei uns so wenig wie irgendwo gewachsen. Das ist uns ein geringer Trost, daß seit der Einführung des Civilstandes 1876 allmälig die kirchliche Weihe der civilen Akte wieder in normalerm Prozentsatze begehrt wird; trotz mancher erfreulicher und verheißungsvoller Erscheinungen kann kein Zweifel bestehen: die Mehrzahl unsers Volks, besonders der niedrigen Schichten, sind dem Einflusse des Evangeliums entrückt, die Predigt hat für Tausende alle Zugkraft verloren, die Bibel ist von der Zeitung und dem Roman verdrängt, die Ehen mannigfach gelockert, das Wirthshaus ist das Versammlungshaus alles Lebendigen geworden und in den christlichen Kreisen fehlt in schmerzlich fühlbarer Weise der rechte Eroberungsgeist, die Gabe der Erweckung und Belebung in den Herrschaftsgebieten des geistlichen Todes. Hier liegt die Veranlassung zur Evangelisation im engern Sinne, wie wir sie in den letzten Jahren auf schweizerischem Boden thätig sahen. Ich zähle hierher die Temperenzbewegung, die Stadtmission und die Erweckungsversammlungen.

Das Elend der Trunksucht, zumal der Branntweinpest, hat, uneingedämmt durch irgend welche gesetzliche Schranken, in einigen Theilen der Schweiz Verwüstungen angerichtet, die zum Himmel schreien. Die Angst vor der gewissen Gefährdung der gesammten Volkskraft hat endlich auch die eidgenössischen Behörden genöthigt, diesem Jammer ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; leider haben sie, da es den Bann eines liederlichen Herkommens, politischer Kameradschaft und einiger liberaler Axiome zu brechen gilt, bisher nur weitschichtige Enqueten zu Tage gefördert. Um so mehr ist den Männern Dank zu wissen, die thatkräftig und praktisch durch Stiftung eines Mäßigkeitsbundes, Gründung von Kaffeehallen und Verbreitung populärer Schriften dem Unheil auf den Leib gerückt sind. Jener Bund fordert die völlige Enthaltung von allen alkoholischen Getränken auf bestimmte Frist und besteht aus Gewohnheitstrinkern, die geheilt werden wollen, aus gefährdeten Leuten, welche Bewahrung begehren und nicht zum geringen Theil aus solchen, die ohne eigene Noth aus Liebe sich mit diesen Brüdern verbünden. Mag man theoretisch über den Werth derartiger Gelöbnisse im Zweifel sein, die Bedenken schwinden vor den entschiedenen Erfolgen, welche der Bund in der westlichen Schweiz zu verzeichnen hat. Er zählte 1883 in der Schweiz 2884 Mitglieder, wovon weitaus die meisten auf die französischen Kantone entfallen; mit der an sich noch geringen Zahl ist aber Werth und Einfluß der rastlosen Propaganda in der öffentlichen Meinung noch keineswegs richtig abgeschätzt. Es ist nicht verwunderlich, daß hie und da Schenkwirthe von bedrohtem Gewerbe oder wüste

Gesellen ihrem Unwillen gegen die um sich greifende Temperenzbewegung in der ihnen angemessenen Weise Luft machen; viel gefährlicher als dergleichen Angriffe würde derselben, wenn er wider Erwarten die Oberhand gewänne, der Irrthum, welcher selbsterwählte Gelübde zum göttlichen Gesetz oder zum Kennzeichen echter Christlichkeit stempelt, Evangelium mit Temperenz, Agitation mit Geisteswirkung verwechselt und den Teufel der Trunksucht mit dem Beelzebub des Pharisäismus austreibt.

Aeltern Datums ist in unserm Lande die Stadtmission. Fast in sämmtlichen größeren reformirten Städten arbeiten von christlichen Vereinen angestellte Stadtmissionare, am besten organisirt in Basel und Zürich, wenn auch hier wie überall noch mit unzureichenden Kräften. Der Zweck ist, das Evangelium mit seiner züchtigenden und tröstenden Kraft den Einzelnen und den Familien nahe zu bringen, die es selbst kaum aufsuchen — wobei denn meist leibliches und geistliches Elend so innig gepaart entgegentreten, daß auch die Hülfe in beide Gebiete eingreifen muß. Auch die Stadtmission war anfänglich ein Gegenstand der Angriffe kirchlicher Gegner, und wenn jetzt mitunter Taktfehler bei ihren Trägern vorkommen, ist die Verstimmung bei dem verletzten kirchlichen Amte groß. Im Ganzen aber wird der treue und schwierige Dienst dieser aufopferungsvollen Arbeiter unter uns gebührend anerkannt; möchten sie nur wie die Noth es erfordert, sich vervielfältigen!

Eigenthümlich den letzten Jahren sind die Erweckungsversammlungen in mehreren unserer Städte und vielen Dörfern gewesen. Von dem Gedanken ausgehend, daß sowohl die amtliche wie die freie Seelsorge, als auch die öffentliche Predigt die Masse unserer Bevölkerung nicht mehr erreicht, während doch bei Vielen eine gewisse Empfänglichkeit für das Evangelium, wofern es nur ohne alles gelehrte Beiwerk schlicht und kräftig ihnen nahe gebracht würde, vorauszusetzen ist, begannen einige Männer von erwecklicher Beredtsamkeit am gleichen Ort, womöglich in einem neutralen Lokal, eine längere Reihe von aufeinanderfolgenden Versammlungen abzuhalten, in denen ernstlich zur Buße, zum Bruch mit dem bisherigen Leben, zum Ergreifen der Gnade in Christo und zum Bekenntniß des gefundenen Heils aufgemuntert ward. Der Erfolg war meist äußerlich ein überraschender; zumal bei den Basler Versammlungen im Herbst 1882 drängten sich die Massen herzu und neben denen, welche überall zu treffen sind, doch auch Hunderte von Solchen, die hier zum ersten Male wieder von der guten Botschaft berührt wurden. Die Bekehrungen schienen zahlreich und in den christlichen Kreisen wuchsen Eifer und Liebe, die Gewonnenen in treuer Gemeinschaft zusammenzuhalten. Man gedachte hier einmal nicht blos im Glauben zu säen, sondern auch im Schauen zu ernten und eine neue Aera herbeizuführen, wo eindringlicher und fruchtbarer an allen Zäunen und Wegen der Ruf laut würde: Kommet, es ist alles bereitet! Das göttliche Recht einer neue Wege und Mittel suchenden Einwirkung steht im allgemeinen außer Zweifel. Warum sollten wir nicht, wenn der Herr es gibt, auf die Höhe fahren und muthig größere Netze auswerfen? Auch das schien erwiesen, daß hier göttlich verliehene Gaben thätig waren und darum auch gute Früchte

gezeitigt wurden. Aber einige mit der Eigenart der leitenden Männer zusammenhängende Schwächen hefteten sich an die Erweckungsbewegung von Anfang, die von Jenen niemals tiefer erkannt und gründlich beseitigt schon damals brüderliche Kreise zu entzweien drohten. Es erschien die bisherige, geduldige Arbeit mit den ordentlichen Mitteln der Predigt und Seelsorge zu gering gewerthet, man vermeinte mit drastischen Einwirkungen geistliche Lebensprozesse zu beschleunigen, die ihre Zeit haben wollen und schien die Selbstherrlichkeit der Gnade und des Geistes Gottes zu vergessen; man veranlaßte kaum Geborene sofort geistliche Zeugungsarbeit zu versuchen und maß selbstgemachten Veranstaltungen, wie dem Sündenbekenntniß, dem Hervortreten in den Versammlungen, dem öffentlich abgelegten Zeugniß u. s. w. einen schriftwidrigen Heilswerth bei; besonders mußte das Auftreten von Frauen, im Ungehorsam gegen die bestimmtesten Weisungen des Apostels Paulus, auf Grund fragwürdiger Exegese einiger prophetischen Stellen, die lebhaftesten Bedenken erregen und den Widerspruch forderte auch die laut betonte, angeblich einzig normale Stellung zur Krankheit heraus, als gälte es unter allen Umständen sie mit Verschmähung ärztlicher Hülfeleistung mittelst Gebetes und Glaubens zu überwinden. Vieles in der Praxis der Männer der Evangelisation ist seither, bei vertieften Erfahrungen, gemildert worden; hoffen wir, daß mit der Läuterung dieser Bestrebungen der göttliche Segen ihnen noch reichlicher zufließe. Das ist von den berufensten Führern jetzt schon laut bezeugt, ihre Arbeit verlaufe im Sande, wenn sie nicht von geordneter Seelsorge und Verkündigung abgelöst, aufgenommen, weiter geführt werde.

* *

Ich komme, nicht von Neigung, sondern von der bittern Nothwendigkeit getrieben, schließlich zur brennenden Tagesfrage, der Heilsarmee und den höchst bedauerlichen Attentaten auf die Cultusfreiheit, welche sich an ihr Auftreten in der Schweiz knüpften. Die erste genauere Kunde von dieser eigenthümlichen englischen Erscheinung kam vor etwa vier Jahren nach der Schweiz, und kaum dachte damals irgend Jemand daran, daß wir mehr als erwünschte Gelegenheit finden würden, sie in nächster Nähe wirken zu sehen. Ungerufen brach sie um Weihnachten 1882 unter dem Commando der „Marschallin“ Booth in Genf herein, nachdem Posaunenstöße ihrer Pariser Zeitschrift "En Avant" in marktschreierischem Tone große Siege in Aussicht gestellt hatten. Der Pöbel Genfs deutete jedoch die angeblichen Schlachten des Herrn und den ganzen kriegerischen Apparat in seinem Sinne; die Versammlungen wurden in roher Weise gestört, schließlich von der Genfer Regierung, welche die gefährlichsten Anarchistenzusammenkünfte unbehelligt gewähren ließ, einfach verboten. Ungefähr den gleichen beschämenden Verlauf nahm die Sache in den Cantonen Neuenburg, Waadt, Bern, wohin die Armee Streifcorps aussandte. Auf manche ihrer herausfordernden Gepflogenheiten, Processionen mit Trommeln und Fahnen, Straßenpredigt u. s. w. hatte sie auf schweizerischem Boden von vornherein verzichten müssen; immer aber blieb des Ungewohnten und

Auffälligen noch genug, um die Aufmerksamkeit des allezeit tumultsüchtigen Pöbels zu erregen, ja um sonst ganz verständige Leute in den Harnisch zu bringen. Das Urtheil der Christen über diese Kriegerschaar war getheilt, aber mit Recht vorwiegend ungünstig; man anerkannte ihren Muth, ihre Energie im Auffinden neuer Wege zu dem löblichen Ziele einer Neubelebung der geistlich todten Massen; aber man nahm auch schweres Aergerniß an ihrer unevangelischen Organisation und unheiligen Bekehrungspraxis, an ihrer Aufdringlichkeit und Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel; jene schon hervorgehobenen Fehler der neuern Bekehrungsmethoden schienen bei ihr in's Colossale gesteigert, das psychische, wenn nicht gar das sarkische Element spielte in ihr eine so bedeutende Rolle, daß man nur mit banger Besorgniß der weitern Entwicklung dieser Bewegung entgegensehen mochte; man glaubte in diesem geistlichen Raubzug eher eine Nachäffung weltlicher Actionen, als eine Nachfolge des demüthigen Leidensganges Jesu und seiner Jünger zu erkennen. Und hierin bestärkte die mitten in die Gährung hinein geworfene Veröffentlichung der Reglemente der Armee durch Mad. de Gasparin in getreuem französischem Auszug, mit beißendem Commentar begleitet, welche in seltsam frappanter Weise an die Regeln und Praktiken des Jesuitenordens erinnern; soweit entfernen sie sich von der Lauterkeit dessen, der seinen Jüngern die Einfalt der Tauben empfohlen hat. Die Armee ist hier ein Synonym des Reiches Gottes und nimmt Geld, Kraft, Zeit, Willen, Gewissen, Vernunft ihrer Angehörigen schlechtweg gefangen. Der Eindruck dieser mit Begier aufgegriffenen und gelesenen Broschüre war groß; vielleicht hätte sich die Armee von der hier empfangenen Wunde kaum mehr erholt, hätten ihr nicht ungerechte Maßregeln der Regierungen und schändliche Mißhandlungen des Pöbels wieder einigermaßen aufgeholfen. Die Regierung des Cantons Bern verbot im Widerspruch mit deutlichen Verfassungsbestimmungen präventiv jede Versammlung der Heilsarmee; im Canton Neuenburg wurde aus dem Volke heraus für und gegen Anwendung des sonst unbestrittenen Grundsatzes der Religionsfreiheit auf die Heilsarmee petitionirt; die Regierung, welche früher eine sehr würdige Proclamation erlassen hatte, beschloß mit Billigung des radicalen Großen Rathes die Versammlungen so lange zu untersagen, bis die Heilsarmee die für religiöse Orden gesetzlich erforderliche Autorisation erlangt hätte; die Regierung der Waadt ließ einerseits die brutalen Ruhestörer gerichtlich verfolgen und bestrafen, andrerseits verbot sie von einer Volkspetition bestürmt die Zusammenkünfte der Armee, da sie den Widerstand der Bevölkerung hervorrufen und den öffentlichen Frieden stören. Inzwischen hatte auch der schweizerische Bundesrath Veranlassung, in der Frage Stellung zu nehmen. Fräulein Booth war von der Genfer Regierung unter ausgesucht unhöflichen Formen ausgewiesen worden, weil sie sich weigerte, die von einem sonst vergessenen Gesetz geforderte Rechenschaft über die erhobenen Collecten abzulegen; ihren Recurs gegen diese polizeiliche Verfügung wies der Bundesrath ab, ohne irgend in die viel wichtigere Frage der von Verfassung und Gesetz verbürgten, aber so leichtfertig preisgegebenen Versammlungs- und Cultusfreiheit einzutreten.

Im Canton Neuenburg ward dagegen der Heilsarmee die Genugthuung, einige wegen Uebertretung des Versammlungsverbots gefangen gesetzte Häupter und Glieder von dem Geschwornengericht freigesprochen zu sehen, wobei die Ehren der interessanten Verhandlung ganz einseitig den Angeklagten zufielen. Auf dieses Verdict des Rechts antwortete der Staatsrath mit der polizeilichen Ausweisung der nicht-schweizerischen Salutisten. Es war mithin klar, daß von den Behörden eine kräftige Wahrung der Cultusfreiheit nicht zu erwarten stand; die Gesetze sprechen sich zwar auf das Unzweideutigste zu ihren Gunsten aus, aber — und dies halten wir für den schmerzlichen Erkenntnißgewinn aus all diesen Vorgängen — weder ist der Gedanke der Freiheit religiöser Ueberzeugung und ihrer Bezeugung irgend in Fleisch und Blut unsers Volkes übergegangen, noch ist die öffentliche Macht stark genug, ihm in Uebereinstimmung mit dem Gesetz, aber gegen die elementare Gewalt eines trüben Fanatismus zu seinem Rechte zu verhelfen. Charakteristisch war hier überall die Stellung unserer Presse; der bessere Theil derselben mißbilligte laut die begangenen Ausschreitungen, nur einige radicale Parteiorgane, sonst triefend von Freiheitsphrasen, legten ihre Gesinnungsverwandtschaft mit den Tumultuanten schürend, das Geschehene billigend oder leichthin entschuldigend an den Tag. Schwierig war die Stellung der evangelisch-gesinnten Christen. Mit dem Verständniß für die Zwecke der Heilsarmee und der willigen Anerkennung des Heroismus mancher Soldaten derselben, sogar der Einräumung einiger Erfolge ihrer Thätigkeit waren sie doch außer Stande, besondere Sympathien mit ihrem jetzt auch das willkommene Märtyrium klug ausbeutenden Gebahren zu verbinden; um so näher berührte sie die heilige Sache der bedrohten religiösen Freiheit und groß war nur das Bedauern, diese in höchst unvortheilhafter Weise mit der vom evangelischen Standpunkte aus so zweifelhaften Sache der Heilsarmee verknüpft zu sehen. Eine klare Sonderung des bürgerlichen und des religiösen Standorts der Beurtheilung war hier dringend geboten, und gleichviel ob von dem letzteren aus die Heilsarmee verwerflich schien oder nicht, so leuchtete doch sofort ein, daß der erstere ihre Vertheidigung gegen die erlittenen Vergewaltigungen zur gebieterischen Pflicht erhob. Der schweizerische Zweig der evangelischen Allianz war das berufene Organ, um für das augenblicklich in der Heilsarmee angegriffene P r i n z i p einzustehen. Er erließ im Herbst 1883 ein offenes Wort zur Wahrung der Gewissens- und Glaubensfreiheit an das Schweizervolk, in welchem die begangenen Excesse gerügt und beklagt und die kräftige Wahrung der bedrohten Religionsfreiheit gefordert werden. Gleichzeitig wurde dem schweizerischen Bundesrathe eine analoge Adresse des Vorstandes der Allianz überreicht, welche der Bundespräsident freundlich beschwichtigend entgegennahm. Leider dauerten die gewaltigen Störungen auch privater Salutistenversammlungen — öffentliche waren ja überall untersagt — nach wie vor ungeschwächt fort. Im September 1883 verletzt der Maire eines Genfer Dorfes das Hausrecht eines Bürgers, um eine Privatversammlung aufzulösen; der Staatsrath weist die Beschwerde desselben mit nichtigen Vorwänden ab. Im Canton Waadt verurtheilt ein Bezirksgericht angeklagte

Salutisten, deren Privatversammlung ein Betrunkener gestört hatte, während die Ruhestörer eines andern Ortes freigesprochen wurden; zum Glück cassirt das Cantonsgericht wenigstens die Verurtheilung. Mitte Januar weist der Staatsrath des Cantons Neuenburg eine „Lieutenantin" aus, nachdem sie durch einen Steinwurf bedenklich am Auge verletzt worden; widerruft aber bald darauf die Maßregel. Die empörendste Ausschreitung ereignet sich Sonntag 16. März 1884 in Montalchez bei St. Aubin, wo eine Schaar friedlich heimkehrender Salutisten von einer Pöbelbande ohne Schonung selbst der Frauen und des Alters auf das Schnödeste mißhandelt wird, wobei Polizei und Gerichte sich wieder sehr lässig beweisen. In andern Fällen schreitet die Behörde sogar activ mit Verletzung der elementarsten bürgerlichen Rechte gegen private Versammlungen ein. In Neuenstadt im bernischen Jura wird eine Privatversammlung durch eine tobende Menge zersprengt, welche mit Steinwürfen Fenster und Läden zerstört und die Anwesenden ernstlich bedroht; die Angreifer und ihre Opfer werden vom Richter gleichermaßem mit Bußen belegt, jedoch das Urtheil nachgehends vom Obergericht aufgehoben; ähnliche Scenen wiederholen sich wenige Tage später in Lignieres, und außer gegen die Salutisten kehrt sich nun die Wuth des Pöbels auch gegen Temperenzversammlungen. Diese scandalösen Vorgänge bewogen den Vorstand der schweizerischen Allianz mit einer neuen Eingabe (dat. 24. Mai 1884) an den Bundesrath zu gelangen, worin die wichtigsten Angriffe auf die religiöse Freiheit von 1882—84, sowie die Haltung der Regierungen und Gerichte dargestellt und die Behörde ersucht wird, die Grundsätze der Verfassung in Betreff der Glaubens- und Cultusfreiheit zu wahren. Wir haben Grund zu der Annahme, daß der Bundesrath diese Kundgebung wohlwollend aufnahm und seinerseits auf Herstellung gesetzmäßiger Zustände in den betroffenen Cantonen hinarbeitete; er hatte aber mit den Empfindlichkeiten der cantonalen Regierungen und mit dem furchtbaren Unwillen zu rechnen, welchen das von Zeit zu Zeit immer wieder herausfordernde Auftreten der Salutisten erregte. Es gelang ihm, die Abgeordneten der berührten Cantone Mitte Juli zur Unterzeichnung eines Protocolls zu veranlassen, laut welchem die öffentlichen Versammlungen der Heilsarmee einstweilen noch untersagt, die Privatversammlungen dagegen unter den wirksamen Schutz der Gesetze gestellt sein sollten, unter einigen nicht unbilligen Cautelen, dazu bestimmt unnöthiges Aufsehen zu vermeiden. Wiewohl die Halbheit dieser Maßnahme allen Anlaß zur Kritik bot, hofften wir die Angelegenheit nun doch in ein vernünftiges Geleise gebracht zu sehen, als den 20. und 21. Juli in der kleinen Stadt Biel eine starke Zusammenrottung vor einem von der Heilsarmee gemietheten Locale stattfand, die unter scandalösen Auftritten mit Sprengung der Versammlung, Erstürmung des Saals, Beschädigung des Mobiliars, ja förmlicher Plünderung endigte — der soeben obrigkeitlich ertheilten Erlaubniß privater Zusammenkünfte zum Trotz. Eine sogenannte Volksversammlung, in deren leidenschaftlicher Aufregung die einfachsten Rechtsbegriffe spurlos untergegangen waren, verlangte am 22. von der Regierung Berns ein absolutes Salutisten-

verbot und diese ließ sich nach einem schwachen Anlauf, die Polizeigewalt zu verstärken oder Truppen aufzubieten, würdelos dazu herbei, die Versammlungen in Biel und Umgebung für einstweilen völlig zu untersagen. Private Bemühungen eines hervorragenden Allianzmitgliedes bei dem Bundespräsidenten führten wieder zur Constatirung der richtigen theoretischen Einsicht in die Sachlage von Seiten der Bundesbehörde, aber auch ihrer Macht- und Muthlosigkeit, dem klaren Rechte energisch zur Geltung zu helfen. Bis zu einem gewissen Punkte wird ihr Verhalten durch die begreifliche Scheu erklärt und gerechtfertigt, die Verantwortung für ein ernstliches Truppenaufgebot und all seine vielleicht blutigen Consequenzen, um der fremden Eindringlinge willen, auf sich zu nehmen; und wir zweifeln, ob die Behörde irgend eines benachbarten Landes in ähnlicher Lage sich ehrenvoller aus der Verlegenheit zu ziehen vermöchte. Eine beredte und Gott gebe auch wirksame Vertretung der bedrohten Grundrechte jeder geordneten Gesellschaft hat die vor einigen Monaten gegründete ligue du droit commun übernommen, welche die bedeutendsten Namen der französischen Schweiz zu ihren Gründern und Anhängern zählt. Absehend vom speciell religiösen Standpunkte und vollends ohne jedes Präjudiz zu Gunsten der Heilsarmee will sie alle rechtlich gesinnten Bürger zum Protest gegen die das Vaterland schändenden Rechtsverletzungen und zum Schutze unserer heiligsten Freiheiten verbünden. Obgleich selbst tief beschämt über die Verwüstungen eines freiheitsmörderischen Fanatismus auf unserm freien Boden im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts und betreten über die schwächliche Haltung der berufenen Vertheidiger des Gesetzes, geben wir die Hoffnung mit nichten auf, daß wenn die Entwicklung sich selbst überlassen und das Feuer nicht durch unzeitiges Eingreifen von Außen her frisch angefacht wird, die Aufregung sich legen, die Stimme der Billigkeit und der Vernunft wieder vernommen und die gegenwärtige, rein unhaltbare Lage in gesetzlichere Zustände übergeleitet werden muß. Alsdann wird auch das Heilsheer wieder aus dem hell beleuchteten Vordergrund unsers öffentlichen Lebens verdrängt werden, wohin ihm weniger seine eigene Bedeutung als die Thorheit seiner gewaltthätigen Verfolger geholfen hat. Um eine Erfahrung und zwar um eine traurige sind wir freilich reicher geworden: mag zu den tollen Angriffen auf die Heilsarmee zunächst das Fremdartige, Herausfordernde, oft Verwerfliche ihres eigenen Auftretens den Anstoß gegeben haben, in der entfesselten Wuth des rohen und gebildeten Pöbels loderte unklar vermischt mit einem halbwegs verständlichen Zorn auch der brennende Haß gegen dasjenige Evangelium auf, das energisch umgestaltend in das menschliche Leben eingreifen will, und wir wissen in der Beleuchtung des prophetischen Wortes, daß dieser Haß noch einmal seine Stunde auf Erden haben wird. Rüsten wir uns, damit der böse Tag uns gewappnet finde!

Wer ist und bleibt ein guter Lehrer?

(Referat von Lehrer Wm. Riemeier.)

(Schluß.)

Wir kommen jetzt an die zweite Frage: „Wer bleibt ein guter Lehrer? und richten unsere Aufmerksamkeit auf den Wandel und auf die Berufstreue des Lehrers.

Nur der gute Erzieher ist und bleibt ein guter Lehrer. Rothe sagt: „Unter den Lehrern sehen wir nicht den gelehrtesten am besten unterrichten, sondern denjenigen, welcher die größte moralische Wirksamkeit auf seine Schüler ausübt."

Zu Anfang hoben wir den christlichen Glauben hervor, als Hauptattribut des guten Lehrers. Zum andern sehen wir nun auf den Wandel des Lehrers, als Folge, als Frucht, als Beweis dieses seines christlichen Glaubens; nach dem apostolischen Worte: „Zeige mir deinen Glauben in deinen Werken." Wir meinen also, der Wandel muß dem Glauben gemäß sein, evangelisch, wie Paulus fordert Tit. 1, 6 ff.: „Untadelig im Wandel, nicht schwelgerisch, sondern nüchtern und mäßig; nicht ungehorsam, sondern unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen; nicht zornmüthig und eigensinnig, sondern sanftmüthig, freundlich und geduldig." Der gute Lehrer soll Christi Nachfolger sein; er soll wandeln in der Demuth, in der beständigen Buße und im Licht.

Die Demuth ist überhaupt ein untrügliches Kennzeichen eines Jüngers dessen, der gesagt hat: „Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig." Will der Lehrer Erfolg sehen in seiner Schule, so muß er in Demuth heruntersteigen zu den Kindern, nur dadurch ist es ihm möglich, die Kinder zu ihm hinaufzuziehen. Die wahre Demuth besteht in dem kindlichen Sinn, der die Kinder als Lämmer Christi betrachtet und auch um Christi willen gern dem Geringsten derselben dient. Die Demuth ist unumgänglich nothwendig zur rechten Erziehung, denn nur sie führt zu den Herzen der Kinder. Der Lehrer aber muß sich dieselbe täglich erflehen und von Christo schenken lassen, und dazu ist erforderlich ein Wandeln in der beständigen Buße.

Der täglichen Buße bedarf ein jeder Christ, besonders aber der christliche Lehrer; denn ein Jeder, der ein wenig Acht hat auf sich selbst, wird erfahren haben, daß sich bei ihm noch mancherlei Mängel und Fehler zeigen, auch wenn er stets sein Bestes versucht. Oft wird Aergerniß angerichtet, oft verfällt er in Untreue, so daß es ihm an Ursache zur Buße nie fehlt. Lebt aber der Lehrer beständig in der Buße, so steht er unter der heilsamen Zucht der Gnade Gottes, welche allein ihn tüchtig macht zum Erzieher. In dem Maße, als wir uns dieser Zucht der Gnade Gottes entziehen und uns zur Welt hinneigen, in dem Grade nimmt das gesegnete Wirken im Amte ab. Darum lasset uns unter dem erziehenden Einfluß des heiligen Geistes wandeln in der Demuth, in der täglichen Buße und endlich im Licht.

Im Lichte wandeln heißt so viel als weise sein. Es muß licht, hell

und klar sein in dem Verstande des Lehrers, damit er das doppelte Ziel seiner amtlichen Thätigkeit klar in's Auge faßt und die rechten Mittel in rechter Weise anwendet. Sodann heißt es soviel als offen sein. Im Wandel soll der christliche Lehrer ein Kind der Offenheit sein und nicht Gemeinschaft haben mit den Werken der Finsterniß, auch nicht mit geheimen Verbrüderungen, oder gar Mitglied geheimer Gesellschaften oder Logen sein.

Ueberhaupt soll der Lehrer, sowohl in als außer der Schule, in seinem Wandel ein Vorbild sein; auch selbst dann soll er sich als Vorbild im Wandel betrachten, wenn er unbeobachtet ist, oder zu sein glaubt. Nichts wirkt auf Kinderseelen so mächtig, als das gute Vorbild ihrer Lehrer; es wirkt viel mächtiger, als die beredteste Lehre und Ermahnung. Das Wort der Ermahnung wirkt erst recht kräftig, wenn es aus dem Munde eines Erziehers kommt, der selbst einen untadeligen Wandel führt, so daß er mit gutem Gewissen dem Apostel nachsagen kann: „Folget mir und sehet auf die, die also wandeln, wie ihr uns habt zum Vorbilde."

Ein Lehrer, der mit seinem Wandel der Jugend Anstoß und Aergerniß gibt, richtet dadurch großen Schaden an, erschwert sich das Erziehungsgeschäft und ladet überdies auf sich jenen schauerlichen Fluch Matth. 18, 6. Lieben Lehrer, werdet Vorbilder der Heerde!

Zum Schluß sehen wir noch auf die Berufstreue. Die Berufstreue soll den Schlußstein bilden; denn in derselben bewährt sich der gute Lehrer. 1 Cor. 4, 2 heißt es: „Nun suchet man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden."

Die Berufstreue besteht in der gewissenhaften Ausrichtung aller Amtspflichten. Je wichtiger das Amt, desto treuer soll es ausgerichtet werden. Was kann aber wichtiger sein, als das Amt, welches die Kindlein zu Christo führen soll, auf daß sie bei ihm das ewige Leben erlangen, Matth. 19, 14; ein Amt, welches den Geist der Kinder bilden und mit allerlei nützlichen Kenntnissen, auch für ihr zeitliches Leben, erfüllen soll!

Zur Berufstreue gehören: das Gebet, gewissenhafte Vorbereitung, die Pünktlichkeit und die Weiterbildung. Das Gebet ist Nothbedingung eines jeden Christen, besonders aber eines jeden Lehrers. Im gläubigen Gebet erhebt sich der Lehrer im Geiste aus dem irdischen Wirrsal der mancherlei Bekümmernisse hinauf zum Herrn, um daselbst Lust und Kraft zu schöpfen. Das Gebet ist der Nahrungskanal der Seele. Ohne Gebet, ohne Gott.

Wir denken hier sowohl an das Gebet in der Schule mit den Kindern, als auch an das Gebet außer der Schule für die Kinder. „Wer es dahin gebracht hat, daß seine Schüler denken gelernt haben, der hat den halben Sieg," sagte ein alter Pädagog. Wer es aber dahin gebracht hat, daß seine Schüler und er, der Lehrer, beten gelernt haben und daß ihnen das Gebet Bedürfniß ist und sie es gläubig und gerne verrichten, der hat mehr, als den halben Sieg.

Wie in jedem christlichen Hause das Gebet gepflegt werden soll, so muß

auch in der christlichen Schule das Gebet das Erste und Letzte sein. Besonders ist zu empfehlen, daß Kinder gemeinschaftlich das „Vater-Unser" beten. Dann meinen wir auch noch das Gebet außer der Schule für die Kinder. Wo äußerliche Zucht und Zwang fruchtlos sind, und wo trotzdem immer der Eigenwille und Trotz um sich greifen und dem Lehrer viel Kummer bereiten und manchen Seufzer erpressen, da lasse er solche Seufzer im Gebet emporsteigen zu Gott. Wenn der Lehrer im ernstlichen und gläubigen Gebet fürbittend für seine Kinder einsteht, wagen wir zu behaupten: Solche Gebete bewirken Wunder.

Zum Weiteren sehen wir, daß die Berufstreue besteht in gewissenhafter Vorbereitung. „Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen," heißt es im Sprüchwort, — auch wohl kein Schulmeister.

Ein jeder treue Lehrer weiß, wie nöthig die tägliche Vorbereitung auf die bestimmten Lektionen ist. Hierbei kommt in Betracht das „Was" und das „Wie", der Stoff und die Methode. Hierin haben selbst die Altmeister noch nicht ausgelernt!

Wir wollen zwar nicht die schriftliche Vorbereitung auf jede einzelne Stunde bedingen; jedoch ist dieselbe, besonders Anfängern, sehr zu empfehlen für einzelne Fächer.

Wir haben schon die Erfahrung gemacht, daß gerade die Stunden, auf die man sich vorbereitet hatte, die scheinbar interesselosesten und mangelhaftesten waren; allein daran ist die Vorbereitung an sich nicht schuld, sondern die Gemüthsstimmung des Lehrers oder der Schüler. Wir machen die Beobachtung, daß man an keinem Tage dieselbe Gemüthsverfassung hat, oder wie man zu sagen pflegt: „Man ist nicht immer gleich gut aufgelegt."

Gerade dieser Gemüthsstimmung muß auch in der Vorbereitung Rechnung getragen werden. Der Lehrer soll nie launisch sein in der Schule. Ist man unlustig, niedergedrückt oder etwas gereizter Stimmung, so versuche man sich zu sammeln und harmonisch zu stimmen, oder bitte um die rechte Stimmung. Gleicher Stimmung braucht man nicht zu sein, aber harmonisch soll dieselbe sein.

Nie lasse man sich von seinem Gemüthe knechten, sondern beweise die Berufstreue auch in der Pünktlichkeit. Die Pünktlichkeit gehört nothwendig zur guten Disziplin und der Lehrer übe sie zuerst an sich selbst. Es wirkt nichts störender auf einen geregelten Gang einer Schule, als das Zuspätkommen des Lehrers und was daraus folgt, das Zuspätkommen der Kinder. Immer und zu jeder Zeit soll man zur bestimmten Stunde bereit sein. Sei es in der Schule, oder beim Gottesdienst, oder bei sonstigen Gelegenheiten, so sei Pünktlichkeit dein Stolz.

Wie man nothwendig im Schulleben die Zeit genau ein- und austheilen muß, so wirkt jede Unregelmäßigkeit störend. Den Stundenplan halte man streng inne. Vergeude keine Zeit mit langen Moralpredigten; kurz und ernst, das wirkt am Kräftigsten.

Schließlich erwähnen wir noch die Weiterbildung. Wir meinen

hiermit Weiterbildung im Lehrerberuf. Stillstand ist Rückgang. Der Weisheitsbrunnen könnte bald erschöpft werden, wollte man bei der Weisheit stehen bleiben, die man mit in's Amt bringt, besonders wenn der Brunnen seicht und löchericht, d. h. wenn das Gedächtniß kurz ist. Das Lesen pädagogischer Werke und Schriften ist sehr fruchtbringend. Theilnahme an den Conferenzen und zwar eine rege, aktive Theilnahme kann für die Weiterbildung förderlich werden. Auch denken wir hierbei an unser Schulblatt, das nun in Verbindung mit der Theol. Zeitschrift in's Leben tritt. Alle Brüder und Collegen sollten sich rege daran betheiligen. Wenn auch nicht Jeder gleich die Feder zur Hand nehmen will, so erwartet man doch, daß ein Jeder dieses Blatt halte und auch lese. Die Brüder, die isolirt dastehen, bekommen ein Mittel in die Hand, um mit den Brüdern Gedanken auszutauschen, da ihnen der Segen der Lokalconferenzen eben entgeht.

Vor Allem beobachte man sein eigenes Thun und beurtheile sich selbst im Lichte bewährter Autoren. Man soll sich selber kritisiren und Vergleiche anstellen, ob man die erwünschten Resultate erzielt hat. Der Lehrer soll, wie ein Kaufmann, Rechnung führen, „Soll" und „Haben" täglich eintragen, und so nur kann er über „Gewolltes" und „Erreichtes" sich klar werden. Im Weiterbilden denke daran: „Was nicht deines Amtes ist, da lasse deinen Vorwitz." Auch der gute Lehrer kann Gefahr laufen, daß er von der rechten Bahn abkommt und ihm der Lehrerberuf nur noch Nebensache wird. Einem solchen zollen wir nicht das Lob eines guten Lehrers. Nur wer beharrt bis an's Ende, dem gebührt es. Nicht im Werden oder Sein, sondern im Bleiben liegt die schwere Aufgabe. Wachet über euch und weichet nicht von der rechten Bahn; verlasset nicht den hohen, heiligen Lehrberuf, um schnöde Mammonsdiener zu werden. Unser Lohn ist uns verheißen im Himmel.

Lasset uns Fleiß thun, einzugehen in die ewige Himmelsschule durch den rechten, lebendigen, evangelischen Glauben, der in der Liebe thätig ist, in die Demuth sich kleidet, im Wandel sich bethätigt und durch Treue und Ausdauer zum Schauen der verheißenen Herrlichkeit gelangt aus Gnaden.

Es sei genug hiermit; wir haben schon große Forderungen gestellt, und ein Jeder möchte in Demuth mit Luther fragen: „Wer kann aber in dieser Gebrechlichkeit und Schwachheit der Natur solch Ziel erreichen?" Nun, erreichen werden wir's freilich nicht, aber mit Ernst darnach ringen, das können und sollen wir. So lasset uns denn auf's Neue Muth fassen und nach dem Ziele streben. Das walte Gott!

Der Gesangunterricht in unseren Gemeindeschulen.

Referat von Lehrer H. Brodt.

(Schluß.)

Wenn so der Lehrgang beim Singen ein richtiger und die Auswahl der Gesangstoffe eine gelungene ist, so muß auch die Methode eine gute sein, damit ein schöner ausdrucksvoller Gesang erzielt werde. Das ist nun freilich nicht

so leicht, da die Stimmen der Kinder von Natur ungebildet und sehr verschieden sind; allein bei richtiger Behandlung können selbst weniger gute Stimmen einigermaßen kultivirt werden. Zu dem Zwecke muß man durch alle Stufen hindurch bestrebt sein, das Gesangsorgan zu veredeln. Nie darf jener widerwärtige, rohe, schreiende Ton, der Kinder und Lehrer zugleich charakterisirt, in einer Schule heimisch werden. Jede methodische Uebung beim Beginn oder im Verlaufe der Gesangstunde, bestehe sie in dem Singen eines oder mehrerer Töne, der Tonleiter, des Dreiklanges oder eines anderen Akkordes, muß darauf hinwirken, daß das Kind seine Stimme beherrschen und in die Gesetze fügen lerne, die einen guten Gesang bedingen. Die Kinder müssen die betreffenden Uebungen an- und abschwellen und in den verschiedensten Tempos und Tonstärken singen lernen; doch sollte man weder in zu hoher noch in zu tiefer, sondern nur in der mittleren Stimmenlage singen lassen, weil anhaltendes Singen in den ersteren die Kinder übermäßig anstrengt und schädlich auf den Gesundheitszustand derselben einwirkt. Zur Veredlung der Stimme bietet aber auch jedes Lied Gelegenheit. Der Lehrer muß dasselbe bei der Einübung zunächst vorspielen oder vorsingen, damit das Kind die Melodie als ein Ganzes kennen lerne. Sodann müssen die einzelnen Glieder des Liedes eingeübt und darauf der Text, wenn es nicht schon in andern Stunden geschehen ist, so klar gelegt werden, daß die Schüler im Stande sind, mit innerer Betheiligung mitzusingen. So selbstverständlich es scheint, so nothwendig gerade ist es, manche Lehrer aufmerksam zu machen, daß beim Singen eines jeden Liedes das richtige Tempo einzuhalten ist, daß Haupt- und Nebensilben durch schwächere Betonung der letzteren von einander unterschieden werden müssen, daß von zwei gebundenen Noten die erste den Hauptton hat, daß der Ton auf dem Vokal jeder Silbe gehalten werden soll, daß lange Töne an- und abschwellend, gewisse Stellen eines Liedes stark, andere halbstark oder schwach gesungen werden müssen, daß auf richtige Athmung, namentlich aber auf gute Aussprache zu halten ist u. s. w. Genug, die Schönheiten eines Liedes muß man fühlen und empfinden, schildern lassen sie sich nicht. Gerade hinsichtlich des Gesanges soll sich auch der Lehrer das Wort Göthes gesagt sein lassen:

> „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen;
> Wenn es nicht aus der Seele dringt
> Und mit urkräftigem Behagen
> Die Herzen aller Hörer zwingt."

Der ausdrucksvolle, schöne Gesang ist nur zu erreichen durch ausdrucksvolles, schönes Vorspielen oder Vorsingen seitens des Lehrers. Auch hier gründet sich aller Unterricht auf Anschauung.

Aber nicht blos zu guten Leistungen im Chore sollen die Schüler befähigt werden, sondern sie sollen auch der Forderung des Alleinsingens genügen lernen. Nicht alle Schüler sind dazu im Stande; manchem geht wirklich die Befähigung dazu ab; bei andern dagegen fehlt es an gutem Willen, oder an Muth und Unbefangenheit. Göthe sagt: „Ein Kind ist zum Gesang geneigt; man sagt ihm: Sing mir doch! — es wird bestürzt und schweigt."

Darum muß der Lehrer behutsam sein. Die Verlegenheit und Aengstlichkeit des Kindes ist ein berechtigtes Gefühl, das man achten und schonen soll. Um dennoch zum Ziele zu gelangen, pflege man das Einzelnsingen früh, lasse bank- und paarweise singen und zwar erst die dreisteren, nachher die blöderen Schüler: so wird man allmälig fast alle Schüler daran gewöhnen. Selbst wo Trotz den Mund des Kindes verschließt, wird die Strafe nur in seltenen Fällen die gewünschte Wirkung haben und darum vorsichtig anzuwenden sein. Sowohl scharfer Tadel, Spott und Hohn, als auch allzu reichlich gespendetes Lob wirken schädlich; man mache einerseits das Kind in liebreicher Weise auf seine Fehler aufmerksam, andererseits sei man sparsam mit dem Lob.

Ebenso große Schwierigkeiten, wie das Einzelsingen, bereitet dem Lehrer die Mehrstimmigkeit, und doch liegt gerade in dem harmonischen Erklingen der Stimmen ein unendlicher musikalischer Reiz. Es ist auch wohl deshalb der allgemeine Zug im Volke vorhanden, sich zu einer ihm zusagenden Melodie die nöthige Mehrstimmigkeit zu verschaffen. Aber immer sucht es sich nur eine zweite, schwerlich eine dritte oder gar vierte Stimme. Sein unverwöhntes Ohr ist durch die Zweistimmigkeit vollständig befriedigt. Daraus folgt, daß auch die Schule, die ja keine Künstler bilden will, sich mit derselben bescheiden soll, umsomehr als die Einübung einer weiteren Stimme viel zu viel Zeit und Mühe fordert und deshalb dem Umfang des Gesangstoffes allzu großen Abbruch thut. Selbst die Zweistimmigkeit wird sich nicht in jeder Schule oder Klasse, oder bei jedem Liede erreichen lassen. Choräle sollten nur einstimmig gesungen werden und Lieder nur dann zweistimmig, wenn alle Schüler sie gut einstimmig singen können. Vorschriften, die bis in's einzelnste gehen, lassen sich hier nicht machen; denn „eines schickt sich nicht für alle; sehe jeder wie er's treibe." Hauptsache ist und bleibt immer, daß die Kinder die nöthige Anzahl von Chorälen und Liedern wirklich gut, wenn auch nur einstimmig singen können. Gewisse Lieder aber sollten festes, bleibendes Eigenthum des Kindes sein, so daß es dieselben der Melodie und dem Texte nach weiß und aus dem Gedächtnisse zu singen imstande ist. Wie ganz anders entströmt der Brust ein Lied, das in Fleisch und Blut übergegangen ist, als ein aus dem Buche abgesungenes.

Niemals lasse man zu lange und anhaltend singen. Nach etwa 8—10 Minuten muß nothwendigerweise eine kleine Pause eintreten, die man durch Belehrungen über den Text oder die Melodie ausfüllen kann. Die Rücksicht auf den Gesang sowohl als auch auf die Gesundheit des Kindes fordert, daß stehend gesungen werde. Kinder, deren Gesundheitszustand es verbietet, oder solche, die sich in der Periode der Mutation befinden, sollten nicht mitsingen, aber, um doch etwas Gewinn zu haben, zuhören. Bei rauhem Wetter sollten die Kinder nicht direkt nach der Gesangstunde aus der Schule entlassen werden. Wöchentlich zwei Gesangstunden werden genügen, das Ziel dieses Unterrichtsgegenstandes zu erreichen. Manche Lehrer ziehen vor, wöchentlich nur eine Lektion zu geben, dann aber die letzten 5 oder 10 Minuten anderer Unterrichtsstunden zur Uebung im Singen und gleichzeitig zur Erfrischung und

Erholung von anderer Schularbeit zu benutzen. — Zur Ertheilung des Gesangunterrichtes ist die Violine das beste und passendste Instrument. Sie läßt sich bequem handhaben und ist mehr als jedes andere Instrument geeignet, dem Kinde das Fehlerhafte zu veranschaulichen und ihm einen guten Ton beizubringen. Ihr Ton kommt der menschlichen Stimme am nächsten, und das Bewegen des Bogens gibt den Kindern zugleich den Takt an. Erst wenn ein Lied mittelst der Geige im großen und ganzen eingeübt ist, sollte man sich des Melodeons oder des Pianos, falls die Schule dergleichen Instrumente besitzt, bedienen, um die harmonischen Schönheiten, namentlich die Modulation im Liede zur Geltung zu bringen.

Thesis I. „Der Gesangunterricht, eine Kunstübung des Ohres, der Stimme und des Taktes, soll zur Veredlung und Erheiterung des Kindergemüthes und Volkscharakters sowie zur Erweckung und Wahrung der höchsten Güter des deutschen Volkes, insonderheit aber zur Vertiefung christlich religiöser Gesinnung in demselben dienen.

Thesis II. Der Unterricht im Singen soll mit dem Eintritt des Kindes in die Schule seinen Anfang nehmen. Ein Elementar- und ein Liederkursus sollen während der ganzen Schulzeit in der Weise nebeneinander herlaufen, daß ersterer auf letzteren Bezug nimmt d. h. die Elementarübungen sollen das einzuübende Lied vorbereiten.

Thesis III. Für eigentliche Treffübungen ist in der Gemeindeschule kein Raum; von dem bewußten Singen nach Noten ist in der einklassigen Schule garnicht, in der mehrklassigen nur beschränkter Gebrauch zu machen. Hauptsache ist, daß die Schüler die in der Evangelischen Kirche gebräuchlichen Choralmelodien und gute deutsche Volkslieder erlernen.

Thesis IV. Das für die Hände der Schüler bestimmte Liederheft sollte nur einfache aber gute, den Altersstufen der Schüler entsprechende, auf die verschiedensten Verhältnisse bezugnehmende Originaltexte und -Melodien enthalten.

Thesis V. Durch eine gute Methode soll der Lehrer auf ein edles, reines, taktmäßiges und auf ein Singen mit guter Athmung, Aussprache und Betonung hinwirken und zu dem Zwecke sich selber des guten Vormachens befleißigen.

Thesis VI. Das Einzelsingen ist durch frühe Gewöhnung bei jedem dazu befähigten Kinde anzustreben.

Thesis VII. In unsern Gemeindeschulen sollten Choräle nur einstimmig, dagegen geistliche und Volkslieder auf den oberen Stufen oder Klassen zweistimmig gesungen werden; drei- oder vierstimmigen Gesang zu pflegen, liegt nicht nur außer ihrer Aufgabe, sondern hindert sie auch in der Lösung derselben.

Thesis VIII. Man lasse wöchentlich 2 Stunden stehend und in guter Haltung singen; je nach 8—10 Minuten Singens sollte eine kurze Pause eintreten; überhaupt sollte alles vermieden werden, was der Stimme und der Gesundheit der Schüler irgendwie schädlich sein könnte. Zur Einübung eines Liedes ist die Geige das beste Instrument.

Kirchliche Rundschau.

Die diesjährige Versammlung des General-Konzils fand vom 16.—21. Oktober in Monroe, Mich., statt. Dasselbe setzt sich aus folgenden Synoden zusammen: 1. Die Pennsylvania-Synode; 2. die New Yorker Synode; 3. die Pittsburg-Synode; 4. die Texas-Synode; 5. die Distrikts-Synode von Ohio; 6. die Michigan-Synode; 7. die schwedische Augustana-Synode; 8. die (jetzt ausgetretene) Holston-Synode; 9. die Canada-Synode; 10. die Indiana-Synode. Während die älteste dieser Synoden, die Pennsylvania-Synode, im Jahre 1748 organisirt wurde und einen Bestand von 220 Pastoren und 386 Gemeinden aufweist, so besteht die jüngste derselben, die Indiana-Synode aus 14 Pastoren und 30 Gemeinden; die kleinste ist sie aber darum doch nicht, denn die Holston-Synode zählt nur 13 Pastoren und 27 Gemeinden. Nicht officiell angeschlossen aber zu Delegaten mit berathender Stimme waren berechtigt: 1. die Deutsche Iowa-Synode; 2. die Norwegisch-dänische Augustana-Synode. Diese sämmtlichen zwölf Synoden umfassen 889 Pastoren, 1653 Gemeinden und 226,665 Glieder.

Das Konzil unterhält eine Heidenmission in Indien (Rajahmundry) mit vier Missionaren, zwei eingeborenen Predigern und 1156 Getauften. Die Ausgaben für die Heidenmission betrugen $10,803.06 bei einem Deficit von $423.88. Der deutsche „Missionsbote“ konnte bei einer Einnahme von $4217.19 und einem Kassenbestand von $1196.77 noch $1000 an die Missionskasse bezahlen, während der Foreign Missionary, um bestehen zu können, schon $350 aus der Missionskasse in Anspruch nehmen mußte. — Die Generalkasse des Konzils hat $887 eingenommen und $593 ausgegeben. — Die deutsche Innere Mission hat $5,442 Einnahme und $5,389 Ausgabe. Außerdem besteht noch eine englische und schwedische Innere Mission.

In Betreff der kirchlichen Anstalten wird berichtet: „Die Schweden haben alle ihre Anstalten (Schulen, Collegien, Seminare) und kirchliche Blätter und Bücher und treiben ohne Hinderniß ihre Mission. Die Iowa-Synode hat gleichfalls ihre Anstalten, Blätter u. s. w. Zwei englische Collegien sind in Allentown (Mühlenberg) und Greensville, Pa., (Thiel) und ein theol. Seminar in Philadelphia. Letzteres war ursprünglich halb deutsch und halb englisch. Jetzt ist es vorzugsweise englisch. Daran sind aber nicht die Professoren schuld und am allerwenigsten die zwei deutschen Professoren Dr. Mann und Dr. Späth. Aber da die deutschen Studenten fehlten, mußten auch die Professoren sich in die gegebenen Verhältnisse finden.

Seit mehr als einem Jahre ist jetzt eine deutsche Vorschule in Rochester durch P. Richter gegründet. Ein ganz deutsches Predigerseminar ist in Kropp, Deutschland. P. J. Paulsen hat es für das General-Konzil gegründet, hat Gebäude errichtet, Lehrer angestellt und 43 Studenten aufgenommen. Nächste Ostern sollen die Studenten der ersten Klasse ihr Examen machen und nach Amerika kommen.

Für die Berathung von agendarischen Formularen lag ein Taufformular, zunächst in deutscher Bearbeitung, vor, dessen Berathung drei Sitzungen in Anspruch nahm. „Lange Zeit verweilte die Besprechung bei „dem Zeichen des Kreuzes“ bei der hl. Taufe. Vielen waren die Worte: „Nimm hin das Zeichen des hl. Kreuzes, beide an Stirn und Brust“ unlieb. Darum einigte man sich dahin: Der Pfarrer mag, wo es üblich ist und begehrt wird, das Kreuzeszeichen machen.“ Zu einem endgültigen Beschluß kam es indeß nicht; ebensowenig wie in Sachen des „Lutherischen Kirchenblattes“, das officielles deutsches Organ des General-Konzils werden sollte. „Da aber die englischen Brüder noch nicht bereit sind und die Nothwendigkeit nicht einzusehen vermögen, auch allerlei Befürchtungen für den Frieden des General-Konzils hegen, wenn ein amtliches deutsches Organ geschaffen würde; da die schwedischen Brüder durchaus nicht in der Eile sind, da sie, wenn wir recht verstanden haben, ein Synodalorgan besitzen — so schien der geeignete Zeitpunkt der nöthigen Reife noch nicht gekommen zu sein.“

Ein unliebsamer Zwischenfall wurde dadurch herbeigeführt, daß zwei englische Prediger des General-Konzils in einer Presbyterianerkirche predigten, trotzdem das Gesuch

des betreffenden Presbyterianerpredigers, um Erlangung zweier Prediger für seine Kirche, sowohl vom Ortspastor wie vom Präsidenten des Konzils abschläglich beschieden worden war. —

Theilung der Pennsylvania-Synode. „H. und Z." berichtet: Die Gründung einer englischen Synode aus Predigern und Gemeinden der alten pennsylvanischen Synode wird wiederum angeregt. Vor etlichen Jahren ernannte die Synode ein Comite, um die Theilung derselben, resp. die Gründung einer deutschen und einer englischen Synode zu erwägen; die damit verbundenen Schwierigkeiten erschienen demselben aber zu groß, um die Ausführung des Plans empfehlen zu können. Diesen Bericht nahm die Synode 1882 in Philadelphia einstimmig an und beschloß, „daß wie in vergangenen Jahren, so auch in Zukunft, die vollen und gleichen Rechte beider Sprachen gesichert sein sollen, so daß jeder Prediger und jeder Gemeindedelegat, ob deutsch oder englisch, sich völlig frei fühlen möge, in der Synode die eine oder die andre Sprache zu gebrauchen, und die Versicherung haben möge, daß die Interessen beider Sprachen ohne irgend welche Parteilichkeit gewahrt werden sollen." Auch wurde der Name „Deutsches evang.-luth. Ministerium" dahin verändert, daß das Wort „Deutsch" wegfallen soll, und der dritte Vorschlag des Comites, demzufolge solchen Pastoren und Gemeinden, welche austreten und eine neue Synode bilden wollen, eine ehrenvolle Entlassung gegeben und ein billiger Antheil an dem Eigenthum der Synode gesichert werde, gestrichen. (Siehe Verhandlungen 1882, S. 56 ff.) Ein Mitglied dieses Comites, Pastor J. Kohler, befürwortet nun im "Lutheran" vom 16. Oktober auf's Neue die Gründung einer englischen Synode. Er theilt mit, daß eine Anzahl Pastoren und auch Gemeinden sich dahin erklärt hätten, einer solchen ausschließlich englischen Synode sich anschließen zu wollen. Dies sei denn der eine Grund für Bildung einer neuen Synode, nämlich die Sprache. Obwohl beide Sprachen gleiche Rechte in der Synode hätten, so könne nur derjenige den vollen Nutzen von den Verhandlungen haben, der beide Sprachen verstehe. Da dies bei vielen nicht der Fall sei, so könnten sie an den Verhandlungen nicht den erwünschten Antheil nehmen. Als zweiter Grund wird aufgeführt: Die Bevorzugung der bischöflichen Verfassung. Es wird darauf hingewiesen, daß Pastoren und Gemeinden viel zu unabhängig gesinnt seien, um recht zusammenzuwirken. Das Oberhaupt der neuen Synode soll kein Präses oder Superintendent sein, sondern ein Bischof, jedoch nur als Erster unter Gleichen (Primus inter Pares). Diese contemplirte englische Synode soll Drittens sich besonders dem Werke der einheimischen Mission widmen. Man hofft dieses Werk unter bischöflicher Verfassung mit mehr Energie treiben zu können, als bisher geschehen. — Wir unsrestheils befürchten, daß jetzt nicht die Zeit dazu ist, von Gründung neuer Synoden aus der alten Synode zu reden, wodurch auch die gemeinsamen Interessen mehr oder weniger gehindert würden. Man wirke erst recht zusammen, bis einmal unsre Lehranstalten auf einen bessern Fuß gesetzt sind, resp. das neue Seminar gebaut und bezahlt und die Collegeschuld abgetragen ist. Die Theilung der Synode jetzt auf's Neue zu erörtern, da dieselbe erst vor zwei Jahren von der Synode selbst beigelegt worden ist und die Synode ein Werk unternommen hat, das die vereinte Anstrengung aller Pastoren und Gemeinden erheischt, würde nur einen störenden und hemmenden Einfluß ausüben. So weit „H. und Z." Der zuerst angeführte Grund, die Verschiedenheit der Sprachen, muß allerdings eine Theilung räthlich erscheinen lassen. Aber warum will man durchaus einen „Bischof" haben, und nicht einen „Präses" 2c.? Kann man nicht einem Präses dieselben Funktionen übertragen, welche der „Bischof" als primus inter pares ausüben soll? Diesem ungestümen Dringen auf einen Bischof scheinen doch zum Theil ungehörige Ideen von Kirche und Kirchenregiment zu Grunde zu liegen, zumal Pastor Kohler im "Lutheran" von Einigen, die mit ihm die Bildung der englischen Synode befürworten, sagt: "others want the Episcopate—*the real thing and no imitations.*" (L. und W.)

Der XXIII. Congreß für innere Mission hat vom 23.—25. September in Karlsruhe getagt. Fast in allen Berathungen kam die Anschauung zur Geltung, daß die innere Mission nur in engem Anschluß an die Kirche und ihre Organe ihre Aufgabe lösen

könne, und auch von mehreren Vertretern des Staates wurde stark betont, wie der Staat den großen socialen Schäden der Zeit gegenüber der energischen Hülfe der Kirche ebensowohl wie der freien Vereinsthätigkeit bedürfe.

Am Vorabend des Festes fand die Begrüßung der Gäste statt in dem großen Saale der Festhalle, die der Stadtrath zur Verfügung gestellt hatte. Stadtpfarrer Schmidt, der Vorsitzende des Lokalcomites, eröffnete die Reihe der Begrüßenden. Der Präsident des Evang. Oberkirchenrathes v. Stößer begrüßte die Versammlung im Namen der Oberkirchenbehörde, Ministerialrath Wieland im Namen der Staatsregierung, die in dem Verein für innere Mission einen wirksamen und willkommenen Mitarbeiter sehe. Diese Begrüßungen wurden Namens des Centralausschusses für innere Mission durch Gerichtsrath v. Meyern erwiedert. Er schilderte die innere Mission als eine Dienerin, die sowohl der Kirche dienen wolle, indem sie die ihr entfremdeten Massen wieder zurückzuführen sich bemühe, als auch dem Staate sowie den Gemeinden, indem sie die sittlichen Güter zu pflegen und zu erhalten suche, ohne welche kein Staat bestehen könne.

Nach der Eröffnung durch v. Meyern brachten Prälat Doll und Geheimrath Sachs die Grüße und Segenswünsche des Großherzogs und der Großherzogin. Sodann folgte das Referat des P. v. Bodelschwingh über Arbeiterkolonien und Verpflegungsstationen. Die Arbeitslosigkeit, so führte der Redner aus, sei die Ursache großen leiblichen und geistlichen Elends. Dem müsse durch die barmherzige Liebe gesteuert werden. Keiner, der arbeiten wolle, solle mit Recht sagen können, er hätte gerne gearbeitet, aber man habe ihm keine Arbeit gegeben. Auch solle Keiner gezwungen sein, in die Pestluft der Vagabundenherbergen einzutreten. Das Erstere bezweckten die Arbeiterkolonien, das Letztere die Verpflegungsstationen und die Herbergen zur Heimath.

Am zweiten Tage fanden Spezialconferenzen statt, in denen der Kampf wider die Trunksucht, die Frage der Frauenarbeit in Fabriken, und die Jünglingsvereinssache behandelt wurde. In Beziehung auf die erste Frage wurde namentlich darauf hingewiesen, daß staatliche Maßregeln nur dann recht wirksam sein könnten, wenn sie mit socialer Hülfe Hand in Hand gingen und auch von Seiten der höheren Stände ein gutes Beispiel gegeben werde.

Am dritten Tage wurde in einer Spezialconferenz über Stadtmission und in der zweiten Hauptversammlung über die Frage verhandelt: „Wie kann die volksthümliche Wirksamkeit der evangelischen Kirche durch die innere Mission gefördert werden?"

Anläßlich dieses Congresses ist eine Festschrift erschienen, die unter dem Titel: „Die innere Mission in Baden" eine vollständige Uebersicht über die Arbeiten auf diesem Gebiet gibt. Wenn auch in einer Schrift von nur vier Bogen kein Eingehen in Einzelheiten möglich ist, so ist dieselbe gerade durch den Ueberblick, den sie gewährt, interessant; für uns vielleicht um so mehr, als der äußere Umfang der evang. Kirche in Baden dem unsrer Synode ungefähr gleichkommt.

Die öffentliche Versammlung der Diaspora-Conferenz fand unter außerordentlich erfreulicher Theilnahme am 15. Oktober im Vereinshause zu Leipzig statt. General-Superintendent Dr. Trautvetter aus Rudolstadt eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, in welcher er die Ziele und Bestrebungen der Diaspora-Conferenz und die Aufgaben der evang. Kirche gegenüber den ausländischen Gemeinden entwickelte. Der Name Diaspora-Conferenz rührt daher, daß zuerst nur Diaspora-Geistliche zu diesem Verein zusammentraten. Aber immer weiter haben sich ihre Beziehungen ausgedehnt, und immer größere Aufgaben sind ganz ungesucht an dieselbe herangetreten. Die Bestrebungen der Diaspora-Conferenz sind überall im Auslande, an den Gestaden des Stillen Oceans, in den einsamen Wäldern Brasiliens und in den fernen Thälern des Kaukasus auf's herzlichste begrüßt und dankbar anerkannt worden.

Pastor Dr. Borchard aus Ummendorf bei Eisleben, der im Auftrage der Diasporal Conferenz die deutschen Gemeinden in Transkaukasien und im Innern der Krim besucht hatte, führte in das rege kirchliche und deutsche Leben der transkaukasischen Gemeinden, Lichtpunkte an den Grenzen des Tatarenlandes, Oasen kirchlicher Zucht und Sitte. Mit besonderer Wärme verweilte der Redner bei seinem Besuche des alten armenischen Klo-

fters Etschmiadzin. In Transkaukasien sind mehrere anerkannte armenisch-lutherische Gemeinden in Baku Schemacha, Gokshai, außerdem eine größere Anzahl zerstreuter armenisch-protestantischer Kreise. Aber nicht darauf komme es an, besondere Gem in den zu gründen, sondern die Theilnahme wolle er erwecken für die Neubelebung des armenischen Volkes und der armenischen Kirche. In Etschmiadzin, wo er überaus freundliche Aufnahme fand, hatte er ein längeres Gespräch mit dem Archimandriten Hair Korene. Derselbe war ganz entschieden für die Verbreitung der Bibel in neu-armenischer Sprache, für die bessere Ausbildung des Klerus und für Volksschulen im armenischen Volke.

In der Spezialconferenz gab der Schriftführer eine Uebersicht über die deutschen evangelischen Gemeinden in Süd-Afrika, Australien, Süd-Amerika und Süd-Rußland. Superintendent Dr. Zschimmer gab auf Grund eines Briefes des Pastors Nicum in Syracuse im Staate New York eine interessante geschichtliche Uebersicht über die Entwickelung der lutherischen Kirche in den Vereinigten Staaten, insbesondere das General-Council. Die Conferenz beschloß, den Brief des Pastor Nicum zu veröffentlichen. Ein Brief des Pastor Katt aus Terre Haute, Ind., über die Missouri-Synode wurde verlesen. Die Conferenz nimmt jede Berichtigung mit Dank an, sie kann sich aber auf den Streit der verschiedenen Körperschaften in den Vereinigten Staaten nicht einlassen.

Im Anschluß an die Spezialconferenz wurden einige Jünglinge an das Prediger-Seminar der deutschen evang. Synode von Nord-Amerika bei St. Louis (früher Marthasville) und an das unter Leitung des Prof. Dr. Giese stehende lutherische Prediger-Seminar bei Chicago ausgesandt. Alle diese waren von ihren Geistlichen und Lehrern auf's wärmste empfohlen und nach der gewissenhaften persönlichen Prüfung des Vorstandes als tüchtig befunden worden. Vierunddreißig Jünglinge hatten sich zur Aussendung an nordamerikanische Prediger-Seminare gemeldet. Von diesen wurden 14 zur Berücksichtigung empfohlen; drei wurden einheimischen Anstalten zugewiesen, zwei werden im nächsten Frühjahr ausgesandt. Die umfangreiche Arbeit der Diaspora-Conferenz hat der Vorstand mit sehr geringen Mitteln verrichtet; die nothwendigen Mittel aber haben sich bisher gefunden, ohne daß der Vorstand kollektirt oder öffentlich gebeten hat.

Schulnachrichten.

Eine kurze Uebersicht über die deutschen evangelischen Gemeindeschulen in Chicago und St. Louis.

In **Chicago** bestehen jetzt sieben deutsche evangelische Gemeinden, deren jede derselben durch Gründung und Pflege einer deutschen evangelischen Gemeindeschule es entschieden anerkennt, daß unsere deutschen evangelischen Gemeinden nur durch deutsche evangelische Gemeindeschulen sich fortbauen und fortbestehen können, und daß eine deutsche evangelische Gemeinde ohne die Gründung und Pflege einer solchen Gemeindeschule keine Zukunft hat.

Die Gemeindeschule der Pauls-Gemeinde besteht aus einer Classe mit einem Lehrer; die der Petri-Gemeinde umfaßt fünf Classen mit fünf Lehrern; die der Salems-Gemeinde zählt zwei Classen mit zwei Lehrern; die der Zions-Gemeinde besteht aus drei Classen mit drei Lehrern; die der Johannis-Gemeinde hat eine Classe mit einem Lehrer; die der Immanuels-Gemeinde zählt zwei Classen mit zwei Lehrern; die der Bethlehems-Gemeinde hat eine Classe mit einem Lehrer.

Alle oben genannten Gemeinden haben **eigene** Kirchen und Schulhäuser. Die letztgenannte Gemeinde baut eine Kirche mit Schule für $42,000, welches Gebäude bis Weihnachten fertig sein soll. — Zwei neue Gemeinden, die Ebenezer-Gemeinde und die Dreieinigkeits-Gemeinde, sind im Werden begriffen; die erstere hat schon eine Gemeindeschule gegründet, die von einem Lehrer bedient wird.

Nach Obigem arbeiten jetzt 16 Lehrer in Chicago an deutschen evangelischen Ge-

meindeschulen. Diese 16 Lehrer halten monatlich eine Local-Conferenz mit Referaten und Lehrproben, an welcher Conferenz sich auch die Lehrer Brott und Krusche aus Elmhurst betheiligen.

In St. Louis bestehen gegenwärtig zehn deutsche evangelische Gemeinden, die sämmtlich durch Gründung und Pflege deutscher evangelischer Gemeindeschulen das Bedürfniß derselben zum Fortbaue und Fortbestehen der deutschen evangelischen Gemeinden anerkennen. — Die Gemeindeschule der Petri-Gemeinde besteht aus drei Classen mit drei Lehrern; die der Marcus-Gemeinde hat eine Classe mit einem Lehrer; die der Pauls-Gemeinde zählt zwei Classen, bedient von einem Lehrer und einer Lehrerin; die der Johannis-Gemeinde umfaßt vier Classen mit vier Lehrern; die der Friedens-Gemeinde besteht aus drei Classen, bedient von zwei Lehrern und einer Lehrerin; die der Jakobi-Gemeinde, ein Filial von der Friedens-Gemeinde, hat eine Classe mit einem Lehrer; die der Zions-Gemeinde besteht aus zwei Classen mit zwei Lehrern; die der Bethania-Gemeinde hat eine Classe mit einem Lehrer; die der Lucas-Gemeinde hat eine Classe mit einem Lehrer; die der Matthäus-Gemeinde hat eine Classe mit einem Lehrer.

Sämmtliche deutsche evangelische Gemeinden in St. Louis haben ihre eigenen Kirchen und Schulhäuser.

Nach Obigem arbeiten jetzt 17 Lehrer und zwei Lehrerinnen in St. Louis an deutschen evangelischen Gemeindeschulen. Wäre aber das Interesse aller Gemeindeglieder der deutschen evangelischen Gemeinden in St. Louis für die Gemeindeschule ein recht warmes und thätiges, so würden statt 17 wohl 27 bis 30 Lehrer an den deutschen evangelischen Gemeindeschulen in St. Louis in voller Thätigkeit sein können.

Der dritte deutsche evangelische Schulcongreß hat vom 30. September bis 3. Oktober in Stuttgart getagt und war von etwa 1000 Theilnehmern aus ganz Deutschland besucht.

Am 1. Oktober fand die erste Hauptversammlung statt. Auf der Tagesordnung stand „Die Einheit der Schule." Das umfassende und tiefdurchgedachte Referat des Direktors der Frankeschen Stiftungen zu Halle a. d. S., Dr. Frick, wurde durch das populärer gehaltene Correferat des Rectors Horn von Orsoy ergänzt, indem er zugleich darlegte, wie eine innigere Fühlung zwischen den Lehrern der verschiedenen Schulen auch der Volksschule zu Gute kommen würde. —

Nachmittags um 2 Uhr trat der Congreß kaum weniger zahlreich als am Morgen zur zweiten Hauptversammlung zusammen, um über „Hebung des Sinnes für Autorität in der Jugend" zu verhandeln. Es war kein erfreuliches Bild, welches der Referent, Professor Meyer von Hersfeld, von einem Theile der heutigen Jugend entwarf, und in der That ist namentlich auf die Pietät der Jugend in den höheren Schulen oft ein giftiger Mehlthau gefallen. An seinen durch Beispiele aus dem Leben reich illustrirten Vortrag schloß sich ein gleich lichtvolles Correferat des Prof. Dr. Kittel in Stuttgart. Die beiden Fragen: „Ist die Autorität überhaupt der Aufrechthaltung werth, und wodurch wird sie aufrecht erhalten?" wurden an der Hand von 10 Thesen beantwortet. An der sich an einzelne dieser Thesen anknüpfenden Discussion betheiligten sich Dekan Kübel, Schulrath Wangemann zu Cölln bei Meißen, Dr. von Burk und Dr. Leimbach, und mit der Annahme der aufgestellten Sätze schlossen die Verhandlungen des ersten Tages. —

Um 6 Uhr riefen die Glocken zum Festgottesdienst in der überfüllten Stiftskirche. Der Verein für klassische Kirchenmusik eröffnete denselben mit dem Chor aus Händels Messias: „Würdig ist das Lamm," die Gemeinde sang: „Fahre fort, fahre fort," Professor Kübel von Tübingen hielt eine mächtig an die Herzen und Gewissen dringende Predigt über 1 Cor. 3, 11—15, Alle, die Arbeiter sein wollen am Werke des Herrn, mahnend, getrost und ernst zu sein im Blick auf den Grund, der gelegt ist, auf die Bauten, die auf diesem Grunde errichtet sind, auf den Tag des Feuers, den Tag des Herrn.

Der zweite Tag brachte für die dritte Hauptversammlung eine Verhandlung über die Centralfrage aller evangelischen Volksschulpädagogik: „Was kann und soll die Schule thun, Bibelkenntniß und Bibelverständniß, sowie Liebe zur heiligen Schrift unter den Schülern zu wecken und zu fördern?" Mit der Freudigkeit eines in gesegneter Arbeit stehenden Practikers referirte Institutslehrer Dietrich jun. aus Stuttgart in so eingehender Weise, daß der Correferent, Mittelschullehrer Gerloff aus Wenigerode, nur ungern nach ihm noch das Wort ergriff. Gleichwohl gelang es ihm, dem Gegenstand noch neue Seiten abzugewinnen, und die Discussion, die noch in die vierte Hauptversammlung hinübergeleitet wurde, griff so tief in die Schulpraxis ein, daß Pfarrer Reimuth diese Besprechung „die Krone aller Verhandlungen" des diesmaligen Congresses nannte. Das Schlußwort sprach Hofkaplan Dr. Braun aus Stuttgart. Die Versammlung sang Zinzendorf's: „Herz und Herz vereint zusammen." — Sämmtliche evangelischen Lehrer- und Schulvereine Deutschlands — 30 an der Zahl — haben sich dem evang. Schulcongreß angeschlossen.